This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 855,359

FROM·THE·LIBRARY·OF
FRANCIS·WILLEY·KELSEY
PROFESSOR·OF·THE·LATIN
LANGUAGE·AND·LITERATURE
UNIVERSITY·OF·MICHIGAN·1889-1927
LATIN·DEPARTMENT

FRANCIS W. KELSEY
826 TAPPAN ST.
ANN ARBOR, MICHIGAN

Darſtellungen

aus der

Sittengeſchichte Roms

in der Zeit

von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine.

Von

Ludwig Friedlaender.

Siebente, neu bearbeitete Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1901.

DG
78
.F821
1901
v.2

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite

I. Die Schauſpiele . . . . . 1—135

Allgemeines S. 3—21. 1. Der Circus S. 22—44. 2. Das Amphitheater S. 44—95. a. Die Gladiatorenſpiele S. 45—66. b. Die Thierhetzen S. 66—78. c. Die Naumachien S. 78—80. Schlußbetrachtung S. 80—95. 3. Das Theater S. 95—123. 4. Das Stadium S. 123—135.

II. Der Luxus . . . . . 137—241

Allgemeines S. 139—153. 1. Der Tafelluxus und die Einführung von Nahrungsmitteln aus dem Auslande S. 153—181. 2. Der Luxus der Tracht und des Schmucks S. 181—193. 3. Der Luxus der Wohngebäude S. 193—210. a. Städtiſche Paläſte S. 193—201. b. Villen und Gärten S. 201—210. 4. Der Luxus der häuslichen Einrichtung S. 210—220. 5. Der Luxus der Todtenbeſtattungen S. 220—228. 6. Der Sklavenluxus S. 228—231. Schluß S. 231—241.

III. Die Künſte . . . . . 243—370

1. Architektur, Sculptur und Malerei S. 245—345. a. Zwecke und Verwendung der Architektur S. 245—273. b. Verwendung und Zwecke der Plaſtik und Malerei S. 273—345. α. Decorative Kunſt S. 273—284. β. Monumentale Kunſt S. 284 bis 311. γ. Religiöſe Kunſt S. 311—315. c. Der Kunſtbetrieb S. 315—332. d. Die Künſtler S. 332—335. e. Der Kunſtſinn S. 335—345. 2. Die Muſik S. 346—370.

IV. Die ſchöne Litteratur, Poeſie und Kunſt der Proſa . . . . 371—440

V. Die religiöſen Zuſtände . . . . . 441—548

1. Der Götterglaube S. 447—513. 2. Judenthum und Chriſtenthum S. 513—548.

VI. Die Philoſophie als Erzieherin zur Sittlichkeit . . . . . 549—603

VII. Der Unſterblichkeitsglaube . . . . . 604—632

Anmerkungen zu den in dieſer Auflage gemachten Zuſätzen . . . 632—638

Regiſter . . . . . 639—653

I.

Die Schauſpiele.

Allgemeines.

Für jeden Versuch, die Kultur der römischen Kaiserzeit zu schildern, ist eine möglichst umfassende Anschauung der Schauspiele unentbehrlich; nicht bloß, weil sie den besten Maßstab für die Großartigkeit des damaligen Rom geben, sondern weil sie in so hohem Grade und in so vielen Beziehungen für die geistigen und sittlichen Zustände der Weltstadt charakteristisch sind.

Die Schauspiele, ursprünglich größtentheils zur Verherrlichung von Götterfesten eingeführt, hatten ihre religiöse Bedeutung längst so gut wie völlig verloren. Schon in der spätern Zeit der Republik waren sie das wirksamste Mittel zur Erwerbung der Volksgunst gewesen, und so benutzten sie auch die Kaiser, um das Volk in guter Stimmung zu erhalten. Augusts, so wird erzählt, machte einst dem Pantomimen Pylades Vorwürfe wegen seiner Rivalität gegen einen Kunstgenossen, und Pylades durfte antworten: „Es ist dein Vortheil, Cäsar, daß das Volk sich mit uns beschäftigt." Doch nicht bloß der Zweck, den Interessen der Menge diese Richtung zu geben, wurde völlig erreicht, auch ihre Herzen gewannen prachtvolle Schauspiele den Kaisern am sichersten. Diese wußten ebensogut als Ludwig XIV, wie sehr die Bewunderung den Völkern die volle Hingebung an den Willen der Monarchen erleichtert; ebensogut als Napoleon, daß man immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse; auch ihnen waren Pracht und Aufwand in Festen und Schauspielen wie in Bauten unentbehrliche Herrschermittel und haben ihre Wirkung in vollem Maße gethan. Selbst Caligula war, wie Josephus sagt, in Folge der Thorheit des Volks geehrt und beliebt; namentlich den Weibern und der Jugend war sein Tod unerwünscht, da sie durch das, was der Pöbel liebt, Fleischvertheilungen, Schauspiele und Gladiatorenkämpfe gewonnen waren, welches Alles angeblich aus Rücksicht auf die Menge geschah, während wenigstens die letztern doch nur den Zweck hatten, den Blutdurst seiner Raserei zu sättigen. Daß Neros Andenken im Volke so lange fortlebte, daß man seinen Tod nicht glaubte, seine Wiederkehr noch dreißig Jahre später hoffte und wünschte, daß mehr als ein Pseudonero auftreten konnte, erklärt Dio von Prusa aus seiner verschwenderischen Freigebigkeit, die sich aber eben in seinen Schauspielen am großartigsten bewährte. In seiner Schilderung der Stimmung Roms nach seiner Ermordung sagt Tacitus, der gemeine Haufe, an den Circus und die Theater gewöhnt, sei niedergeschlagen und nach Gerüchten begierig gewesen. Otho wurde in den Schauspielen als Nero begrüßt und lehnte diese Benennung nicht ab, um sich die Gunst der Menge zu erhalten.

Aber die Schauspiele hingen bald nicht mehr von dem Belieben der allmächtigen Weltherrscher ab. Sie waren in dem kaiserlichen Rom schnell zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden. In der Bevölkerung der Hauptstadt war das Proletariat überwiegend, und dieser Pöbel war wilder, roher und verdorbener als in modernen Weltstädten, weil hier wie nirgend der Auswurf aller Nationen zusammenfloß, und doppelt gefährlich, weil er großentheils müßig war. Die Regierung sorgte durch die großen, regelmäßigen Getreideverteilungen für seinen Unterhalt, und die Folge war, daß sie auch die Sorge für seinen Zeitvertreib übernehmen mußte. In einem unter Sallusts Namen an Cäsar gerichteten Schreiben über die Neuordnung des Staates (einem etwa zu Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts verfaßten Schulaufsatz) heißt es, der Regent müsse darauf bedacht sein, daß der durch Geschenke und Staatskorn bestochene Pöbel seine Beschäftigung habe, durch welche er von Schädigung des öffentlichen Wohles abgehalten werde. Diese Beschäftigung gewährten ihm die Schauspiele. Die bekannten Worte, mit denen Juvenal die Wünsche des Volkes zusammenfaßt, das einst die höchste Gewalt, Fasces, Legionen, kurz Alles vergab, Panem et circenses, sind nur Wiederholung eines ältern offenbar als schlagend anerkannten und daher allgemein gebrauchten Ausspruchs. Wie es scheint, war derselbe zuerst in Bezug auf Alexandria gethan worden: man müsse der Bevölkerung der Stadt viel Brot und die Schau von Wettrennen vorwerfen, denn um alles Uebrige kümmere sich dort Niemand. Auf Rom hat dies vielleicht Trajan zuerst angewendet. Brot und Spiele wurden in Rom bald nicht mehr als Gnade der Regierung, sonderu als Recht des Volkes angesehn; jede neue Regierung mußte wohl oder übel die Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger antreten, und in Pracht und Großartigkeit dieser Feste haben die besten Kaiser mit den schlechtesten gewetteifert.

Auguſt „übertraf alle durch Häufigkeit, Mannigfaltigkeit und Pracht seiner Schauspiele", und sowol die Ausführlichkeit, mit der er in der Denkschrift über sein Leben von denselben Bericht gibt, als auch seine umfassenden und eingehenden hierauf bezüglichen Anordnungen zeigen, welche Wichtigkeit der Begründer der Monarchie dem Gegenstande beilegte. Der karge Vespasian baute das größte Amphitheater der Welt; der Werth des im Jahre 1756 am Colosseum noch vorhandenen Travertins wurde von Sachverständigen nach damaligen Preisen auf 2218065 Scudi = 16894851 Francs geschätzt, die Kosten des gesammten Mauerwerks kürzlich von einem italienischen Architekten auf 5 Millionen Scudi veranschlagt. Allerdings mag das Baumaterial größtentheils durch die Demolierung des goldenen Hauses gewonnen sein. Doch machte Vespasian auch für Schauspiele einen ungeheuren Aufwand, den Titus vielleicht noch überbot. Vielleicht am eifrigsten sorgte Trajan für die Befriedigung der Schaulust der Römer. Man müsse es aus der höchsten Staatsweisheit ableiten, sagt ein späterer Schriftsteller, daß dieser Fürst selbst Tänzer und die übrigen Künstler der Bühne, des Circus und der Arena nicht unbeachtet gelassen habe, da er wol wußte, daß das römische Volk vorzüglich an zwei Dingen hänge, an Brot und Schauspielen;

daß die Trefflichkeit der Herrschaft sich nicht weniger in Kurzweil als im Ernst erweise; daß zwar der Ernst mit größerem Schaden, die Kurzweil aber zu größerer Unzufriedenheit verabsäumt werde; daß sogar Geldvertheilungen mit minder heftigem Verlangen erstrebt werden, als Schauspiele; daß durch Geld- und Getreidevertheilungen nur ein Theil des Volks und zwar jeder Einzelne besonders beruhigt werde, durch Schauspiele aber das ganze Volk in seiner Gesammtheit. Selbst der Stoiker Marc Aurel gewann es über sich, prächtige Schauspiele zu geben, und verordnete, daß in seiner Abwesenheit für die Belustigungen des Volks durch die reichsten Senatoren gesorgt werde. Auch Severus (nach Hadrian der habgierigste aller Kaiser) ließ sich durch seine Geldgier nicht abhalten, zu diesem Zweck kolossale Summen zu opfern. Die einzige Ausnahme macht auch hier Tiber, der seine gründliche Verachtung des Pöbels am auffälligsten dadurch bewies, daß er überhaupt keine Schauspiele gab. Andre begnügten sich, was Tiber ebenfalls that (namentlich durch Verkürzung des Soldes der Schauspieler und Festsetzung einer höchsten Zahl der Fechterpaare in den Gladiatorenspielen) dem übermäßigen Aufwande ein Ziel zu setzen, wie August, Nerva (der viele circensische und andre Schauspiele aufhob), Antoninus Pius und Marc Aurel, welche beide die Gladiatorenspiele (der letztere auch die Schenkungen an die Schauspieler) einschränkten. Die öftere Wiederholung dieser Verordnungen zeigt schon allein, daß sie wenig fruchteten.

Auch insofern erhielten die Schauspiele in der Kaiserzeit eine neue Bedeutung, als sie dem Volke die Möglichkeit boten, sich in Masse zu versammeln und in Gegenwart des Kaisers seine Stimmungen, Abneigungen und Zuneigungen, seine Wünsche, Bitten und Beschwerden laut werden zu lassen; und diese Kundgebungen wurden mit einer sonst nirgend geübten Nachsicht geduldet (im Circus und Theater war nach Tacitus die Ausgelassenheit des Volkes am größten); durch den gänzlichen Mangel sonstiger Gelegenheiten zu öffentlichen Kundgebungen erhielten sie eine um so größere Wichtigkeit.

Zunächst gehörten dazu die Begrüßungen beim Erscheinen der Kaiser und andrer hoher Personen. Es ist bekannt, welchen Werth schon in der Republik die Staatsmänner dem Empfange beilegten, der ihnen im Theater ward; wie erfreut Cicero war, wenn er bei Schauspielen und Gladiatorenkämpfen „wunderbare Manifestationen ohne jede Beimischung der Hirtenflöte davon trug". Ausnahmsweise wurde auch einem Dichter eine solche Ehre zu Theil: als einst im Theater Verse von Virgil recitiert wurden, erhob sich das ganze Volk und begrüßte den anwesenden Dichter ebenso ehrfurchtsvoll wie August. Unter den Kaisern werden solche Begrüßungen, wenn sie auch bei Privatpersonen vorkommen mochten (mit Ausnahme der Festgeber selbst), sich in der Regel auf die kaiserliche Familie und die höchstgestellten und dem Kaiserhause am nächsten stehenden Personen beschränkt haben. Das versammelte Volk empfing die hohen und höchsten Personen mit allgemeiner Erhebung von den Sitzen und Klatschen (schon August mußte sein Mißfallen bezeigen, daß seine noch im Knabenalter befindlichen Enkel so geehrt wurden); mit

Schwenken von Tüchern (die Aurelian zu diesem Zweck dem Volke schenkte) und Zurufen von Ehrennamen und Glückwünschen, die zum Theil stehend waren und vielmals wiederholt, oft auch nach damaliger Sitte in bestimmten Melodieen taktmäßig abgesungen wurden.

Auch die Kaiser benutzten gern die Schauspiele als die besten Gelegenheiten, mit dem versammelten Volke persönlich zu verkehren und seine Zuneigung durch Huld und Herablassung zu gewinnen. Je mehr sie sich volksfreundlich zu zeigen wünschten, desto öfter erschienen sie bei eignen und fremden Schauspielen. Selbst Tiber that das letztere häufig im Anfange seiner Regierung trotz seiner Abneigung gegen derartige Belustigungen, theils um, wie Dio sagt, den Festgebern eine Ehre zu erweisen, theils um die Menge in Ordnung zu halten und ihr seine Theilnahme an ihrem Vergnügen zu bezeigen. August hatte das Volk daran gewöhnt, dies von dem Kaiser zu erwarten. So oft er ein Schauspiel besuchte, beschäftigte er sich mit nichts Anderm, sei es, sagt Sueton, um den Tadel zu vermeiden, der Cäsar betroffen hatte, weil er dort Depeschen und Eingaben las und beantwortete, sei es aus Schauluſt, von der er keineswegs frei war, wie er öfter offen bekannte. Wie Cäsar, so hatte auch Mare Aurel die Gewohnheit, im Schauspiel zu lesen, Audienz zu geben und zu unterschreiben, weshalb er oft vom Volke mit Witzreden geneckt wurde. Nero schaute anfangs den Spielen liegend aus den Fenstern einer ganz geschlossenen Loge zu, später auf dem offenen Podium, wobei er sich seiner Kurzsichtigkeit halber eines geschliffenen Smaragds bediente. Doch wurde, wahrscheinlich von Domitian, wieder eine kaiserliche Loge hergestellt; Plinius lobt Trajan, daß er sie bei seinem Ausbau des großen Circus habe eingehn lassen: „deine Bürger werden also deinen Anblick haben, wie du den ihren; es wird vergönnt sein, nicht bloß die Loge des Fürsten zu sehn, sondern den Fürsten selbst, in voller Oeffentlichkeit, unter dem Volke dasitzend."

Die Herablassung, Güte, selbst Zuvorkommenheit der Kaiser gegen das Volk bei den Schauspielen heben die Geschichtschreiber und Biographen oft hervor; das Gegentheil wird von wenigen berichtet. Das brutale Vergnügen, das Claudius an den Schlächtereien der Arena fand, gab selbst in Rom Anstoß; doch weil er im Schauspiel sehr leutselig war, alle Wünsche gewährte und sich zu seinen Ankündigungen und Antworten möglichst wenig der Herolde bediente, sondern sie auf Tafeln schreiben und umhertragen ließ, wurde er sehr gelobt. Als der seinem Herrn entlaufene und deshalb zur Zerreißung durch wilde Thiere verurtheilte Sklave Androclus von dem Löwen, dem er einst in Africa einen Dorn aus dem Fuß gezogen, in der Arena wieder erkannt und geschont worden war, wurde auch dieses ganze Ereigniß, wie der Alexandriner Apio als Augenzeuge berichtet, sofort auf eine Tafel geschrieben, die man im Circus umhertrug, um das Volk damit bekannt zu machen. Claudius zählte auch die Goldstücke, welche die Sieger als Lohn erhielten, zugleich mit den Zuschauern an den Fingern ab, und forderte dieselben oft zur Heiterkeit auf, wobei er sie wiederholt „meine Herren" nannte und ihnen abgeschmackte Scherze zum Besten gab. Auch Titus

kam allen Wünschen entgegen, er nahm für eine Gattung der Gladiatoren mit Partei und neckte wie einer aus dem Volke die Gegenpartei mit Wort und Geberde, doch ohne daß die Majestät oder die Billigkeit (gegen die Fechter) darunter litt. Domitian dagegen zeigte sich im Schauspiel öfter herrisch und schroff; man durfte nicht wagen, gegen seine Fechter Partei zu nehmen. Trajan stellte die frühere Freiheit wieder her und bewies sich überhaupt in jeder Beziehung gütig. Strenger war Hadrian, der sogar einmal, wie Domitian, dem Volke, das mit Ungestüm etwas verlangte, durch den Herold Schweigen gebieten ließ, ohne es einer Antwort zu würdigen. Gallienus ließ einem Stierkämpfer einen Kranz überreichen, der zehn Stöße auf einen sehr großen Stier geführt hatte, ohne ihn zu erlegen; als ein Murren entstand, ließ er durch den Herold sagen: einen Stier so oft zu verfehlen, ist nicht leicht.

Die Wünsche, die vom Volke geäußert und von den Kaisern gewährt wurden, bezogen sich zunächst und hauptsächlich auf die Schauspiele selbst. Die Zuschauer begehrten irgend eine bestimmte Aufführung oder Gattung von Wettkämpfen, das Auftreten berühmter Gladiatoren, die Entlassung eines tapfern Fechters, die Freigebung eines Schauspielers oder Wagenlenkers, (die großentheils dem Sklavenstande angehörten), die Begnadigung eines zum Kampfe mit den Thieren verurtheilten Verbrechers. So erfolgte auf allgemeines Verlangen die Begnadigung und Freilassung jenes Androclus, der darauf seinen Löwen an einem dünnen Seile führend von einer Taberne zur andern umherzog; überall beschenkte man ihn mit Geld und bestreute den Löwen mit Blumen. Auch Verbrecher, die sich im Thierkampf tapfer erwiesen und die Thiere getödtet hatten, wurden zuweilen dem Volke zu Gefallen, das für sie bat, begnadigt und beschenkt. Freilassungen von Sklaven, zu denen dasselbe den Besitzer durch stürmische Zurufe gezwungen hatte, erklärte Marc Aurel für ungültig. Zuweilen wurden die Kaiser selbst angegangen, Sklaven andrer Herren freizulassen. Tiberius gewährte eine solche für einen Schauspieler gethane Bitte nur nach erfolgter Einwilligung des Herrn, Hadrian schlug die Bitte um Freilassung eines ihm nicht gehörigen Wagenlenkers ab und ließ die auf eine Tafel geschriebene abschlägige Antwort umhertragen. Seit Tiber genöthigt worden war, einen Komöden Actius freizugeben, vermied er die Schauspiele, um nicht mit Forderungen belästigt zu werden.

Denn auch sonstige Bitten der verschiedensten Art wurden den Kaisern vorgetragen, weil hier Abweisungen nur selten und ausnahmsweise erfolgten. Josephus betrachtet die Gewißheit, hier keine Fehlbitte zu thun, als einen Hauptgrund dafür, daß die Römer so großen Werth auf die Circusspiele legten. Doch bei den im Jahr 9 n. Chr. gegebenen Triumphalspielen baten die Ritter August vergebens um Aufhebung des neu erlassenen strengen Ehegesetzes. Bei einer großen Theuerung im Jahre 32 wurden mehrere Tage hindurch im Theater Forderungen des Volkes laut, und zwar mit größerem Ungestüm, als gegen den Kaiser gewöhnlich war. Als Tiber eine von Agrippa vor seinen Thermen aufgestellte Lysippische Statue, den Athleten mit dem Schabeisen, in seinen Palast hatte schaffen lassen, verlangte das Volk sie im Theater

lärmend zurück, und Tiber gab sie heraus, obwohl er an ihr besonderes Gefallen fand. Caligula wurde im Circus kurz vor seiner Ermordung vom Volke um Ermäßigung des Steuerdrucks angegangen, worüber er so in Wuth gerieth, daß er die lautesten Schreier ergreifen und tödten ließ. Als Palfurius Sura, den Domitian aus dem Senat gestoßen hatte, im Capitolinischen Agon den Preis als Redner erhielt, bat die ganze Versammlung einstimmig um Herstellung seines Standes, doch vergeblich. So sehr waren solche Rufe der im Schauspiel versammelten Menge als Ausdruck der Volkswünsche anerkannt, daß Titus während seiner Verwaltung der Militärpräfektur, um Hinrichtungen von Personen zu rechtfertigen, die ihm verdächtig waren, Leute im Theater vertheilte, die sie verlangen mußten. Unter Galba verlangte das Volk im Circus und Theater unaufhörlich die Hinrichtung des Tigellinus, bis der Kaiser es durch ein Edict zur Ruhe verwies. Bekanntlich erfolgten auch die Ausbrüche feindseliger Gesinnung gegen die Christen in den spätern Jahrhunderten vorzugsweise im Circus und Amphitheater.

Aber nicht bloß Bitten und Beschwerden des Volks wurden in den Schauspielen laut, auch seiner Spottlust scheint in der Regel eine gewisse Freiheit gestattet worden zu sein, und zwar durfte sie sich nicht allein gegen Privatpersonen, sondern selbst gegen die Kaiser richten. Nicht selten ertönte der Circus von Schmähungen und Verwünschungen gegen die Beherrscher der Welt, da hier Einzelne die Schwierigkeit der Entdeckung, größere Massen das Bewußtsein ihrer Anzahl die Gefahr solcher Verwegenheit vergessen ließ. Tertullian, welcher dergleichen wiederholt erwähnt, fragt: was ist bitterer als der Circus, wo sich nicht einmal die Kaiser oder ihre Mitbürger schonen? Der Kaiser Macrinus war wegen seiner Grausamkeit verhaßt; wie der alte Etruskerfürst Mezentius, ließ er Verurtheilte mit Leichen zusammenbinden und so umkommen. Als sein Sohn Diadumenus, ein wegen seiner Schönheit allgemein beliebter Knabe, im Circus mit lautem Beifall begrüßt wurde, rief man ihm mit Virgilischen Versen zu: „Der herrliche Jüngling, werth daß nicht ein Mezentius wäre sein Vater!" Diocletian feierte die zwanzigjährige Feier seiner Regierung in Rom am 20. Nov. 303; doch er konnte, wie ein christlicher Autor sagt, die Freimüthigkeit des römischen Volkes (d. h. ohne Zweifel die Aeußerung derselben bei den Schauspielen) nicht ertragen, und verließ Rom schon im Dezember. Dagegen ergötzte sich Constantius II bei seinem Besuche Roms im Jahr 357, als er Circusspiele gab, oft an dem Witze des Volks, „das weder übermüthig war noch die angeborne Freimüthigkeit aufgab, wobei er auch selbst achtungsvoll das gebührende Maß beobachtete". Noch im Jahr 509 schrieb Cassiodor: „Was immer im Circus von dem frohen Volke gesagt wird, gilt nicht als Beleidigung. Der Ort entschuldigt die Ausschreitung. Wird ihre Redseligkeit geduldig aufgenommen, so steht sie selbst den Kaisern wohl an." Natürlich richtete der Spott der Menge sich auch gegen Privatpersonen, namentlich allgemein bekannte und unbeliebte; obwohl Beleidigungen solcher, die bei den Schauspielen erfolgt waren, als besonders schwere bestraft wurden. Als der ehemalige Sklav

Sarmentus unter Auguſt auf den Ritterplätzen erſchien, wurde er mit einem Spottliede empfangen, das wir noch beſitzen. Kaiſer Claudius wies das Volk im Jahr 47 durch ſtrenge Edicte zurecht, weil es im Theater gegen den Conſularen P. Pomponius und gegen vornehme Frauen Schmähungen ausgeſtoßen hatte.

Auch zu eigentlich politiſchen Demonſtrationen wurden die Schauſpiele benutzt. Im Jahr 59 v. Chr. wurden Cäſars Gegner im Theater und bei den Gladiatorenſpielen überall mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt, er und ſeine Anhänger mit Schweigen oder Ziſchen empfangen, der Schauſpieler Diphilus durch das Geſchrei des Publikums genöthigt, Verſe, in denen man feindſelige Anſpielungen auf Pompejus finden konnte, „tauſendmal" zu wiederholen. „Mitten im Bürgerkriege" wurde der Vers des Laberius „Wen Viele fürchten, der hat ſelbſt vor Vielen Furcht" durch die Aufnahme, die er bei dem im Theater verſammelten Volke fand, zum Ausdruck der herrſchenden Stimmung geſtempelt. Im Jahre 45 v. Chr. freute ſich Cicero über die treffliche Haltung des Volks bei den Circusſpielen, bei denen man Cäſars Bild in der Proceſſion von Götterbildern mit aufgeführt hatte; wegen des böſen Nachbars war auch das Bild der Siegesgöttin nicht beklatſcht worden. Als man im Jahr 40 v. Chr. in Rom dringend die Beendigung des Krieges wünſchte, den die Triumvirn mit Sextus Pompejus führten, wurde das Bild des Neptun, den der tapfere Seemann als ſeinen Schutzgott verehrte, im Circus mit lauten Beifallsbezeigungen empfangen, und als er in Folge deſſen am andern Tage nicht in der Proceſſion erſchien, entſtand ein Tumult. Der Untergang des an Commodus' Hofe allmächtigen Oberkämmeres Cleander wurde durch eine wohlvorbereitete Demonſtration im Circus eingeleitet. Eine Schaar von Knaben, geführt von einer hochgewachſenen, furchtbar anzuſchauenden Jungfrau, ſtürzte in einer Pauſe des Schauſpiels in die Bahn und erhob wilde Verwünſchungen gegen den verhaßten Mann; das Volk ſtimmte ein, und in immer ſteigender Aufregung ſtürmte die Menge bis zur Villa des Kaiſers, von dem ſie die Preisgebung des Günſtlings erzwang. Als unter derſelben Regierung der ſpätere Kaiſer Pertinax bereits die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, trug ein Rennpferd der von Commodus begünſtigten grünen Partei, das dieſen Namen trug, den Sieg davon; die Grünen riefen: es iſt Pertinax! die Blauen erwiderten: o daß er es wäre! Solche Ausbrüche der Volksſtimmung erfolgten im Circus zuweilen theils ſcheinbar ohne Vorbereitung, theils wirklich durch jene unerklärlichen Impulſe, von denen große Maſſen plötzlich zu einmüthigen Aeußerungen oder Handlungen unwiderſtehlich fortgeriſſen werden. Caſſius Dio berichtet als Ohrenzeuge, wie im Jahr 196 während des Bürgerkrieges zwiſchen Severus und dem Prätendenten Albinus eine unzählbare Menge im Circus mit ſtaunenerregender Einſtimmigkeit wiederholte Klagen über den Krieg und Wünſche für die Wiederkehr des Friedens ertönen ließ; es erſchien dem Hiſtoriker wie eine göttliche Eingebung: „denn ohne eine ſolche hätten wol nicht ſo viele Myriaden von Menſchen zugleich angefangen, daſſelbe zu rufen, wie ein gut eingeübter

Chor, noch es ohne Anstoß zu Ende gesprochen, wie etwas Auswendiggelerntes". Dem allmächtigen Günstlinge Severs, Plautianus, war kurz vor seinem Sturze (205) vom Volk im Circus zugerufen worden: er besitze mehr als die drei andern (Sever und seine beiden Söhne). Mit Bezug auf die Aussaugung des ganzen römischen Reichs durch Caracalla rief man im Circus im Jahr 212 unter anderm: wir werden die Lebenden tödten, um die Todten zu begraben. Daß Dio allein aus seiner Zeit so viele solche Demonstrationen berichtet, zeigt, wie häufig sie waren. Von den Demonstrationen, die im Theater durch Beziehung von Stellen in den aufgeführten Stücken auf die Gegenwart stattfanden, wird unten noch die Rede sein.

Die Anwesenheit der Kaiser und andrer hoher Personen beim Schauspiel nöthigte die Zuschauer zur Beobachtung mancher zum Theil lästigen Rücksichten. August sah dort einen Ritter trinken und ließ ihm sagen: Wenn ich frühstücken will, gehe ich nach Hause; jener antwortete: Du hast auch nicht zu fürchten, daß dir Jemand deinen Platz wegnimmt. Schon in der ersten Zeit der Monarchie wurden über den Anzug der Zuschauer ausdrückliche Vorschriften erlassen, die übrigens unter den verschiedenen Regierungen verschieden waren. Namentlich durften römische Bürger nur in ihrem Staats- und Festkleide, der Toga, erscheinen, die besonders in der Sommerhitze so lästig war, daß sie Bequemeren das Schauspiel ganz verleiden konnte. Während der Circus ganz Rom faßt, schreibt Juvenal (als Sechziger), soll meine verschrumpfte Haut die Strahlen der Aprilsonne einsaugen und von der Toga verschont bleiben. Schon August, der die alte Sitte überall auch in Bezug auf die Kleidung herzustellen bemüht war, gab den Aedilen den Befehl, nur mit der Toga bekleidete Zuschauer im Circus zuzulassen. Die beiden höhern Stände mußten in ihrer Standeskleidung, die Beamten in ihrer Amtstracht erscheinen, die nur bei der öffentlichen Trauer um den Tod des Kaisers abgelegt wurde. Daß Commodus bei einem Gladiatorenspiele kurz vor seinem Tode als Tracht der Zuschauer den (ebenfalls von Trauernden getragenen) dunklen zugeknöpften Regenmantel statt der Toga vorschrieb, galt später als Vorzeichen seines Todes. Im Sommer gestattete August, unbeschuht ins Theater zu kommen, Tiber hob diese Erlaubniß auf, Caligula führte sie von neuem ein und erlaubte auch den Senatoren im Jahr 37 zum ersten Mal, sich zum Schutz gegen die Sonne thessalischer Hüte zu bedienen; bis dahin hatten sie also barhäuptig bleiben müssen. Bei schlechtem Wetter waren Mäntel über der Toga erlaubt, die aber beim Erscheinen hoher Personen abgelegt wurden. Als bei einem Schauspiel Domitians ein heftiger Regenguß eintrat, wurde Niemandem gestattet, fortzugehn oder sich umzukleiden, während der Kaiser selbst fortwährend den Mantel wechselte; in Folge dessen erkrankten und starben viele der Zuschauer. Domitian hielt überhaupt mit Strenge die Theatervorschriften aufrecht und erneuerte die in Vergessenheit gerathenen. Der von seinen Vorgängern geduldete Gebrauch farbiger Kleidungsstücke wurde im Allgemeinen wieder aufgehoben, doch außer den weißen, wie es scheint, auch

scharlachrothe und purpurne gestattet. Außer Sonnenhüten waren auch Sonnenschirme erlaubt. — Die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Bestimmungen, sowie überhaupt der Ruhe und Ordnung in den Schauspielen lag dem Stadtpräfecten ob, der sie nöthigenfalls mit Zuziehung der zu diesem Behuf aufgestellten Militärposten handhabte, auch Uebertretern und Unruhestiftern den Besuch der Schauspiele verbieten konnte.

Die für Volksvergnügungen verausgabten Summen waren schon in der früheren Zeit der Republik nach heutigen Begriffen keineswegs gering gewesen. Für das viertägige Hauptfest im September, das an den ersten drei Tagen seit 364 v. Chr. mit Bühnenspielen, am letzten mit Wagenrennen gefeiert wurde (die römischen Spiele), war die Summe von 200 000 Assen (42 900 Mark) aus der Staatskasse ausgeworfen, und diese wurde bis zum zweiten Punischen Kriege nicht erhöht. Auch die übrigen Staatsspiele waren auf die Staatskasse angewiesen. Aber allmählich stiegen die Ansprüche, und von den Festgebern wurde ein Aufwand verlangt, der mit den ausgesetzten Dotationen auch nicht annähernd zu bestreiten war, so daß die Aedilen bedeutende Zuschüsse aus ihrem Privatvermögen machen oder die Unterstützung von Freunden in Anspruch nehmen mußten, und nicht wenige sich zu Grunde richteten, während die meisten das Geld von Bundesgenossen und in den Provinzen erpreßten. In der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. kosteten glänzende Gladiatorenspiele 30 Talente (über 141 000 Mk). Doch diese Summe erscheint gering im Vergleich mit der kolossalen Verschwendung, mit der die Schauspiele in der letzten Zeit der Republik gegeben wurden: solche, wie die des Scaurus (58), Pompejus (55), Cäsar, können auch später, wenn überhaupt, nur von den Kaisern überboten worden sein; Milo verschwendete bei seiner Bewerbung um das Consulat im Jahr 53 „drei Erbschaften, um den Pöbel durch Spiele zu beschwichtigen"; sie gehörten, wie Cicero an seinen Bruder Quintus schreibt, zu den kostspieligsten überhaupt dagewesenen, der dabei gemachte Aufwand war so ungeheuer, daß er Milo für rasend erklärte. Doch werden sie in der späteren Zeit nicht mehr, wie die andern erwähnten, genannt. In der Kaiserzeit waren die aus dem Staatsschatz für die (allerdings unterdessen sehr verlängerten) Staatsspiele gezahlten Summen erhöht. Nach einer Urkunde aus dem Jahr 51 n. Chr. betrugen sie für die römischen Spiele 760 000 Sesterzen (ungefähr 165 000 Mk.), für die plebejischen 600 000 S. (ungefähr 120 500 Mk.), für die Apollinarischen 380 000 S. (etwa 82 500 Mk.), für die neugestifteten Augustalischen 10 000 S. (2175 Mk.). Doch geben auch diese Summen keinen Maßstab für die Gesammtkosten, da die Zuschüsse der Beamten unberechenbar bleiben. Ueber diese letztern, sowie überhaupt über den aus Privatmitteln für Spiele gemachten kolossalen Aufwand haben wir nur vereinzelte Nachrichten aus verschiedenen Zeiten. Als Herodes von Judäa zu Ehren Augusts ein Festspiel begründete, das in Zeiträumen von vier Jahren wiederkehren sollte, erhielt er von August und Livia alles zur Ausstattung desselben Gehörige zum Geschenk: der Gesammtwerth wurde auf 500 Talente geschätzt (2 358 000 Mk.). Im Anfange der

Kaiserzeit konnte in einer Stadt Campaniens ein gutes Gladiatorenspiel, das drei Tage dauerte, 400000 S. (87000 Mk.) kosten. In der Regel dürfte aber der Aufwand der municipalen Spiele kleiner gewesen sein. Die Stadt Pisaurum (Pesaro) erhielt ein Vermächtniß von 600000 S., von dessen Zinsen in jedem fünften Jahr ein Gladiatorenspiel gegeben werden sollte. Bei einer Verzinsung mit 5 Prozent würden also dazu 120—130000 S. (etwa 26—28000 Mk.) jedesmal verwendet worden sein. Doch ist klar, daß der Senatsbeschluß vom Jahr 27 n. Chr., daß Niemand ein Gladiatorenspiel geben solle, der nicht mindestens 400000 S. besitze, nur den Zweck haben konnte unvermögende Speculanten auszuschließen, die dergleichen um des Gewinnes willen unternahmen; denn für die übrigen Festgeber war wol auch in den Municipien ein höherer Besitz erforderlich. Das Fest der großen Mutter (4.—10. April) konnte der Prätor in Rom unter Domitian mit einem Zuschuß von 100000 S. (21750 Mk.) aus eigenen Mitteln nur dann bestreiten, wenn er den mitwirkenden Künstlern, namentlich den Wagenlenkern, sehr karge Belohnungen gab. In der Regel kam er damit nicht aus, und es kam auch vor, daß ihn die Wagenrennen 400000 S. kosteten. Hadrian erhielt zu den in seiner Prätur (107) zu veranstaltenden Schauspielen von Trajan 2 Millionen S. (435420 Mk.). Die siebentägigen Spiele, die Symmachus bei der Prätur seines Sohnes ausrüstete, sollen 2000 Pfund Gold (1827000 Mk. ungefähr) gekostet haben; doch gehörte Symmachus nicht zu den reichsten Senatoren seiner Zeit; einer von diesen, Maximus, verwendete angeblich die doppelte Summe auf denselben Zweck. Auch die Ausgaben des Consulats betrugen wegen der dabei zu gebenden Schauspiele in jener Zeit mehr als 2000 Pfund Gold, wozu die Kaiser das Meiste beizusteuern pflegten. Justinian verausgabte in seinem Consulat im Jahr 521, das alle frühern orientalischen Consulate an Pracht überbot, zu Schenkungen und Schauspielen im Ganzen 288000 Solidi (ungefähr 3630000 Mk). Die Gesammtkosten der Fechterspiele allein kann man für das ganze römische Reich mit Ausnahme von Rom in der Zeit Marc Aurels (wie unten gezeigt werden wird) auf weit mehr als 10 Millionen Mark jährlich veranschlagen. Die Bestimmungen, die der Kaiser behufs ihrer Ermäßigung vom Senat beschließen ließ, thaten, wie es in einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede heißt, dem drohenden Verfall der Stadtgemeinden Einhalt und sicherten die dem Ruin entgegengeführten Vermögen der vornehmsten Männer, d. h. der aus der Aristokratie der Provinzen gewählten Provinzialpriester, und der städtischen Beamten, von denen jene wol durch gesetzliche Bestimmungen, diese vielfach durch das Herkommen und die Erwartungen ihrer Mitbürger zur Veranstaltung dieser Spiele veranlaßt waren.

In Rom lastete die erdrückende Verpflichtung, dem Volke diese so äußerst kostbaren Unterhaltungen zu gewähren, so gut wie ganz auf dem Senatorenstande, dem die von der Staatskasse gezahlten Zuschüsse, wie gesagt, dabei eine verhältnißmäßig nur geringe Erleichterung gewährten. Es war eine Jahrhunderte hindurch bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit getriebene Besteuerung der römischen Aristokratie zu

Gunsten des Proletariats. Fort und fort erkauften ihre Mitglieder Rang, Titel und äußern Prunk der Ehrenämter durch einen Aufwand, der manche alte und vornehme Familie zu Grunde richtete, oder nur mit Hülfe kaiserlicher Beiträge und Vorschüsse oder Unterstützung von Standesgenossen bestritten werden konnte. In den ersten Jahrhunderten scheint bei der Mehrzahl der Glanz der senatorischen Würden und Aemter noch immer als hinreichende Entschädigung für eine so schwere Belastung angesehn worden und die Zahl der Senatoren und Senatsfähigen, die sich den erdrückenden Ehren ihres Standes zu entziehen suchten, verhältnißmäßig nicht groß gewesen zu sein. Sie wuchs aber ohne Zweifel, je mehr die Aemter ihrer wirklichen Macht entkleidet und ihre ganze Bedeutung auf die Verpflichtung, Schauspiele zu geben, herabgedrückt ward, und es kam die Zeit, wo es an Bewerbern für die so theuer bezahlten Würden und Titel zu mangeln begann. Schon Constantin mußte die Candidaten, die sich der Ernennung zur Prätur durch Flucht zu entziehn suchten, zur Annahme dieses Amtes zwingen, und vielleicht war er nicht der erste Kaiser, der sich zu solchen Gewaltmaßregeln genöthigt sah. Eine Reihe von kaiserlichen Erlassen regelte im 4. Jahrhundert die Wahl zur Prätur und Quästur, die in Rom und Constantinopel durch den Senat für die nächsten zehn Jahre aus der Zahl aller Mitglieder, die das fünfundzwanzigste Jahr vollendet hatten, erfolgte, und machte die gültigen Entschuldigungen namhaft, die von der Verpflichtung zur Uebernahme entbanden. Es wurden für die verschiedenen Präturen Summen festgesetzt, unter welche die Ausgabe für die Schauspiele nicht herabgehn durfte. Diejenigen, welche sich ohne genügende Gründe ihrer Verpflichtung entzogen, hatten nicht bloß die Kosten der Schauspiele zu tragen, die der Fiscus nun in ihrem Namen veranstaltete, sondern mußten zur Strafe überdies eine bedeutende Getreidelieferung an die hauptstädtischen Magazine entrichten. Selbst auf die Erben der erwählten Prätoren, die vor dem Antritt des Amtes gestorben waren, ging die Verpflichtung zur Ausrichtung der Schauspiele über.

Die Zahl der Tage, die im Laufe des Jahres durch die Spiele ausgefüllt waren, läßt sich für keine Zeit genau bestimmen, da selbst die jährlich gefeierten Staatsspiele einem gewissen Wechsel unterworfen waren, die außerordentlichen aber sich aller Berechnung entziehn. Die aus der Kaiserzeit erhaltenen Festkalender geben nur von der durch die erstern besetzten Zeit eine annähernd richtige Vorstellung. Während der Republik hatte es sieben jährliche Schauspiele gegeben, die unter Augusf zusammen 66 Tage dauerten: die römischen Spiele 15, seit Cäsars Tod 16 (4.—19. September), die plebejischen 14 (4. bis 17. November), die der Ceres 8 (12.—19. April), des Apollo 8 (6. bis 13. Juli), der großen Mutter 8 (3.—10. April), der Flora 6 (28. April bis 3. Mai), der Sullanischen Siegesfeier 7 (26. Oktober bis 1. November). Von diesen 66 Tagen waren 14 Spiele der Rennbahn, 2 für Prüfungen der Rennpferde, 2 für Opfermahlzeiten, die übrigen 48 für Bühnenspiele bestimmt; Gladiatoren traten bei öffentlichen Spielen während

der Republik in der Regel gar nicht auf. Alle genannten Feste, mit Ausnahme des letzten, bestanden, wenn auch zum Theil in verminderter Dauer, noch im 4. Jahrhundert.

Die Vermehrung der Spiele erfolgte nach dem Untergang der Republik anfangs in bescheidener Weise. Bis zum Jahre 4. v. Chr. kamen nur die elftägigen Spiele der Venus Erzeugerin (20.—30. Juli, wovon 4 Tage circensisch waren) und das eintägige ebenfalls circensische Fest des Mars (12. Mai) hinzu. Noch ein zweites eintägiges circensisches Fest des Mars (1. August) wurde unter August, unter Tiber das Fest zu Ehren Augusts von 8, später 10 Tagen (3.—12. Oktober) eingeführt. Später wurde die Zahl der mit Spielen begangenen Festtage, die also unter Tiber 87 betrug, aus den verschiedensten Veranlassungen, zur Feier von Siegen, Tempeleinweihungen, kaiserlichen Geburtstagen usw., erheblich vermehrt, und obwol Nerva (dessen Beispiel Sever und Macrinus nachahmten) sie herabgesetzt hatte, war sie wol im Ganzen stets im Wachsen begriffen. Marc Aurel vermehrte die Zahl der Gerichtstage auf 230, damals können also höchstens 135 Tage zu Spielen bestimmt gewesen sein. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts waren es 175, von denen 10 mit Fechterspielen, 64 im Circus, 101 im Theater begangen wurden. Gerade die Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen aber, die in den frühern Kalendern gar nicht vorkommen, in diesem neuesten wie gesagt auf zehn Tage (im December) beschränkt sind, müssen nach den so zahlreichen Erwähnungen in der Litteratur und den Denkmälern zu Rom in allen Perioden der Kaiserzeit sehr häufig gewesen sein. Alexander Severus hatte die Absicht, die Fechterspiele auf das ganze Jahr zu vertheilen, so daß monatlich eines stattfinden sollte; doch führte er sie aus unbekannten Gründen nicht aus. Auch die Zahl der außerordentlichen Schauspiele war immer eine verhältnißmäßig große, und diese dauerten zuweilen Wochen und Monate. So gab Titus zur Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters im Jahre 80 ein Fest von 100, Trajan zur Feier des zweiten dacischen Triumphs im Jahre 106 ein Fest von hundertdreiundzwanzig Tagen. Sämmtliche größere Schauspiele begannen mit Tagesanbruch, weshalb schon vor demselben die Zuschauerräume sich füllten, und dauerten (mindestens znm großen Theil) bis zum Sonnenuntergange. Schon Celsus (unter Tiber) spricht von dem Sitzen in den Schauspielen während des ganzen Tages. Augustinus erwähnt, daß zuweilen Theater- und Circusspiele an demselben Tage gegeben wurden.

Ursprünglich waren die Spiele des Circus die vornehmsten von allen und darum der Beschluß jedes Volksfestes gewesen. In der letzten Zeit der Republik waren die damals schon mit ungeheurer Pracht und Verschwendung gegebenen Kämpfe der Gladiatoren bei der Masse am meisten beliebt. An drei Orten, sagt Cicero im Jahre 56, gebe sich die Ansicht und der Wille des römischen Volks hauptsächlich kund: bei Volksversammlungen, Comitien und bei den Spielen und Gladiatorenkämpfen; bei den letztern sei die Menge der Anwesenden aus allen Klassen am größten: denn an diesen Schauspielen finde das Volk am meisten

Gefallen. Doch als sich, spätestens zu Anfang der Kaiserzeit, die Organisation der Circusparteien vollendet hatte, drängte das Interesse an ihrem Wettstreit jedes andre in den Hintergrund. Die Bühnenspiele, obwol auch sie noch in der Kaiserzeit eine große Anziehungskraft übten, standen doch erst in dritter Reihe. Wie das Volk, haben offenbar auch die Kaiser auf jene beiden ersten Gattungen bei weitem den größten Werth gelegt, bei denen zur Unterhaltung der Massen so kolossale Mittel verwendet wurden. Den Beweis geben die Münzen, die als eine Art von öffentlichen Documenten in Ermangelung andrer Ereignisse sehr häufig die Kundgebungen kaiserlicher Munificenz verewigen. Bauten und Spiele im Amphitheater und Circus finden sich darauf oft, Theaterbauten und Bühnenspiele niemals angedeutet oder erwähnt. Bei den Säcularspielen wurden drei Tage und drei Nächte im Marsfelde scenische Vorstellungen gegeben; doch auf den zum Andenken an die tausendjährige Jubelfeier Roms unter Kaiser Philipp geschlagenen Münzen sind sie nicht angedeutet, während ein Löwe, ein Nilpferd und verschiedenes Wild an die damals gegebenen Thierhetzen erinnern.

Außer diesen drei Hauptgattungen der Schauspiele hatten schon während der Republik aus Griechenland Athletenkämpfe und musikalische Aufführungen in Rom Eingang gefunden, die theils an besondern periodischen Festen, von denen unten die Rede sein wird, veranstaltet, theils mit andern Schauspielen verbunden wurden. Bei größern glänzend ausgestatteten Festen wurde noch auf manche andre Weise für Abwechslung gesorgt, als durch Feuerwerke, Seiltänzer, Gaukler, Equilibristen u. dgl. Von Knaben, die bei den Spielen Rad schlugen, hatte bereits Varro in seinem Buch über die Theaterspiele gesprochen. Plinius hatte einen starken Mann Namens Athanatus mit einem bleiernen 500 Pfund (römisch = 327 preuß.) schweren Harnisch und ebenso schweren Schuhen angethan über die Bühne schreiten gesehn. Eine Feier von Schauspielen unter Carinus und Numerianus machte durch die vielen noch nie gesehenen Productionen, mit denen sie ausgestattet war, und die man später im Palatium in dem Säulengange eines Stalles abgebildet sah, großes Aufsehn und gibt einen Begriff von der Mannigfaltigkeit dieser gleichsam als Zugabe gebotenen außerordentlichen Lustbarkeiten. Ein Seiltänzer tanzte mit Cothurnen an den Füßen auf ganz dünnen Seilen „wie in der Luft", ein „Wandgänger" lief vor einem Bären, den er geneckt hatte, die Wand in die Höhe, Bären führten ein Stück auf, hundert Trompeter bliesen ein Tutti, ebenso je hundert Bläser auf verschiedenen Gattungen von Flöten; tausend Pantomimen und Athleten traten auf. Die Bühne war mit künstlichen Vorrichtungen zu Verwandlungen und Feuerwerken versehn, und noch verschiedene andre Schauspiele wurden gegeben. Auch bei dem von Claudian besungenen Feste des Consuls Flavius Mallius Theodorus sah man außer Wagenrennen, Athletenkämpfen, Thierhetzen, Theaterspielen und Musikaufführungen verschiedener Art Gaukler, die sich „gleich Vögeln in die Lüfte schnellten" und Pyramiden bildeten, auf deren Spitze ein Knabe schwebte, ferner künstliche Bühnenverwandlungen, ein Kunstfeuer, das nichts versehrte,

und eine Wettfahrt von Kähnen. So wird man auch bei den equilibristischen Leistungen, von denen Manilius wiederholt spricht, an Schauspiele zu denken haben. Er erwähnt außer Seiltänzern Gaukler, die sich von einem Gerüste schnellen und zwar abwechselnd, so daß der Eine zu Boden fällt, während der Andre in der Luft schwebt, die durch Flammen- und Feuerkreise springen, die gleich Delphinen sich durch den leeren Raum bewegen, ohne Federn fliegen und in der Luft scherzen.

Auch prachtvolle Beleuchtungen machten sehr häufig einen Theil der Festlichkeiten aus, wie denn der Gebrauch von brennenden Lichtern, Lampen und Fackeln bei gottesdienstlichen und festlichen Gelegenheiten in Rom und überhaupt im Alterthum nichts Seltenes war. Schon in alter Zeit war bei Schauspielen das Forum und das Comitium außer andrer Ausschmückung (am Tage) mit Lampen beleuchtet worden. Die Feste auch in die Nacht hinein bei künstlicher Beleuchtung fortdauern zu lassen, ist sicherlich erst spät aufgekommen; vermuthlich geschah es zuerst bei dem Fest der Flora, zu dessen Ausgelassenheit eine Nachtfeier am besten paßte. Der Prätor L. Sejanus ließ den Zuschauern an den Floralien des Jahres 32 n. Chr. von 5000 Sklaven heimleuchten. Auch die von August im Jahre 17 v. Chr. wieder eingeführten Säcularspiele dauerten nach altem Brauch die Nächte durch. August verbot der Jugend beiderlei Geschlechts, diesen nächtlichen Schauspielen anders als in Begleitung älterer Personen beizuwohnen; während der tausendjährigen Jubelfeier Roms im Jahr 248 legte sich, wie die Chronisten berichten, das Volk drei Nächte lang nicht zur Ruhe. Sodann dürften an den Saturnalien, wo der Gebrauch der Lichter allgemein war (der um die Zeit des kürzesten Tages, wie am Weihnachtsfest, die Erneuerung des Lichts bedeutete), Beleuchtungen gewöhnlich gewesen sein. Bei dem Fest am 1. Dezember, das Domitian als Vorfeier der Saturnalien im Jahr 88 veranstaltete, wurde mitten im Amphitheater bei Einbruch der Nacht ein Kreis von Flammen von oben herabgelassen, der die Nacht zum Tage machte und bei dessen Licht das Fest fortgesetzt wurde. Auch das von Nero im Jahr 60 eingeführte, in fünfjährigen Perioden wiederkehrende Fest scheint von Anfang an während der Nächte fortgedauert zu haben und auf die Bedenken, daß dies Veranlassung zu Unfug geben würde, wurde geantwortet, daß bei der so hellen Beleuchtung nichts Unerlaubtes verborgen bleiben könne. Uebrigens waren Nachtfeste bei den Schauspielen in Rom in der Kaiserzeit wol überhaupt nicht selten, da selbst in den Städten Italiens „Schauspiele und Illuminationen" häufig zusammen genannt werden; auch in einem auf der Insel Ebusus (Ivica) gefundenen Vermächtniß wird verordnet, daß an einem gewissen Tage Schauspiele mit Leuchtgefäßen (Pechpfannen) gegeben werden sollen. Caligula gab einmal Nachtschauspiele im Theater, wobei die ganze Stadt erleuchtet war. Das Wagenrennen in Neros Gärten, bei welchem Christen in Pech gehüllt gleichsam als Fackeln verbrannt wurden, scheint ebenfalls ein Nachtschauspiel gewesen zu sein. Domitian veranstaltete sogar nächtliche Thierhetzen und Gladiatorenspiele bei Beleuchtung; auch eine Darstellung der Geschichte von Hero und Leander muß bei Nacht

stattgefunden haben, da Martial von der nächtlichen Woge spricht, welcher der Letztere entronnen sei.

Endlich wurden, wie schon während der Republik, Bewirthungen und Beschenkungen der Zuschauer in größtem Maßstabe nicht selten mit den Schauspielen verbunden. Seit diese ganze Tage ausfüllten, wurde wahrscheinlich regelmäßig um die Mittagszeit eine Pause gemacht, wobei die Zuschauer entweder sich zur Mahlzeit entfernten oder im Theater und Circus selbst bewirthet wurden, wo dann Sklaven Speisekörbe und ungeheure Schüsseln, unter deren Last sie schwankten, überall umhertrugen; auch wurden Marken mit Anweisungen auf Speisen und Getränke verabreicht, und es fehlte bei solchen Gelegenheiten im Publicum natürlich nicht an Klagen über Unbescheidenheit und Uebervortheilung. Bei größeren mehrtägigen Festen waren auch ganze Tage ausschließlich zu allgemeinen Schmäusen bestimmt. Die bei den Spielen der beiden städtischen Prätoren stattfindenden Vertheilungen hörten mit dem Jahr 217 n. Chr. auf, jedoch mit Ausnahme des Festes der Flora. Bei diesem genügte eine reichliche Bewirthung mit Bohnen- und Erbsenbrei, um die Wünsche des Volkes zu befriedigen; bei kaiserlichen Festen war sie natürlich feiner. Bei dem schon erwähnten Decemberfest im Jahr 88 war nach Statius' Beschreibung die Zahl der im Amphitheater selbst aufwartenden, durch alle Sitzreihen vertheilten jungen, schönen und reich geschmückten kaiserlichen Diener eben so groß, als die der Zuschauer. Die einen brachten köstliche Mahlzeiten in Körben und weiße Tischtücher, die andern alte Weine herbei. Kinder und Frauen, Volk, Ritter und Senat, Alles speiste wie an einer Tafel, der Kaiser selbst geruhte, am Mahle Theil zu nehmen, und der Aermste war glücklich in dem Gefühle sein Gast zu sein. Caligula sandte bei einem solchen Schmause einem römischen Ritter, den er mit ganz besonderem Behagen essen sah, in einer gnädigen Laune seine eigne Portion, einem Senator aus demselben Grunde ein Handschreiben mit der Ernennung zur Prätur außer der Reihe.

Mitunter wurden auch Geschenke, besonders Früchte und andre Eßwaaren in Masse unter die Zuschauer geworfen; so bei jenem Decemberfest im Jahr 88, wo es am Morgen Feigen, Datteln, Nüsse, Pflaumen, Gebäck, Käse, Kuchen, am Abend Vögel und zwar auch Fasane und numidische Hühner regnete. Sehr häufig wurden auch Marken geworfen, welche die Empfänger wie Lotterielooſe auf die verschiedenartigsten, zum Theil werthvollen Gewinne anwiesen; einige solche haben sich erhalten. Domitian bewilligte an einem Feste, wo am ersten Tage der größte Theil der Gewinne auf die Plätze des dritten Standes gefallen war, am folgenden Tage je fünfzig Marken für die Plätze der Senatoren und Ritter besonders. Bei einem sehr großen mehrtägigen Fest, das Nero für die ewige Dauer des römischen Reichs veranstaltete, wurden an jedem Tage tausend Vögel aller Art ausgeworfen, ferner Looſe, deren Gewinne vom verschiedensten Werth waren, als mannigfacher Hausrath, Getreidemarken, Kleidungsstücke, Gold, Silber, Edelsteine, Perlen, Gemälde, Zugthiere, gezähmte wilde Thiere, zuletzt

Schiffe, Miethhäuser und Landgüter. Aehnliche Loose ließ Titus bei der Einweihung des Flavischen Amphitheaters auswerfen. Bei einem Fest Elagabals gewann man durch ein Loos zehn Bären, durch andre zehn Haselmäuse, zehn Salathäupter, zehn Pfund Gold u. s. w.; nur keine Schweine, da diese der Glaube des Kaisers zu essen verbot. Daß bei solchen Gelegenheiten das Gedränge sehr groß war, daß es ohne Gewaltthätigkeiten und Raufereien nicht abging, ist selbstverständlich, und gewiß nicht selten gingen Menschenleben verloren. Vorsichtige entfernten sich, ehe dieser Act des Festes begann, sie wußten, daß dort geringe Dinge theuer zu stehn kamen. Auch kauften wol Speculanten Denen, die sich in das Getümmel wagten, Alles, was sie erhaschen würden, auf gutes Glück im Voraus ab. In der spätern Kaiserzeit wurden einige Mal viele Hunderte jagdbarer, zum Theil ausländischer Thiere dem Volke preisgegeben. Zuerst wird dies von einem Fest berichtet, das der erste Gordian noch als Aedil gab; im größten Maßstabe geschah es bei der Feier des Triumphs des Kaisers Probus über die Germanen und Blemmyer. Der Circus war durch in die Erde gepflanzte und befestigte Bäume in einen Wald verwandelt. Es wurden tausend Strauße, tausend Hirsche, tausend Eber, tausend wilde Schafe, Antilopen und andre Geweihthiere hineingetrieben, „und Wild aller Art, so viel man hatte finden und ernähren können"; dann wurde das Volk hineingelassen, und Jeder durfte erhaschen und behalten, so viel er wollte und konnte.

Daß bei großen, mit ungewöhnlicher Pracht gefeierten Festen nicht bloß ganz Rom zu den Schauplätzen strömte, sondern auch Fremde von Nah und Fern in Menge herbeikamen, braucht kaum gesagt zu werden. Schon während der Republik versammelten die Schauspiele ebensowol als die Comitien und der Census einen großen Theil der Bevölkerung Italiens in der Hauptstadt, und seit sie der Mittelpunkt der Welt geworden war, Schaulustige aus allen Ländern. Bei den Triumphalspielen Julius Cäsars war der Zudrang der Fremden so groß, daß die meisten in Buden und Zelten wohnen mußten, die man auf den Straßen aufschlug, und sehr viele Menschen, darunter zwei Senatoren, wurden im Gedränge todt gedrückt. August stellte bei seinen größten Schauspielen Wachen an verschiedenen Orten der Stadt auf, um Einbrüche und Raubanfälle in den verlassenen Straßen zu verhüten: zu der von ihm veranstalteten Aufführung einer Seeschlacht kamen, wie Ovid sagt, Männer und Frauen von Osten und Westen, und die ganze Welt war in Rom beisammen. In Martials Schilderung der Schauspiele bei der Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters heißt es, es gebe kein so fremdes und barbarisches Volk, aus dem nicht Zuschauer herbeigekommen seien. Da war der Ackerwirth vom Fuße des Balkan, der von Pferdemilch genährte Sarmate, der Bewohner der Nilquellen und der Gast vom Ufer des Weltmeers, neben Sabäern und Arabern Sicambrer, die Haare auf dem Scheitel im Knoten gebunden, und krausköpfige Neger: das Gemisch so vieler verschiedenen Sprachen vereint sich zu dem einstimmigen Ruf, der den Kaiser als Vater des Vater

landes begrüßte. Dio erzählt, daß am Tage der Volcanalien (23. Auguſt) im Jahr 217 das Amphitheater vom Blitz getroffen und durch den Brand zerſtört wurde. Dies Unglück habe nicht nur Rom, ſondern die ganze Welt betroffen, deren Bewohner es ſtets anfüllten.

Aus den bisherigen Mittheilungen ergibt ſich ſchon, welch koloſſale Mittel zur Unterhaltung der Bevölkerung Roms aufgeboten wurden. Allerdings war dieſe Bevölkerung an das Größte in einem Grade gewöhnt, wie nie eine andre. Die damals lebenden Geſchlechter hatten nicht vergeſſen, daß durch eben dieſen Circus in einer Reihe von Triumphzügen, die Jahrhunderte dauerte, die beſiegten Könige der fernſten Länder als Roms Unterthanen, die Reichthümer der Erde als Roms Eigenthum geführt worden waren. Ihnen war das Erbtheil dieſer großen Vergangenheit zugefallen, noch immer gehorchte ihnen die Welt, das Ungeheure war ihnen gewohnt, das Unglaubliche alltäglich, und das größte Wunder der alten und neuen Welt, das ewige Rom, hatten ſie ſtets vor Augen. Die Wirkungen der Schauſpiele konnten ſich aber nicht auf die Maſſen beſchränken, für welche ſie zunächſt beſtimmt waren. Wer hätte ſich auch der Gewalt dieſer aufregenden und berauſchenden, die Sinne berückenden, die Leidenſchaften entfeſſelnden Eindrücke zu entziehen vermocht? Sie erfüllten die geiſtige Atmoſphäre Roms mit einem Anſteckungsſtoff, deſſen Einflüſſe ſelbſt hohe Bildung und bevorzugte Lebensſtellung nicht zu hemmen vermochte, für die auch das andre Geſchlecht nur zu empfänglich war. Wie nahe der Gedanke an die Schauſpiele und Alles, was dabei vorging, ſtets für Jedermann lag, zeigen zahlreiche ſprichwörtliche Redensarten. Man athmete das leidenſchaftliche Intereſſe für den Circus, die Bühne, die Arena gleichſam mit der Lebensluft ein, „es gehörte zu den eigenthümlichen Uebeln der Stadt, die man ſchon im Mutterleibe empfing“. So gewiß nun aber die verderblichen Wirkungen der Schauſpiele auf die ſittlichen Zuſtände auch der höhern Klaſſen ſich im Allgemeinen vorausſetzen laſſen, ſo ſchwer, ja unmöglich iſt es begreiflicher Weiſe, ſie im Einzelnen nachzuweiſen.

Doch eine Erſcheinung muß hier erwähnt werden, die allerdings hinreicht, um die Tragweite dieſer entſittlichenden Einflüſſe aufs klarſte erkennen zu laſſen: das öffentliche Auftreten von Männern und ſelbſt Frauen aus edlen Familien, ſowie mehrerer Kaiſer, auf dem Theater, in der Arena und Rennbahn. Allerdings wirkten verſchiedene Motive zuſammen, um eine ſo beiſpielloſe Abweichung von der Bahn der Sitte und des Geſetzes möglich zu machen, namentlich Verkommenheit und Verarmung eines Theils der höhern Stände, und ein von den Kaiſern geübter Zwang; aber dieſe Urſachen reichen nicht hin, um eine ſolche Erſcheinung völlig zu erklären, und ſchon die perſönliche Betheiligung der Kaiſer an den Schauſpielen genügt, um zu beweiſen, daß auch in den höchſten Sphären der Geſellſchaft eine zur Manie ausgeartete Leidenſchaft für ſie verbreitet war, die keine durch Sitte und Geſetz gezogenen Schranken zurückzuhalten vermochten. Wenn mehrere Kaiſer ſich nicht bloß eifrig bemühten, in den Künſten des Schauſpiels, des

Tanzes, der Musik, des Wagenlenkens, der Gladiatur sich auszuzeichnen, sondern auch ihre Fertigkeit von kleinern und größern Kreisen bewundern ließen; wenn Nero wie ein gewerbsmäßiger Künstler in Griechenland umherzog, Commodus aus dem Palast in die Gladiatorenschule übersiedelte, Caracalla ganz öffentlich in blauer Livree seinen Wagen in der Rennbahn lenkte: so kann es nicht zweifelhaft sein, daß auch Personen von edler Geburt vielfach eben durch nichts Andres als unbezwingliche Leidenschaft zu solcher Selbstbeschimpfung getrieben wurden.

Allerdings war schon unter August die Gladiatur eine nicht ungewöhnliche letzte Zuflucht ruinierter Wüstlinge aus den beiden höhern Ständen; doch blieb ein so hoher Grad von Verkommenheit gewiß immer vereinzelt und war im ersten Stande noch viel seltener als im zweiten. Auch eine directe oder indirecte Nöthigung der Ritter und Senatoren zur Betheiligung an den Schauspielen von Seiten der Kaiser hat nur ausnahmsweise stattgefunden. Abgesehn von dem Wunsche einiger Wenigen, die Anstößigkeit ihres eignen Auftretens durch eine möglichst allgemeine Nachahmung zu mindern, mochte freilich dem Cäsarismus mit seinem Haß der Aristokratie, seinem Nivellierungssystem und seiner Pöbelfreundschaft eine solche Herabwürdigung der höhern Stände nicht unerwünscht sein: und was konnte den Pöbel mehr kitzeln, als die Abkömmlinge der edelsten Geschlechter ihre Person zu seiner Ergötzung gleich Verbrechern, Sklaven und gemeinen Söldlingen preisgeben zu sehn?

Doch der Mehrzahl der Kaiser lagen entweder solche Intentionen fern, oder sie wurden durch die Rücksichten auf Herkommen und Gesetz und auf das Verhältniß mit den höhern Ständen in Schranken gehalten. Zwar der erste Cäsar trug seine absolutistische Nichtachtung der Standesehre auch in dieser Beziehung zur Schau. In seinen Circusspielen fuhren junge Männer von Adel um die Wette, Zwang und Belohnungen bewogen den Ritter Laberius auf der Bühne, andre in der Arena aufzutreten. Bald nach seinem Tode aber (38 v. Chr.) wurde das Auftreten von Senatoren in der Arena verboten; doch muß außerdem später (und zwar nach 16 v. Chr.) noch ein Senatsbeschluß erfolgt sein, der Senatoren und Rittern die Mitwirkung auf der Bühne wie auf der Arena untersagte. Denn von August sagt Sueton, er habe allerdings Männer beider Stände mehrmals in beiderlei Schauspielen verwendet, aber nur bevor es durch Senatsbeschluß verboten war. In den Schauspielen, die August im Jahre 29 v. Chr. zur Einweihung des Tempels Cäsars gab, ritten und fuhren nicht bloß Patricier um die Wette, sondern trat auch ein Senator, Q. Vintelius als Gladiator auf, und der Großvater Neros, L. Domitius Ahenobarbus, ließ in seiner Prätur und seinem Consulat (16 v. Chr.) einen Mimus von Rittern und verheiratheten Frauen aufführen. Im Jahre 10 n. Chr. wurde den Rittern sogar ausdrücklich gestattet, als Gladiatoren zu fechten. Tiber, durch und durch Aristokrat, verachtete den Pöbel noch tiefer, als er den Adel haßte, und war weit entfernt, irgend wie die höhern Stände ihm zu Gefallen herabzusetzen; er hielt den Senatsbeschluß

mit Strenge aufrecht und bestrafte die verkommensten Jünglinge beider Stände, die sich für ehrlos erklären ließen, um ihn zu umgehn, mit Verbannung. Im Jahre 15 n. Chr. fochten allerdings bei einem von Drusus gegebenen Schauspiel zwei Ritter. Tiberius sah es nicht mit an und ließ, nachdem der eine gefallen war, den andern nicht weiter fechten. In Caligulas Schauspielen lenkten Männer von senatorischem Range die Wagen, und mindestens zur Strafe für wirkliches oder angebliches Auftreten auf der Bühne und in der Arena ließ er viele Ritter, wol auch Senatoren umbringen oder als Gladiatoren kämpfen. Claudius scheint nicht bloß den ernsten Willen gehabt zu haben, dem Unwesen ganz und gar zu steuern, sondern es scheint ihm auch gelungen zu sein.

Unter Nero aber, dem ersten Kaiser, der selbst öffentlich auftrat, erreichte es seine größte Höhe; weder Stand noch Geschlecht, weder Reichthum noch makelloser Ruf vermochten damals gegenüber dem kaiserlichen Belieben vor der Schmach der Bühne und der Arena zu schützen. Vitellius erließ ein neues scharfes Edict gegen solche Herabwürdigung des Ritterstandes; auch Domitian zeigte sich, wenigstens äußerlich, um Aufrechthaltung der Standesehre bemüht; einen Mann von quästorischem Range (Cäcilius Rufinus) stieß er aus dem Senat, weil er sich seiner Liebhaberei für den Tanz hingab. Acilius Glabrio mußte im Jahre 91 auf der albanischen Villa mit einem Löwen kämpfen, nach einer andern Nachricht trat er dort freiwillig als Kämpfer (gegen Bären) auf; als Grund zu seiner Hinrichtung im Jahre 95 wurde unter anderm auch seine Theilnahme am Thierkampf angegeben. Am wenigsten kann von den folgenden Kaisern bis auf Commodus angenommen werden, daß sie Männer der beiden ersten Stände zum Auftreten zwangen. Nichts destoweniger konnte zu Marc Aurel ein übel berüchtigter Mann von senatorischem Stande sagen, er sähe Viele als Prätoren, die mit ihm in der Arena gekämpft hätten, und Sever im Senat zur Entschuldigung von Commodus' Auftreten im Amphitheater fragen, ob denn etwa Niemand von den Senatoren als Gladiator fechte, oder wozu sonst einige von ihnen Commodus' Schilde und goldne Helme gekauft hätten. Und doch galt die Arena für noch schimpflicher als die Rennbahn und das Theater. Wenn die Stirn von der Maske lange genug abgerieben ist, sagt Seneca, geht man zum Helm über; und Juvenal: unter einem Kaiser, der als Citharöde auftrat, könne ein Possenreißer von Adel auf der Bühne nicht Wunder nehmen; was gebe es darüber hinaus noch Andres als die Gladiatorenschule.

Nach all diesem ist es wie gesagt offenbar, daß die Hauptschuld dieser entehrenden Theilnahme der höhern Stände an den Schauspielen (wenn man die Neronische Zeit ausnimmt) nicht auf Seiten der Kaiser war: und damit ist auch ein unzweideutiges Symptom jener unwiderstehlich hinreißenden entsittlichenden Gewalt festgestellt, mit der diese wunderbaren, wie von Zauberhänden bereiteten Feste die Gemüther der Menschen ergriffen und bezwangen.

1. Der Circus.

Das 600 Meter lange, kaum 150 breite Thal, das sich zwischen den fast parallel streichenden Abhängen des Aventin und Palatin hindehnt, erscheint zum Schauplatze von Wettkämpfen, namentlich rennender Wagen, wie geschaffen. Die Einrichtungen für die Rennen sowie für die Sitze der Zuschauer blieben während der Zeit der Republik äußerst einfach. Erst nach dem von Julius Cäsar unternommenen, von August zu Ende geführten Ausbau gehörte der große Circus zu den ersten Prachtbauten Roms. Der Zuschauerraum mit seinen, von der Bahn durch einen 10 Fuß breiten Graben getrennten, sich amphitheatralisch erhebenden Sitzreihen bestand aus drei Stockwerken. Nur das unterste war von Stein, die beiden oberen von Holz, und blieben auch so, wenigstens zum großen Theil, da Einstürze derselben noch in später Zeit erwähnt werden: unter Antoninus Pius sollen bei einem solchen Unglücksfall 1112 Menschen ums Leben gekommen sein; auch unter Diocletian und Maximin erfolgte ein Einsturz. Unter August war der Bau noch nicht sehr hoch; man konnte aus den Oberstockwerken der benachbarten Häuser zuschauen, was August selbst liebte. Den ersten umfassenden Neubau scheint Nero unternommen zu haben, da der große Brand im Jahre 64 den Circus, in dem er ausbrach, mindestens zum großen Theil zerstörte; er ließ auch den die Bahn umgebenden Kanal zuschütten und benutzte den gewonnenen Raum zur Vermehrung der Sitzplätze. Ein abermaliger Neubau (ebenfalls nach einem Brande) wurde von Domitian begonnen, von Trajan fortgesetzt und beendet. Der Circus erhielt dadurch eine mit einer Verschönerung verbundene bedeutende Erweiterung; Trajan rühmte sich in der Dedikationsinschrift, ihn für das römische Volk geräumig genug gemacht zu haben. Die unermeßliche Länge des Baues wetteiferte nun nach dem Ausdruck des jüngern Plinius (im Jahr 100) mit der Pracht der Tempel; es war ein Raum, würdig der völkerbesiegenden Nation und nicht weniger sehenswürdig als die Schauspiele, die man dort sah. Von spätern Restaurationen und Erweiterungen werden nur wenige beiläufig erwähnt. Die Zahl der Zuschauer, die der Circus nach allen Erweiterungen fassen konnte, ist auf 180 bis 190 000 berechnet worden. Die untersten der Bahn zunächst gelegenen Sitzreihen waren für die Senatoren, die zunächst höhern für die Ritter, die übrigen für den dritten Stand bestimmt. Die Frauen hatten hier nicht, wie in den übrigen Schauspielen, gesonderte Plätze, sondern saßen unter den Männern. Der Platz des Kaisers und seiner Familie war unter den Senatoren und eben dort auch die Logen, die sich einige Kaiser erbauen ließen.

Der Circus war in jeder Beziehung prächtig ausgestattet. In einer Beschreibung aus dem 4. Jahrhundert wird z. B. die überaus reiche Bronzeverzierung der wohlgeordneten Sitzreihen gerühmt. Sein Hauptschmuck aber war der von Augustus in seiner Mitte aufgestellte Obelisk (jetzt auf Piazza del Popolo), zu dem Constantius noch einen zweiten, größeren (jetzt auf dem Platz des Lateran) hinzufügte. Von

außen zog sich um den ganzen Circus eine einstöckige Halle mit Eingängen und Treppen, vermittelst deren viele Tausende leicht und ohne Gedränge hinaus und hinein gelangen konnten. Außerdem enthielt diese Halle in ihren Gewölben Läden und für den Verkehr bestimmte Räumlichkeiten jeder Art, über denen sich Wohnungen für die Inhaber befanden; wie es scheint, dienten immer je 2 Gewölbe als Erfrischungs- und Verkaufslokale, das dritte als Eingang. Daher war hier stets ein lebhaftes und buntes, aber nichts weniger als anständiges Treiben. Schon seit Ennius' Zeit war der Circus ein stehender Aufenthaltsort für Winkelastrologen. Horaz nennt ihn daher den trügerischen; er liebte es auf seinen Abendspaziergängen dort bei den Wahrsagern stehen zu bleiben; und auch in Juvenals Zeit ertheilten derartige Propheten geringen Leuten dort Rath und Bescheid und rechneten mit Steinchen auf Tafeln ihre Zukunft aus. Ferner gab es am Circus schon in Ciceros Zeit Garküchen; die Spieler, die dort die untersten Klassen durch ihre Aufführungen ergötzten, verschmähte Augusf nicht, zur Unterhaltung seiner Gäste auftreten zu lassen. Der Neronische Brand brach in dem Theile des Circus aus, der dem Palatin und Cälius zunächst lag, und zwar in den mit leicht entzündlichen Waaren gefüllten Läden. Ein Obsthändler vom großen Circus ist aus einer Inschrift bekannt. Ganz besonders aber dienten die Gewölbe, die den Circus (wie auch diejenigen, welche die Theater und das Stadium) umgaben, feilen Dirnen zum Aufenthalt, daher es in einer christlichen Schrift heißt, der Zugang zum Circus führe durch das Bordell. Unter diesen Prostituierten waren viele Syrerinnen und andere Orientalinnen in fremder Tracht, die beim Schall von Handpauken, Cymbeln und Castagnetten ihre unzüchtigen Tänze tanzten.

Die Schauspiele des Circus hatten, wie alle übrigen, im Laufe der Jahrhunderte an Dauer, Mannigfaltigkeit und Pracht der Ausstattung ungemein zugenommen. Die hauptsächlichsten waren zu allen Zeiten die Wagenrennen. Daneben fanden Wettrennen von Reitern statt, die in Nachahmung einer altrömischen Kampfart während des Laufs von ihrem Pferde auf ein zweites sprangen: Manilius schildert, wie sie bald auf dem Rücken des einen, bald des anderen saßen und standen, über sie hinflogen und auf den im Fluge eilenden Kunststücke ausführten, oder auf einem Pferde bald mit Waffen spielten, bald während des vollen Laufs die Siegespreise vom Boden aufhoben. Auch andre Kunstreiterstücke, die öfter erwähnt werden, wie Liegen auf rennenden Pferden oder Sprünge über Viergespanne, waren wahrscheinlich ebenfalls bei Circusspielen zu sehn. Faustkämpfer, Läufer und Ringer zeigten sich hier in der frühern Zeit, und zuweilen auch noch in der spätern, wo solche Wettkämpfe gewöhnlich in eigens dazu erbauten Stadien gehalten wurden, wie z. B. im Jahre 44 n. Ch. ein Athletenkampf im Circus stattfand. Eine kürzlich unweit des Arvalenhains gefundene Grabschrift eines im Alter von 24 Jahren gestorbenen Läufers der Grünen, Fuscus, meldet, daß derselbe 53 mal Mal in Rom, 2 mal im Circus der Arvalen, 1 mal zu Bovillä gesiegt habe

(von welchen Siegen er einen bei der Wiederholung des Laufs gewann) und daß er von allen Läufern der erste gewesen sei, der schon bei seinem ersten Auftreten (im Jahre 35) siegte. Plinius berichtet von Dauerläufen, die zu seiner Zeit im Circus ausgeführt worden waren; seine Angaben der zurückgelegten Entfernungen klingen freilich unglaublich: im Jahr 50 soll ein achtjähriger Knabe von Mittag bis Abend 75 Millien (beinahe 15 geogr. M.), andere sollen 160 Millien (fast 32 geogr. M.) gelaufen sein, während eine Grabschrift eines kaiserlichen Läufers schon die Zurücklegung von 94 Millien (= 18,76 geogr. M.) an einem Tage als etwas Außerordentliches berichtet. Der englische Läufer Fletcher soll 60 engl. M. in 14, Barclay 90 (19 2/7) in 21 1/2 Stunden gegangen sein; die Schnellläufer der Incas in Peru vermochten gegen 50 Leguas (= 37 1/2 geogr. Meilen) in 24 Stunden zurückzulegen.

Während der Republik veranstalteten im Circus junge Bürger in voller Rüstung Scheingefechte und andre militärische Schauspiele; in der Kaiserzeit wurden dergleichen öfter von Truppenabtheilungen, sowol Fußvolk als Reiterei, ausgeführt. Andre Schauspiele gab im Circus die Ritterschaft, die bei solchen Gelegenheiten in ihren sechs Abtheilungen (Turmen), geführt von ebenso viel Hauptleuten, an der Spitze des Ganzen der „Erste der Jugend" (gewöhnlich der Thronfolger), und ohne Zweifel im reichsten Festschmuck erschien. Auch die Knaben aus edeln Geschlechtern zeigten sich dem Volk im Circus in dem sogenannten Trojaspiel, das August mit anderen abgekommenen alten Gebräuchen wieder in Aufnahme brachte, und das unter den Julischen Kaisern, die ihre Abkunft von Aeneas ableiteten, mehrmals wiederholt wurde. Die Knaben, vorzugsweise aus senatorischen Familien (auch die kaiserlichen Prinzen nahmen Theil), führten, in Abtheilungen von jüngern (etwa bis zu elf) und ältern (etwa bis zu siebzehn Jahren) geordnet, in glänzendem Waffenschmuck Reiterübungen aus. Auch Thierhetzen und Fechterspiele, deren Schauplatz gewöhnlich die Arena des Amphitheaters war, fanden zuweilen, besonders wenn sie in sehr großem Maßstabe veranstaltet wurden, im Circus statt, wo sie vor der Vollendung des Colosseums wol immer gegeben worden waren: wie z. B. die sehr große Thierhetze, bei der die Geschichte des Androclus und seines Löwen sich ereignete.

Von den hier genannten eigentlichen Circusspielen, so prächtig und durch die Personen der Auftretenden ausgezeichnet sie zum Theil waren, gewann jedoch, wie gesagt, keines eine Bedeutung und Wichtigkeit, die auch nur entfernt der der Wagenrennen zu vergleichen wäre. Das Interesse für dies Schauspiel, das in einer so beispiellosen Weise die Neigungen und Leidenschaften der Massen absorbierte, beruhte zunächst nicht, wie bei den heiligen Spielen der Griechen, auf der Theilnahme für die Personen der Wettfahrenden, noch, wie bei modernen Wettrennen, auf dem Interesse an den rennenden Pferden, sondern ganz vorzugsweise auf der Parteinahme für die sogenannten Factionen, welchen Pferde und Lenker angehörten. Doch mußte mit der Steigerung und Ausbreitung der Leidenschaft für die Rennbahn auch für die letztern das Interesse zunehmen und, wenn gleich ursprünglich nur ein mittelbares, bald ein intensives werden.

In alter Zeit hatten die Bürger sich mit ihren Gespannen und Sklaven am Wagenrennen betheiligt, und der hier erworbene Kranz hatte für sie so ehrenvoll gegolten, daß er ebenso wie der dem siegreichen Krieger zuerkannte dem Besitzer des siegreichen Gespanns auf die Bahre gelegt wurde. Doch an der Preisgebung der eignen Person zur Belustigung des Volks haftete ein Makel, wenn gleich der Wagenlenker niemals wie der Bühnenspieler und Fechter für ehrlos galt; und so war das schwierige und gefahrvolle Gewerbe geringen Leuten, Freigelassenen und Sklaven zugefallen, von denen die letztern zuweilen für ihre Siege die Freiheit erhielten; die gewöhnlichen Belohnungen bestanden theils in Palmen und Kränzen, theils in Geldpreisen, und später in werthvollen und prächtigen Kleidern. Vielleicht noch mehr als die Freigebigkeit der Festgeber war es die Concurrenz der Parteien, deren jede die bewährtesten Leute für sich zu gewinnen suchte, durch welche sie nicht selten zu bedeutendem Vermögen gelangten. Unter den Wagenlenkern, die aus ihren Denkmälern bekannt sind, ist nur einer (Scirtus), der (13 Jahre) bei ein und derselben (der weißen) Partei im Dienste blieb. Ein andrer (Diocles) wandte sich der rothen ausschließlich erst zu, nachdem er sich bei den drei übrigen versucht hatte; und so ergibt sich aus den Inschriften andrer, daß sie für alle vier Parteien gesiegt haben, wofür ihnen hohe Bezahlungen oder reichliche Antheile an den gewonnenen Preisen zufielen. Der unter Domitian berühmte Wagenlenker Scorpus trug nach Martial als Sieger in einer Stunde fünfzehn Beutel Gold davon, und das Einkommen eines andern (von der rothen Partei) schätzte Juvenal dem von hundert Rechtsanwalten gleich. Zuweilen waren sie im Stande, sich an der Direktion der Parteien zu betheiligen. Doch stiegen ihre Einkünfte später noch sehr, obwol sie die der berühmtesten Jockeys der Gegenwart schwerlich erreicht haben. Vopiscus sagt, das Consulat des Furius Placidus (343 n. Chr.?) sei mit so großem Pomp gefeiert worden, daß den Wagenlenkern „nicht Belohnungen, sondern Besitzungen gegeben wurden; sie erhielten halbseidene Tuniken, bordierte leinene Kleider und Pferde, worüber wackere Leute seufzten". Den Reichthum der Wagenlenker im Orient erwähnt etwa um dieselbe Zeit Libanius.

Wie gesagt erregten die Helden der Rennbahn die Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikums auch persönlich in hohem Maße. Zurufe und Siegeswünsche empfingen und begleiteten sie in der Bahn. Zum Theil war dieser Beifall freilich ein erkaufter. Hieronymus spricht ausdrücklich vom Kaufen der Volksgunst nach Art der Wagenlenker. Doch fehlte es den berühmteren unter ihnen niemals an einer großen Zahl aufrichtig ergebener Anhänger und Freunde, die überall, wo sie sich zeigten, ihr Gefolge bildeten. Martial hat Scorpus, „den Ruhm des lärmenden Circus, die Wonne Roms und den Gegenstand seines Beifalls", nach seinem frühen Tode im Alter von siebenundzwanzig Jahren in zwei Gedichten besungen. Er fordert die Gottheiten des Sieges, der Gunst, der Ehre, des Ruhmes auf ihn zu betrauern. Die neidische Parze habe ihn für einen Greis gehalten, als sie seine Palmen zählte. Die müßigen Besucher der Porticus des Quirinus hatten sich,

mit den neuesten Epigrammen des Dichters, wie er selbst gesteht, nicht eher beschäftigt, als bis sie der Gespräche und Wetten über Scorpus und den Renner Incitatus müde waren. Vergoldete Bronzebüsten oder Bildsäulen des erstern sah man schon im Jahre 89 zahlreich in Rom, und ohne Zweifel wurden die Ehrendenkmäler für Siege in der Rennbahn je länger, desto häufiger. Den Fremden, die Rom um die Mitte des 2. Jahrhunderts besuchten, fiel die Menge von Statuen auf, die Circuskutscher in ihrem eigenthümlichen Costüm darstellten, und noch heute zeigen zahlreiche Monumente der verschiedensten Gattungen, daß sich alle Künste mit der Verewigung ihres Ruhms und ihrer Siege beschäftigten.

Ueberdies wurden die Leistungen der „hervorragendsten" Wagenlenker, für welche selbst die Ehre einer Erwähnung in dem öffentlichen Tagesanzeiger der Stadt Rom als nicht zu groß gegolten zu haben scheint, wol nicht selten (theils von ihnen selbst, theils von ihren Verehrern) in ausführlichen Urkunden auf Steintafeln verzeichnet. Einige derselben haben sich erhalten. Darauf werden die Pferde, mit denen die Siege gewonnen waren, genannt, die erhaltenen Preise klassenweise aufgezählt, die „Auszeichnungen" (insignia) der Sieger, wo möglich als noch nie dagewesene, gerühmt. Aus diesen Inschriften ergibt sich auch die ganz ungeheure Zunahme der Wagenrennen während des 1. Jahrhunderts. Der Wagenlenker Scirtus von der weißen Partei hatte laut seiner Inschrift in den dreizehn Jahren 13—25 n. Chr. (allerdings in der an Schauspielen ärmsten Periode) alles in allem mit dem Viergespann 7 mal gesiegt, und 4 mal beim zweiten Lauf (revocatus), 29 mal den zweiten, 60 mal den dritten Preis davon getragen. Hundert Jahre später gab es unter den Wagenlenkern schon eine Klasse von sogenannten „Tausendern" (miliarii), d. h. solchen, die tausend Siege und darüber erlangt hatten. Der Wagenlenker Crescens von der blauen Partei, ein Maure, der schon im Alter von dreizehn Jahren mit dem Viergespann gefahren war, hatte in den zehn Jahren von 115—124 686 mal gerannt, davon 47 mal gesiegt, 130 zweite, 111 dritte Preise davon getragen, und im im Ganzen 1 558 346 Sesterzen (gegen 339 000 Mark) gewonnen, wovon ihm wahrscheinlich ein beträchtlicher Antheil zufiel. In dem unter Antoninus Pius (nach 146) gesetzten Denkmal des spanischen Wagenlenkers C. Apulejus Diocles von der rothen Partei werden sogar Flavius Scorpus (ohne Zweifel der von Martial besungene) und Pompejus Musclosus mit den Zahlen von 2048 und 3559 Siegen aufgeführt. Das Monument des Diocles ist von seinen Verehrern und Parteigenossen gesetzt, nachdem er sich im Alter von 42 Jahren von den Wagenrennen zurückgezogen hatte. Er hatte im Alter von 18 Jahren angefangen mit dem Viergespann zu fahren, war 4257 mal gerannt und hatte 1462 Siege davon getragen (davon 1361 für die Rothen); im Rennen von je einem Wagen (jeder Partei, also im Ganzen von vier) hatte er 1064 mal, im Rennen von je zweien 347 mal, von je dreien 51 mal gesiegt. Unter den 1064 Rennen von je einem Wagen waren mehrere mit Sechs- und Siebengespannen gewesen, und 92, wo um Preise (von 30 000 bis 60 000 Sesterzen) gerannt wurde. Der Ge

sammtbetrag seiner Gewinne war 35 863 120 Sesterzen (über 7½ Mill. Mark). Er hatte 9 Pferde zu „Hundertern" gemacht (d. h. je 100 Siege mit ihnen gewonnen) eins zum „Zweihunderter". Seine „Auszeichnungen" bestanden in Leistungen, in denen er seine berühmtesten Vorgänger übertraf. Er hatte in einem Jahr unter 134 Siegen 118 in Rennen von je einem Wagen (diese wurden am höchsten geschätzt) davongetragen, also mehr als Thallus, der vor ihm die verhältnißmäßig größte Zahl von Siegen in solchen Rennen erreicht hatte. Er war der Erste, der seit Erbauung der Stadt in Rennen um Preise von 50 000 S. 8 mal und zwar mit denselben drei Pferden gesiegt hatte; überhaupt hatte er 29 solche Preise gewonnen d. h. einen mehr als seine drei berühmtesten Vorgänger zusammen. Er hatte an einem Tage 2 mal mit Sechsgespannen um den Preis von 40 000 S. gerannt und ihn beide Mal gewonnen, was noch nie vorgekommen war; hatte mit sieben ohne Joch aneinander gespannten Pferden (etwas ebenfalls noch nie Gesehenes) in einem Preisrennen zu 50 000 S. gesiegt, in einem andern Rennen zu 30 000 S. ohne Peitsche, und sich durch diese Neuheiten mit doppeltem Ruhm bedeckt u. s. w.

Mit diesen Helden der römischen Rennbahn dürfen die großen Jockeys der Gegenwart auch insofern verglichen werden, als sie für die sportsmännischen Kreise von ganz Europa dieselbe Bedeutung haben wie jene für die Factionen Roms; als sie selbst enorme Summen gewinnen und für Interessenten und Spekulanten enorme Gewinne und Verluste herbeiführen. Ein Bericht über Fred Archer, „den berühmtesten und gleichzeitig glücklichsten Jockey unsrer Zeit" in einer Fachzeitung erinnert in mehr als einer Beziehung an die Inschriften des Diocles und Crescens. Bei der Abfassung desselben war Archer „570 mal in den Sattel gestiegen, hatte 199 mal gewonnen, davon einmal nach todtem Rennen, war 5 mal als Sieger über die Bahn gegangen, hatte 126 mal als Zweiter, 80 mal als Dritter und 165 mal unplaciert geendet. Das reine Reitsalair, zu 3 und 5 Lstr. berechnet, würde die stattliche Summe von 2108 Lstr. ausmachen, Man behauptet aber, daß der Jockey sich auf 8—10 000 Lstr. järlich stehe bei den bedeutenden Gratificationen, welche ihm in Form fester Honorare, wie einmaliger Geschenke von Pferdebesitzern zufließen. — Ein Haufe von Wettenden folgt systematisch seinen Ritten. — Im Ganzen hat dieser unübertroffene Jockey innerhalb 6 Jahren, in denen er an der Spitze der Profession sich behauptet, 1172 Siege gefeiert und alle die großen Rennen auf dem englischen Turf gelandet. Auf Archer folgt — Charles Wood, der 458 mal geritten und 89 mal gesiegt hat u. s. w. — Die 6 ersten Jockeys in Frankreich bringen unter sich knapp soviel Siege auf, wie Fred Archer allein durchs Ziel getragen hat." Als er am 8. November 1886 erst 29 jährig starb, belief sich die Zahl seiner Siege schon auf 2749 und er hinterließ ein beträchtliches Vermögen.

Daß das Interesse für die Helden der Rennbahn auch im alten Rom bis in die höchsten Kreise hinaufreichte, war nicht bloß durch die Theilnahme derselben an dem Parteitreiben, sondern auch durch die hier

vorzugsweise verbreitete leidenschaftliche Liebhaberei für die Kunst des Wagenlenkens bedingt, eine Liebhaberei, die mildere Beurtheiler wenigstens der Jugend nachzusehn geneigt waren, wenn sie auch an Männern von reifem Alter und hoher Stellung, vollends an Kaisern streng gerügt wurde. Junge Männer aus den edelsten Familien lenkten nicht nur ihre Rosse auf den Landstraßen selbst, sondern legten auch eigenhändig den Hemmschuh an, schütteten Gerste in die Krippen und schwuren gleich Kutschern und Maulthiertreibern bei der Pferdegöttin Epona. Neros Vater Domitius Ahenobarbus war in seiner Jugend „durch die Kunst des Wagenlenkens berühmt" gewesen. Vitellius, den man in seiner Jugend oft in den Ställen der blauen Partei die Pferde striegeln gesehn hatte, gewann die Gunst Caligulas und Neros durch seinen Eifer für die Kunst des Wagenlenkens, in welcher der erstere Dilettant war, der letztere sogar als Virtuose zu glänzen suchte. Zu Caligulas Günstlingen gehörte der Wagenlenker Eutychus von der grünen Partei, dem er nach einem Gelage ein Geschenk von 2 Mill. Sesterzen gab, und für dessen Pferde die Prätorianer Ställe bauen mußten. Auch L. Verus, Commodus, Caracalla, Geta und Elagabal theilten in höherm oder geringerm Grade die Vorliebe für diese Kunst und ihre Virtuosen. Besonders Elagabal wählte unter ihnen seine Günstlinge und erhob die Mutter seines Hauptfavoriten Hierocles aus dem Sklavenstande zu consularischem Range; einen Wagenlenker Gordius machte er zum Präfecten der Stadtwache.

Daß die Circuskutscher, die sich so allgemein als Personen von Bedeutung anerkannt und behandelt sahen, sich durch Unverschämtheit und Frechheit auszeichneten, liegt in der Natur der Sache. Schon im Anfange der Kaiserzeit war die Unsitte eingerissen, daß sie (wahrscheinlich an gewissen Tagen) sich in der Stadt umhertrieben und unter der Maske des Scherzes Betrügereien und Diebstähle verüben durften, was unter Nero verboten ward. Doch natürlich konnten vereinzelte Maßregeln nicht einer Zügellosigkeit Schranken setzen, die, auch abgesehn von den Begünstigungen der Kaiser, bei diesen Menschen schon durch das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit hervorgebracht und gesteigert werden mußte.

Die besten Rennpferde wurden aus den Provinzen bezogen, obwol auch in einigen Landschaften Italiens die Pferdezucht in großem Umfange betrieben ward, namentlich auf den weiten Triften Apuliens und Calabriens. Auf seinen dortigen Besitzungen züchtete Tigellinus mit großem Eifer Circuspferde; durch ihn soll Nero in seiner Leidenschaft für die Rennbahn bestärkt worden sein. Am meisten waren die hirpinischen Pferde geschätzt; auch standen die italischen im Rennen mit Dreigespannen nach Plinius' Versicherung überhaupt keinem andern nach. Ungeheure Gestüte besaß Sicilien, wo mit zunehmender Verödung schon zu Anfang der Kaiserzeit die Kornfelder mehr und mehr sich in Weiden verwandelt hatten; noch als Gregor der Große die sämmtlichen auf den dortigen Gütern der römischen Kirche befindlichen Pferde verkaufen lassen wollte, erschien die Zahl von vierhundert, die zurückbehalte

werden sollten, als so gering, daß sie gegen die Gesammtsumme gar nicht in Betracht kam. Auch die sicilischen Renner wurden zu den besten gezählt. In Griechenland, wo ebenfalls in Folge der Verödung weite, ehemals bebaute Landstrecken als Weide benutzt wurden, lieferten außer Thessalien namentlich Aetolien, Akarnanien, Arkadien und Epidaurus ausgezeichnete Pferde; auch lakonische werden genannt. Unter denen der übrigen Provinzen kommen auf Verzeichnissen am häufigsten afrikanische vor, von denen maurische und cyrenaische unterschieden werden; namentlich waren die in Africa aus spanischem Blut gezüchteten wegen ihrer Schnelligkeit berühmt; im 3. und 4. Jahrhundert behaupteten den ersten Rang die cappadocischen und spanischen Renner. In jener Zeit scheute Antiochia, die üppige Hauptstadt Syriens, deren Circusspiele vor andern berühmt waren, die mit der ungeheuren Entfernung verbundenen Schwierigkeiten und Kosten nicht, um in seinen Bahnen die edlen Thiere rennen zu sehn, die auf den Wiesen des Tajo und Guadalquivir geweidet hatten.

Zur Tauglichkeit für die Rennbahn war ein Alter der Pferde von drei, oder nach Andern von fünf Jahren erforderlich. Die auf Verzeichnissen und sonst überlieferten Namen von Circuspferden sind der ganz überwiegenden Mehrzahl nach männliche. Auch die Dauerhaftigkeit berühmter Rennpferde war erstaunlich. Wenn der Renner Tuscus als Leitpferd des Fortunatus von der grünen Partei 386 mal, der Victor des Gutta Calpurnianus 429 mal siegte, „so müssen sie nach allen überlieferten Zahlenverhältnissen wenigstens viermal so oft am Viergespann gerannt sein, also etwa 1600 bis 1700 mal, im großen Circus weit mehr als ebensoviel Meilen. Doch galten (wie bemerkt) schon 100 Siege eines Rennpferdes für eine ausgezeichnete Leistung. Ein solches Roß wurde durch den Titel centenarius geehrt, wahrscheinlich auch durch besondern Schmuck". Es ist selbstverständlich, daß die Preise dieser Thiere oft sehr hoch waren und daß sie mehr kosteten als Sklaven, sowie daß auf die Züchtung große Sorgfalt gewendet, und namentlich siegreiche Renner dafür gesucht wurden. Liebhaber und Kenner waren mit Namen, Abkunft, Stamm, Alter, Dienstzeit und bereits gewonnenen Siegen der berühmtesten Circuspferde bekannt, wußten ihre Geschlechtsregister auswendig und hatten manche Anekdote von ihrer Klugheit und Dressur zu erzählen. So geschah es z. B. nach Plinus bei den Säcularspielen des Kaisers Claudius, als ein Wagenlenker von den Weißen gleich beim Ausfahren stürzte, daß seine Pferde die Spitze nahmen und sie trotz aller Bemühungen der übrigen Wettfahrer behaupteten, alles von selbst thaten, was sie unter der erfahrensten Leitung hätten thun können, den Sieg gewannen und am Ziele stehn blieben. Ein anderer Schriftsteller sagt, bei den Circusspielen zeige sich, daß die Pferde im Laufe angetrieben werden durch Flötenblasen, Tänze (?), bunte Farben und brennende Fackeln. Bei dem Rennen mit Viergespannen, dem gewöhnlichsten von allen, wurde das beste Pferd immer zum linken Außenpferde gemacht, da es auf dessen Schnelligkeit und Dressur bei der Wendung um das Ziel haupt-

sächlich ankam: von ihm hing die Erlangung des Preises ab, ihm galt daher die Aufmerksamkeit der Zuschauer fast ausschließlich. Die Namen solcher Pferde waren in Aller Munde, auch sie wurden in der Bahn mit lauten Zurufen begrüßt, die Menge wußte sehr genau, ob Passerinus oder Tigris rannte; und Martial war trotz aller Anerkennung, die seinen Gedichten geworden war, in Rom nicht bekannter als der Gaul Andrämon. Noch existieren Denkmäler, auf denen dieser und andre berühmte Renner abgebildet sind. Oft artete die Leidenschaft für edle Pferde zur Manie aus. Caligula soll beabsichtigt haben, den Hengst Incitatus zum Consul zu ernennen; wenn er rennen sollte, wurde Tags zuvor in der Nachbarschaft durch Soldaten die Vermeidung von Geräusch anbefohlen, damit seine Ruhe nicht gestört würde. Epictet erwähnt, daß ein Zuschauer, der sein Lieblingspferd in der Bahn zurückbleiben sah, sich in seinen Mantel hüllte und ohnmächtig wurde; als es wider Erwarten die Spitze gewann, mußte er durch Bespritzen mit Wasser zum Bewußtsein zurückgebracht werden. Nero ertheilte ausgezeichneten Rennern, die durch Alter dienstunfähig geworden waren, Gnadengehalte. Aehnliches wird von Verus und Commodus erzählt.

Da die Festgeber nur ausnahmsweise die Circusspiele mit eigenen Leuten und Pferden bestreiten konnten, übernahmen Gesellschaften von Kapitalisten und Besitzern großer Sklavenfamilien und Gestüte die Lieferung und Ausrüstung. Wie in der Regel vier Wagen um die Wette rannten, so gab es auch vier solche Gesellschaften, die zu jedem Rennen je einen Wagen stellten und, seit Wagen und Lenker Farben als Abzeichen trugen, je eine dieser Farben zu der ihrigen machten; daher sie Factionen oder Parteien genannt wurden. An ihrer Spitze standen Directoren (domini factionum), einzelne oder mehrere, gewöhnlich wie alle Inhaber größerer Geschäfte dem Ritterstande angehörig; doch auch Wagenlenker schwangen sich, wie bemerkt, zu solchen Stellungen auf. Mit diesen Gesellschaften mußten die Veranstalter der Spiele sich über die Lieferung von Pferden, Wagen und Leuten einigen; ihre Forderungen wechselten natürlich nach Umständen. Als Nero gleich im Anfange seiner Regierung die Circusspiele so sehr erweiterte, daß sie ganze Tage ausfüllten, wollten die Directoren der Parteien sich gar nicht dazu verstehn, ihr Personal für Spiele von kürzerer Dauer zu vermiethen und behandelten überhaupt die Anerbietungen der Consuln und Prätoren mit dem höchsten Uebermuth. Im Jahre 54 ließ der Prätor Aulus Fabricius, der ihre unbilligen Forderungen nicht zugestehen wollte, Wagen mit abgerichteten Hunden statt mit Pferden in der Bahn erscheinen; durch diese Demonstration ließen sich zwar die rothe und weiße Partei zur Nachgiebigkeit bewegen, aber die blaue und grüne nicht eher, als bis Nero selbst die Preise bestimmt hatte. Von Commodus wird erzählt, daß er die Circusspiele in der Absicht sehr vermehrt habe, die Directoren der Parteien zu bereichern. Wol nicht selten erhielten die letzteren Unterstützungen und Geschenke, wie Gordian der Erste noch als Privatmann hundert cappadocische und hundert sicilische Pferde unter sie vertheilte (zu deren Annahme eine kaiserliche Erlaubniß er-

forderlich war), und Symmachus ihnen bei Gelegenheit der quästorischen Spiele seines Sohnes je fünf Sklaven schenkte. Nur einmal (im Jahr 6 n. Chr.) wird erwähnt, daß die Vorsteher der Parteien auf eigene Kosten Schauspiele veranstalteten, und zwar, wie es scheint, im Verein mit Pantomimen; doch mag es öfter geschehen sein, da Schauspiele, welche die letztern gaben, später noch einige Male erwähnt werden.

Das sehr zahlreiche Personal der Parteien bestand theils in Sklaven, theils in besoldeten Freien und umfaßte nicht bloß die zum Dienst in den Gestüten, Ställen und in der Bahn erforderlichen Leute, sondern auch eine nicht geringe Anzahl von Handwerkern, Künstlern und Beamten verschiedener Art. Wagner, Schuhmacher, Schneider, Perlarbeiter, ferner Aerzte, Lehrer (im Fahren), Boten, Läufer, Kellermeister, Beschließer und Verwalter werden in Verzeichnissen und Urkunden als im Dienste der Parteien stehend aufgeführt und gingen auch aus dem Dienste der einen in den einer andern über. Die sämmtlichen Stallungen der vier Parteien lagen in der neunten Region beisammen, vermuthlich am Fuße des Capitols in der Nähe des Flaminischen Circus. Sie waren, wenigstens zum Theil, von Kaisern erbaut (namentlich hatte auch Vitellius während seiner kurzen Regierung zu solchen Bauten große Summen verwendet) und wol mit kaiserlicher Pracht ausgestattet, da Caligula sich sehr viel in den Ställen der Grünen aufzuhalten und dort auch zu speisen pflegte. Das Verhältniß der Parteien zum Fiscus und zur städtischen Verwaltung Roms ist ganz unklar.

Die Farben, deren sich die Parteien als Abzeichen bedienten, waren Weiß, Roth, Grün und Blau. Ursprünglich waren nur die beiden ersten im Gebrauch gewesen, seit wann ist unbekannt; eine gleichzeitige Erwähnung dieser Einrichtung haben wir erst aus dem letzten Jahrhundert vor Chr. Vielleicht kam Grün und Blau erst im Anfange der Kaiserzeit hinzu. Domitian führte dazu noch zwei neue Farben: Gold und Purpur, ein, die vielleicht eine ausschließlich kaiserliche Bedeutung hatten, aber bald wieder eingegangen zu sein scheinen, wenigstens werden sie später nie mehr erwähnt. Die Grünen und Blauen hatten schon seit Anfang der Kaiserzeit die beiden ältern Parteien in den Hintergrund gedrängt; zuletzt verbanden diese sich mit jenen (und zwar die weiße mit der grünen, die rothe mit der blauen), ohne daß sie ganz zu existieren aufhörten. Vier Farben gab es in Constantinopel noch im 9. Jahrhundert, ein Schriftsteller des 12. spricht von den Parteien als von einer vergangenen Sache.

Die Parteiung, die sich in der Bevölkerung von Rom und Constantinopel für die Farben der Circusfactionen bildete, ist eine der bedeutsamsten und merkwürdigsten Erscheinungen der Kaiserzeit. Sie spaltete die ungeheure Mehrzahl des Volkes von den Beherrschern der Welt bis zum Proletarier und Sklaven in vier, und später in zwei Lager. Nichts anderes ist so bezeichnend für die Unnatürlichkeit der politischen Zustände, als diese Concentration des allgemeinen Interesses auf diesen Gegenstand, und nichts zeigt so deutlich die wachsende geistige und sittliche Verwilderung Roms. Den Regierungen war dies Partei-

treiben ohne Zweifel erwünscht; daß die Leidenschaften der Massen in einer Richtung abgelenkt wurden, in der sie scheinbar ohne Gefahr für den Thron austoben konnten, darauf wirkten auch wol die besten hin, und wir erfahren nicht, daß irgend eine versucht hätte, dem Unwesen zu steuern. Vielmehr nahmen mehrere Kaiser aufs unverhohlenste Partei, wie Vitellius und Caracalla für die Blauen, Caligula, Nero, Domitian, L. Verus, Commodus, Elagabal für die Grünen, die in der frühern Kaiserzeit meist den Vorrang behauptet zu haben scheinen. Die Kaiser begnügten sich aber nicht, das Parteitreiben durch ihre Theilnahme zu befördern, sondern unterdrückten und terrorisierten zum Theil auch die wehrlosen Gegenparteien mit der brutalsten Gewalt. Beim Volke waren die Factionen eines weit verzweigten Anhanges schon deshalb gewiß, weil sie eine systematische Organisation hatten, über bedeutende Summen geboten, eine Menge von Menschen unterhielten und beschäftigten, und gewiß keine Mittel sparten, um sich zu vergrößern und zu befestigen. Aber von unendlich größerer Wichtigkeit war die Einrichtung der vier Farben an sich, wie geschaffen für das Bedürfniß der Menge, bei jedem Wettstreit, der vor ihren Augen vorgeht, für und wider Partei zu nehmen. Sie will nur ein Feldgeschrei, nach seinem Inhalt fragt sie nicht. Für Pferde und Wagenlenker konnte eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl von Sachverständigen und Anhängern sich interessieren, für die Farben Jedermann. Pferde und Wagenlenker wechselten, die Farben waren permanent. Während eines halben Jahrtausends pflanzte sich das Feldgeschrei der Farben von Geschlecht zu Geschlecht fort, und zwar in einer mehr und mehr verwildernden Bevölkerung, und wenn schon bei allen Schauspielen Excesse und Tumulte gewöhnlich waren, so war vorzugsweise der Circus der Schauplatz wilder, selbst blutiger Scenen. Mochte Nero oder Marc Aurel die Welt regieren, das Reich ruhig oder von Aufstand und Bürgerkrieg zerrüttet sein, die Barbaren die Grenzen bedrohen oder von den römischen Heeren zurückgetrieben werden: zu Rom war für Hohe und Niedere, Freie und Sklaven, Männer und Frauen die Frage: ob die Blauen oder die Grünen siegen würden, immer von derselben Wichtigkeit und der Gegenstand unzähliger Hoffnungen und Befürchtungen. Als das Christenthum die alten Götter entthront hatte, denen zu Ehren die Circusspiele gestiftet worden waren, kämpften im Circus die Parteien noch immer mit der gleichen Leidenschaft um den Vorrang. Auch die Christen ließen sich durch die Ermahnungen ihrer Prediger nicht von dem Besuche des Schauspiels zurückhalten. Sie wandten ein, daß man die Ergötzlichkeiten, die Gottes Güte gewährt habe, nicht verschmähen dürfe. Ja sie beriefen sich auf die heilige Schrift und führten an, Elias sei auf einem Wagen gen Himmel gefahren, folglich könne die Kunst des Wagenlenkens nicht sündlich sein. Noch Leo der Große, Bischof in Rom 442—460, klagte bitter vor seiner Gemeinde, daß die schändlichen Schauspiele mehr Volk versammelten, als die Stätten der heiligen Märtyrer, deren Schutz die Stadt vor dem furchtbarsten Untergange durch die Horden Attilas errettet hatte. Als die Völker der

Barbaren die Mauern Carthagos bedrohten (439), schreibt der Presbyter Salvianus von Massilia, raste die carthagische Gemeinde in den Rennbahnen. Als Trier dreimal erobert und zerstört war, verlangten einige Edle der Stadt, die ihren Untergang überlebt hatten, von den Kaisern Circusspiele, die also auf Schutt und Asche über dem Blut und den Gebeinen der Erschlagenen hätten veranstaltet werden sollen.

Seinen höchsten Grad aber erreichte das Factionenwesen nicht im Westen, nicht in Rom, sondern in Constantinopel, wo schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts die leidenschaftliche Theilnahme der Zuschauer Tumulte veranlaßt zu haben scheint. In der Zeit, über die wir näher unterrichtet sind, bestand dort trotz der Fortdauer der beiden schwächern Parteien ein eigentlicher Wettstreit nur noch zwischen den Grünen und Blauen. Hier, wo die Zwietracht wenigstens zu Zeiten eine religiöse und politische Färbung annahm, raste sie mit verdoppelter Wuth und erfüllte das Reich mit Aufruhr. Für die Partei verschwendete man sein Vermögen, ertrug Martern und Tod und beging Verbrechen; das Parteiinteresse stand höher als Verwandtschaft und Freundschaft, Haus und Vaterland, Religion und Gesetz; auch die Frauen, die damals keine Schauspiele besuchten, wurden von dem Schwindel ergriffen; man konnte es nur eine allgemeine Geisteskrankheit nennen. „Die Pferderennen, sagt Choricius (unter Justinian), versetzten die Gemüther der Zuschauer mehr in Raserei, als daß sie sie ergötzten, und haben schon viele große Städte zu Grunde gerichtet." Der sogenannte Nikaaufruhr, der im Jahr 532 im Circus zu Constantinopel entbrannte, hätte Justinian Thron und Leben gekostet, wäre er nicht durch die Geistesgegenwart seiner Gemahlin Theodora und Belisars Treue gerettet worden; dreißigtausend Menschen sollen dabei ums Leben gekommen sein. — Daß übrigens die Anhänger der Parteien deren Farben wenigstens im Circus trugen, muß man für sehr wahrscheinlich halten; angedeutet aber wird es nur ein einziges Mal in einem Epigramm Martials, wo es heißt, ein Scharlachmantel passe nicht für einen Anhänger der Grünen oder Blauen; falle er einem solchen bei einer Lotterie durchs Loos zu, so könne er ihn leicht abtrünnig machen.

Der Circus Roms und seine Parteien werden von den Zeitgenossen zu selten erwähnt, als daß man im Zusammenhange verfolgen könnte, wie aus unscheinbaren Anfängen das Unheil zu so gigantischer Größe erwuchs. Wir müssen uns begnügen, auf den Grad und das Umsichgreifen der Krankheit aus vereinzelten Symptomen zu schließen. Schon im letzten Jahrhundert der Republik geschah es, daß bei der Bestattung eines Wagenlenkers von der rothen Partei, Namens Felix, einer von seinen Anhängern sich mit auf den Scheiterhaufen stürzte. Dies berichtet der ältere Plinius aus dem öffentlichen Anzeiger, einer in diesem Falle ganz unverdächtigen Quelle. Er fügt hinzu, die Gegenpartei, um den Ruhm des Künstlers zu schmälern, habe behauptet, der Selbstmörder sei durch die bei der Verbrennung angewandten Wohlgerüche betäubt gewesen. Doch trotz dieses einzelnen Falles kann die Parteibildung damals, und selbst in der Zeit Augusts, noch nicht in

der umfassenden Weise organisiert gewesen sein, wie fünfzig Jahre später. Ovid hat den Circus zum Schauplatz einer seiner Elegieen gewählt: er sieht neben seiner Geliebten dem Rennen zu; zwar spricht er von der verschiedenfarbigen Schaar, die aus den Schranken hervorbricht, aber sein und seines Mädchens Interesse ist nur auf die Person eines Wagenlenkers, nicht auf eine Farbe gerichtet. Horaz, der das Interesse für Theater und Gladiatoren öfter erwähnt, spricht kaum je vom Circus und nie von den Parteien. Erst im Laufe des 1. Jahrhunderts und zum Theil infolge der leidenschaftlichen Betheiligung der Caligula, Nero, Vitellius bildete das Factionenwesen sich aus. Von Caligulas Parteinahme für die Grünen ist bereits die Rede gewesen; wie Dio erzählt, ließ er Pferde und Wagenlenker der Gegenpartei vergiften. Nero zog sich schon als Schulknabe eine Rüge von seinem Lehrer wegen seines unaufhörlichen Redens von den Circusspielen zu; als er einmal trotz des Verbots gegen seine Mitschüler einen grünen, von seinen Pferden geschleiften Wagenlenker bedauerte, schalt der Lehrer und der hoffnungsvolle Schüler erklärte, er habe von Hectors Schleifung durch Achill gesprochen. Als Kaiser begnügte er sich nicht die Grünen aufs parteiischste zu begünstigen; er trat auch selbst in dieser Farbe auf, wobei der Circus statt mit Sand mit Kupfergrün (Chrysocolla) bestreut wurde; so bei den Schauspielen, die er dem Partherkönige Tiridates gab. Vitellius, der, wie erwähnt, nicht verschmäht hatte, bei der blauen Partei die Dienste eines Stallknechts zu thun, soll seine Beförderung zum Statthalter des untern Germaniens dem an Galbas Hofe mächtigen T. Vinius verdankt haben, dem er durch die Parteigenossenschaft verbunden war. Auf den Thron gelangt, buhlte er im Circus in unwürdigster Weise mit seiner Parteinahme um die Gunst des gemeinen Pöbels; doch ließ er auch einige Leute aus dem Volke, welche die Blauen laut geschmäht hatten, tödten, in der Meinung, dies sei aus Verachtung gegen ihn selbst und in Hoffnung auf eine Staatsumwälzung geschehn. Wenn auch ohne directe Betheiligung von Seiten der folgenden Kaiser, hielt die Entwicklung des Factionenwesens natürlich mit dem Wachsthum und der Ausbreitung der Leidenschaft für die Schauspiele überhaupt gleichen Schritt; und diese Leidenschaft, die schon gegen das Ende des 1. Jahrhunderts so ganz die Gemüther beherrschte, daß sie keinen Raum für edle Bildung ließ, war wol geeignet, tiefer Blickende mit ernstlicher Sorge zu erfüllen. Man hörte die Jugend zu Hause und in den Hörsälen von nichts Anderm reden, und selbst die Lehrer glaubten überall sich zu solchen Gesprächen herbeilassen zu müssen. Auch in den Kreisen gebildeter Männer war die Unterhaltung von den Blauen und Grünen schon wegen ihrer politischen Unverfänglichkeit beliebt. Es war die glänzendste Periode des Kaiserthums, in der die Interessen des römischen Volks in dem berühmten Panem et circenses zusammengefaßt werden konnten. Unter der Regierung Trajans erregte es das Staunen unbefangener Beobachter, wie so viele Tausende im Circus sich nicht durch die Schnelligkeit der Pferde, noch durch die Kunst der Leute fesseln ließen, sondern durch ein so oder so gefärbtes Stück Zeug;

würde dies mitten im Rennen vertauscht, so würde auch Gunst und Antheil sich wenden, Dieselben, die eben Pferde und Lenker von Weitem kannten und anriefen, würden sie dann plötzlich verlassen. Und wenn nur der Pöbel an einer elenden Tunica hinge! Aber auch ernste Männer waren unersättlich im Genuß einer solchen Unterhaltung; und der jüngere Plinius, der diese Betrachtungen anstellte, durfte einige Genugthuung empfinden, daß er über solche Interessen erhaben war. Verlören die Grünen im Circus, schrieb Juvenal unter Hadrian, so wäre Rom so bestürzt und niedergeschlagen, wie nach der Niederlage bei Cannä. Marc Aurel, der an Hadrians Hofe aufwuchs, glaubte sich seinem Erzieher zu besonderem Danke verpflichtet, daß er ihn davor bewahrt habe, ein Parteigänger der Grünen oder Blauen zu werden. Ohne Zweifel ist dies mit einem Hinblick auf seinen Mitregenten Lucius Verus geschrieben, der nicht nur ein leidenschaftlicher Freund der Circusspiele überhaupt war und wegen derselben eine umfassende Correspondenz mit Provincialen unterhielt, sondern auch ein leidenschaftlicher Anhänger der Grünen, für die er in der unziemlichsten Weise Partei nahm, weshalb er von den Blauen selbst in Marcus' Gegenwart häufige Schmähungen zu erdulden hatte. Auch den Lehrer beider Kaiser, Fronto, schützte ein Uebermaß gelehrter Pedanterie nicht gegen die epidemische Leidenschaft; er stand wie zu erwarten, auf derselben Seite wie sein kaiserlicher Schüler, und selbst durch ein sehr schmerzhaftes Chiragra ließ er sich vom Besuche des Circus nicht zurückhalten. In einer um diese Zeit von einem griechischen Besucher verfaßten Schilderung Roms wird als charakteristisch das Treiben im Circus, die Statuen der Wagenlenker, die Gespräche über diese Dinge auf den Straßen und Plätzen und die große Verbreitung einer wahren Hippomanie, die sich vieler anscheinend trefflicher Männer bemächtigt hatte, hervorgehoben; daß die Bedeutung des Factionenwesens, das hier nicht erwähnt ist, einem fremden Beobachter entgehen konnte, ist allenfalls erklärlich. Doch Galen, der 163—65 und von 169 ab in Rom war, führt das Interesse für die verschiedenen Farben als Beispiel unvernünftiger Leidenschaft an und erwähnt gelegentlich, daß die Anhänger der Blauen und Grünen den Mist der Rennpferde berochen, um sich von der Verdaulichkeit und Zuträglichkeit ihres Futters zu überzeugen.

Bei der ungemeinen Dürftigkeit der Nachrichten aus dem 3. Jahrhundert geschieht auch des Circus und seiner Parteien in dieser Zeit nur selten und beiläufig Erwähnung, ausführlicher fast nur unter Caracalla, der selbst in schamloser Oeffentlichkeit in der Bahn seinen Wagen lenkte und, als einst gegen einen Wagenlenker seiner (der blauen) Partei Schmähungen ausgestoßen wurden, durch den der Wache gegebenen Befehl, die Schreier zu tödten, den Circus mit wilder Verwirrung, Gewaltthat und Mord erfüllte. Anderthalb Jahrhunderte später schilderte Ammianus Marcellinus die Sitten Roms in einer Zeit, wo die innere Zerrüttung des Reichs aufs Höchste gestiegen war und die Gefahren von Osten und Norden immer näher und furchtbarer drohten: auch er, den die Leidenschaft der Römer für den Circus so

sehr mit Erstaunen und Verachtung erfüllte, läßt seltsamerweise das Treiben der Parteien unerwähnt. Für die Masse war der Circus Tempel, Wohnort, Versammlungsort und Ziel aller Wünsche. Ueberall sah man Gruppen in eifrigster Unterhaltung über die Wettrennen beisammenstehn, bejahrte Männer pochten auf ihre vieljährige Erfahrung und verschworen sich bei ihren Runzeln und grauen Haaren, das Reich könne nicht bestehn, wenn es nicht so gehen werde, wie sie voraussagten. An den Tagen der Circusfeste strömte das Volk schon vor Aufgang der Sonne zur Rennbahn, Viele verbrachten in Angst und Spannung auch die Nächte schlaflos. Es war ein wunderbarer Anblick, eine so unzählbare Menge in leidenschaftlicher Aufregung den Verlauf dieser Wettkämpfe verfolgen zu sehn. Aber nicht minder lebhaft war die Theilnahme des hochmüthigen Adels, in dessen Kreisen Boten, welche die Ankunft neuer Wagenlenker und Pferde meldeten, empfangen wurden, wie einst die Dioskuren, als sie die Nachricht von dem Siege Roms über die Tarquinier brachten. Und wieder nach anderthalb Jahrhunderten, als das Reich längst von den Wogen der Völkerwanderung in Trümmer geschlagen war und der Gothenkönig Theoderich Rom regierte, tobten im Circus immer noch die alten Leidenschaften. Theoderich gewährte den Römern öfter ihre Lieblingsschauspiele und wurde von ihnen dafür mit den Namen des Trajan und Valentinian, deren Regierungen er sich zum Vorbilde wählte, begrüßt. Im Jahr 509 kam es im Circus zu einem Gefecht. Zwei Senatoren, Importunus und Theodoricus, Anhänger der Blauen, griffen die Faction der Grünen an und ein Mensch wurde im Tumult erschlagen. Theoderich nahm die schwächere Partei in Schutz. In einem der (von dem gelehrten Geheimsecretair des Königs, Cassiodor, verfaßten) auf den Circus bezüglichen Rescripte heißt es, es sei staunenswürdig, wie die Gemüther im Circus von einer größern Aufregung als in allen andern Schauspielen hingerissen würden. Der Grüne gewinnt den Vorsprung, ein Theil des Volks ist niedergeschlagen; der Blaue gewinnt ihn, ein andrer Theil grämt sich; ohne einen Vortheil zu haben, triumphieren sie leidenschaftlich, ohne einen Nachtheil zu leiden, fühlen sie den tiefsten Schmerz; man führt die nichtigsten Streitigkeiten mit einem Eifer, als wenn diese Bestrebungen einem gefahrbedrohten Vaterlande gälten. Noch immer vertrieben die Circusspiele den sittlichen Ernst, beförderten die eitelsten Kämpfe, vernichteten die Rechtschaffenheit und waren für Hader und Zwietracht eine befruchtende Quelle. Zum Schluß heißt es, mit Recht nehme man an, daß ein Schauspiel, wobei man sich so weit von der Ehrbarkeit entferne, der Abgötterei geweiht gewesen sei. Der König begünstige es nur mit Rücksicht auf das Volk, das hier Erholung zu suchen gewohnt sei, und man müsse zuweilen thöricht sein, um seine Wünsche zu erfüllen. Uebrigens wurde unter Theoderich wol nicht mehr der ganze Circus zu den Wagenrennen benutzt. Eins seiner Rescripte erwähnt, daß der Senator Volusianus einen Thurm des Circus (sowie einen Platz des Amphitheaters) besaß, der nach seinem Tode seinen Kindern unrechtmäßiger Weise entrissen wurde.

So hat also der Kampf der Farben das weströmische Reich überlebt und in Rom erst mit den Circusspielen selbst geendet. Denn die letzten Wagenrennen veranstaltete in der bereits sehr verödeten und verarmten Stadt im Jahr 549 der Gothenkönig Totila.

Um eine Vorstellung von der Großartigkeit zu gewinnen, mit welcher die hohen Beamten Roms auch in der frühern Kaiserzeit die von ihnen zu gebenden Circusspiele ausrüsteten, dürfen wir uns einer sehr viel spätern Quelle bedienen, der noch erhaltenen Correspondenz, die Symmachus am Ende des 4. Jahrhunderts über die Vorbereitungen zu den prätorischen Spielen seines Sohnes geführt hat. Denn schwerlich standen die Senatoren Roms in den ersten Jahrhunderten ihren Nachkommen im Zeitalter des Theodosius an fürstlichem Reichthum und fürstlicher Prachtliebe nach, und die Zurüstungen der einen und der andern zu ihren Schauspielen haben sich vermuthlich kaum anders als durch die verschiedene Beschaffung des erforderlichen Apparats, der Menschen und Pferde unterschieden. Im Anfange der Kaiserzeit scheinen die Parteien diese Lieferungen übernommen zu haben, während Symmachus, wenigstens so viel seine Briefe ergeben, Wagenlenker und Pferde ohne deren Vermittlung kaufte und miethete. Wenn übrigens Symmachus auch (wie erwähnt) nicht zu den reichsten Senatoren seiner Zeit gehörte und die Schauspiele seines Sohnes von andern noch sehr überboten wurden, so machten sie doch offenbar großes Aufsehen und können nur für ungewöhnlich glänzende Spiele einen Maßstab geben.

Quintus Aurelius Symmachus, der in Rom drei Paläste besaß, hatte die höchsten Staatsämter bekleidet und war in jedem Sinne einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit. Mit einer Anzahl geistesverwandter Verbündeten strebte er mit der äußersten Anstrengung, die schon verlorene Sache des Heidenthums gegen das siegreiche Christenthum zu behaupten. Seine und seiner Freunde Bemühungen waren auf eine Neubelebung der classischen Litteratur ebenso sehr als des heidnischen Glaubens gerichtet, mit dem die Schauspiele im innigsten Zusammenhange standen; und wie dieselben von den Christen als abgöttischer Greuel verabscheut wurden, so sah es Symmachus ohne Zweifel gerade deshalb als heilige Pflicht an, ein für seine gefährdete Religion so wichtiges Institut nach Kräften aufrecht zu erhalten, um so mehr, da er zwei der höchsten Priesterthümer bekleidete. Andre Gründe von weltlicher Natur erhöhten seinen Eifer: ein hoher Begriff von dem, was der Würde des römischen Volks gebührte, die Größe seines Hauses und den Wunsch seinen Standesgenossen nicht nachzustehn. So bot er denn alle Mittel auf, über die sein großer Einfluß, sein immerhin sehr bedeutendes Vermögen und seine weitreichenden Verbindungen ihn verfügen ließen, um auch bei der Prätur seines Sohnes (im Jahr 401) die durch den Glanz seiner frühern Spiele hochgespannten Erwartungen wo möglich noch zu übertreffen. Die für die Circusspiele erforderlichen Pferde bezog er fast ausschließlich aus Spanien. Einem Manne in seiner Stellung konnte es nicht schwer werden, für seine Beauftragten die Benutzung

der kaiserlichen Post zu erwirken. So gingen denn zahlreiche Agenten nach Spanien, wohl versehn mit großen Geldsummen, Verzeichnissen und Briefen an die Besitzer der besten Gestüte und Pferdekenner, die ihnen bei der Wahl behülflich sein sollten, überdies der Unterstützung einflußreicher Personen und der Behörden in Spanien wohl empfohlen. Symmachus glaubte, den Wunsch des Publikums nach Abwechslung berücksichtigen zu müssen: er bittet daher einen Gestütsbesitzer Eupraxius, obwol dessen eigne Heerden, wie er sagt, alle übrigen spanischen an edlem Blut übertreffen, ihm auch aus den Ställen eines Laudacius vier Viergespanne auszusuchen. Ueberhaupt hatten seine Agenten den Auftrag, die vorzüglichsten Renner aus allen Racen zu wählen. Die Auswahl, die mit so großer Sorgfalt getroffen werden sollte, zog das ohnehin langwierige Geschäft noch mehr in die Länge, so daß der Winter darüber einbrechen und die Schifffahrt und den Transport nach Italien verhindern konnte. Für den Fall hatte Symmachus an einen Freund im südlichen Frankreich geschrieben, daß er die gekauften Pferde während der drei bis vier Wintermonate in seinen Ställen beherbergen und füttern, und falls sich gerade auf dem Gebiet von Arles vorzügliche Renner befänden, diese dazu kaufen möchte. Aber bei einem so weitläufigen Transport konnte es nicht ausbleiben, daß Krankheiten und andre Unfälle die Zahl der Pferde sehr verminderten; von vier Viergespannen, die ein Sallustius als Geschenk übersandt hatte, waren zwar elf Pferde lebendig angekommen, aber bald darauf auch von diesen ein Theil gefallen. Daher wurden auch Anerbietungen eines Pferdezüchters Helpidius in Italien angenommen, den Symmachus bittet, aus seinen Viergespannen die besten für ihn auszusuchen und mehr auf die Güte als auf die Zahl der Pferde zu sehn, da bei der sicheren Aussicht eine größere Menge aus Spanien zu erhalten, die Auswahl der aus nächster Nähe zu beziehenden mit um so größerer Sorgfalt getroffen werden könne.

Wegen der mangelhaften und unregelmäßigen Verbindung zur See machten auch die Wagenlenker Symmachus große Sorge, obwol diese nur aus Sicilien verschrieben waren. Sobald ihm sein sicilischer Agent ihre Abreise von dort gemeldet hatte, ertheilte er seinem am Golf von Neapel lebenden Schwiegersohn den Auftrag, zuverlässige Leute die Küste entlang bis Salerno zu senden, die sie bei ihrer Landung in Empfang nehmen sollten. Dann sollte ein gemeinschaftlicher Freund sie mit allem Nöthigen versehn und ihre Reise nach Rom zu Schiffe fortsetzen lassen. Aber die Zeit verstrich und von ihrer Ankunft war nichts zu vernehmen, so daß Symmachus für gut fand, einen Beamten zu Nachforschungen längs der Küste zu verlangen. Ob das Schiff zu rechter Zeit angekommen ist, erfahren wir nicht. —

Das Herannahen von Festen, zu denen so kolossale Vorbereitungen getroffen wurden, erfüllte ganz Rom mit Spannung und Aufregung. Nun vollends war der Gespräche, Streitigkeiten und Wetten über den Ausgang der zu erwartenden Rennen kein Ende. Wahrsager wurden befragt; Firmicus Maternus gibt dem Astrologen den Rath, den Verlockungen der Schauspiele fern zu bleiben, damit man ihn nicht für den

Anhänger einer Partei halte. Auch Zauberei wurde vielfach angewendet, um den Lauf der Pferde zu beschleunigen oder zu lähmen. Man legte Bleitafeln in Gräbern nieder, in denen dort hausende Dämonen beschworen wurden, die namhaft gemachten Wagenlenker und Pferde beim Rennen zu hemmen und zu beschädigen; eine Anzahl solcher Tafeln ist an der Via Appia und zu Carthago gefunden worden. Der Dämon, heißt es einmal, solle den Pferden die Kraft nehmen, so daß sie weder laufen noch gehn, nicht aus den Schranken heraus, nicht in der Bahn voran kommen, nicht um die Zielsäulen biegen können, sondern mit ihren Lenkern stürzen. Diesen solle der Dämon das Gesicht rauben, oder lieber sie aus ihren Wagen reißen und auf die Erde werfen, so daß sie geschleift werden, besonders am Ziel, mit Schaden für ihre Leiber, zusammen mit ihren Pferden. Nach einer andern Beschwörung soll ein Wagenlenker „morgen im Circus gefesselt sein, wie dieser Hahn gefesselt ist an Füßen, Händen und Kopf." Ammian erzählt unter anderm von einem Wagenlenker, der im Jahre 364 zum Tode verurtheilt wurde, weil er geständig war, seinen Sohn, einen Knaben, einem Zauberer zur Erlernung verbotener Magie in die Lehre gegeben zu haben. Ein andrer wandte sich an den heiligen Hilarion mit der Bitte um Schutz gegen einen Zauberer, der durch Geisterbeschwörungen den Lauf seiner Pferde hemmte. Cassiodor erwähnt, daß der aus dem Orient nach Rom gekommene Wagenlenker Thomas wegen der Häufigkeit seiner Siege im Rennen für einen Zauberer galt. Die Bleitafeln von der Via Appia stammen aus der Zeit von 390=420 n. Chr., und mindestens einer der dort genannten Wagenlenker war ein Christ. Die Circusleute, deren Aberglaube durch die Gefährlichkeit ihres Gewerbes ohne Zweifel gesteigert wurde, machten gewiß einen sehr reichen Gebrauch von Amuleten. Zu diesen scheinen auch die im 4. und 5. Jahrhundert für Wagenlenker, Athleten und andere Künstler gearbeiteten Schaumünzen mit hohem Rande (Contorniaten) theilweise gehört zu haben, namentlich solche mit dem Kopfe Alexanders des Großen, dem ein sehr verbreiteter Glaube eine besondere Schutzkraft zuschrieb. Die Pferde behängte man zum Schutz gegen Bezauberung mit Glocken.

Kam dann endlich der ersehnte Tag der Circusspiele, so waren schon mehrere Stunden vor seinem Anbruch die Straßen mit Schaulustigen gefüllt. Caligula wurde einst mitten in der Nacht durch das Getöse der zum Circus strömenden Menge im Schlafe gestört, er ließ sie mit Stockhieben aus einander treiben, und in dem hierdurch entstehenden Gedränge kamen zwanzig Männer aus dem Ritterstande, ebensoviel verheirathete Frauen und eine unzählbare Menge aus den niedern Ständen ums Leben. Elagabal soll einmal unter das wie gewöhnlich bereits vor Tagesanbruch zahlreich versammelte Volk eine Menge Schlangen haben werfen lassen, deren Bisse im Finstern doppelten Schrecken erregten und eine allgemeine Flucht zur Folge hatten, wobei Viele beschädigt wurden. Unter Claudius und Nero erhielten die Ritter und Senatoren gesonderte Plätze, zu denen sie natürlich bequem gelangen konnten, während die vielen Tausende des dritten Standes die ihren trotz der zahlreichen

Eingänge nur unter gewaltigem Gedränge erreichten, da bei der Größe und Schaulust der Bevölkerung der Circus, wenigstens in den frühern Jahrhunderten, nie Raum genug hatte. Der Besitz von zwei handfesten mösischen Sklaven, unter deren Schutz man ungefährdet einen guten Platz erlangen konnte, gehörte in Hadrians Zeit zu den Hauptwünschen der Aermeren. Sitzkissen mit einer groben Binsenfüllung (der sogenannten Circuspolsterung) scheinen den Zuschauern zum Kauf angeboten worden zu sein. Da übrigens der Zuschauerraum nicht mit einem Zeltdach überspannt werden konnte, gab es hier keinen Schutz gegen die Sonne als Hüte und Sonnenschirme, und keinen gegen Wind und Regen als große Mäntel. Nichtsdestoweniger wurde auch der Circus von Frauen aufs eifrigste besucht, die trotz Gedränge, Hitze und Staub im besten Putz erschienen, und deren Gegenwart dem Schauspiel auch für die Männer eine Anziehung mehr verlieh, da sie wie gesagt unter ihnen saßen.

Die Circusspiele leitete eine gottesdienstliche Feierlichkeit ein. Vom Capitol kam eine große Procession mit zahlreichen Götterbildern herunter über das festlich geschmückte Forum; dann rechts zwischen den Läden des Toscanerquartiers über das Velabrum und den Ochsenmarkt gehend, zog sie in das mittlere Hauptthor des Circus ein und die Bahn entlang um die Zielsäulen herum. Der Magistrat, der die Spiele veranstaltete, führte sie an, wenn es ein Prätor oder Consul war, auf hohem Wagen stehend, in der Tracht eines triumphierenden Feldherrn, von den Falten der weiten goldgestickten Purpurtoga umwallt, darunter die mit Palmzweigen gestickte Tunica, den Elfenbeinscepter mit dem Adler in der Hand; einen gewaltigen Kranz aus goldnen Eichenblättern, mit Edelsteinen besetzt, hielt ein öffentlicher Sklave über seinem Haupte. Auf dem Wagen oder den Pferden scheinen, ebenfalls wie beim Triumph, seine Kinder gesessen zu haben. Musik und andre Begleitung ging in langem Zuge voraus, eine Schaar von Clienten in weißen Togen umgab den Wagen. Augustus ließ sich bei einer Unpäßlichkeit in einer Sänfte vorantragen, um dieser Ehre nicht verlustig zu gehn. Unter dem Schalle der Flöten und Tuben zog die Procession einher; die Bilder der Götter wurden theils auf Bahren und Thronen getragen, theils auf schön verzierten kostbaren Wagen gefahren, welche Maulthiere, Pferde und Elephanten zogen; sie waren mit ihren Attributen geschmückt, zahlreiche Priesterschaften und religiöse Corporationen begleiteten sie. Das Ceremoniell dieser Procession war bis ins Einzelnste mit der pedantischen Genauigkeit des römischen Cultus vorgeschrieben, und ein kleiner Verstoß konnte die ganze Feier ungültig machen, worauf dann die Spiele von neuem angefangen werden mußten. Da nun diejenigen, die aus einer solchen Wiederholung Vortheil zogen, sie nach Belieben durch Fehler gegen das Ceremoniell herbeiführen konnten, verordnete Claudius, daß die Circusspiele nur für einen Tag erneuert werden sollten, womit der Mißbrauch so gut als beseitigt war. Die Versammlung empfing auch diesen Zug sowie den ihn führenden Magistrat mit Aufstehn, Klatschen und Beifallrufen, und wie noch heute in Italien bei Pro-

cessionen von Heiligenbildern Viele ihre Schutzpatrone anrufen und ihrem Wohlwollen sich empfehlen, so klatschten damals Landleute der Ceres, Soldaten dem Mars, Liebende der Venus zu, und glaubten wol gar, wie Ovid andeutet, wenn ein Bild auf seinem Wagen wackelte, es mit dem Kopfe nicken zu sehn. Doch auch politische Sympathieen und Wünsche wurden, wie bemerkt, gelegentlich laut, und dies konnte um so eher geschehn, da in dem Zuge außer den Götterbildern auch Bilder der Kaiser und Personen aus den kaiserlichen Familien aufgeführt wurden, zunächst die, welchen die damals so freigebig gespendeten göttlichen Ehren zuerkannt waren. Wol mochten dem ernsten Betrachter der Dinge in der Zeit des Titus oder Trajan große und düstere Bilder aus der Vergangenheit aufsteigen, wenn die Gestalten der schönen Männer und Frauen aus der Familie der Cäsaren an ihm vorüberzogen. Doch den Meisten schien der oft gesehene Zug, der sich in feierlicher Langsamkeit bewegte, gar kein Ende nehmen zu wollen: man verglich ihn mit einer langweiligen Vorrede.

Um die Richtung des Laufs zu bestimmen, waren sowol zu Anfang als zu Ende des zu durchmessenden Raumes je drei Kegelsäulen aufgestellt, und zwischen diesen beiden Zielen durch die ganze Länge der Bahn eine niedrige Mauer (oder Mauern, die Wasserbecken umgaben) gezogen, worauf die beiden oben erwähnten Obelisken und außerdem Säulen, Götterbilder und kleine Heiligthümer standen. Der große Circus hatte ursprünglich zu beiden Seiten des mittleren Hauptthores je vier, im Ganzen also acht Thore, deren Zahl vielleicht in Domitians Zeit auf zwölf vermehrt wurde, wie die Zahl der Parteien von vier auf sechs. Nach der Wiederherstellung der Vierzahl der Parteien waren also Rennen mit drei Wagen jeder Partei möglich, doch kamen sie selten vor; viel häufiger waren die Rennen von je zwei, doch bei weitem die gewöhnlichsten die von je einem Wagen. Der oben erwähnte Diocles hatte in Rennen der ersten Art 51, der zweiten 347, der dritten 1064 mal gesiegt. Die in der Regel rennenden vier Wagen liefen aus den vier dem Hauptthor auf der rechten Seite zunächst gelegenen Thoren aus. Um den Unterschied der Bahnen auszugleichen, welche die Wagen zurückzulegen hatten, bildete die die Thore enthaltende Eingangsseite nicht eine grade, sondern gekrümmte Linie, so daß das der Mitte zunächst befindliche Thor am weitesten zurück, die folgenden mehr nach vorn lagen; überdies wurden die Plätze, wie es scheint, verlooſt. Die Wagen durchmaßen die Bahn auf der rechten Seite der Mauer (vom Eingange) bis an die hintern Zielsäulen, bogen um dieselben herum und fuhren auf der linken Seite der Mauer bis zur Stelle des Ablaufs zurück. Dieser Doppellauf wurde 7 mal wiederholt; damit die Zuschauer in jedem Augenblick wissen konnten, wie viele von den sieben Umläufen eines Rennens bereits gemacht waren, hatte man auf der Mauer zwischen den Zielsäulen in genügender Höhe sieben Delphine und ebenso viele eiförmige Ovale angebracht, und nach jedem Umlauf wurde eins dieser Zeichen heruntergenommen. Sieger war der, welcher bei dem siebenten Rücklauf zuerst über eine nahe dem Eingange auf dem

Boden der linken Seite mit Kreide gezogene Linie fuhr. Außer den Preisen der Sieger wurden auch zweite und dritte Preise ertheilt.

Die Zahl der aus sieben Umläufen bestehenden Rennen war nicht immer dieselbe. Noch in der ersten Kaiserzeit waren in Rom zehn oder zwölf an einem Tage das Gewöhnliche; im Jahr 37 veranstaltete Caligula bei der Einweihungsfeier eines Tempels für August am ersten Tage zum ersten Mal 20, am zweiten 24. Diese Zahl, bei welcher das Schauspiel den ganzen Tag von Morgen bis Abend dauerte, wurde bald gewöhnlich und seit Nero, wie es scheint, stehend, so daß eine geringere nur an untergeordneten Festtagen stattfand. · Mehr als 24 Rennen wurden theils bei außerordentlichen Schauspielen veranstaltet, theils wenn zwei Feste auf einen Tag zusammenfielen, wie im 4. Jahrhundert auf den 8. September der Geburtstag Trajans und der Sieg Constantins über Licinius, auf den 8. November der Geburtstag Nervas und Constantius' des Zweiten; beide Doppelfeste wurden mit der doppelten Zahl von 48 Rennen gefeiert. An drei andern besonders hochgehaltenen Festtagen fanden je 30 oder 36 statt. Doch mag, wenn die Zahl von 24 erheblich überschritten wurde, die Dauer der einzelnen Rennen nach Bedürfniß abgekürzt worden sein.

Die gewöhnlichen Rennen waren mit Zwei- und Vier-, seltner mit Dreigespannen. Mit Zweigespannen versuchten sich die Anfänger zuerst. Die Grabschrift eines dem Sklavenstande angehörigen, im Alter von 22 Jahren gestorbenen Wagenlenkers in Tarraco lautet: „In diesem Grabe ruhen die Gebeine eines Anfängers in der Rennbahn, der jedoch der Lenkung der Zügel nicht unkundig war. Schon wagte ich Viergespanne zu besteigen, doch blieb ich noch bei den Zweigespannen." Aber der oben erwähnte Crescens hatte schon als Dreizehnjähriger das Viergespann gelenkt, und die Zügel von Zweigespannen sah man wol in den Händen von noch viel jüngern Knaben. Virtuosen der Kunst (die sich überhaupt mit mancherlei ungewöhnlichen Fertigkeiten sehn ließen) fuhren auch mit sechs-, sieben-, acht- und zehnspännigen Wagen um die Wette. Mit einem Zehngespann trat Nero zu Olympia auf, obwol er in einem seiner Gedichte den König Mithridates (der nach Andern sogar mit 16 Pferden gefahren sein soll) deshalb getadelt hatte, und erhielt den Preis, trotzdem daß die Fahrt sehr unglücklich verlief. Die zweirädrigen Wagen, deren Form aus zahlreichen antiken Darstellungen allbekannt ist, waren sehr leicht und klein. Bei den beliebtesten Rennen, mit Viergespannen, waren die Pferde neben einander gespannt, das beste, wie bemerkt, als linkes Außenpferd, die mittlern gingen im Joch, zuweilen auch die drei rechts gespannten. Auf den genaueren Abbildungen sind die Schwänze der beiden Außenpferde durchweg aufgebunden oder gestutzt, offenbar um Verwickelungen mit andern Gespannen möglichst zu vermeiden. Die Wagenlenker standen auf den Wagen, bekleidet mit einer kurzen, am Oberkörper festgeschnürten Tunica ohne Aermel, auf dem Kopfe eine helmartige Kappe, die auch Stirn und Wangen deckte und bei einem Sturz einigen Schutz gewähren konnte, in der Hand die Peitsche, in dem breiten Gürtel ein Messer

zum Durchschneiden der Zügel im Falle der Noth: eine Vorsicht, die um so nöthiger war, als die Zügel am Gürtel befestigt zu sein pflegten. Als Heilmittel bei den gewiß sehr häufigen Verletzungen besonders durch Schleifungen und Ueberfahrungen wandten die Wagenlenker äußerlich und in Tränken Ebermist an; auch Nero soll die Asche desselben aus Wasser getrunken haben. Die Tuniken (sowie gewiß auch Geschirr und Wagen) waren in den vier Farben.

Wenn das Schauspiel beginnen sollte, ging durch die aufgeregte Menge ein dumpfes Brausen, gleich dem Gebrause des wogenden Meers. Aller Augen hingen an den gewölbten, durch ein Seil gesperrten Thoren auf der Eingangsseite, in denen stampfend und schnaubend die zum Rennen bestimmten Gespanne standen. Der Vorsitzende, der sich auf einem über dem Haupteingange angebrachten Balkon befand, gab das Zeichen zum Anfang, indem er ein weißes Tuch in die Bahn warf. Genau so wie Ennius das im Circus auf das Zeichen des Consuls harrende Volk sah und beschrieb, schildert es etwa vierhundert Jahre später ein christlicher Schriftsteller, Tertullian, dem das heidnische Spiel sündhaft und verdammlich, und das fallende Tuch wie ein Bild des aus der Höhe herabgestürzten Lucifer erschien. Nun fiel das Seil, das die Thore sperrte, die Wagen stürmten in die Bahn, und ein ungeheures Geschrei erfüllte von allen Seiten die Luft. Bald hüllte (obwol vermuthlich in den Pausen immer mit Wasser gesprengt wurde) eine dichte Staubwolke die rennenden Wagen ein, auf denen die Lenker, weit vorgebeugt, ihre Pferde mit Zurufen antrieben. Die Entfernung, die sie bei dem vierzehnmaligen Durchmesser der Bahn zurückzulegen hatten, betrug etwa 8¼ Kilometer; jedes Rennen mußte also in weniger als einer Viertelstunde beendet sein. Zur Gewinnung des Sieges wurden von erfahrenen und geschickten Lenkern die mannigfachsten Künste angewendet. Bald fuhren sie, wenn sie die Spitze genommen hatten, in schrägen Linien, so daß sie den Nachfolgenden die Bahn sperrten; bald beschrieben sie, wenn sie sich in der Mitte der rennenden Wagen befanden, „der freien Bahn vertrauend", weite Kreislinien auf der rechten Seite; bald lenkten sie gerade auf das Ziel los; besonders aber suchten sie die Entscheidung bis zum Schlusse des Rennens hinzuhalten, sparten die Kraft ihres Gespanns zum letzten Lauf und überholten dann leicht die Neulinge, die anfangs voraus geeilt waren und ihre erschöpften Pferde nun umsonst mit der Peitsche antrieben. Jede Wendung des Rennens, jedes neue Moment in seinem Verlaufe war für die Lenker wie für die kundigen Zuschauer von Wichtigkeit und auf die Schätzung des gewonnenen Sieges von Einfluß. Siege von Solchen, die sich anfangs unter den letzten befunden hatten, scheinen höher geachtet worden zu sein, als wenn gleich anfangs die Spitze genommen oder die zweite Stelle behauptet worden war. Oft stürzten die Lenker und wurden von den Pferden geschleift; doch die Hauptschwierigkeit und Gefahr lag in der siebenmaligen Wendung um das hintere Ziel. Durch das Bemühen, hier die kürzeste Wendung zu machen, wurden die Wagen oft aneinander und an das Ziel geschleudert, die folgenden stürzten darüber, die Wagen-

lenker schlugen auf einander los, und Menschen, Thiere und Trümmer waren in einen wüsten blutigen Knäuel geballt.

Das größere Schauspiel aber waren, wie ein christlicher Schriftsteller mit Recht gesagt hat, die Zuschauer selbst. Die in bedeutender Weite sich hinziehenden, hoch übereinander aufsteigenden Sitzreihen waren von einem wogenden Menschenmeer überfluthet, und diese ungeheure Menge erfüllte eine Leidenschaft, die in der That an Raserei grenzte. Je mehr das Rennen sich seinem Ende näherte, desto mehr steigerten sich Spannung, Angst, Wuth, Jubel und Ausgelassenheit. Mit den Augen unablässig die Wagen verfolgend, klatschten und schrieen sie aus allen Kräften, sprangen von den Sitzen auf, bogen sich vor, schwenkten Tücher und Gewänder, trieben die Pferde ihrer Partei mit Zurufen an, streckten die Arme aus, als wenn sie in die Bahn reichen könnten, knirschten mit den Zähnen, drohten mit Mienen und Geberden, zankten, schimpften, frohlockten und triumphierten. Endlich kam der erste Wagen am Ziele an, und das donnernde Jubelgeschrei der Gewinnenden, in das Flüche und Verwünschungen der Verlierenden sich mischten, hallte weit über das verlassene Rom hin, verkündete Denen, die in ihren Wohnungen geblieben waren, das Ende des Wettkampfs und traf noch das Ohr des Reisenden, der die Stadt schon weit hinter sich gelassen hatte. Obgleich das Rennen sehr gewöhnlich mit geringen Pausen (namentlich um die Mittagszeit) vom frühen Morgen bis zum Abend dauerte, harrte das Volk doch trotz Sonnengluth und Regenschauern unablässig aus und ward nicht müde, das über Alles geliebte Schauspiel mit derselben leidenschaftlichen Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Das einst so prachtvoll geschmückte, von so rauschendem Leben erfüllte Thal zwischen Aventin und Palatin gehört gegenwärtig zu den wüstesten, stillsten und einsamsten Stellen des alten Rom. Auf dem Palatin stehn einzelne Kirchen und Klöster zwischen Vignen und Gärten zerstreut. Große Schuttmassen von den Trümmern der einst hier prangenden Tempel und Paläste sind auf die Abhänge des Aventin und in das Thal hinabgesunken. Mitten in dieser traurigen Wüstenei liegt eine ärmliche, elende, nicht einmal eingefriedete Ruhestätte, der Kirchhof der Juden. Die Sohle des Thals durchströmt der Bach Marrana, auf dessen beiden Ufern ein undurchdringlicher Wald des weit über Mannshöhe wachsenden römischen Schilfrohrs flüstert und rauscht. (1864 geschrieben.)

---

2. Das Amphitheater.

Während an den Spielen des Circus das Volk durch das Parteiinteresse in so hohem Grade betheiligt war, daß es beinahe mithandelte, und deshalb hier ein verhältnißmäßig geringer Aufwand von Mitteln hinreichte, um es in unablässiger Spannung zu erhalten, war es bei den übrigen Schauspielen, wo es müßig zusah, um so schwerer zu beschäftigen und zu befriedigen. Die ungeheuersten Anstrengungen wurden

zu diesem Zweck im Amphitheater gemacht, wo neben Schauspielen der aufregendsten Art eine wahre Feenpracht der Ausstattung, eine Aufeinanderfolge stets wechselnder Ueberraschungen und der ganze Reiz „des Unzähligen, Seltsamen und Ungeheuern" immer von neuem aufgeboten ward, um die Erwartungen und Ansprüche der in so hohem Grade verwöhnten und übermüthigen Hauptstadt zu erfüllen und zu übertreffen.

a. Die Gladiatorenspiele.

Die Gladiatorenkämpfe, in Campanien (wo sie sogar bei üppigen Mahlzeiten zur Ergötzung der Gäste stattgefunden haben sollen) und in Etrurien heimisch, waren in Latium ursprünglich unbekannt. In Rom wurden sie fast fünfhundert Jahre nach Erbauung der Stadt zum ersten Male gesehn und in den vier ersten Jahrhunderten der Republik nur zur Feier von Begräbnissen, nicht, wie Wettrennen und Bühnenspiele, bei Staatsfesten veranstaltet. Das anfangs seltene Schauspiel ward mit der Zeit häufiger und häufiger, und je öfter es sich wiederholte, desto größer wurde die Pracht der Ausstattung und die Verschwendung von Menschenleben. Im Jahr 490 = 264 hatten bei der Bestattung des Brutus Pera dessen Söhne Marcus und Decius zum ersten Male auf dem Ochsenmarkt drei Paare fechten lassen. Bei den Leichenspielen des M. Aemilius Lepidus (538 = 216) fochten bereits 22 Paare auf dem Forum, bei denen des M. Valerius Lävinus (554 = 200) 25, bei denen des P. Licinius (571 = 183) 60 Paare. Im Jahre 580 = 174 waren mehrere kleine Gladiatorenspiele, vor welchen sich das von T. Flaminius bei der Bestattung seines Vaters gegebene auszeichnete, wo 74 Mann drei Tage lang kämpften. Ein C. Terentius Lucanus, der die Leichenfeier seines Großvaters durch ein dreitägiges Fechterspiel von 30 Paaren beging und ein Bild desselben in dem Dianatempel zu Aricia aufstellen ließ, gehört vielleicht in den Anfang des 7. Jahrhunderts der Stadt. Im Jahre 649 = 105 gaben die beiden Consuln P. Rutilius Rufus und C. Manlius zum ersten Mal Gladiatorenspiele von Amtswegen: eine vermuthlich durch einen militärischen Zweck (systematische Schulung der Soldaten in der Fechtkunst) veranlaßte, vielleicht auch mit dem Antagonismus gegen griechische Cultur zusammenhängende Neuerung. Es erfolgten nun gesetzliche Bestimmungen über die Veranstaltung von Fechterspielen durch Beamte in Rom, dann auch in den Municipien und Colonieen.

In der letzten Zeit der Republik hatte das Buhlen um die Gunst des Pöbels und die demagogischen Wühlereien die Festgeber zu immer größeren Anstrengungen getrieben. Julius Cäsar hatte zu den Schauspielen, die er als Aedil (689 = 65) geben wollte, so viele Gladiatoren zusammengekauft, daß die Besorgniß seiner Gegner erwachte und auf ihre Anträge die höchste Zahl, die ein Privatmann sollte besitzen dürfen, durch einen Senatsbeschluß bestimmt ward. Obwol Cäsar hierdurch genöthigt ward, eine sehr viel geringere Menge von Gladiatoren als er beabsichtigte zu geben, ließ er doch nicht weniger als 320 Paare fechten. August verordnete (732 = 22), daß die Prätoren nur zweimal im Jahre Fechterspiele, und von nicht mehr

als 120 Mann geben sollten. Bei Privatschauspielen jedoch scheinen 100 Paare damals (wie auch später) nicht ungewöhnlich gewesen zu sein. Horaz erwähnt in einem wahrscheinlich bereits mehrere Jahre vor jener Verordnung verfaßten Gedichte, daß ein Staberius seinen Erben die Verpflichtung auferlegt hatte, die von ihm hinterlassene Summe auf seinem Grabmonument zu verzeichnen; falls sie es unterließen, sollten sie dem Volk 100 Fechterpaare und ein Gastmahl geben. Persius läßt einen reichen Mann die Absicht aussprechen, wegen der angeblichen Siege Caligulas in Deutschland zu Ehren der Götter und des Genius des Kaisers 100 Paare auftreten zu lassen. Tibers Festsetzung einer höchsten zulässigen Zahl von Fechterpaaren kann sich nur auf Privatspiele bezogen haben, da für die öffentlichen eine solche schon durch August erfolgt war. Bei den acht Schauspielen, die August selbst während seiner Regierung gab, haben nach seiner eigenen Angabe im Ganzen etwa 10 000 Mann gefochten. Aber allein bei den Festen, die Trajan im Jahre 107 nach der Eroberung Daciens in Rom gab, und die vier Monate dauerten, sollen 10 000 Mann gefochten haben. Auch die Schauspiele der Magistrate waren zuweilen verhältnißmäßig nicht minder großartig. Im Jahre 70 feierten die Consuln Cäcina und Valens den Geburtstag des Kaisers Vitellius (den 7. oder 24. September) durch Fechterspiele in allen Stadtbezirken Roms (deren damals 265 waren) „mit ungeheuerm und bis dahin ungewohntem Aufwande". Der erste Gordian gab in dem Jahre seiner Aedilität jeden Monat ein Gladiatorenspiel, nie unter 150, zuweilen 500 Paare, so daß also im Laufe des Jahres 4—5000 Mann aufgetreten sein mögen.

Mit den Zahlen der Fechter wuchs die ganze Anlage und Ausstattung der Spiele. Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. veranschlagte man die Kosten eines glänzenden Gladiatorenspiels (wie bereits erwähnt) auf 30 Talente (141460 Mark); bei dem von Julius Cäsar als Aedil gegebenen war der ganze erforderliche Apparat von Silber, bei einem von Nero gegebenen aus Bernstein oder mit Bernstein ausgelegt. Wie die Ausdehnung des Reiches zunahm und immer neue Länder unterworfen wurden, schleppte man die Menschen aus immer weiterer Ferne nach Rom, um sich in der Arena umzubringen. In der Republik hatte man Gallier, Samniten, Thraker aus angrenzenden Landschaften und von einer nahen Küste fechten gesehn; in der Kaiserzeit sah man die tätowierten Wilden Britanniens, die blonden Deutschen vom Rhein und der Donau, die braunen Mauren aus den Kraalen des Atlas, Neger aus dem Innern Africas und Nomaden aus den russischen Steppen. In dem Triumphzuge Aurelians im Jahre 274 gingen vor dem Wagen des Kaisers gefangene Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen, Germanen, mit gebundenen Händen; ferner Palmyrener und ägyptische Rebellen, auch zehn Weiber die in männlicher Tracht kämpfend unter den Gothen gefangen worden waren: ein Theil dieser Gefangenen, wenn nicht alle, mußten bei den auf den Triumph folgenden Schauspielen in der Arena kämpfen. Nach dem Triumphe des Probus über die Germanen und Blemmyer (ein äthiopisches Volk) mußten von den aufge-

führten Gefangenen 300 Paare miteinander fechten, unter denen außer den Blemmyern und Germanen sich auch Sarmaten und isaurische Räuber befanden. Zu Ende des 4. Jahrhunderts, wo nicht früher, fochten auch Sachsen im römischen Amphitheater.

Mit den Fechtern der fremden Länder wurden auch ihre Waffen, Trachten und Kampfarten eingeführt, wie die kleinen runden Schilde der Thraker, die großen viereckigen der Samniten, die Schuppenpanzer der Parther und die Streitwagen der Britannier; und neben diesen nationalen Bewaffnungen und Kampfarten wurde noch durch phantastische neuerfundene für Mannigfaltigkeit der Schauspiele gesorgt. So traten die Gladiatoren in den verschiedensten Rüstungen und Waffen auf, Mann gegen Mann, oder in ganzen Schaaren; aber auch förmliche Schlachten wurden geliefert, in denen Tausende fochten und nach welchen der Boden mit Leichen bedeckt war, und historisch berühmte Seeschlachten theils auf größern Wasserflächen, theils in der überschwemmten Arena des Amphitheaters in voller Wirklichkeit dargestellt.

Doch selbst die Aufregung blutiger Gefechte und die märchenhafte Pracht der Scenerie reichte zuletzt nicht mehr hin, die abgestumpften Nerven des vornehmen und niedern Pöbels zu reizen; das Seltsamste mußte erdacht, das Unsinnigste und Widernatürlichste hervorgesucht werden, um dem kanibalischen Schauspiel neue Würze zu geben. Domitian gab Thierhetzen und Gladiatorenspiele bei Nacht, und die Schwerter blitzten beim Schein von Lampen und Candelabern. An dem Decemberfest im Jahre 88 ließ er Zwerge und Weiber fechten. Bei den Schauspielen, die Nero dem Partherkönig Tiridates zu Puteoli gab, traten an einem Tage nur Mohren beiderlei Geschlechts und von jedem Alter auf. Frauen haben nicht selten in der Arena gekämpft, im Jahr 64 unter Nero selbst hochgeborne, und noch im Jahre 200 erfolgte ein Verbot gegen ihr Auftreten.

So waren im Lauf der Jahrhunderte die Gladiatorenspiele aus kleinen Anfängen ins Ungeheure gewachsen. Die Einrichtungen für die Zuschauer vergrößerten und verschönerten sich in demselben Verhältniß. Auf Holzgerüsten, die auf dem engen Markte eilig aufgeschlagen wurden, drängte sich das Volk noch in der letzten Zeit der Republik, als es in Campanien bereits für dies Schauspiel eigens eingerichtete steinerne Gebäude gab, die den Halbkreis des Theaters zum vollen Kreise ergänzend sich um eine elliptische Arena erhoben: die Amphitheater, wie man sie bereits unter August nannte. Im Jahr 53 ließ C. Scribonius Curio nach dem Berichte des ältern Plinius zwei hölzerne Theater bauen, die mit dem Rücken gegen einander gestellt wurden und drehbar waren. Am Vormittage fanden in beiden Bühnenspiele statt, dann wurden sie mit der ganzen Zuschauermenge auf Zapfen herumgedreht, die halbkreisförmigen Gerüste schlossen sich zum Kreise, die beiden Bühnen verschwanden, und in dem so gebildeten Amphitheater wurden am Nachmittage desselben Tages Gladiatorenspiele gegeben. Das erste wirkliche Amphitheater in Rom erbaute vielleicht Julius Cäsar im Jahr 46 aus Holz, ein von Statilius Taurus im Jahr 29 v. Chr. erbautes steinernes

ging wahrscheinlich im Neronischen Brande unter, und noch Nero ließ auf dem Marsfelde ein hölzernes aufführen. Erst das letzte Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts sah die Vollendung des kolossalen Amphitheaters der Flavier, dessen Ruinen als der gewaltigste Rest jener versunkenen Welt in die unsrige hineinragen.

Die Gladiatoren waren verurtheilte Verbrecher, Kriegsgefangene, Sklaven und freiwillig Angeworbene. Die Verurtheilungen zum Schwerte der Gladiatoren und zu den wilden Thieren gehörten zu den geschärften Todesurtheilen; das letztere ward nur gegen Nichtbürger und in der spätern Kaiserzeit gegen Personen niedern Standes gefällt. Unter Marc Aurel ließ der Statthalter der Lugdunensis nach Anfrage bei dem Kaiser die verurtheilten Christen, die römische Bürger waren, enthaupten, die übrigen den Thieren vorwerfen. Die Verurtheilung in die Gladiatorenschule war kein unbedingtes Todesurtheil. Zum Kampf geeignete Verbrecher wurden theils an die kaiserlichen, theils an die privaten Anstalten dieser Art abgegeben, und ihnen, falls sie nicht auf dem Kampfplatz blieben, Schonung des Lebens in Aussicht gestellt. Der Schwere nach kam diese Strafe der Bergwerksstrafe gleich und war wie diese mit dem Verlust der Freiheit verbunden. Doch konnten die Verurtheilten sich frei schlagen und nach drei Jahren das Stockrappier (als Zeichen der Entbindung vom Kampfe in der Arena), nach fünf den Hut (das Zeichen der gänzlichen Freilassung) erhalten. Der jüngere Plinius berichtet an Trajan, daß in vielen Städten Bithyniens, besonders in Nikomedia und Nicäa, manche vor längerer Zeit zur Gladiatorenschule oder ähnlichen Strafen verurtheilte Verbrecher, wie städtische Sklaven zu öffentlichen Arbeiten verwendet wurden, ohne daß ihre Begnadigung durch Proconsuln oder Legaten nachgewiesen werden konnte. Darauf verfügte Trajan, daß die innerhalb der letzten zehn Jahre Verurtheilten in die Fechtschule zurückgeliefert, die früher Verurtheilten und schon alt Gewordenen wenigstens zu schweren Arbeiten, wie Cloakenreinigungen und Straßenbauten verwendet werden sollten. Nur die schwersten Verbrechen, als Raub, Mord, Brandstiftung, Tempelschändung, Meuterei im Heere, wurden mit jenen Strafen belegt, doch die gesetzlichen Bestimmungen auch wol von der kaiserlichen Willkür überschritten, wenn es an Menschen für die Arena fehlte.

Während der Republik war dies von den Provinzialstatthaltern vermuthlich oft genug und in großem Maßstabe geschehen. So behauptet Cicero, daß L. Piso Cäsoninus als Proconsul von Macedonien dem P. Clodius zu seinen ädilicischen Spielen eine große Anzahl von Männern, die nichts verbrochen hatten, schickte, um sie mit den Thieren kämpfen zu lassen. Der jüngere L. Balbus zwang als Quästor in Spanien (in den Jahren 44/43 v. Chr.) einen römischen Bürger und Pompejanischen Soldaten Fadius in Gades zweimal, umsonst als Gladiator zu kämpfen, und ließ, als er sich nicht anwerben lassen wollte und das Volk ihn in Schutz nahm, gallische Reiter einhauen und jenen in der

Gladiatorenschule lebendig verbrennen. Den wilden Thieren ließ er römische Bürger vorwerfen, darunter einen Mann aus Hispalis wegen seiner Mißgestalt.

Aehnliche Gewaltthaten waren wenigstens unter den Regierungen des Caligula und Claudius selbst in Rom nicht unerhört. Der erstere zwang eine große Anzahl von Bürgern in der Arena zu fechten. Einen Esius Proculus, den Sohn eines Primipilaren, den man wegen seiner Größe und Schönheit Kolosseros nannte, ließ er während des Schauspiels von seinem Platz in die Arena schleppen und mit zwei schwer gerüsteten Gladiatoren nach einander kämpfen, dann, als er beide besiegt hatte, enthaupten. Claudius, der an Thierkämpfen eine grausame Freude hatte, verurtheilte dazu auch solche, die eines größeren Betrugs überführt waren, mit Ueberschreitung der gesetzlichen Strafe; ja er ließ auch aus geringfügigen Ursachen Menschen den Thieren entgegenstellen, wie Zimmerleute und Maschinisten, welche das Mißglücken eines Decorationswechsels verschuldet hatten. Die erstaunlich großen Zahlen der in der Arena auftretenden angeblichen Verbrecher würden schon allein Verdacht gegen die strenge Rechtmäßigkeit der Urtheile erregen. Bei dem Schiffskampfe, den Claudius auf dem Fucinersee veranstaltete, waren die beiden kämpfenden Flotten mit 19 000 Bewaffneten bemannt, die nach Tacitus sämmtlich Verurtheilte gewesen wären: eine Zahl, die ungeheuer bleibt, wenn man auch annehmen muß, daß sie aus allen Provinzen nach Italien zusammengebracht waren. Daß in Rom stets eine große Anzahl Verurtheilter für die Fechterspiele zur Verfügung stand, darf man auch daraus schließen, daß Hadrian, um seine Verachtung der ihm von dem Ibererkönig Parasmanes gesandten Geschenke zu zeigen, 300 Verbrecher mit den vergoldeten Mänteln, die sich darunter befunden hatten, in der Arena auftreten ließ. Uebrigens ließ auch der Judenkönig Herodes Agrippa I. († 44) in dem von ihm zu Berytus erbauten Amphitheater die sämmtlichen in seinem Lande verurtheilten Missethäter, nicht weniger als 1400 gegen einander fechten. — Daß Verbrecher auf den Wunsch des Volks, das wegen ihrer Tapferkeit oder aus andern Gründen für sie bat, begnadigt wurden, ist bereits erwähnt. Bei dem Schauspiel, das Nero in dem von ihm auf dem Marsfelde erbauten Amphitheater gab, ließ er selbst von den Verbrechern keinen tödten.

Kriegsgefangene wurden nach glücklichen Feldzügen zu Hunderten in die kaiserlichen Fechtschulen geliefert, und die Schauspiele des Amphitheaters boten die beste Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen. So geschah es mit den gefangenen Britanniern bei den Schauspielen zur Feier des britannischen Triumphs unter Claudius im Jahre 44. Nach der Eroberung von Jerusalem schickte Titus einen Theil der über 17 Jahre alten jüdischen Gefangenen in die Bergwerke von Aegypten; die meisten verschenkte er in die Provinzen, wo sie in Fechterspielen oder Thierhetzen sterben sollten, eine große Anzahl ließ er sogleich auf diese Weise zu Cäsarea Philippi und Berytus umbringen. Noch Constantin der Große verfuhr so. Die besiegten Bructerer, „die ihre Treulosigkeit ebenso zum Kriegsdienst, wie ihre Wildheit zum Sklavendienst untauglich

machte", ermüdeten (vielleicht im Amphitheater von Trier) durch ihre Menge die wilden Thiere, denen sie vorgeworfen wurden; und der Kaiser ward von seinen Lobrednern gepriesen, daß er „die massenhafte Vernichtung der Feinde zur Ergötzung des Volks benutzte; welcher Triumph hätte schöner sein können"?

Unter den Sklavenheeren der Großen fehlten in der letzten Zeit der Republik Gladiatorenbanden wohl gewöhnlich nicht, sie dienten ihren Herren theils als Leibwachen und Bravi, theils wurden sie in eigenen Schauspielen verwendet, oder zu fremden geliehen und vermiethet. Schon aus einer Posse eines Dichters der Sullanischen Zeit „der Verdungene" d. h. „Gladiator" werden die (wahrscheinlich von einem Gladiator gesprochenen) Worte angeführt: ich gehöre weder dem Memmius, noch dem Cassius, noch dem Munatius Ebria. Cicero erkundigte sich angelegentlich nach der Bande, die sein Freund Atticus im Jahre 56 v. Chr. gekauft hatte, er hörte, daß sie sich ganz herrlich schlügen; hätte Atticus sie vermiethen wollen, so würde er nach zwei Schauspielen sein Geld zurück gehabt haben. Mehrere der damaligen Großen hatten eigene Schulen, namentlich zu Capua, in denen sie Hunderte von Gladiatoren ausbilden ließen. Die älteste dort bekannte ist die Aurelius Scaurus (Consul 108), die im Jahre 105 v. Chr. erwähnt wird. Aus der Schule des Cn. Lentulus Batiatus beschlossen im Jahre 73 v. Chr. 200 Fechter zu entfliehen, aber nur 70 entkamen unter der Führung des Spartacus wirklich. Auch Cäsar hatte seine Gladiatoren in Capua, die er dem Cicero im Jahre 49 empfahl; der Consul Lentulus rief sie unter der Zusage der Freiheit zu den Waffen und machte sie beritten. Doch da diese Maßregel allgemein getadelt wurde, vertheilte sie Pompejus, indem er je zwei den Bürgern als Wache gab. In Ravenna ließ Cäsar sich unmittelbar vor der Ueberschreitung des Rubico den Plan einer neu zu erbauenden Fechtschule vorlegen. Im Catilinarischen Kriege wollte man die Gladiatoren aus Rom nach Capua und anderen Municipien internieren. Catilina zählte auf sie, „obwohl sie besser gesinnt waren als mancher Patricier". Der Anhänger Catilinas, C. Marcellus, der vor dem von Cicero nach Capua gesandten P. Sextius die Flucht ergriff, hatte sich dort mit der zahlreichsten Fechterbande in den Waffen geübt, um unter diesem Vorwande sich ihr nähern und sie verführen zu können. Im Jahre 65 v. Chr. wurde (wie bemerkt) die höchste Zahl, die ein Einzelner besitzen durfte, durch einen Senatsbeschluß bestimmt, da die Menge der von Cäsar zusammengekauften Gladiatoren die Besorgniß seiner Gegner erregt hatte. Caligula erlaubte dies Maximum zu überschreiten. Vielleicht wurde unter Domitian zugleich mit der Uebernahme der Fürsorge für das Fechterwesen durch die Regierung den Privaten das Halten von Gladiatoren in der Hauptstadt untersagt.

Hier hatte die Sitte, sich öffentlich mit einem solchen Gefolge zu umgeben (von dem Nero sich allerdings bei seinen Nachtschwärmereien in den Straßen Roms begleiten ließ), ohne Zweifel schon viel früher aufgehört. In den Provinzen dagegen (wo sich in Bezug auf den Privatbesitz von Fechtern in der Kaiserzeit nichts geändert zu haben

scheint) mögen Banden derselben öfter im Dienst ihrer Herren verwendet worden sein; bei dem Aufruhr der drei pannonischen Legionen im Jahr 14 n. Chr. behaupteten die Aufwiegler, daß der sie befehligende Legat Junius Bläsus durch seine Gladiatoren, die er zum Verderben der Truppen im Lager halte, Soldaten, die ihm mißliebig seien, ermorden lasse. Nach wie vor erscheinen Gladiatoren in großer Anzahl unter den Sklaven reicher Häuser. Auch Frauen besaßen solche, wie eine Hecatäa auf der Insel Thasos. Oefter waren Gladiatorenfamilien im Besitze von Mehreren. Ein Primus und ein Pamphilus werden auf Gladiatorenmarken als Sklaven einer (allgemein bekannten) Genossenschaft bezeichnet. In Pompeji kennen wir aus Anzeigen von Fechterspielen mehrere Banden, welche den angesehensten Männern der Stadt gehörten; nur ein dort genannter Besitzer, N. Festius Ampliatus, war vielleicht ein umherziehender Fechtmeister. Auch die Legionen, bei deren Standlagern und Garnisonsorten sich wohl Amphitheater oft befanden, hielten zuweilen ihre eigenen Gladiatoren. Diese gingen mit anderm Eigenthum durch Kauf, Verkauf und Versteigerung aus einer Hand in die andere. Caligula, der Consuln und Prätoren zwang, die von seinen Schauspielen übriggebliebenen Fechter zu ungeheuern Preisen zu kaufen, bemerkte bei einer zu diesem Zweck abgehaltenen Auction, daß der gewesene Prätor Aponius Saturninus eingeschlafen war. Er machte den Ausrufer darauf aufmerksam, daß derselbe durch sein Kopfnicken mitbiete, und ließ ihm 13 Gladiatoren für 9 Millionen S. zuschlagen.

Ebenso war im 1. Jahrhundert das Recht der Herren, ihre Sklaven in die Arena zu verkaufen, unbeschränkt; so hatte Vitellius seinen Lieblingssklaven Asiaticus, der ihn durch seine Sprödigkeit erzürnte, an einen herumziehenden Fechtmeister verkauft. Erst Hadrian verbot, eine Magd an den Kuppler, einen Sklaven in die Fechtschule ohne Angabe des Grundes zu verkaufen; Marc Aurel erließ ein ähnliches Verbot in Bezug auf den Verkauf von Sklaven zum Thierkampf, den schon am Anfange der Kaiserzeit, wie es scheint unter August, ein Petronisches Gesetz von richterlichem Urtheilsspruch (in Rom des Stadtpräfecten, in den Provinzen der Statthalter) abhängig gemacht hatte. Jener Sklave Androclus, der (wahrscheinlich unter Claudius) im Circus von dem Löwen, mit dem er lange zusammengelebt hatte, erkannt und beschützt wurde, war seinem Herrn entlaufen, als dieser Proconsul von Afrika war. Ergriffen und nach Rom zurückgebracht, wurde er auf Veranlassung seines Herrn (vom Stadtpräfecten) zum Thierkampfe verurtheilt. Inwiefern, abgesehn von dieser Beschränkung des Strafrechts der Eigenthümer, die Verwendung und Verwerthung der Sklaven als Gladiatoren eingeschränkt war, ist nicht ersichtlich. Die Juristen erörterten im 2. Jahrhundert die Frage, ob bei einem Contract, nach welchem dem Besitzer für das Auftreten eines Fechters, wenn er unverletzt blieb, z. B. zwanzig Denare, wenn er getödtet oder verstümmelt wurde, tausend gezahlt werden sollten, Verkauf oder Vermiethung anzunehmen sei. Sklaven, welche sich der Strafe für Unterschlagung oder ein andres Vergehen durch Selbstübergabe zu den Schauspielen der

Arena zu entziehen suchten, sollten nach einem Erlaß von Antoninus Pius ihren Herren, gleichviel ob vor oder nach erfolgtem Kampf mit den Thieren, zurückgegeben werden. Von Macrinus wird als Beweis von Härte angeführt, daß er flüchtige Sklaven im Falle der Ergreifung ohne Weiteres zum Gladiatorenkampfe bestimmte.

Die Freilassung entband Sklaven, die als Gladiatoren gedient hatten, von der Pflicht des ferneren Auftretens, während andre Freigelassene ihren ehemaligen Herrn zu den früheren Dienstleistungen zum Theil verbunden blieben. Doch dürften auch Freigelassene öfter auf den Wunsch ihrer Patrone in der Arena gefochten haben; sie galten in den Augen des Publikums (unter dem die Zahl ihrer Standesgenossen stets sehr groß war) mehr als Sklaven, und in der That durfte man von freiwilligen Fechtern mehr erwarten als von gezwungenen. Einer der Gäste Trimalchios rühmt, daß man nächstens ein ausgezeichnetes dreitägiges Gladiatorenspiel sehen werde, und zwar nicht von der Bande eines Fechtmeisters, sondern es würden sehr viele Freigelassene auftreten. Uebrigens ist es keine Frage, daß auch Freie zu dem blutigen Handwerke gewaltsam gepreßt wurden (wie jener Fabius von dem Quästor L. Cornelius Balbus zu Gades); und schon im Anfange der Kaiserzeit wurde geklagt, daß die Reichen die Unerfahrenheit junger Männer sich zu Nutze machten, um sie schändlich zu hintergehen und die schönsten und für den Kriegsdienst am besten geeigneten in die Fechtschule zu sperren.

Daß Freie sich anwerben ließen, muß in der Kaiserzeit immer häufig gewesen sein; waren sie römische Bürger, so mußten sie es vor einem Volkstribunen erklären. Schon in der letzten Zeit der Republik war es offenbar nicht selten. In einem aus dieser Periode stammenden Document in Sassina schenkt ein dortiger Bürger den Stadtbewohnern einen Begräbnißplatz, mit Ausnahme Derer, die sich als Gladiatoren verdungen, durch Erhängen sich selbst entleibt oder ein schmutziges Gewerbe getrieben haben. Auch in der Charakterkomödie (Atellane) kam die Anwerbung für die Fechtschule wiederholt vor. Daß von den erhaltenen Gladiatorenmarken, welche der Zeit von Sulla bis auf Claudius angehören, die älteste mit dem Namen eines Freien aus dem Jahre 14 v. Chr. ist, kann nur Zufall sein; im Ganzen tragen unter mehr als 60 echten solchen Marken 5 Namen von Freien. Auch in einem auf einer pompejanischen Wand eingekratzten Gladiatorenverzeichniß kommen solche Namen vor, wie M. Artorius, L. Sempronius. Wohl mochte es hin und wieder geschehen, daß ein edles Motiv einen Unglücklichen in die Gladiatorenschule trieb, der kein andres Mittel zum Erwerb hatte. Doch wenn dergleichen in den Themas der Rhetorenschule vorkommt (zu denen z. B. die Rede des edlen Jünglings gehörte, der sich anwerben lassen muß, um mit dem Handgelde das Begräbniß seines Vaters zu bestreiten), so ist darauf wenig zu geben: denn hier wurden gerade romanhafte Situationen mit Vorliebe gewählt. Romanhaft klingt auch die Erzählung Lucians von dem Scythen Sisinnes, der, um seinen Freund aus großer Noth zu befreien, sich in Amastris für den ausgesetzten Preis von 10,000 Drachmen zum Zweikampfe mit einem Gladiator stellt.

Ein großer, wo nicht der größte Theil Derer, welche den furchtbaren Eid der freiwillig eintretenden Fechter schwuren, daß sie sich „mit Ruthen hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen tödten lassen wollten", waren verzweifelte oder verworfene Menschen, für die innerhalb geordneter Zustände kein Raum war. Aber auch die Zahl Derer war nicht gering, und es waren dies gewiß nicht die schlechtesten Männer aus dem Volke, die allein die Lust an dem Waffenhandwerk den Fechtmeistern zuführte. Von den Kampflustigen sagt ein Dichter unter August, daß sie sich zum Tode in der Arena verkaufen, und wenn die Kriege ruhn, sich selbst ihren Feind schaffen. Und Tertullian ruft aus: wie viel Müßige bringt die Waffenlust dazu, sich zum Schwert zu verdingen! Als Severus die Leibgarde der Prätorianer, in der zu dienen bis dahin ein Vorrecht der Italiker gewesen war, aus Legionssoldaten bildete, wandte sich die waffenfähige Mannschaft Italiens in Masse dem Fechterhandwerk zu, oder ergab sich dem Räuberleben.

In der That muß die Gladiatur für rohe Tapferkeit eine große Anziehungskraft gehabt haben, denn sie hatte ihre Vortheile, ihren Gewinn und ihren Ruhm. Die Sieger wurden gut belohnt; der Festgeber sandte ihnen Schalen mit Goldstücken in die Arena, deren Zahl sich die Zuschauer laut zuriefen oder durch die emporgehaltenen Finger der linken Hand angaben; auch die (oft werthvollen) Schalen waren selbst ein Theil der Belohnung. Bewährte Fechter konnten hohe Preise fordern; so zahlte Tiber ausgedienten Gladiatoren für das Auftreten in einem seiner Schauspiele 100 000 Sesterzen. Nero beschenkte den Myrmillonen Spiculus mit einem Palast und Besitzthümern von Feldherrn, die Triumphe gefeiert hatten. Auch die prachtvolle Ausstattung der Gladiatoren wird ihre Wirkung gethan haben. In Pompeji und anderwärts haben sich Stücke ihrer reich und künstlich verzierten Rüstungen erhalten, als Helme (darunter ein Visirhelm mit schöner erhabener Arbeit), Schienen, Schulterstücke von Retiariern, ein Leibgurt, Schwert, Panzerstück u. s. w. Die Helme waren mit wallenden Büschen von Pfauen- oder Straußenfedern geschmückt. Auf Bildern und Mosaiken erscheinen die Fechter in bunten, goldgestickten Kleidern; auch Halsketten (die vielleicht wie Palmzweige Preise der Sieger waren) gehörten zu ihrem Schmuck. Pertinax ließ aus dem Nachlasse des Commodus reich vergoldete und mit Edelsteinen besetzte Gladiatorenwaffen, „Herculesschwerter" und Gladiatorenketten verkaufen. Die Helden der Arena waren in Rom nicht weniger populär als die der Rennbahn; sie waren wie diese nicht bloß im Munde des Volks, auch in höheren Kreisen hatten sie Schüler, Bewunderer und Nachahmer.

Schon in der Zeit der Republik war der Dilettantismus mit Gladiatorenwaffen nichts weniger als unerhört gewesen. Bereits Lucilius erwähnte einen Q. Velocius, der sich trefflich auf die Fechtart der Samniten verstand und jedem Gegner mit dem Rappier hart zusetzte. Daß der Catilinarier C. Marcellus unter dem Vorwande, sich in den Waffen üben zu wollen, mit einer Gladiatorenbande in Capua Verbindungen anknüpfte, ist oben erwähnt worden. Julius Cäsar ließ seine

jungen Gladiatoren von römischen Rittern und selbst Senatoren, die gute Fechter waren, einüben; in Suetons Zeit waren noch Briefe vorhanden, in denen er um Uebernahme eines solchen Unterrichts bat. Auch mehrere Kaiser bemühten sich in der Führung der Gladiatorenwaffen Fertigkeit zu erwerben. Caligula focht als Thraker mit scharfen Waffen. Titus war als Jüngling bei einem in Reate gefeierten Feste in einem Scheinkampfe mit Gladiatorenwaffen gegen Allienus (vielleicht A. Cäcina Allienus, Consul 69) aufgetreten. Auch Hadrian übte sich mit solchen Waffen; L. Verus that es in Antiochia, während seine Legaten den Parthischen Krieg führten. Dem Didius Julianus warf man vor, daß er solche Fechtübungen als alter Mann trieb, während es ihm in seiner Jugend nicht nachgesagt worden war. Caracalla und Geta werden die Gesellschaft von Gladiatoren und Circuskutschern, die sie als Cäsaren aufsuchten, benutzt haben, um sich in der Kunst der eine wie der andern unterrichten zu lassen.

Am weitesten ließ sich von der Leidenschaft für das Fechtergewerbe Commodus treiben. Er ließ jeden seiner Besuche in der Gladiatorenschule durch den öffentlichen Anzeiger bekannt machen; nach Cassius Dio bewohnte er darin einen Saal und beabsichtigte am 1. Januar 193 von dort aus in der Rüstung eines Secutors das Consulat anzutreten, doch wurde er Tags zuvor ermordet. Er hatte an den Ehrentiteln der Gladiatoren, die ihm beigelegt wurden, die größte Freude; er soll im Ganzen 1000 mal (davon 365 mal unter der Regierung seines Vaters, natürlich stets siegreich) gefochten haben (unter andern auch bei den Schauspielen, die Clodius Albinus als Prätor gab, auf dem Forum und im Theater). Nach Dio focht er öffentlich nur mit stumpfen Waffen (und zwar mit der linken Hand, worauf er besonders stolz war) als Secutor gegen Fechtmeister und Gladiatoren, doch auch bei einem vierzehntägigen Schauspiel, das er kurz vor seinem Tode gab, gegen den Präfecten des Prätorium Aemilius Lätus und den Kämmerer Eclectus, die bereits seine Ermordung beschlossen hatten. Für jedes Auftreten ließ er sich eine Million S. aus der Gladiatorenkasse zahlen. Dio berichtet auch die Acclamationen und Glückwünsche, welche die Senatoren (und darunter er selbst) ihm als Sieger zurufen mußten.

Sogar Frauen gab es, die tapfer den Druck des Visierhelms und der Rüstung aushielten und ächzend die Stöße und Hiebe des Schulfechtens nach der Anweisung des Fechtlehrers gegen einen in die Erde gerammten Pfahl in vorschriftsmäßiger Stellung ausführten. Bei den Frauen aller Stände machten die Gladiatoren Glück. Unter die zahlreichen auf Fechter bezüglichen Wandkritzeleien auf den Peristylsäulen eines 1889 ausgegrabenen Hauses in Pompeji sind auch einige, die den Thraker Celadus als „Sehnsucht und Stolz der Frauen und Mädchen" (suspirium und decus puellarun) den Retiarier Crescens als „Herrn" und „Arzt der Mädelchen" (puparum) rühmen. Selbst für die höchsten Damen hatte „das Eisen" einen unwiderstehlichen Reiz und ließ ihnen die Kämpfer der Arena als Hyacinthe erscheinen. Ohne Zweifel waren Heldengestalten unter diesen nicht selten. Antonius, der Cicero an einen

Gladiator erinnerte, wurde von andern mit seinem Ahnherrn Hercules verglichen. Nymphidius Sabinus, unter Nero Präfect des Prätoriums, galt für den Sohn des Gladiators Martianus, in den sich seine Mutter, eine Freigelassene, wegen seiner Berühmheit verliebt hatte. Aber auch von der Gemahlin Marc Aurels, Faustina, wurde behauptet, daß sie zu Cajeta Verhältnisse mit Schiffern und Gladiatoren gehabt habe, und daß Commodus die Frucht einer Liebschaft der letzten Art gewesen sei. Die Gladiatoren hörten sich von Dichtern besingen, sie sahen ihre Porträts auf Töpfen und Schüsseln, Lampen, Gläsern und Siegelringen in allen Läden prangen, ihre Thaten wurden von müßigen Händen mit Kohlen und Nägeln auf alle Wände gekritzelt. In Rom und in den Provinzen waren Künstler fort und fort beschäftigt, Theater, Grabmonumente, Paläste und Tempel mit Sculpturen, Mosaiken und Gemälden zu schmücken, die ihren Ruhm auf die Nachwelt bringen sollten und wirklich gebracht haben.

Man begreift hiernach vollkommen, nicht bloß daß der Hang zu dem blutigen Gewerbe verbreitet sein, sondern auch daß er sich zur Leidenschaft steigern konnte. Die Gefahr gab ihm für Verwegene nur einen Reiz mehr, und sie konnten hoffen, aus einer Reihe von Kämpfen frei und wohlhabend hervorzugehn. Wenn auch Manche zufrieden sein mußten, sich nach erhaltenem Abschiede als Bellonapriester in den Straßen umherziehend das Leben zu fristen, so hingen Andre ihre Waffen in einem Herculestempel auf und beschlossen (wie der von Horaz erwähnte Vejanius) ihr Leben auf einem Landgute, und ihre Söhne saßen im Theater auf den Ritterplätzen. Daß Caligula einige Thraker zu Anführern (namentlich einen durch Körperstärke ausgezeichneten Sabinus zum Tribunen) seiner germanischen Leibwache machte, gehörte allerdings zu seinen Extravaganzen; doch konnten Gladiatoren wohl ohne besondere Schwierigkeit zu ehrenvolleren Berufsarten übergehn: behauptete doch das Gerücht sogar von dem Kaiser Macrinus, er sei einmal Gladiator gewesen. So verlor auch die durch das Gesetz über sie verhängte Infamie bis auf einen gewissen Grad ihre Bedeutung; auch die Betheiligung von Personen aus den höhern Ständen trug dazu bei, das Gefühl für das Schimpfliche des Fechterhandwerks abzustumpfen, und die Schranken fielen mehr und mehr, welche diese verachteten und ausgestoßenen Menschen von der übrigen Gesellschaft trennten.

Das Gewerbe der Stierfechter übt gegenwärtig in Spanien eine ähnliche Anziehungskraft, wie im Alterthum das Gladiatorenhandwerk und aus ähnlichen Gründen; allerdings ist es nicht mit Infamie behaftet und auch minder gefährlich, doch immerhin gefährlich genug. Man nahm im Jahre 1883 an, daß jährlich zwei bis drei Stierfechter in ganz Spanien im Circus getödtet wurden; viele mußten sich früh in Folge von Wunden zurückziehn, wenige erreichten ein höheres Alter. Mehr als der hohe Lohn lockte zu diesem Gewerbe der Ruhm und die leidenschaftliche Theilnahme des Publikums (das übrigens ebenso wenig als das altrömische nachsichtig war und das geringste Zeichen von Furcht

mit Zischen und Pfeifen bestrafte). Ein Menschenalter später erschienen die Stiergefechte einem deutschen Beobachter, Th. von Bernhardi, als „das Einzige was Geist und Sinn des spanischen Volkes mit Macht in Anspruch nahm", während das Interesse für das Theater ein auffallend geringes war. „Kein siegreicher Feldherr, sagt derselbe, kein Staatsmann kann je auf eine Popularität hoffen, die der der berühmten Stierkämpfer gleich käme." Ganz Spanien kennt die Namen, unter denen die beliebten Toreros auftreten und die nicht ihre bürgerlichen sind; ihr Ruhm erstreckt sich weit über das europäische Spanien hinaus, sie treten zuweilen auch jenseits des Weltmeers (z. B. in Peru) auf. Die schwere Verwundung eines berühmten Stierfechters versetzte ganz Madrid in eine Aufregung ohne Gleichen und wie sie kein politisches Ereigniß hervorrufen könnte; alle vornehmen Damen fuhren wiederholt bei ihm vor, sich persönlich zu erkundigen, öfter hielten im Laufe des Tages lange Reihen von Karrossen vor seiner Wohnung, und zu Anfang wurden stündlich, später zweimal täglich Bulletins über sein Befinden ausgegeben. Daß Liebhaber von hoher Geburt die Gefahren und den Ruhm der gewerbsmäßigen Toreros theilten, ist in Spanien wohl niemals selten gewesen (wie es auch in der Zeit des Cervantes geschah); Merimée sah zu Sevilla einen Marchesen und einen Grafen als Matadore auftreten. Graf Schack kannte einen jungen Principe, der in seinem Garten einen Cirkus erbaut hatte und dort sich mit seinen Bekannten in der Kunst der Tauromachie durch Kämpfe mit jungen Stieren auszubilden suchte, auf deren Hörner Holzkugeln geschraubt waren. Im Winter 1869 fanden in Madrid Stiergefechte fünfjähriger, in derselben Weise ziemlich ungefährlich gemachter Stiere für Dilettanten statt, und zweijährige Stiere wurden in einem kleinen geschlossenen Circus von Frauen und Mädchen bekämpft (die zum Theil nichts weniger als jung und schön waren).

Bei der ungeheuern Menge von Fechtern, die Jahr aus Jahr ein in Italien und den Provinzen zu den Schauspielen erfordert wurden, war die Ausbildung und Verwerthung von Gladiatoren ein sehr gewinnbringendes Geschäft. So wenig aber den vornehmen Besitzern solcher Banden die Vermiethung oder der Verkauf ihrer Fechter zur Unehre gereichte, so sehr galt doch die gewerbsmäßige Betreibung derartiger Geschäfte als ehrlos. Martial wunderte sich, daß ein Mensch, der zu jeder Schändlichkeit bereit war, nicht Geld hatte: er war ja doch Angeber, Verleumder, Betrüger und Gladiatorenmeister (lanista). Diese Leute, meist wol selbst Fechtmeister, waren theils ansässig, theils zogen sie umher und kauften und verkauften Gladiatoren; theils vermietheten sie ihre Banden an Veranstalter von Spielen, theils gaben sie auf eigene Rechnung Spiele für Geld, was ebenfalls als ein schmutziger Gewinn galt. Daß Banden von Fechtern unter Augusts Regierung in Rom zahlreich waren, geht daraus hervor, daß sie bei der Theuerung in den Jahren 6—8, wo die Familien der Sklavenhändler und die Fremden

ausgewiesen wurden, ausdrücklich mitgenannt werden. Die Inschrift einer 1888 unweit Sevilla entdeckten Kupferplatte hat über die Geschäfte der Gladiatorenmeister sowie über das Gladiatorenwesen überhaupt neues Licht verbreitet. Wir haben daraus einen etwa 177 n. Chr. auf Veranlassung des Kaisers Marc Aurel gefaßten Senatsbeschluß kennen gelernt, der für das ganze Reich mit Ausnahme der Stadt Rom Gesetzeskraft erhielt, und durch den die Veranstalter von Fechterspielen in den Provinzen sowie in den Städten Italiens erheblich entlastet werden sollten. Nach damaliger Praxis enthielten die Ankündigungen dieser Spiele stets die Angabe der Kostensumme, die die Editoren im Voraus nach den Contracten bestimmten, die sie mit den die Fechter in der Regel liefernden lanistae geschlossen hatten. Nach den stipulierten Summen zerfielen die Spiele in 5 Klassen. Die geringsten (zu dem namentlich auch die von den lanistae selbst für Geld gegebenen assiforanea gehörten) zu 30, die übrigen von 30 bis 60, 60 bis 100, 100 bis 150, 150 bis 200 Tausend Sesterzen und darüber. Der Senatsbeschluß bestimmte nun Maximalpreise für die in jeder dieser Klassen auftretenden Fechter. Man unterschied gewöhnliche (gregarii), die mit 1000 bis 2000 Sesterzen bezahlt wurden, und „bessere", die wieder nach den für sie gezahlten Preisen (von 3000 bis 15000 S.) in Abtheilungen zerfielen, und zwar in je 3 für die beiden mittlern, je 5 für die beiden höchsten Klassen der Schauspiele. Bei jedem Schauspiel der 4 höhern Klassen sollte aber fortan die Hälfte der Fechter aus gregarii bestehn: erklärten die lanistae die erforderliche Zahl derselben nicht stellen zu können, so sollten die statt ihrer zu stellenden bessern Fechter ihnen nur zum Preise der gregarii angerechnet werden. Die Preisnormierungen der Gladiatoren sollten aber nur für die (größern) Städte gelten, in denen bisher höhere Preise gezahlt werden mußten, für kleinere Städte sollten Durchschnittspreise maßgebend sein, die sich aus den Rechnungen der Schauspiele während der letzten zehn Jahre ergaben. Waren außer den Preisen zwischen den Spielgebern und Lieferanten noch Prämien für die Sieger ausbedungen, so sollten die Freien, die sich als Fechter hatten anwerben lassen (auctorati), den vierten, die Sklaven den fünften Theil des für sie gezahlten Preises als Prämie erhalten. — Eine zweite zur Entlastung der Spielgeber getroffene Maßregel war die Aufhebung der sehr hohen Abgabe, die der Fiscus bisher von den lanistae erhoben hatte, die aber selbstverständlich von diesen auf die Spielgeber abgewälzt worden war. Sie hatte (je nach der Klasse des Schauspiels) den vierten bis dritten Theil der stipulierten Gesammtkosten betragen, und jährlich 20 bis 30 Millionen Sesterzen (4350000 bis 6526000 Mark) eingebracht: wonach man die jährlichen Gesammtausgaben für die unter Mitwirkung von lanistae veranstalteten Fechterspiele im ganzen römischen Reich (mit Ausnahme von Rom) auf etwa 20 Millionen Mark veranschlagen kann. Auch von den Rückständen dieser Abgabe, die über 50 Millionen (gegen 11 Mill. Mark) betrugen, sollte ein Theil den lanistae erlassen werden.

In Rom gab es eine Gladiatorenschule schon im Jahr 63 v. Chr.

Caligula, der eine bedeutende Zahl von Gladiatoren unterhielt, scheint dort ebenfalls eine solche gehabt zu haben; der ältere Plinius erwähnt, daß in derselben der Thraker Studiosus eine rechte Hand hatte, die länger war als die linke, und daß unter zwanzig Paaren, die sich dort befanden, nur zwei Fechter waren, die bei einem Zucken mit der Waffe nicht mit den Augen blinzten. Die vier seitdem oft erwähnten kaiserlichen Schulen (die große, gallische, dacische und Thierkampfschule), welche das Flavische Amphitheater umgaben, hat Domitian nicht, wie es in der Stadtchronik heißt, neu, sondern wol nur ausgebaut. Sie umfaßten umfangreiche Baulichkeiten (von denen Rüstkammer, Waffenschmiede und Leichenkammer genannt werden) und hatten ein großes Verwaltungspersonal (namentlich Fechtmeister, Aerzte, Rechnungsführer, Aufseher der verschiedenen Gebäude und Anstalten); an der Spitze der großen und der weniger angesehenen Thierkampfschule standen seit Domitian Procuratoren aus dem Ritterstande. Zu dieser Stellung wurden theils gewesene Officiere, namentlich Legionstribunen, theils Verwaltungsbeamte, auch solche, die schon die Oberleitung der fiscalischen Verwaltung einer ganzen Provinz gehabt hatten, befördert; sie war eine Vorstufe für höhere Finanzämter, wie für die Verwaltung der Erbschaftssteuer; selbst die Stellung des Unterprocurators bei einer kaiserlichen Schule war schon eine angesehene.

Auch außerhalb Roms gab es kaiserliche Gladiatorenschulen, von denen drei, zu Capua, Präneste und Alexandria (diese bereits unter August bestehend), bekannt sind, die (wie vielleicht noch andre) ihre eigene Verwaltung hatten. Im Allgemeinen aber war in den Provinzen die Zahl der kaiserlichen Gladiatoren nicht so groß, daß auch nur jede Provinz ihren eigenen Procurator gehabt hätte; die Oberleitung der sämmtlichen Familien in Gallien, Spanien, Germanien, Britannien und Rätien lag in der Hand eines einzigen Beamten, ebenso die der Familien in den kleinasiatischen Provinzen und Cyprus. Diese Beamten bereisten ohne Zweifel von Zeit zu Zeit ihre Bezirke, um die nöthigen Anordnungen, namentlich auch in Bezug auf die Auswahl der erforderlichen Leute für die Schauspiele Roms zu treffen, und standen überhaupt gewiß mit den Procuratoren in Rom in steter Correspondenz. In den einzelnen Provinzen besorgten wahrscheinlich Unterprocuratoren die laufenden Geschäfte. Die Provinzialstatthalter konnten Fechter und Thierkämpfer nur aus ihrer eigenen Provinz requirieren; zum Transport derselben aus einer Provinz in die andre bedurfte es (nach einem Rescript des Sever und Caracalla) kaiserlicher Erlaubniß.

Die zum Thierkampf Verurtheilten freizugeben, hatten die Statthalter nicht das Recht, sondern sollten, wenn dieselben durch Stärke und Geschicklichkeit „würdig" waren, dem römischen Volk gezeigt zu werden, beim Kaiser anfragen. Ob und wie lange ein im Jahr 57 von Nero erlassenes Edict in Kraft geblieben ist, daß die Provinzialstatthalter weder Gladiatorenspiele noch Thierhetzen oder andre Schauspiele geben sollten (da sie häufig so die Gunst der Massen zu gewinnen und Anklagen wegen Bedrückung abzuwenden gesucht hatten), ist unbekannt.

Die Zahl der kaiserlichen Gladiatoren in Rom selbst war zu allen Zeiten sehr beträchtlich. Josephus, der bei der Erzählung der Ereignisse nach Caligulas Ermordung erwähnt, daß die Masse der in das Lager der Prätorianer geströmten Gladiatoren ansehnlich war, meint offenbar nur die kaiserlichen. Nach Neros Tode waren es 2000, durch welche Otho sein Heer verstärkte, und 200 Jahre später unter dem dritten Gordian ebenso viele, welche der Kaiser Philippus sämmtlich bei der Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt fechten ließ; in einem Festzuge des Kaisers Gallienus gingen zwölfhundert, in dem Triumphzuge Aurelians sechzehnhundert. Da nun die in Italien und den Provinzen befindlichen kaiserlichen Fechter in kurzer Zeit in beliebiger Anzahl nach Rom zu ziehen waren, konnten bei außerordentlichen Gelegenheiten ohne Schwierigkeit mehrere Tausende verwendet werden.

Von der Einrichtung der Gladiatorenschulen haben wir eine Vorstellung durch den Grundriß der großen Schule auf einem Fragment des in Marmor gegrabenen Stadtplans von Rom aus der Zeit der Severe; eine viel deutlichere jedoch durch die wol in der Zeit Neros durch einen Umbau aus einer Theaterporticus hergestellte Gladiatorenkaserne in Pompeji, deren Bestimmung sich namentlich aus den dort gefundenen eben nur von Gladiatoren getragenen Visierhelmen ergibt. Ein länglich viereckiger Platz (173 Fuß lang, 139 breit) ist von einer Halle umgeben, deren Dach 70 dorische Säulen trugen. Außer einigen nicht mit Sicherheit zu bestimmenden Räumen enthält das Gebäude eine große Küche, ein Gefängniß, endlich in zwei Stockwerken übereinander 71 (wol von je 2 Mann zu bewohnende) Wohn- und Schlafzellen, die 10—12 Fuß im Quadrat messen, keine Fenster haben und auf die Säulenhalle münden. Wände und Säulen waren mit Inschriften und Bildern, die sich auf Gladiatoren beziehn, bekritzelt; an der Außenmauer befand sich unter anderm die Anzeige eines Fechterspiels; zwei Bilder, die Tropäen von Gladiatorenwaffen vorstellen, sind noch erhalten.

Um Banden im Zaume zu halten, die ganz oder zum Theil aus Verbrechern und Kriegsgefangenen bestanden, aus verzweifelten Menschen, von denen man sich des Aeußersten versehn konnte, mußten die wirksamsten Maßregeln getroffen werden. Die Gladiatoren waren völlig entwaffnet, wurden in mehr oder minder strenger Haft gehalten, in kaiserlichen Schulen von Soldaten bewacht. Spartacus und seine Genossen entkamen aus der Schule zu Capua, in der sie gehalten wurden, nach Ueberwältigung der Wachen, bewaffneten sich mit Schwertern, die sie in Capua raubten, mit Stöcken und Dolchen von Reisenden und selbstgeschmiedeten Waffen. Die gelegentlich (von Seneca und Symmachus) berichteten Selbstmorde von Gladiatoren wurden nach Ueberlistung der Wachen ohne Waffen ausgeführt. Ein im Jahr 64 von den kaiserlichen Gladiatoren zu Präneste versuchter Ausbruch ward durch die dortige Wachtmannschaft verhindert. Die Zucht wurde mit der grausamsten Härte betrieben, wie es schon bei der Anwerbung der erwähnte Eid verkündete. Außer den Strafen der Geißelung und des Brennens mit glühendem

Eisen wurde besonders Kettenstrafe angewendet. In dem Gefängnis der pompejanischen Fechtschule, in dem man nur sitzen oder liegen konnte, hat man ein zur Fesselung von zehn Gefangenen eingerichtetes Fußeisen und die Gebeine von vier derselben gefunden.

Nur eins unterschied die Behandlung der Gladiatoren von der verurtheilter Verbrecher: die aufmerksame Fürsorge für ihr körperliches Wohlbefinden. Die Schulen wurden besonders an Orten angelegt, die sich durch gesunde Luft auszeichneten, wie Capua mit seinem paradiesischen Klima, Präneste mit seiner reiner Gebirgsluft, Ravenna und Alexandria, wo die Seewinde die Sommerhitze milderten. Ihre Kost war eine auf übermäßige Herausbildung der Muskeln berechnete Mast, zu der namentlich Gerstenspeisen verwendet wurden, daher man sie spottweise Gerstenesser (hordearii) nannte. Galen sagt, daß die (von ihm ärztlich behandelten) Gladiatoren zu Pergamus Tag für Tag Bohnenbrei mit Gerstengraupen aßen, wodurch sie allerdings nicht straffes und festes, sondern lockres Fleisch erhielten. Auch das von Juvenal erwähnte „Gemengsel der Fechtschule", zu dem sich der Schlemmer entschließen muß, der sein Vermögen verpraßt hat, zeigt, daß die Gladiatorenkost im allgemeinen für schlecht galt. Die Speisen wurden ihnen vorschriftsmäßig bereitet und gereicht; so „aßen und tranken sie, was sie in Blut wieder von sich geben sollten". Bewährte Chirurgen heilten ihre Versetzungen; mehrere ihrer Recepte für Gladiatorenwunden hat Scribonius Largus aufbewahrt; Aerzte wachten darüber, daß die ganze genau geregelte Diät streng beobachtet wurde; besondere Sklaven (unctores) besorgten die Einreibungen, auf die man im Alterthum großen Werth legte.

Behufs gemeinsamer Verehrung von Schutzgottheiten, vielleicht auch zu andern Zwecken wurde den Gladiatoren ebenso wie andern, namentlich kaiserlichen Sklaven gestattet Vereine zu bilden. So bildete eine Anzahl der Gladiatoren des Commodus nach einer Inschrift aus dem Jahre 177 eine Genossenschaft, die den Silvanus verehrte. In Dea (Die) bildeten die „Jäger, die in der Arena Dienst thun" (d. h. im Amphitheater bei Thierhetzen auftreten) eine Innung, und ähnliche gab es auch an andern Orten. Auch die einzelnen Waffengattungen scheinen kameradschaftlich zusammengehalten zu haben. Einem Thraker wurde z. B. ein Grabmal von der „gesammten Mannschaft (armatura) der Thraker" errichtet, einem Secutor von einem Waffenbruder (coarmio); doch bildeten sich natürlich in denselben Schulen auch freundschaftliche Verhältnisse zwischen Fechtern verschiedener Waffen. Das Grabmal eines Retiariers der großen Schule zu Rom wurde von einem Myrmillonen derselben Schule errichtet, dessen Tischgenoß (convictor) er gewesen war.

Jede Waffengattung hatte, wie sich versteht, ihre eignen Lehrer. Die Neulinge übten sich an einem Strohmann oder Pfahl zuerst mit Stockrappieren; die später zur Uebung dienenden Waffen waren schwerer als die zum wirklichen Kampf bestimmten; vielleicht haben die in der Schule zu Pompeji gefundenen außerordentlich schweren zu den ersteren gehört. Die

Fechtkunst der Gladiatoren war offenbar eine systematisch ausgebildete, ihre technischen Ausdrücke auch dem Publikum geläufig. Quintilian vergleicht die Erwiderungen der Gerichtsredner auf Gegenreden mit den Fechterkünsten der Gladiatoren, „deren Secunden Terzen werden, wenn die erste geführt war, um den Gegner zu einem Stoß zu veranlassen, und Quarten, wenn die Finte eine zwiefache war, so daß zweimal parirt und zweimal nachgestoßen werden mußte". Die Commandos des Schulfechtens (dictata), deren sich die Lehrer bei den Uebungen bedienten, wurden auch den Fechtern in der Arena aus dem Publikum zugerufen, und solche Zurufe sollen zuweilen selbst den bestgeschulten Gladiatoren von Nutzen gewesen sein. Der Consul P. Rutilius (105) ließ durch Lehrer aus der Fechtschule „die feinere Kunst des Parierens und Stoßens" den Legionssoldaten beibringen. Besonderer Werth wurde, wie es scheint, auf die Fertigkeit im linkshändigen Fechten gelegt, durch welche sich auch Commodus auszeichnete.

Die Schulen hatten eine Art militärischer Organisation. Wohlklingende und schmeichelhafte Namen wurden freigebig ertheilt, und auch die Namen berühmter Fechter aus früherer Zeit gern aufs neue angewendet. Glückliche Kämpfe erhoben die Gladiatoren zu den höheren, Stellen in ihrer Waffe, mit denen vermuthlich eine Befehligung der Gemeinen verbunden war, und machten sie zu Veteranen. In der zur Verehrung des Silvanus vereinigten Genossenschaft der Gladiatoren des Commodus bestand z. B. die erste Decurie aus Veteranen von 6 verschiedenen Waffen, in der zweiten stand ein Veteran an der Spitze, die übrigen waren meistens Tironen. Endlich erhielten sie als Zeichen der Entlassung das Stockrappier, doch traten auch ausgediente Gladiatoren für gute Belohnung wieder auf, oder thaten als Lehrer Dienste.

Gewiß war die Zahl derer nicht klein, die ihren Stand mit keinem andern vertauschen mochten. Unter den kaiserlichen Gladiatoren, sagt Epictet, sind manche unwillig, wenn man sie nicht auftreten läßt. Sie beten deshalb zu den Göttern und bestürmen die Procuratoren, fechten zu dürfen. Unter Tibers Regierung, als Spiele selten waren, hörte Seneca einen Myrmillonen klagen: „welch hübsche Jahre gehen da verloren"! Ein Gefühl von Standesehre beseelte sie häufig; sie hielten es für Schande, mit Schwächern zu fechten. Eine wilde Tapferkeit und die Gewißheit, daß Liebe zum Leben am wenigsten Erbarmen bei den Zuschauern fand, erfüllte sie mit der äußersten Todesverachtung. Sie empfingen die schwersten Wunden ohne Laut, sandten von Blutverlust erschöpft zu ihren Herrn mit der Frage, ob sie aufhören oder sterben sollten; auch die Furchtsamsten wußten zu fallen.

Wo Gladiatoren in Bürgerkriegen verwandt worden sind, was auch in der Kaiserzeit öfter geschehen ist, haben sie auch im offenen Felde vielfach mit Tapferkeit gekämpft, ja sie haben Denen, die sie für die Arena mästeten, aufopfernde Hingebung bewiesen. Als nach der Schlacht bei Actium Fürsten und Völker sich von der verlorenen Sache Marc Antons abwandten, blieben die Gladiatoren, die er in Kyzikos für seine vermeintlichen Siegesfeste hatte üben lassen, ihm treu. Auf eigene Hand

brachen sie auf, um zu ihm nach Aegypten vorzudringen, ließen sich durch Vorstellungen und Hindernisse nicht zurückhalten, sandten, da sie sich nicht durchschlagen konnten, Botschaft an Antonius, daß er zu ihnen nach Syrien kommen möchte, und gaben ihn erst auf, als er weder kam noch antwortete. Auch L. Antonius und D. Brutus verstärkten ihre Schaaren durch Gladiatoren. Die zweitausend von Otho in sein Heer eingereihten, „eine häßliche Hilfe, die aber im Bürgerkriege auch von den strengen Führern angewendet worden war" (Tacitus), erwiesen im Gefechte nicht dieselbe Standhaftigkeit wie Soldaten; von den zu Terracina überfallenen Gladiatoren des Vitellius waren es nur wenige, die Widerstand leisteten und nicht ungerächt fielen. Marc Aurel, der in der Noth des Marcomannenkrieges sogar Sklaven bewaffnete, bildete eine Schaar von Gladiatoren, die er die „Gehorsamen" (obsequentes) nannte. Auch Didius Julianus ließ bei dem Anmarsche des Severus die Gladiatoren zu Capua bewaffnen.

Unter diesen Banden von verworfenen und herabgewürdigten, rohen und stumpfsinnigen Menschen war das Geschick Derer, die bessere Tage gesehen hatten, doppelt trostlos. In jener Schulrede des Jünglings, der sich hat anwerben lassen, um seinen Vater bestatten zu können, wird geschildert, wie ihm, der nun eine Sklavenrüstung trägt, im Augenblicke, wo er einen schimpflichen Tod erwartet, die Bilder einer glücklichen Vergangenheit vor die Seele treten: wie er alles Dessen gedenkt was er nie wieder sehen soll, seines Hauses, seiner Familie, seiner Freunde, und daß er einst in Bezug auf Abkunft, Vermögen, Bildung über dem Veranstalter des Schauspiels gestanden. Wehe dem, den in der Gesellschaft von Gemeinheit, Laster und Elend solche Erinnerungen überkamen! Ihm ward das Leben zur unerträglichen Qual, er ersehnte und suchte den Tod als einziges Glück. Vergebens war dann die strengste Bewachung, vergebens, daß man ihnen alle Mittel zum Selbstmorde entzogen hatte, sie führten ihren Vorsatz nur mit um so größern Heroismus aus. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Fälle nur vereinzelt berichtet werden; sie werden deshalb nicht selten gewesen sein. Welche Greuel, die Niemand erfuhr, im Innern jener scheußlichen Höhlen vorgehn konnten, davon gibt jene von L. Balbus an Fadius verübte Unthat eine Probe. Seneca berichtet (in der letzten Zeit Neros) zwei heroische Selbstmorde von Thierkämpfern, die damals kürzlich vorgefallen waren. Der eine derselben, der am frühen Morgen auf einem Karren zwischen Wachen sitzend zum Schauplatze gefahren wurde, stellte sich, als wenn er vom Schlaf überwältigt einnickte, ließ endlich den Kopf soweit sinken, daß er ihn zwischen die Radspeichen bringen konnte, und hielt sich in dieser Stellung so lange, bis ihm die Umdrehung des Rades das Genick brach. Auch Verschwörungen, Meutereien und gewaltsame Ausbrüche waren in den Gladiatorenschulen vermuthlich häufig, wenngleich ein zweiter Spartacus sich nicht mehr fand. Ein Versuch der Gladiatoren zu Präneste, sich zu befreien, erregte im Jahre 64 zu Rom ernstliche Besorgnisse, wurde aber von dem dort zu ihrer Bewachung aufgestellten Militärposten unterdrückt. Unter der Regierung des Kaisers Probus gelang

es 80 Gladiatoren, in Rom selbst auszubrechen; erst nach tapferer Gegenwehr wurden sie überwältigt. Ein Ereigniß, das alle erwähnten an Furchtbarkeit weit übertrifft, erwähnt Symmachus gelegentlich in einem Briefe. Ein Theil jener kühnen Sachsen, die sich damals auf kleinen Böten aus der Nordsee in den Ocean wagten und durch ihre Raubzüge die Küsten Galliens mit Schrecken erfüllten, war in die Hände der Römer gefallen. Eine Anzahl von ihnen sollte in den von Symmachus veranstalteten Spielen auftreten. Am ersten Tage hatten sich 29 von ihnen mit bloßen Händen gegenseitig erwürgt.

Die Fechterspiele wurden durch Anzeigen bekannt gemacht, welche die Festgeber an die Mauern der Häuser und öffentlichen Gebäude, auch an denen der Grabdenkmäler, die sich vor den Thoren der Städte zu beiden Seiten der Landstraßen hinzogen, durch eigens dazu bestellte Schreiber mit Farbe anmalen ließen; daher in Grabschriften diese Schreiber zuweilen ersucht werden, das betreffende Grab zu verschonen. Auf zwei Grabmonumenten vor dem Nuceriner Thor von Pompeji standen Anzeigen von amphitheatralischen Spielen in Nola und Nuceria. Von den Anzeigen der in Pompeji selbst abzuhaltenden haben sich an verschiedenen Orten mehrere erhalten, z. B.: „dreißig Gladiatorenpaare des Quinquennalen Cn. Allejus Nigidius Majus und deren Ersatzmänner (die für die Getödteten eintraten) werden in Pompeji vom 24. bis 26. November kämpfen. Es wird auch eine Thierhetze sein. Hoch Majus der Quinquennal!" „Die Gladiatorenfamilie des Aedilen A. Suettius Certus wird zu Pompeji am 31. Mai fechten. Es wird eine Thierhetze sein und ein Zeltdach ausgespannt werden." In andern Anzeigen werden überdies Sprengungen mit Wasser gegen Staub und Hitze verheißen. Statt des Datums heißt es einmal: „wann das Wetter es erlauben wird", ein andres Mal: „ohne irgend welchen Aufschub". Diese Anzeigen enthielten öfter die Namen der hauptsächlichsten Kämpfer, paarweise geordnet, wie sie gegen einander fechten sollten, wobei die Festgeber, um die Spannung des Volkes rege zu erhalten, auf alle Tage des Festes neue noch nicht gesehne Paare zu vertheilen pflegten; solche Verzeichnisse wurden auch abgeschrieben, in den Straßen verkauft und nach auswärts versandt.

Am letzten Tage vor dem Schauspiele wurde den Gladiatoren und Thierkämpfern öffentlich eine sogenannte „freie Mahlzeit" gegeben, wobei man sie mit köstlichen Speisen und Getränken aufs reichste bewirthete, und Neugierigen der Zutritt gestattet war. Während hierbei die Roheren und Halbverthierten unter diesen Unglücklichen unbekümmert um den nächsten Morgen sich unmäßiger Schwelgerei überließen, sah man doch auch manche von den Ihrigen Abschied nehmen, ihre Weiber Freunden empfehlen, ihren Sklaven die Freiheit schenken, und Christen, die für ihren Glauben in der Arena bluten sollten, ein letztes Liebesmahl feiern.

Das Schauspiel begann mit einem Paradezug der Gladiatoren im Festschmuck durch die Arena; vielleicht war dabei der einmal von Sueton erwähnte Zuruf an den Kaiser: „Heil dir, Imperator, die zum

Tode gehn, grüßen dich" gewöhnlich. Die neuangeworbenen Gladiatoren mußten, wie es scheint, beim ersten Auftreten eine Art Spießruthenlaufen durchmachen, das auch sonst im Amphitheater öfter vorkam und namentlich unter den Martyrien der Christen erwähnt wird. Dem Festgeber wurden die Waffen zur Prüfung vorgelegt. Eine Gattung der schärfsten Gladiatorenschwerter führte den Namen von Tiberius' Sohne Drusus, der bei dieser Prüfung in angeborner Grausamkeit besonders unnachsichtig verfuhr. Auch Domitian scheint Bestimmungen zur Verschärfung der Gladiatorenkämpfe getroffen zu haben. Martial rühmt (im Jahr 93), daß jetzt die alten Gewohnheiten der römischen Arena erneuert werden und die Tapferkeit mit einfacherer Fechtweise kämpfe. Dagegen ließ Marc Aurel nur mit abgestumpften Waffen fechten.

Zuerst fand ein Scheinkampf statt, wobei namentlich auch Lanzen geschleudert und, zuweilen wenigstens, wie es scheint, nach dem Takte der Musik gefochten wurde. Zu dem Kampfe mit scharfen Waffen gab der düstere Schall der Tuben das Zeichen, und unter dem Schmettern der Trompeten und Hörner, den schrillen Tönen der Pfeifen und Flöten begann er. Die mannigfaltigsten Scenen lösten hier in fortwährendem Wechsel einander ab. Einzeln und in Schaaren traten die Retiarier auf, halb nackte bewegliche Gestalten, fast ohne Rüstung, mit Netz, Dreizack und Dolch bewaffnet. Bald von den mit Visierhelm, Schild und Schwert bewaffneten Secutoren verfolgt, bald die Myrmillonen umschwärmend, die sie in halb kauernder Stellung erwarteten, suchten sie ihren Gegnern das Netz überzuwerfen, um ihnen dann mit dem Dreizack oder Dolch den Todesstoß zu geben. Die Samniten, von dem großen viereckigen Schilde von Manneslänge gedeckt, kreuzten ihre kurzen geraden Schwerter mit den gebogenen der schwerer gerüsteten, aber nur mit einem kleinen runden Schilde versehenen Thraker. Die Reiter rannten mit langen Lanzen gegen einander, die Essedarier fochten auf britannischen Streitwagen, deren Gespanne von einem neben dem Kämpfer stehenden Lenker gezügelt wurden. Noch manche andre Arten von Gladiatoren werden erwähnt, aber zu selten und beiläufig, um uns von ihrer Bewaffnung und Kampfart eine deutliche Anschauung zu geben.

Wurde im Einzelkampfe ein Fechter getroffen, so ertönte aus den Reihen der Zuschauer der Ruf: Er hat's. War der eine von beiden überwunden und noch lebend in der Gewalt seines Gegners, so überließ der Festgeber die (selbstverständlich eigentlich ihm zustehende) Entscheidung, ob er getödtet werden sollte, in der Regel den Zuschauern. Die verwundeten, um ihr Leben bittenden Kämpfer legten den Schild nieder und hoben (nach einer auch in Griechenland bestehenden Sitte) einen Finger der linken Hand in die Höhe. Von Seiten der Zuschauer war das Zeichen der Gewährung, wie es scheint, das Schwenken von Tüchern, wol auch das Erheben des Daumens; das Wenden des Daumens nach unten bedeutete den Befehl zur Ertheilung des Todesstoßes. Tapfere Fechter wiesen wol die Einmischung des Volkes zurück und deuteten durch

Winke an, ihre Wunden seien nicht erheblich; während sie am meisten Theilnahme fanden, erregten zaghafte die Erbitterung des Volkes, das es als eine Art Beleidigung gegen sich empfand, wenn ein Gladiator nicht gern sterben wollte. Mit Peitschen und glühenden Eisen wurden Säumige und Furchtsame in den Kampf getrieben. Aus den Reihen der zur Wuth entflammten Zuschauer ertönte es: „Tödte, peitsche, brenne! Warum fällt Dieser so furchtsam in das Schwert? Warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? Warum stirbt jener so verdrossen?" — Schauspiele zu geben, bei denen die Entlassung (missio) der verwundeten Fechter von vorn herein ausgeschlossen war und der Kampf solange fortgesetzt wurde, bis einer von beiden auf dem Platze blieb, hatte August verboten; die Grausamkeit eines von Neros Vater, Cn. Domitius, gegebenen Gladiatorenspiels rügte er, nachdem eine vertrauliche Warnung vergeblich geblieben war, öffentlich durch ein Edict. Sehr häufig scheint es gewesen zu sein, daß dem Sieger sogleich ein durchs Loos bestimmter Ersatzmann als neuer Gegner gegenübergestellt wurde. In den Pausen des Gefechts wurde der blutgetränkte Boden von Knaben umgeschaufelt, und Mohrensklaven schütteten frischen Sand darauf. Die Sieger schwenkten vor den Zuschauern ihre Palmenzweige. Die Gefallenen nahmen Menschen in der Maske des Unterweltgottes Mercur in Empfang, andre in der Maske des etruskischen Dämon Charon prüften mit glühenden Eisen, ob sie nicht etwa den Tod nur heuchelten. Todtenbahren standen für die Leichen bereit, auf denen sie durch das „Thor der Todesgöttin" hinausgetragen und in die Leichenkammer geschafft wurden. Dort wurden auch die vollends getödtet, in denen noch Leben war.

Obwol sich auch im Amphitheater Parteien unter den Zuschauern bildeten, haben sie doch niemals auch nur annähernd die Bedeutung der Circusfactionen gewonnen, theils weil das Parteiinteresse durch diese schon absorbiert war, theils auch wol, weil der Anschluß an feste Corporationen und damit die Organisation fehlte. Außer den persönlichen Anhängern berühmter und tapferer Gladiatoren gab es im Amphitheater auch Parteien für die verschiedenen Waffen: wenigstens standen sich „Großschildner" (Anhänger der Myrmillonen und Samniten) und „Kleinschildner" (Anhänger der Thraker) feindlich gegenüber. Auch diese Parteien waren durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet, und auch hier betheiligten sich selbst die Kaiser. Caligula und Titus begünstigten den kleinen Schild, Domitian den großen; daher Martial von dem kleinen, der oft besiegt zu werden, selten zu siegen pflege, sowie von dem „Haufen" seiner Anhänger mit Geringschätzung spricht. Einen Zuschauer, der beim Unterliegen eines Thrakers geäußert hatte, er sei wol seinem Gegner gewachsen gewesen, aber nicht der Willkür des Festgebers, ließ Domitian von seinem Platz in die Arena schleppen und den Hunden vorwerfen mit einem Zettel am Halse, auf dem geschrieben stand: Ein Kleinschildner, der frech (impie) geredet hat. Dieser Vorfall oder andre ähnliche veranlaßten den jüngern Plinius zu rühmen, daß unter Trajan die Neigungen der Zuschauer des Amphitheaters wieder frei, ihre Bei-

fallsspenden gefahrlos waren. „Niemandem wird, wie früher, Frechheit (impietas) vorgeworfen, weil er einen Gladiator haßt, Niemand wird aus einem Zuschauer zum Gegenstand des Schauspiels gemacht und hat die jammervolle Lust mit einem Martertode zu büßen. Rasend und der wahren Ehre unkundig war Jener, der Stoff zu Anklagen auf Majestätsbeleidigungen in der Arena sammelte und sich verachtet glaubte, wenn wir nicht auch seine Fechter verehrten, der in ihnen seine Göttlichkeit beleidigt fand, indem er sich den Göttern, seine Fechter sich selbst gleichstellte." Marc Aurel gereichte es zur Befriedigung, daß er den beiden Parteien der Groß- und Kleinschildner ebenso fern stand, als den Blauen und Grünen im Circus. Welche Wichtigkeit diesen Parteistellungen beigelegt wurde, zeigt namentlich die Grabschrift eines dem Sklavenstande angehörigen Oelhändlers Crescens, worin derselbe angibt, daß er im Circus zu den Blauen, im Amphitheater zu den Kleinschildnern gehört habe.

Große Massenkämpfe, für welche die Arena des Amphitheaters keinen Raum hatte, fanden an verschiedenen andern Orten, natürlich nur selten statt. Julius Cäsar ließ bei seinen Triumphalspielen eine Schlacht im Circus aufführen, wo die Zielsäulen weggenommen und zwei Lager aufgeschlagen waren: auf jeder Seite fochten 500 Mann zu Fuß, 300 zu Pferde und 20 Elephanten, die bemannte Thürme auf dem Rücken trugen. Im Jahre 7 v. Chr. wurde zu Ehren des (im Jahre 12 verstorbenen) Agrippa in den von ihm erbauten Septen ein Massenkampf ausgeführt. Claudius ließ nach der Besiegung Britanniens im Jahre 44 die Eroberung und Plünderung einer dortigen Stadt und die Uebergabe der Häuptlinge auf dem Marsfelde in vollster Wirklichkeit vorstellen, wobei er im Feldherrnmantel präsidierte. Ein kleineres Gefecht zweier gleicher Schaaren von Fußtruppen veranstaltete Nero im Jahr 57 im Amphitheater, größere Schlachten von Reitern und Fußgängern Domitian bei seinen Triumphalspielen im Circus.

b. Die Thierhetzen.

Die erste bekannte Thierhetze gab in Rom M. Fulvius Nobilior, der Besieger Aetoliens, 568=186, etwa 80 Jahre nach Einführung der Gladiatorenspiele (Zerreißen durch Thiere als Todesstrafe war schon früher vorgekommen). Seitdem wurde dies Schauspiel, das während der Republik meist im großen Circus stattfand (wie zuweilen auch später), häufig und mit immer größerer Pracht veranstaltet. Die Thiere wurden theils nur gezeigt, theils gehetzt und erlegt, indem man sie abwechselnd mit einander und mit Menschen kämpfen ließ. Auch die Thierkämpfer waren nicht bloß verurtheilte Verbrecher und Kriegsgefangene, sondern auch Gemiethete und Geworbene; der zu Grunde gerichtete Verschwender überlegt bei Seneca, ob er sich als Gladiator oder als Thierkämpfer verdingen soll. Auch dieses Gewerbe, obwol ebenso ehrlos wie die Gladiatur, hatte seine Anziehungskraft. Sie drängen sich dazu, sagt Tertullian, und dünken sich schöner, wenn sie

Narben von Bissen der wilden Thiere tragen; auch Ulpian spricht von Solchen, die, um ihre Tapferkeit zu zeigen, diese Kämpfe bestanden haben, ohne Lohn zu empfangen. Es gab Familien von Thierkämpfern wie von Fechtern, sie wurden in besondern Schulen unterrichtet (wie auch unter Ferdinand VII. in Sevilla 1830 mit beträchtlichem Aufwande eine „königliche Schule für Tauromachie" gegründet wurde). Eine der vier von Domitian erbauten kaiserlichen Schulen war ganz oder vorzugsweise zur Ausbildung von Thierkämpfern bestimmt. Wenn Thierhetzen mit andern Spielen zugleich stattfanden, gingen sie diesen in der Regel voraus und begannen am frühen Morgen. Claudius fand nach Sueton so großes Gefallen an den Kämpfen Verurtheilter mit wilden Thieren, daß er sich selbst mit Tagesanbruch in das Schauspiel begab.

Auch die Thierhetzen erhielten mit jeder Erweiterung des römischen Reichs immer wachsende Dimensionen, jedes neu eroberte Land sandte seine seltensten und wildesten Thiere nach Rom. Das Schauspiel war erst eingeführt worden, nachdem das africanische Gebiet Carthagos bereits in die Abhängigkeit der Römer gerathen war; 40 Jahre später wurde es zur Provinz. Die wilden Thiere dieses Landstrichs waren die ersten und blieben länger als ein Jahrhundert die einzigen außereuropäischen, die man im Circus sah. Schon bei jener ersten Thierhetze sah man Löwen und Panther in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit, daß das Schauspiel, wie Livius meinte, den Venationen der Augusteischen Zeit fast gleichkam; 17 Jahre später (585 = 189) „bei wachsender Pracht" in den Circusspielen der Curulädilen Scipio Nasica und P. Lentulus 63 africanische Thiere (Panther und Leoparden, vielleicht auch Hyänen), 40 Bären und mehrere Elephanten. Auch Strauße hatte schon Plautus „im Laufe durch den Circus fliegen" gesehn. Außer diesen fremden Thieren wurden Rehe, Hasen und Hirsche, Eber, Bären und Stiere aus den Wäldern Apuliens und Lucaniens, den Pontinischen Sümpfen und den Apenninen im Circus gehetzt, und gewiß häufig diese einheimischen Thiere allein; bei den Spielen der Flora (einem stehenden Fest seit 571 = 183) nur das unschädliche Wild.

Die Schauspiele im letzten Jahrhundert der Republik lassen erkennen, daß die römische Macht bereits bis in die äußersten Fernen der Erde reichte. In den dreizehn Jahren von 58—46 v. Chr. folgten drei Schauspiele von beispielloser Pracht auf einander, in welchen Thiere dem Volke vorgeführt wurden, deren Namen bis dahin kaum nach Rom gedrungen, und deren Fang mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft war: die Ungeheuer des Nil, Krokodil und Hippopotamus, bei den Festen des Scaurus im Jahr 58; das Rhinoceros, eine weder vorher noch nachher gesehene africanische Affenart und der Luchs aus Gallien bei den fünftägigen Venationen, die Pompejus im Jahr 55 zur Einweihungsfeier seines Theaters gab; endlich die Giraffe bei den ebenfalls fünftägigen Venationen, die Cäsar zur Feier seiner Triumphe im Jahr 46 veranstaltete. Auch diese seltensten und kostbarsten Thiere sind später in Rom zu wiederholten Malen und in größerer Anzahl gezeigt, selbst

getödtet worden: Commodus tödtete, wie Cassius Dio als Augenzeuge berichtet, eigenhändig an einem Tage fünf Nilpferde und an verschiedenen andern Tagen zwei Elephanten, eine Giraffe und einige Nashörner. Auch den Tiger, dessen Fang noch Varro für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, sah man in Rom schon im Jahr 11 v. Chr. und später nicht selten, wild und gezähmt.

Im Mittelalter und in neuerer Zeit haben einzelne Exemplare der in Rom verhältnißmäßig so oft gesehenen seltensten, aber auch der minder seltnen Thiere, die hin und wieder nach Europa kamen, wiederholt das größte Aufsehn erregt. Daß Karl der Große von Harun Alraschid im Jahr 801 (durch seinen Gesandten, den Juden Isaak) unter andern Geschenken einen Elephanten und einen Affen erhielt, von einem africanischen Emir einen numidischen Bären und einen mauritischen Löwen, erzählt der Mönch von St. Gallen, der Karls Leben schrieb, und Einhard in seinen Annalen; der letztere berichtet auch über die Reise des Elephanten und erwähnt seinen im Jahr 817 im Münsterlande plötzlich erfolgten Tod. Heinrich I von England hatte zu Woodstock Löwen, Leoparden, Luchse und Kameele. Besonders in Italien machte es der leichte Transport aus den südlichen und östlichen Häfen des Mittelmeers und die Gunst des Klimas möglich, die Thiere des Südens anzukaufen oder von Sultanen als Geschenk anzunehmen. Friedrich II hatte in seinen Gärten Kameele, Löwen, Tiger, Leoparden und eine Giraffe, ein Geschenk eines Sultans von Aegypten, die Albertus Magnus sah und beschrieb. Friedrich pflegte seltene Thiere auf Reisen und Kriegszügen mit sich zu führen; bei seinem Einzuge in Cremona 1237 zog ein Elephant den Fahnenwagen. Bei großen Anlässen dienten Kämpfe der Thiere gegen einander und gegen Hunde auch zur Belustigung des Volks. Vor allen hielten Städte und Fürsten gern lebendige Löwen, die bisweilen auch als Vollstrecker politischer Urtheile dienten, die Florentiner außerdem schon sehr früh (1291) Leoparden.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts aber gab es schon an mehreren Fürstenhöfen Italiens wahre Menagerieen (Serragli) als Sache des standesgemäßen Luxus; die von Neapel enthielt unter Ferrante eine Giraffe und ein Zebra. In Florenz sah man eine Giraffe 1459; eine zweite, die der Mamelukensultan Kaytbey nebst andern seltenen Thieren an Lorenzo magnifico schenkte und die Antonio Costanzio 1487 beschrieb, veranlaßte Polizian zur Zusammenstellung der Nachrichten bei alten Schriftstellern über dies merkwürdige Thier. Seitdem ist vor dem 19. Jahrhundert (mit Ausnahme der Türkei) keine in Europa gesehn worden. Johannes Schiltberger aus München, der sie Surnasa nennt, sah sie am Anfang des 15. Jahrhunderts in Dily (Delhi), der Ulmer Predigermönch Felix Fabri zu Kairo. Buffon mußte sich begnügen, sie nach Berichten von Reisenden zu beschreiben, ohne daß er wagen konnte, eine Abbildung zu geben. Erst 1826 wurde eine von Alexandria nach Frankreich gebracht. Nach den Berichten des Franzosen Thibaut, der die ersten lebenden Giraffen in den Steppen Kordofans gefangen hatte, erlangt man die Jungen erst, nachdem die

Mütter getödtet sind, und der Fang verursacht unglaubliche Mühen und Beschwerden. Man muß wochenlang in den Steppen verweilen, vortreffliche Pferde, Kameele und Kühe mit sich nehmen und sich das Geleit geborner Araber zu verschaffen suchen, weil man sonst doch vergeblich ausziehen würde; der Kühe bedarf man, um den jung gefangenen Giraffen sogleich die geeignete Nahrung bieten zu können. Vom innern Africa führt man sie mit den Kühen in kleinen Tagereisen der Küste zu, wo eigne Kasten für die Ueberfahrt hergerichtet werden müssen.

Daß man „Anno 1513 am ersten Tage des Mayen dem König von Portugal Emanuel gehn Lisbona aus India ein lebendigen Rhinoceros" gebracht, hat Sebastian Münster einer Erwähnung in seiner „Cosmographei" für werth gehalten. Von diesem Rhinoceros gab Albrecht Dürer nach einer schlechten Zeichnung die erste, sehr unvollkommene, doch oft wiederholte Abbildung; erst Chardin († 1713), der ein Nashorn zu Ispahan sah, lieferte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine bessere, obwol schon 1664 und 1689 Exemplare nach London gekommen waren, was seitdem öfter geschah, wie 1739 und 1741; dies letztere, das auch nach Deutschland gebracht und von Gellert in einer bekannten Erzählung erwähnt wurde, galt nach der Unterschrift auf einem guten Kupferstich für den Behemoth (Hiob 40, 10). Im Jahre 1793 kam eins nach Paris, 1816 wieder eins nach Deutschland.

Der erste Hippopotamus aber, der in Europa seit dem Alterthum gesehn worden ist, war der für den zoologischen Garten in London erworbene, der dort am 25. Mai 1850 eintraf. Der ganze Einfluß des englischen Consuls in Kairo reichte kaum hin, den Pascha von Aegypten zum Versprechen eines so schwer zu beschaffenden Geschenks zu bewegen. Sein Fang beschäftigte eine ganze Truppenabtheilung, sein Transport vom Weißen Nil bis Kairo dauerte allein fünf bis sechs Monate; in Kairo kam er am 14. November 1849 an und überwinterte dort. Von Alexandria wurde er in einem eigens zu diesem Zweck erbauten Dampfschiffe befördert, in dem sich ein 400 Gallonen fassender Wasserbehälter befand, dessen Wasser täglich erneuert werden konnte. Zwei Kühe und zehn Ziegen reichten noch nicht hin, um den täglichen Milchbedarf des Thieres zu liefern. Nach solchen Angaben mag man versuchen, sich eine Vorstellung von den kolossalen Anstalten und Kosten zu bilden, welche der Fang und Transport der Thiere für die Arena im römischen Kaiserreiche fort und fort veranlaßte.

Am meisten erstaunt man jedoch sowol über die Zahlen der Thiere von einer Gattung als die Gesammtzahlen der verschiedenen, die bei einzelnen großen Schauspielen in Rom zusammengebracht worden sein sollen. Wenn diese Zahlen unglaublich klingen, so ist nicht zu vergessen, daß gerade die Gattungen der großen Thiere innerhalb zweier Jahrtausende eine ungeheure, schwer zu bemessende Abnahme erlitten haben. Ohne Zweifel ist zwar die Bemerkung Dios richtig, daß alle solche Zahlen übertrieben sind; aber sie bleiben auch noch nach großen Abzügen, ja wenn man sie auf die Hälfte herabsetzt, enorm. In dieser Beziehung sind die Spiele des Pompejus und Cäsar später nicht nur

nicht übertroffen, sondern auch nicht erreicht worden. Bei den erstern sah man angeblich 17 oder 18 Elephanten, 500 oder 600 Löwen, 410 andre africanische Thiere; bei den letztern 400 Löwen und 40 Elephanten. Doch daß 100 und selbst 200, ja 300 Löwen, 300, 400, 500 Bären, ebensoviel africanische Thiere bei einem einzigen Schauspiel gezeigt oder gehetzt wurden — solche Angaben (und von gemeinern Thiergattungen zum Theil noch höhere) sind bei den Geschichtschreibern der Kaiserzeit nichts weniger als selten. Nach der eignen Angabe Augusts, der „an der unzähligen Menge und unbekannten Gestalt der Thiere" besondre Freude hatte, wurden in den von ihm gegebenen Schauspielen an africanischen Thieren allein ungefähr 3500 erlegt. Bei dem hunderttägigen Feste, das Titus zur Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters im Jahr 80 gab, sollen an einem Tage 5000 wilde Thiere aller Art gezeigt, im Ganzen 9000 zahme und wilde getödtet worden sein; bei den viermonatlichen Festen, die Trajan im Jahr 107 zur Feier des zweiten dacischen Triumphs veranstaltete, sogar 11 000.

Mit den Thieren, die damals in Rom zu einem einzigen großen Feste zusammengebracht waren, könnte man also gegenwärtig alle zoologischen Gärten Europas reichlich versorgen. Ganz ohne Nutzen waren sie auch damals nicht für die Wissenschaft. Galen erwähnt, daß viele Aerzte sich zu der Section eines sehr großen Elephanten einfanden; das Herz nahmen die Köche des Kaisers heraus. Auch zur Bereitung von Medicamenten dürften Körpertheile von wilden Thieren öfter benutzt worden sein. Natürlich unterließen auch die Künstler nicht nach denselben ihre Studien zu machen; der berühmte Bildhauer Pasiteles (Zeitgenosse des Pompejus) gerieth einmal durch den Ausbruch eines Panthers aus seinem Käfig in große Gefahr, als er einen in einem andern Käfig befindlichen Löwen modellierte.

Da während der Kaiserzeit nicht bloß in Rom, sondern in allen großen und vielen kleinern Städten Venationen gegeben wurden, müssen, um die erforderlichen Thiere zu schaffen, unaufhörlich Jagden in großem Maßstabe nicht nur in den Provinzen des Reichs, sondern auch jenseit seiner Grenzen gehalten worden sein, sowol für die Kaiser als für Privatpersonen, und zwar nicht nur für die Festgeber selbst, sondern auch für Kaufleute, die mit den Thieren handelten. Da diese Jagden Jahrhunderte hindurch fortgesetzt wurden und um junge Thiere zu fangen, die alten in der Regel getödtet werden mußten, veränderte sich der Charakter der Thierwelt großer Gebiete völlig; die wilden Thiere wurden theils ausgerottet, theils tiefer in Wildnisse und Wüsteneien hineingetrieben und so für Ackerbau und Civilisation neuer Boden gewonnen.

Schon in Strabos Zeit konnten die Nomadenstämme der überaus gesegneten Landstriche zwischen Carthago und den Säulen des Hercules sich dem Ackerbau zuwenden, was früher wegen der Menge wilder Thiere nicht möglich gewesen war; jetzt vermochten sie sich ihrer hinlänglich zu erwehren, theils weil sie selbst ausgezeichnete Jäger waren, theils weil die Römer in Folge ihrer Leidenschaft für Thierhetzen sie unterstützten. Ihr fernen nasamonischen Länder der Libyer, sagt ein griechischer

Dichter, eure dürren Ebenen werden nicht mehr von den Schwärmen der Raubthiere heimgesucht, ihr zittert nicht mehr vor dem Gebrüll der Löwen in der Wüste, da der Cäsar eine unzählbare Menge, in Schlingen gefangen, zu einem einzigen Schauspiel verwendet hat, und die Höhen, die zuvor Lagerplätze wilder Thiere waren, sind nun Viehtriften geworden.

Ebenso befreiten die für die römischen Venationen veranstalteten Jagden die Saatfelder Aegyptens von den Verwüstungen der nächtlich weidenden Hippopotamusse, die in Plinius' Zeit noch oberhalb der Präfectur von Sais häufig waren, im 4. Jahrhundert aber sich schon ganz nach Nubien hinaufgezogen hatten. Wir bedauern es, sagt ein Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, daß die Elephanten aus Libyen, die Löwen aus Thessalien, die Nilpferde aus den Nilsümpfen verschwunden sind. Gegenwärtig sind die letzteren auch in Nubien so gut wie völlig ausgerottet und erst in den Strömen und Wäldern des Ost-Sudan, wie überhaupt im innern Afrika, noch heute eine gewöhnliche Erscheinung.

Wenn jedoch die Ergiebigkeit dieser Jagden auch in Africa bereits im Alterthum abnahm, so blieb der Reichthum der asiatischen Länder an wilden Thieren unerschöpflich, mit denen die Könige und Satrapen von Persien fort und fort ihre Thiergärten (und zuweilen auch die nach dem Muster derselben angelegten der römischen Kaiser des 4. Jahrhunderts) versorgten. Noch in Ammians Zeit schweiften zwischen den Rohrdickichten und Dschungeln Mesopotamiens „unzählige Löwen", und wimmelte Hyrkanien von Tigern und andern wilden Thieren. An der Grenze des römischen Reichs wurde wie für die übrigen asiatischen Waaren, so für die zu den Schauspielen bestimmten Thiere, namentlich „indische (d. h. asiatische) Löwen, Löwinnen, Parder, Leoparden, Panther" ein Eingangszoll erhoben. Symmachus erwähnt den Hafenzoll für Bären von $2\frac{1}{2}$ Procent, von dem aber Festgeber senatorischen Ranges damals befreit waren.

Ein besondres Jagdrecht des Grundeigenthümers kannten die Römer nicht, zum Schutze seiner Interessen genügte das Eigenthumsrecht, kraft dessen er das Betreten seines Bodens verwehren konnte; dagegen gehörte nach Völkerrecht dem Jäger das Thier, das er, gleichviel ob auf eigenem oder fremdem Boden, erjagt hatte. Doch war der Besitz der Elephanten ein ausschließlich kaiserliches Vorrecht; der erste Privatmann, der nach dem Untergange der Republik ein Stück von diesem, „keinem Unterthan zum Eigenthume bestimmten Vieh des Kaisers" besaß, war der spätere Kaiser Aurelian, der ihn von dem Perserkönige zum Geschenk erhalten hatte, und dies galt als Vorbedeutung seiner Herrschaft. Auch die Elephantenjagd konnte daher nur auf Befehl oder mit Erlaubniß des Kaisers stattfinden. Ebenso haben, wenigstens in späterer Zeit, die Kaiser das Recht der Löwenjagd sich allein vorbehalten. Niemand, heißt es in einem Erlasse der Kaiser Honorius und Theodosius vom Jahre 414, der einen Löwen *tödtet*, soll deswegen eine Anklage zu befürchten haben, da das Heil unsrer Unterthanen unserm Vergnügen

nothwendig voranstehen muß und dieses überdies keine Einbuße erleidet, insofern wir wol die Erlaubniß, diese Thiere zu tödten, aber nicht zu jagen und zu verkaufen gegeben haben. Unter den „königlichen Thieren", die Aurelian im Jahre 271 beim Einfall der Marcomannen in Italien dem Senat zu liefern sich erbot, falls die Sibyllinischen Bücher ihre Opferung zur Abwendung der Gefahr verlangen sollten, sind also Elephanten und Löwen zu verstehn. Die für die Erhaltung der kaiserlichen Elephanten bestimmte Kasse verwaltete ein eigener Procurator.

Wie reich die kaiserlichen Zwinger und Thiergärten zu Rom mit den seltensten und kostbarsten Thieren versehen waren, mag folgende Aufzählung der unter dem dritten Gordian zu Rom befindlichen Thiere zeigen: 32 Elephanten, 10 Elenthiere, 10 Tiger, 60 zahme Löwen, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Rhinoceros, 1 Hippopotamus, 10 „Hauptlöwen" (?), 10 Giraffen, 20 wilde Esel, 40 wilde Pferde und „unzählige" andre Thiere, welche der Kaiser Philipp sämmtlich zu den tausendjährigen Säcularspielen im Jahr 248 verwandte. Die Versorgung und Instandhaltung dieser Zwinger erforderte ein großes Verwaltungspersonal und verschlang Jahr aus Jahr ein erhebliche Summen; Caligula fütterte seine Thiere, als Fleisch einmal theuer war, mit Verbrechern, Aurelian verschenkte die in seinem Triumph aufgeführten, um den Fiscus nicht mit den Kosten für ihre Ernährung zu belasten. Außer den kaiserlichen Zwingern, zu denen vielleicht die großen unterirdischen Räume unter der Kirche S. Giovanni e Paolo gehört haben, gab es noch andre in Rom. Im 3. Jahrhundert besaßen die prätorianischen und Stadtcohorten einen solchen, vermuthlich das von Procop erwähnte bei dem prämestinischen Thor (porta maggiore) äußerlich an der Mauer angebaute, unfern des ebenfalls den prätorischen und Stadtcohorten gehörigen Amphitheaters (amphitheatrum castrense) gelegene Vivarium. Auch in den kaiserlichen Gärten in Rom mögen Thiere gehalten worden sein, wie in einem zu Neros goldenem Hause gehörigen Park.

Vermuthlich schenkten die Kaiser nicht selten ihren Freunden und andern bevorzugten Senatoren Thiere zu amphitheatralischen Schauspielen. Symmachus erhielt zu den prätorischen Spielen seines Sohnes auf Stilichos Verwendung von Honorius ein Geschenk von mehreren Leoparden. Uebrigens wurde den römischen Großen die Beschaffung der Thiere oft dadurch sehr erleichtert, daß sie in Asien und Africa Güter besaßen und außerdem die Hülfe der Provinzialstatthalter in der Regel in Anspruch nehmen konnten, wenn auch die Beiträge an Geld und wilden Thieren zu den von den Freunden der Statthalter zu gebenden Schauspielen nicht mehr wie in der Zeit der Republik zu den stehenden Abgaben der Provinzialen gehörten. Wie sehr die höhern römischen Beamten gewöhnt waren, die Beschaffung wilder Thiere als eine geringfügige, von den Statthaltern der betreffenden Provinzen mit Sicherheit zu erwartende Gefälligkeit anzusehn, zeigen die hierüber von M. Cälius als Aedil im Jahre 51 mit Cicero als Proconsul von Cilicien gewechselten Briefe. Da Patiscus an Curio 10 Panther geschickt

habe, schreibt der erstere, werde es für Cicero eine Schande sein, wenn er ihm nicht sehr viel mehr schicke; er habe übrigens nichts zu thun, als die erforderlichen Aufträge zu ertheilen, da für Transport und Fütterung der erwarteten Thiere bereits im Voraus gesorgt sei. Dergleichen Bitten wurden um so weniger abgeschlagen, als man leicht in den Fall kommen konnte, selbst die Gegendienste des Bittenden in Anspruch zu nehmen.

So bestanden denn Tausende von kühnen Jägern Jahr für Jahr in allen Zonen Gefahren aller Art, um die zu den überall begehrten Schauspielen nöthigen Thiere in der erforderlichen Anzahl zu liefern. Damit ein einziges großes Fest mit der Pracht gefeiert werden konnte, an die man in Rom gewöhnt war, richtete der Hindu seine zahmen Elephanten zur Jagd der wilden ab, stellten die Bewohner der Rheinufer Netze um das sumpfige Rohrdickicht, in dem der Eber hauste, jagten die Mauren auf ausdauernden Wüstenpferden den Strauß in immer engeren Kreisen und lauerten in den grauenvollen Einöden des Atlas bei ihren Fanggruben auf den Löwen. Waren diese gefährlichen Jagden von glücklichen Erfolgen gekrönt, dann forderte die Sorge für die Fortschaffung der erbeuteten Thiere eine neue Thätigkeit. Nun klang die Axt, knirschte die Säge des Zimmermanns, rauchte die Esse des Schmiedes, und bald ließen die furchtbaren Gefangenen ihre Wuth an den Gitterstäben ihrer Käfige aus. In seinem Gedicht auf Stilicho besingt Claudian eine von diesem gegebene Thierhetze. Seinem Gönner zu Ehren läßt der Dichter Diana selbst mit ihren Nymphen in allen Wäldern, Wüsten und Gebirgen der Welt jagen, und da freilich reichen die Zimmerleute gar nicht aus, um für alle erforderlichen Käfige auch nur die Balken zu behauen; aus rohen Buchen- und Ulmenstämmen werden sie zusammengefügt und sind von dem daran gebliebenen Laube noch ganz grün.

Der Transport erfolgte großentheils zur See, wo denn die betreffenden Schiffe nicht selten durch widrigen Wind zurückgehalten wurden, bis es zu spät war, oder mit ihren kostbaren Ladungen Schiffbruch litten; bei den Werften im Marsfelde waren in der letzten Zeit der Republik Käfige, wo man die ausgeschifften wilden Thiere vorläufig aufbewahrte. Aber auch zu Lande kamen lange Züge schwerfälliger, mit Käfigen beladener Wagen von Stieren gezogen. Bei den ungeheuern Entfernungen, welche diese Züge zum großen Theil zurückzulegen hatten, waren sie oft Monate lang unterwegs, wobei es denn leicht geschehen konnte, daß die Thiere massenhaft umkamen, oder in unbrauchbarem Zustande an ihren Bestimmungsort gelangten. Aus einem Erlasse der Kaiser Honorius und Theodosius vom Jahr 417 geht hervor, daß die Transporte kaiserlicher Thiere von den Städten, die sie durchzogen, während ihres Aufenthaltes verpflegt werden mußten, was vermuthlich auch früher der Fall gewesen war. Welche Mißbräuche diese Bestimmung zur Folge hatte, zeigt der erwähnte Erlaß, nach welchem ein solcher Zug in der Hauptstadt der damaligen Euphratprovinz Hierapolis sich statt 7—8 Tage 3—4 Monate aufgehalten und die Führer gegen alles Herkommen überdies noch Käfige verlangt hatten: weshalb die Kaiser

verordnen, daß fortan kein Zug länger als sieben Tage in einer Stadt bleiben solle.

Bei den Schauspielen des Amphitheaters wurden die Thiere, wie gesagt, nicht blos gehetzt und zum Kampf gegen einander und gegen Menschen losgelassen, sondern auch, namentlich seltenere und unschädliche, nur zur Schau gestellt. Dabei pflegte man sie wie bei Opfern und Processionen nach damaligem Geschmack zu putzen. Bei der Feier der Decennalien im Jahr 263 gingen dem großen Zuge, in dem sich Gallienus auf das Capitol begab, unter andern 200 gezähmte, auf jede Art geschmückte wilde Thiere und 200 weiße Opferstiere mit vergoldeten Hörnern voraus, die mit breiten, bunten, seidenen Schärpen behängt waren; Abbildungen nicht blos von Opfern, sondern auch von Thierkämpfen zeigen die Thiere öfter auf die letztere Weise geschmückt. Auch mit Platten von Goldblech wurden sie behängt. Seneca zieht den ungeschmückten Löwen, dessen Schönheit in seiner Furchtbarkeit liegt, dem vor, dessen Mähne vergoldet ist und der von Goldblech schimmert. Lucilius und Juvenal erwähnen weißangestrichene Stiere, die aufs Capitol geführt werden; Plinius Schafe, deren Vließe mit Purpur und Scharlach gefärbt waren. Bei dem sechsten der zwölf Schauspiele, welche der erste Gordian zu Rom als Aedil gab, sah man unter andern 300 mit Zinnober gefärbte Strauße, die wie alle übrigen Thiere dem Volk überlassen wurden.

Die Zahlen der im Amphitheater gezeigten gezähmten und abgerichteten Thiere war ebenso groß als die Leistungen der Thierbändiger erstaunlich. Plutarch sagt in einer in der Zeit Vespasians abgefaßten Schrift, die kaiserlichen Schauspiele Roms böten Beispiele in Hülle und Fülle für die Klugheit und Gelehrigkeit der Thiere. Schon unter August wurde die Kunst der Thierbändigung (auf die man sich besonders in Alexandria verstand) so vielfach geübt, daß Manilius sie unter den Berufsarten nennt, zu denen die unter gewissen Constellationen gebornen Menschen besonders geschickt sind. Seit Julius Cäsar sich hatte von Elephanten, die Fackeln trugen, nach Hause leuchten lassen, und Marc Anton mit der Tänzerin Cytheris auf einem löwenbespannten Wagen gefahren war, wurden Löwen, Panther, Bären, Eber, Wölfe, gezähmt oder ungezähmt, in den Palästen der Kaiser und der Vornehmen offenbar sehr häufig gehalten. Abgerichtete Affen, die Stücke aufführten, auf Wagen fuhren, auf Hunden ritten u. s. w. mögen nur zur Unterhaltung des Gassenpublicums gedient haben. Die antiken Thierbändiger scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Thiere gerade zu dem abzurichten, was ihrer Natur am meisten zuwider war. Wilde Stiere (Wisente) ließen Knaben auf sich tanzen, standen auf den Hinterfüßen, zeigten zugleich mit Pferden ihre Kunststücke im Wasser und blieben auf schnellfahrenden Zweigespannen „als Wagenlenker" unbeweglich. Hirsche lernten dem Zügel gehorchen, Parder im Joch gehn. Kraniche beschrieben im Laufen Kreise und bekämpften sich gegenseitig. Friedliche Antilopen rannten mit den Hörnern an einander, bis eine oder beide todt auf dem Platze blieben. Seehunde wurden abgerichtet das Volk mit Blick und

Stimme zu begrüßen, und wenn man sie bei Namen rief, mit einem mißtönenden Gebell zu antworten. Löwen wurden bis zum äußersten Grade hündischen Gehorsams gebracht; in Domitians Schauspielen sah man sie in der Arena Hasen fangen, unversehrt in den Zähnen halten, loslassen und wieder fangen. Elephanten ließen sich auf den Wink ihrer schwarzen Lehrmeister auf die Kniee nieder, führten Tänze auf, zu denen einer von ihnen die Cymbeln schlug, lagen zu Tisch, trugen je vier einen fünften wie eine Wöchnerin in einer Sänfte, gingen auf dem Seil und schrieben griechisch und lateinisch. Plinius versichert, daß, als mehrere zusammen abgerichtet wurden, einer, der einen „langsamen Geist" zum Lernen hatte und deshalb häufig mit Schlägen bedroht wurde, bei Nacht belauscht worden sei, wie er sich selbst das Gelernte einübte. Die Römer hatten eine Art von Zärtlichkeit für die Elephanten, in deren Sanftheit und Gelehrigkeit sie etwas Menschliches fanden. Bei den Schauspielen des Pompejus, wo eine größere Anzahl von Elephanten umgebracht wurde, erregten sie das Mitleid des Volkes in so hohem Grade, daß der beabsichtigte Eindruck sich fast in sein Gegentheil verkehrte.

Mit den Productionen gezähmter Thiere wechselten die Kämpfe der auf einander gehetzten wilden, wie des Rhinoceros mit dem Elephanten, dem Bären, dem Stier, des Elephanten mit dem Stier u. s. w. Die natürliche Wildheit der Thiere ward durch scharfe Reizmittel gesteigert. Man trieb sie mit Peitschengeknall an, verwundete sie mit Stacheln und Bränden, warf ihnen mit Lappen behängte Strohpuppen vor, die sie wüthend in die Luft schleuderten, fesselte sie je zwei an langen Seilen zusammen, und das Volk jauchzte vor Entzücken, wenn sie rasend gemacht einander zerfleischten. Aehnliche, zum Theil noch grausamere Schauspiele haben auch in neuern Zeiten zuweilen das leidenschaftliche Interesse der Massen erregt: wie diejenigen, deren Schauplatz bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts das „Hetzhaus" zu Wien war, und noch im Jahre 1850 im Circus von Madrid der Kampf des Stiers Sennorito mit einem Tiger, wobei der erstere Sieger blieb.

Sodann traten im römischen Amphitheater gewiegte und gut bewaffnete Jäger auf, die mit Hunden von guter Race einzeln oder in Menge den wilden Bestien Stand zu halten vermochten. Die Hunde verschrieb man aus der weitesten Ferne; schon in Strabos Zeit wurden britannische, die zur Jagd vorzüglich geeignet waren, ausgeführt; die Gallier bedienten sich ihrer neben den einheimischen auch im Kriege. Symmachus hatte zu den quästorischen Schauspielen seines Sohnes von Flavianus sieben schottische Hunde erhalten, die in Rom die allgemeinste Bewunderung erregten, so daß es hieß, sie seien in eisernen Käfigen gekommen. Die Hunde wurden zu den Thierhetzen eigens dressiert: von der Jagdhündin Lydia eines Dexter sagt Martial, sie sei bei den Meistern des Amphitheaters erzogen worden. Durch den Kampf mit ihnen ermüdet erlagen den Bogen, Jagdspießen und Lanzen (auf deren Führung vor allen Mauren und Parther sich verstanden) selbst Löwe und Panther, Bär und Auerochs. Man sah auch in der Arena Bären zuweilen durch einen geschickt auf den Kopf geführten Faustschlag tödten,

Löwen durch einen über den Kopf geworfenen Mantel blenden und dann ohne Schwierigkeit überwinden. Der von Martial besungene Jäger Carpophorus hatte bei einer Thierhetze 20 wilde Thiere erlegt: hätte er in der Vorzeit gelebt, meint der Dichter, so würde er allein die Erde mit leichterer Mühe von allen Ungeheuern befreit haben als Hercules und die übrigen Helden zusammen. Auch die in Griechenland, besonders in Thessalien, einheimischen (in der Kaiserzeit namentlich in Eleusis und Ephesus beliebten, außerdem zu Athen, Pergamus, Milet, Smyrna und auf Lesbos nachweisbaren) Stiergefechte wurden, seit sie Cäsar in Rom zuerst veranstaltet hatte, später öfter wiederholt: den wilden, durch Vorhalten rother Tücher noch gereizten Thieren standen Kämpfer zu Fuß und berittene gegenüber; von den letztern wurden sie nach thessalischer Sitte bis zur Ermattung gehetzt und dann an den Hörnern zu Boden gerissen. Claudius ließ eine Abtheilung der berittenen prätorianischen Leibwache unter Anführung ihrer Officiere gegen africanische Panther, Nero dieselben Reiter gegen 400 Bären und 300 Löwen fechten.

Aber zu den Schauspielen des Amphitheaters gehörten auch die Vollstreckungen jener entsetzlichen Todesurtheile, durch welche Menschen theils an Pfähle gebunden und völlig wehrlos, theils zur Verlängerung ihrer Qual mit Waffen versehn den wilden Bestien überliefert wurden, die zuweilen überdies zum Menschenfressen abgerichtet waren. Welch ein Anblick, wenn diese Elenden mit zerrissenen Gliedern, von Blut bedeckt, nicht um Gnade, sondern um Aufschub ihres Martertodes bis zum nächsten Tage flehten! Wenn ihre ungeheuern Wunden so weit auseinander klafften, daß sie wißbegierigen Aerzten die willkommene (von Celsus wie von Galenus erwähnte) Gelegenheit boten, die innern Theile des Körpers sehn zu können! Und wenn nun vollends dieser gräßlichen Wirklichkeit der Schein einer Theaterscene gegeben wurde! Vielleicht meinte man dies unmenschliche Schauspiel so minder entsetzlich zu machen: für unser Gefühl ist es doppelt empörend, daß Machinist und Decorateur aufgeboten wurden, um die Agonieen von Delinquenten zu verlängern und mit dem Prunk der Bühne zu umgeben.

Schon Strabo erwähnt ein Beispiel einer in solcher Weise zum Schauspiel benutzten Hinrichtung. Ein Räuber, Selurus, Sohn des Aetna genannt, weil er dort sein Wesen getrieben, war zum Tode durch die wilden Thiere verdammt: auf dem Forum war ein Gerüst errichtet, auf dem der Verurtheilte stand, das Gerüst fiel auseinander und er stürzte in die Käfige der Bestien hinab, die ihn zerrissen. Im Flavischen Amphitheater war für eine völlig theatralische Ausstattung der Schauspiele durch Decoration und Maschinenwesen in der großartigsten Weise gesorgt. Den ganzen für die dortigen, wie überhaupt für die kaiserlichen Schauspiele erforderlichen Bühnenapparat enthielt ein, wie es scheint, unmittelbar neben dem Colosseum gelegenes, wahrscheinlich von Domitian erbautes Gebäude, das summum choragium; die Verwaltung dieses Apparates leitete ein (vielleicht ebenfalls von Domitian eingesetzter) Procurator, der, wenn auch ein Freigelassener, doch im Range den Procuratoren der kleinern Provinzen nicht nachstand. Wie in den Amphitheatern zu

Puteoli und Capua (die beide vermuthlich oft zu kaiserlichen Schauspielen benutzt wurden), ruhte auch im Colosseum der Boden der Arena auf kolossalen Substructionen, welche 21 Fuß tief unter den jetzigen Boden hinabreichen. In die so gebildeten unterirdischen Räume konnten Menschen, Thiere und Maschinen durch Eingänge außerhalb des Gebäudes von den Zuschauern ungesehn gelangen; beim Amphitheater von Capua, das dem Flavischen an Größe ungefähr gleichkommt, war hier angeblich für tausend Menschen Platz. Der Architekt Apollodorus schlug dem Kaiser Hadrian vor, die Substructionen des von ihm erbauten Tempels der Venus und Roma mit denen des Amphitheaters zu verbinden, um mehr Raum für den scenischen Apparat der Schauspiele zu gewinnen. Durch diese Unterbauten war es möglich, die ganze Scenerie mit allen handelnden Personen und dazu gehörigen Thieren aus der Tiefe aufsteigen und wieder verschwinden zu lassen, und überhaupt die überraschendsten Verwandlungen auszuführen. Die römischen Maschinisten hatten ihre Kunst bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht; es war ihnen ein Leichtes, ihre Gerüste und Coulissen geräuschlos in die Höhe wachsen und hinabsinken, sich von einander lösen und zusammenschließen zu lassen. Bei den Schauspielen Severs im Jahre 202 war die Arena in die Gestalt eines Schiffes umgeformt, das plötzlich aus einander fiel und ein Gewimmel der mannigfaltigsten Thiere entlud. Bären, Löwen, Panther, Strauße, Auerochsen rannten und drängten sich durcheinander; 700 Thiere wurden so während des 7tägigen Festes gezeigt und erlegt. Bei dem Schauspiel Neros, das der Dichter Calpurnius beschreibt, klaffte der Boden wiederholt auseinander, und aus den unterirdischen Schlünden stieg ein Zauberwald von goldschimmernden Gebüschen mit duftenden Springbrunnen auf, den zugleich aus der Tiefe emporgestiegene Ungeheuer fremder Zonen erfüllten.

Auch eigentlich theatralische, besonders pantomimische Vorstellungen fanden in der Arena statt, nur daß die Schauspieler verurtheilte Verbrecher waren, die eigens dazu unterrichtet und eingeübt wurden, und daß sie Tod und Martern nicht fingierten, sondern wirklich erlitten. In kostbaren golddurchwirkten Tuniken und Purpurmänteln, mit goldnen Kränzen geschmückt, traten sie auf; doch wie aus den todbringenden Gewändern der Medea, fuhren plötzlich Flammen aus diesen prächtigen Kleidern, in denen die Elenden grauenvoll umkamen. In solchen, aus leicht entzündlichen Stoffen gewebten und damit bestrichenen Anzügen, die der grausame Volkswitz die „unbequeme Tunica" (tunica molesta) nannte, wurden im Jahre 64 die der Urheberschaft des Brandes von Rom beschuldigten Christen in den Gärten Neros dem Feuertode übergeben, oder auch mit Harz und Pech überzogen bei Nacht gleich Fackeln angezündet, andre in Thierfelle gehüllt von Hunden zerrissen. Tertullian versichert, daß sich Menschen sogar anwerben ließen, eine gewisse Strecke in einer brennenden Tunica zurückzulegen. Es gab wol kaum eine aus der Geschichte und Litteratur bekannte Folter oder furchtbare Todesart, mit deren Aufführung das Volk nicht im Amphitheater unterhalten worden wäre. Wir haben, sagt Tertullian, dort die Entmannung des

Atys gesehn, und Einer, der lebendig verbrannt wurde, erschien in der Tracht des Hercules (dessen Flammentod auf dem Oeta dargestellt wurde); auch ein griechisches Epigramm erwähnt die zu diesem Schauspiele benutzte Verbrennung eines Diebes. Martial sah einen Verbrecher als Mucius Scävola die Hand über das Kohlenbecken halten, bis sie verzehrt war, den Räuber Laureolus, den Helden einer bekannten Posse, wie er, am Kreuz hängend, von Bestien zerrissen wurde. Er schildert, wie die Glieder tropfenweise herabfielen und der Körper kein Körper mehr war; wie zu seiner Beruhigung fügt er hinzu, der so Gemartete sei gewiß ein Vatermörder, Tempelräuber oder Mordbrenner. Ein andrer Verdammter stieg bei demselben Schauspiel als Orpheus aus der Versenkung auf, wie wenn er aus der Unterwelt zurückkehre. Die Natur schien von seinem Spiele bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, zahlreiche Thiere umgaben ihn; als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, ward er von einem Bären zerrissen.

Mit diesen gräßlichen mythologischen Scenen wechselten aber auch heitere selbst schlüpfrige, wie Darstellungen der Europa mit dem Stier oder der Pasiphae mit dem Stier. Knaben, vermuthlich als Liebesgötter, schwebten bis zu dem Zeltdach empor, das über dem Zuschauerraum ausgespannt war. Dabei kamen wunderliche Aenderungen in der Aufführung bekannter Mythen vor, wie z. B. ein von einem Bären zerrissener Dädalus, ein von einem Stier gen Himmel getragener Hercules erwähnt wird. Dann wieder verwandelte sich die Arena plötzlich in eine Wasserfläche, Leander schwamm zu Hero, bunte Züge von Nereiden bildeten wechselnde Gruppen, und über den Häuptern der Dioskuren leuchteten Sterne.

c. Die Naumachieen.

Auf der unter Wasser gesetzten Arena des Amphitheaters wurden auch Schiffskämpfe veranstaltet. Schon die Arena des von Nero auf dem Marsfelde erbauten Amphitheaters wurde bei einem Schauspiel im Jahr 57 oder 58 überschwemmt, Fische und große Seethiere schwammen im Wasser umher, dann wurde eine Seeschlacht zwischen Athenern und Persern aufgeführt, zuletzt das Wasser abgelassen und auf der trocken gelegten Arena Gladiatorenkämpfe und eine Landschlacht gegeben. Ebenso folgte bei einem Fest im Jahre 64 ein Kampf zu Lande auf eine Seeschlacht in derselben Arena, die zuletzt abermals überschwemmt wurde, um auf dem Wasser ein üppiges Gelage zu feiern. Die großen Wasserbehälter und Leitungen, durch welche die Arena des Flavischen Amphitheaters in einen See verwandelt werden konnte, waren bereits im Jahr 80 fertig, da Titus hier bei der Einweihungsfeier außer den andern Wasserschauspielen auch einen Schiffskampf zwischen Corcyräern und Korinthern veranstaltete. Auch Domition gab eine Seeschlacht im Amphitheater.

Den ersten Schiffskampf in größerm Maßstabe veranstaltete Julius Cäsar bei seinen Triumphalspielen im Jahr 708 = 46. Er ließ auf dem Marsfelde einen See graben, auf dem eine tyrische und eine

ägyptische Flotte, jede aus Zwei-, Drei- und Vierruderern bestehend und mit 1000 Seesoldaten und 2000 Ruderern bemannt, gegen einander kämpften. Der See wurde im Jahr 711 wieder zugeschüttet, da man glaubte, daß seine Ausdünstungen zur Erzeugung einer damals herrschenden Epidemie beigetragen hätten. Die zweite große Naumachie gab Augusts im Jahr 752 = 2 bei der Einweihung des Tempels des Mars Ultor, in einem auf dem jenseitigen Tiberufer, vermuthlich in Cäsars Gärten gegrabenen See, der (nach seiner eigenen Angabe) 1800 Fuß Länge und 1200 Breite hatte; 30 geschnäbelte Zwei- und Dreiruderer und noch mehr kleinere Schiffe, wahrscheinlich mit 6000 Soldaten (ohne die Ruderer) bemannt, führten hier eine Seeschlacht zwischen Athenern und Persern auf.

Diese beiden, sowie alle späteren Naumachieen wurden weit durch den kolossalen Schiffskampf überboten, mit dem Kaiser Claudius im Jahr 52 die Vollendung der mehrjährigen Arbeiten zur Führung eines Emissars aus dem Fucinersee (Lago di Celano) durch das Gebirge in den Liris (Garigliano) feierte. Eine sicilische und eine rhodische Flotte von Drei- und Vierruderern, im Ganzen mit 19 000 Bewaffneten bemannt, standen einander gegenüber. Ein silberner Triton tauchte aus dem Wasser auf und gab mit der Trompete das Zeichen zum Anfang. Der See, so berichtet Tacitus, war mit Flößen eingefaßt, damit nicht hier oder dort einer entkäme. Doch war Raum genug für die volle Thätigkeit der Ruderer, für Kunst und Gewandtheit im Gebrauche des Steuers, für die Angriffe der Fahrzeuge und das ordentliche Seegefecht. Auf den Flößen standen Abtheilungen der prätorischen Cohorten zu Fuß und zu Roß; Brustwehren waren angebracht, von denen die Wasserfläche mit Wurfgeschützen bestrichen werden konnte. Den übrigen Theil des Sees besetzten Flottensoldaten in gedeckten Schiffen. Die Ufer, Hügel und Bergabhänge erfüllte, wie in einem Theater, eine unzählige Menschenmenge, die aus den nächsten Landstädten oder auch aus Rom Schaulust oder Rücksicht auf den Kaiser herbeigelockt hatte. Er selbst in prächtigem Feldherrnmantel und in seiner Nähe Agrippina, in einem ganz aus Gold gewebten Oberkleide, führten den Vorsitz. Gekämpft wurde, obgleich unter Missethätern, mit dem Muthe tapferer Männer, und nach vielen Wunden wurden sie dem Tode entzogen. Als aber nach beendetem Schauspiel der Abfluß des Wassers erfolgen sollte, zeigte sich, daß die Arbeiten ungenügend ausgeführt waren und die Canäle noch vertieft werden mußten. Nach Vollendung dieser neuen Arbeit wurde die Menge abermals (im Jahr 52) durch ein Gladiatorenspiel versammelt, wobei zum Fußgefecht Brücken über das Wasser geschlagen worden waren. Ein an der Stelle des Abflusses veranstaltetes Gastmahl unterbrach der zu heftige Strom, der einen Theil der Holzbauten fortriß und alles mit Schrecken erfüllte.

Die Naumachie Augusts benutzte Nero zu einem Gastmahl und Titus bei seinen hunderttägigen Festen im Jahre 80 zu glänzenden Schauspielen. Am ersten Tage fand auf der mit Balken gedeckten Wasserfläche ein Gladiatorengefecht und eine Thierhetze statt, am zweiten ein

Wagenrennen, am dritten wurde ein Seegefecht zwischen Athenern und Syrakusanern aufgeführt, wobei die Erstern siegten, zum Schluß eine kleine Insel erstiegen und eine dort erbaute Befestigung erstürmten. Nach diesem Fest, meinte ein Hofdichter, würden alle frühern, selbst das auf dem Fucinersee, vergessen sein. Domitian, um Titus in jeder Hinsicht zu überbieten, gab nicht nur wie er einen Schiffskampf in der Arena des Amphitheaters, sondern ließ auch einen neuen großen See graben und darauf eine Seeschlacht von so vielen Schiffen ausführen, daß ihre Zahl beinahe der wirklicher und regelmäßiger Flotten gleichkam. Obwol sich während des Schiffskampfs ein Wolkenbruch entlud, durfte das Schauspiel weder unterbrochen werden, noch die Zuschauer sich entfernen oder nur die Kleider wechseln, was vielen Krankheit und Tod brachte. Endlich scheint auch Kaiser Philipp der Araber bei den Festen, mit denen er die 1000jährige Dauer der Stadt Rom feierte, eine Naumachie veranstaltet zu haben, wozu aber wol nur einer der beiden von August und Domitian gegrabenen Seeen erneuert wurde. Die Stadtbeschreibung zählt, vielleicht irrthümlich, 5 Naumachien. Im Mittelalter hieß die Gegend zwischen St. Peter und der Engelsburg Regio Naumachiae, wodurch die Lage einer oder mehrerer Naumachieen annähernd bestimmt wird.

Schlußbetrachtung.

Nichts zeigt so sehr den ungeheuren Unterschied zwischen der Denk- und Empfindungsweise des römischen Alterthums und des heutigen Europa, als die Beurtheilung, welche die Schauspiele des Amphitheaters damals und jetzt bei Gebildeten fanden. In der ganzen römischen Litteratur begegnen wir kaum einer Aeußerung des Abscheus, den die heutige Welt gegen diese unmenschlichen Lustbarkeiten empfindet. In der Regel werden die Fechterspiele mit der größten Gleichgiltigkeit erwähnt. Die Kinder spielten Gladiatoren, wie jetzt in Andalusien Stier und Matador, oder ehemals in Rom Räuber und Sbirren. Die erwachsene Jugend widmete ihnen ein leidenschaftliches Interesse, Bemerkungen über die Helden der Arena waren Lückenbüßer auch in der Unterhaltung der Gebildetsten, und zahlreiche sprichwörtliche Redensarten zeigen, wie nahe der Gedanke an die Scenen, die sich dort abspielten, für Jedermann lag. Es sei Thorheit, sagt Horaz, sich bei einem Streit, ob Castor ein besserer Fechter sei als Dolichus, zu ereifern; ein andres Mal sagt er, Mäcenas, für dessen Vertrauten er gelte, würdige ihn zuweilen der Mittheilung, daß es am Morgen für zu leicht Gekleidete schon zu kalt sei, oder der Frage nach der Zeit, oder ob der Thraker Gallina („Hühnchen") dem Syrus gewachsen sei. Epictet zählt zu den trivialen Gesprächsgegenständen, die man zu vermeiden habe, auch Gladiatorenkämpfe. Noch mehr, Ovid fand nichts Arges darin, das Schauspiel, in dem man sich am Anblick des Mordes ergötzte, zur Förderung von Liebesverhältnissen besonders zu empfehlen. Wer, sagt er, im Gespräch mit seiner Nachbarin ihre Hand berührt, sich das Programm erbittet, über den Ausgang des Kampfes wettet, der hat oft selbst die Wunde gefühlt.

Wo diese Schauspiele gemißbilligt werden, geschieht es nicht immer aus denselben Gründen, aus denen wir sie verdammen, ja sie werden auch in Schutz genommen oder gepriesen. Daß dies letztere von Dichtern geschah, die alles besangen, was von höchster Stelle ausging, kann freilich nicht Wunder nehmen. Statius und Martial, die ihr Talent zu begeisterten Lobeserhebungen der Regierung Domitians mißbrauchten, haben es an Gedichten auf seine Schauspiele nicht fehlen lassen. Martial fand, daß die Leistungen der Thierkämpfer die Thaten des Hercules übertrafen. Statius verglich die Weiber, die in der Arena als Klopffechterinnen auftraten, mit Amazonen, und unglückliche Zwerge einander zerfleischen zu sehn, war ihm ein guter Spaß, über den Vater Mars und die blutige Göttin der Tapferkeit lachte. Aber auch einseitige und bornierte Vertheidiger des Römerthums nahmen diese Spiele, zum Theil vielleicht in einer Art von Trotz gegen die griechische Cultur, in Schutz: auch Cicero, dem im Grunde die rohe Metzelei zuwider war, stellt sich gelegentlich auf ihre Seite. „Die Fechterspiele", sagt er, „erscheinen Einigen unmenschlich und grausam, und mögen es auch sein, wie sie jetzt sind. Als aber noch Verbrecher mit der scharfen Waffe auf Tod und Leben fochten, da konnte es für das Ohr vielleicht manche stärkere Lehre gegen Schmerz und Tod geben, für das Auge keine." Der jüngere Plinius lobt einen Freund, der zum Andenken seiner verstorbenen Frau zu Verona ein glänzendes Fechterspiel mit vielen Panthern veranstalten wollte, und preist Trajan, daß er auch dieses Schauspiel dem Volke gewährt habe: „nicht ein kraftloses, weichliches, das die Seelen von Männern zu entnerven und zu schwächen, sondern das sie zu rühmlichen Wunden und Todesverachtung zu entzünden geeignet war, da selbst in den Leibern von Sklaven und Verbrechern Liebe zum Ruhm und Begierde nach Sieg sich zeigte." Mit Recht nennt der englische Geschichtsschreiber des sinkenden Reichs dies ein eitles und grausames Vorurtheil, so edel widerlegt durch die Tapferkeit des alten Griechenland und des neuern Europa.

Fast noch schlimmer als diese Vertheidigungen ist die Art, wie sich Cicero gegen die Venationen ausspricht: „Was kann es für einen gebildeten Mann für ein Vergnügen sein, wenn ein schwacher Mensch von einem ungeheuer starken Thiere zerfleischt, oder ein herrliches Thier von einem Jagdspieß durchbohrt wird?" Aus einer Satire Varros werden allerdings die Worte angeführt: „Seid ihr nicht Barbaren, daß ihr Verbrecher wilden Thieren vorwerft?" aber ob er damit seine eigene Ansicht aussprach, muß bei dieser aus dem Zusammenhang gerissenen Frage dahingestellt bleiben. Marc Aurel, der so viel als möglich dem Blutvergießen Einhalt that, sagt in seinen Selbstbetrachtungen vom Amphitheater nur, daß man dort immer Dasselbe sehe und des einförmigen Anblickes überdrüssig werde. Tacitus bemerkt an der Stelle, wo er die grausame Lust rügt, mit der sich Tiberius' Sohn, Drusus, an dem Morden weidete, er habe „wenn auch über feiles Blut" zu große Freude gezeigt. Noch von einem der letzten Vertreter des Römerthums, von Symmachus, haben wir eine für die römische Auffassung des Gegenstandes höchst

charakteristische Aeußerung. Ueber jenen Selbstmord der kriegsgefangenen Sachsen in der Gladiatorenschule sagt er: „Man sieht, daß auch eine besondre Bewachung die ruchlosen Hände dieses verzweifelten Volkes nicht zurückgehalten haben würde.“ Er erklärt die Selbstmörder für noch nichtswürdiger als Spartacus und seine Genossen, und beschließt den Unfall mit derselben philosophischen Resignation zu tragen, mit der sich Sokrates über die Vereitelung seiner Wünsche zu trösten pflegte.

Der einzige unter den uns erhaltenen römischen Schriftstellern, der sich in der Auffassung auch dieses Gegenstandes zum allgemein menschlichen Standpunkte erhoben hat, ist der Philosoph Seneca, und auch er vielleicht erst in seinen letzten Jahren; wenigstens nennt er in einer im reifen Mannesalter geschriebenen Schrift die Gladiatorenspiele unter den leichten Zerstreuungen, mit denen man vergebens den Kummer zu bannen sucht. Dagegen hat er sich in seinen spätesten Schriften wiederholt mit Unwillen darüber geäußert, daß ein Mensch, eine heilige Sache für den Menschen, zum Zeitvertreib getödtet werde, und einmal auch der Empörung über ein Schauspiel von freilich ungewöhnlicher Unmenschlichkeit einen lebhaften Ausdruck gegeben, an dessen Aufrichtigkeit trotz der rhetorischen Färbung nicht zu zweifeln ist. Er erzählt, daß er zufällig um die Mittagszeit ins Amphitheater gerathen sei. Aber gerade dann, wenn der größte Theil der Zuschauer sich entfernt hatte, mußten zur Unterhaltung der Zurückbleibenden Verbrecher, die ungeübt und ohne Schutzwaffen waren, sich umbringen, weil ihre Gefechte für das ganze Publicum zu wenig Interesse gehabt hätten. Hiermit verglichen, sagt Seneca, sind alle bisherigen Kämpfe Erbarmen. Jetzt werden alle Spielereien weggelassen, es ist reiner Mord. Sie haben nichts, sich zu schützen; den Wunden mit ganzem Leibe preisgegeben, führen sie Hieb und Stoß niemals vergebens. Dies ziehen die Meisten regelmäßigen und auf Verlangen gegebenen Zweikämpfen vor. Und warum auch nicht? Hier wird nicht mit Helm und Schild das Eisen abgewehrt. Wozu diese Schutzwaffen? Wozu die Fechterkünste? Alles das sind ja nur Mittel den Tod hinzuhalten. Am Morgen werden die Menschen Löwen und Bären, am Mittag ihren Zuschauern vorgeworfen. — Mit Hieben werden sie in die Wunden gejagt und empfangen ihre wechselseitigen Stöße mit bloßgegebener und nackter Brust. Das ist die Pause im Schauspiel. „Man schlachte unterdeß Menschen, damit sie nicht ungenutzt verfließe.“

Wenn der Ausdruck einer für uns so natürlichen Empfindung in der römischen Litteratur so vereinzelt steht, so darf man wol behaupten, daß diese Schauspiele auch den Besten und Gebildetsten unendlich unschuldiger erschienen, als sie waren. Die Ursachen, welche zwischen der sittlichen Auffassung der damaligen und der heutigen Welt einen so unermeßlichen Abstand hervorbrachten, sind hauptsächlich drei: die Scheidung der Menschheit in eine berechtigte und eine unberechtigte Hälfte, die Macht der Gewohnheit und die blendende und berauschende Großartigkeit und Pracht in der Ausstattung der Schauspiele. Dem römischen Alterthume war bis zu einer späten Zeit der Begriff der Menschen-

rechte fremd, und deshalb auch die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Menschenlebens an sich, die zarte Fürsorge für seine Erhaltung. Die geringe Entwicklung des Völkerrechts, vor allem aber das Institut der Sklaverei befestigte zwischen der berechtigten und der unberechtigten Menschheit eine weite und unübersteigliche Kluft, nährte bei jener die Gewohnheit, die Existenz dieser mit einem besondern Maßstabe zu messen und gering zu achten, ihre Leiden und ihren Untergang ohne Theilnahme anzusehn. Die Kämpfer der Arena waren Landesfeinde, Barbaren, Verbrecher, Sklaven oder verlorene Menschen; ihre Existenz war für die Gesellschaft entweder gleichgiltig oder schädlich. In einer rauhen und kriegerischen Zeit hatte Rom das etruskische Schauspiel bei sich eingeführt; Anfangs selten gesehn, war es langsam häufiger und erst nach Jahrhunderten gewöhnlich geworden. Allmählich übte die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, tiefer und tiefer wurzelnde Gewohnheit ihre unwiderstehliche Gewalt. Keine Macht ist so ungeheuer als diese, sie ist die einzige, welche den ursprünglichen Widerwillen am Gräßlichen in Behagen zu verwandeln vermag, und Niemand ist im Stande, sich dem Einfluß des Geistes zu entziehn, der sein Zeitalter durchdringt. Uebrigens sind ja martervolle Hinrichtungen zu allen Zeiten viel begehrte Schauspiele gewesen. Hier sei nur erwähnt, daß bei einer Hexenverbrennung in Palermo 1787 (nach Tischbein) die vornehmsten Zuschauerinnen mit Sorbet und Eis bedient wurden.

Endlich darf man nicht vergessen, daß das Amphitheater auch abgesehn von den Kämpfen der Arena eine große Anziehungskraft zu üben vermochte; denn hier und hier allein bot sich ein Schauspiel, so überwältigend groß, wie es die Welt nie, weder vorher noch nachher, gesehn hat. Wenn es in der Kaiserzeit noch etwas gab, das den Traum von der vergangenen römischen Größe heraufrufen konnte, so war es der Anblick des im Amphitheater der Flavier versammelten Volks. Mit Recht wurde dieser Bau von den Zeitgenossen den Wundern der Welt beigezählt. Auf achtzig mächtigen Bogen gegründet, erhob er sich mit vier Stockwerken bis zur Höhe von 150 Fuß und vermochte 40 bis 50 000 Zuschauer zu fassen. Die innerste und unterste Reihe unmittelbar über der Arena war der Sitz der Senatoren. Hier saßen die Stammhalter der alten fürstlichen Geschlechter, die Würdenträger der Monarchie in ihrer Amtstracht, die Priestercollegien im Ornat, die Vestalinnen; in der Mitte dieses glänzenden Kreises, auf offenem Sitz oder in einer prachtvollen Loge, der Kaiser mit seinem Hause und Gefolge. Hier zog auch wol ein orientalischer Fürst in hoher Mütze und weiten, bunten, juwelenbedeckten Gewändern die Blicke auf sich, oder ein deutscher Häuptling in knapp anschließender Tracht erregte durch seine Riesengestalt die Bewunderung und durch sein blondes Haar den Neid der Römerinnen. Denn hier war der Platz der fremden Könige und Gesandten, und auch vornehme Gefangene versäumte man nicht bei solchen Gelegenheiten dem Volk zu zeigen. Die Tausende und aber Tausende der übrigen Stände bedeckten die marmornen Sitze, die sich über dieser ersten Reihe in immer weitern Kreise erhoben. Unter sie mischten sich

die Formen, Farben und Trachten aller Racen und Nationen. Alle römischen Bürger waren mit Rücksicht auf die kaiserliche Gegenwart und zu Ehren des Festes in die weiße Toga gekleidet und bekränzt. Die Plätze der Frauen befanden sich in den höhern Reihen des Amphitheaters; nur die Vestalinnen und die Frauen der kaiserlichen Familie hatten das Vorrecht, die blutigen Scenen der Arena aus unmittelbarster Nähe anzusehn. Auf den höchsten Plätzen drängte sich die Menge Derer, die ihr niederer Stand und zerlumpter, schmutziger Anzug von den untern Sitzen ausschloß.

Dem Auge, das über den weiten Raum hinschweifte, erschienen diese ungeheuren Massen in einer ebenso einfachen als imposanten Anordnung. Alle architektonischen Linien waren durch reiche und kunstvolle Verzierung gehoben, und das gewaltige Bild in den würdigsten Rahmen gefaßt. Ueber den ganzen Zuschauerraum konnte zum Schutz gegen die Sonne ein ungeheures Zeltdach gespannt werden, dessen bunte Felder dann einen farbigen Schimmer über das Innere des Gebäudes gossen; bei einem Schauspiel Neros stellte es den gestirnten Himmel vor. Aus der Arena warfen Springbrunnen Strahlen wohlriechender Wasser bis zu erstaunlicher Höhe und kühlten die Luft, die sie zugleich mit Düften füllten. Eine rauschende Musik übertönte den Lärm des Gefechts.

Alles vereinigte sich also die Sinne mit einer Trunkenheit zu befangen, die ebenso geeignet war, die Seele für den Eindruck des Wunderbarsten und Ungeheuersten empfänglich zu machen, als die Regungen sittlicher Empfindung in Schlummer zu wiegen. In einer großen leidenschaftlich aufgeregten Masse hört die geistige Selbständigkeit des Einzelnen momentan bis zu einem gewissen Grade auf, und auch der Widerstrebende wird in den allgemeinen Taumel fortgerissen. Eine Geschichte, die Augustinus erzählt, gibt hierzu einen merkwürdigen Beleg und ist um so lehrreicher, da sie gewiß die Geschichte von Tausenden gewesen ist. Einer seiner Freunde, Namens Alypius, ein junger Mann von guten Sitten, hielt sich in Rom auf um die Rechte zu studieren. Er begegnete eines Tages einigen Bekannten, die ihn trotz seines Sträubens mit freundschaftlicher Gewalt ins Amphitheater führten; er, ein Christ, rief wiederholt: sie könnten seinen Leib zwar dahin schleppen, aber nicht seine Seele, er werde mit geschlossenen Augen dasitzen und in Wirklichkeit abwesend sein. Er befolgte seinen Vorsatz, aber als ein ungeheures Geschrei, durch irgend einen Zufall des Kampfes veranlaßt, sein Ohr traf, ließ er sich von Neugier verleiten die Augen aufzuschlagen; und, sagt Augustin, seine Seele wurde von einer schwerern Wunde getroffen, als der Leib dessen, den zu sehn er begierig war, und er fiel jammervoller als der, bei dessen Fall jenes Geschrei sich erhoben hatte. Denn mit dem Anblicke des Bluts sog er Unmenschlichkeit ein, er wendete sich nicht ab, er schaute unverwandt hin, er ward von der blutigen Wollust berauscht. Was soll ich noch mehr sagen? Er sah zu, er schrie, er entbrannte, er nahm jenen Wahnsinn mit sich fort, der ihn zum Wiederkehren stachelte.

Wie weit auch die spanischen Stiergefechte an Pracht und Groß-

artigkeit, sowie an aufregender Wirkung hinter den Schauspielen des Amphitheaters zurückstehn, so sind sie doch immerhin geeignet, uns die Vorstellung der Eindrücke, die man dort empfing, zu vermitteln. Schon der Anblick der amphitheatralisch gebauten, ganz von Menschen gefüllten Corrida de toros soll ein ganz überwältigender sein, obwol sie nur 9500 Zuschauer faßt und ganz elend gebaut ist. Ein Mann wie J. G. Rist fand (1804) in den Stiergefechten „einen fremd- und großartigen Reiz"; ihn bestach die Schönheit und Kraft, die mit Schlauheit gepaarte Wildheit und Wuth der Stiere, noch mehr freilich „der unendliche Reiz eines wahren Volksschauspiels, desgleichen Europa kein anderes hat". Prosper Merimée erklärt die Anziehungskraft der Stiergefechte für geradezu unwiderstehlich. Er beruft sich auf die eben angeführte Erzählung des Augustinus und bekennt, daß keine Tragödie in der Welt ihn in so hohem Grade interessiert, daß er während seines Aufenthalts in Spanien kein Stiergefecht versäumt habe, und daß er die blutigen Kämpfe den ungefährlichen vorziehe. Auch der spätere Kaiser Maximilian von Mexiko war ein begeisterter Bewunderer dieses Schauspiels.

Nur sehr langsam und allmählich vermochte das Christenthum die alte Welt von den mörderischen Schauspielen der Arena zu entwöhnen. Offenbar hing auch ein großer Theil der Christen an denselben; wie sehr sie ihre Phantasie beschäftigten, zeigt z. B., daß unter den Erscheinungen, die den Sinn des heiligen Hilarion in der Wüste berücken und der Weltlust wieder zuwenden sollten, außer einem Wagenlenker, der ihm auf den Rücken sprang, und ihn wie ein Pferd ritt, auch ein Kampf von Gladiatoren war, von denen einer wie getödtet zu seinen Füßen niederfiel und ihn um ein Begräbniß bat. Der Erlaß Constantins aus Berytos vom 1. October 326, welcher die „blutigen Schauspiele" während der Ruhe des Friedens mißbilligt und bei Verurtheilungen die Arbeit in den Bergwerken an Stelle des Gladiatorenkampfs zu setzen befiehlt, ist nicht als ein eigentliches Verbot zu betrachten. In einem später erlassenen Schreiben an die Stadt Hispellum (Spello) bewilligt Constantin die Bitte derselben, daß es den Priestern Umbriens gestattet sein solle, fortan dort ihre scenischen und Gladiatorenspiele zu geben; die Priester Tusciens aber sollen die ihrigen nach wie vor in Volsinii veranstalten. Der Astrolog Firmicus Maternus, der um die Mitte des Jahrhunderts schrieb, gibt die Constellationen an, unter denen Gladiatoren oder Athleten geboren werden, und spricht von solchen Gladiatoren, denen durch ihre Nativität bestimmt ist, im Anblick des Volks durch einen schrecklichen grausamen Tod umzukommen. Ein Gesetz Valentinians vom Jahr 365 verbietet nur, Christen zur Gladiatorenschule zu verdammen. Erst Honorius, den Prudentius vergeblich beschworen hatte, die Todesstrafe nicht ferner zur Ergötzung des Volks dienen zu lassen, und in der Arena nur Thierhetzen zu gestatten, soll im Jahr 404 die Gladiatorenspiele in Rom aufgehoben haben, nachdem ein asiatischer Mönch, Telemachus, der sich mitten unter die Kämpfenden gestürzt hatte, um sie

zu trennen, von dem über diese Unterbrechung des Schauspiels zur Wuth empörten Volke zerrissen worden war. Die (kaiserlichen) Gladiatorenschulen waren schon 399 aufgehoben worden. Dennoch mögen die Fechterspiele in den westlichen Provinzen sich noch einige Zeit erhalten haben. Augustinus spricht im Jahr 410 von den Gladiatoren so, als ob sie noch kämpften. Im Orient hatten ihre Kämpfe schon zu Ende des 4. Jahrhunderts aufgehört: Johannes Chrysostomus, der in seinen Predigten wiederholt den Besuch des Circus und Theaters als sündhaft und verderblich verdammt, nennt diese Schauspiele, gegen die er mit noch viel größerem Rechte geeifert haben würde, niemals. Dagegen eifert er und andre christliche Prediger gegen die Thierhetzen, in denen man Fühllosigkeit und Grausamkeit lerne. Ebenso klagt der Presbyter Salvianus von Massilia über die Schauspiele, bei denen es der höchste Genuß für die Zuschauer ist, daß Menschen zerrissen, Thiere mit ihrem Fleisch gefüttert werden: zu diesem Zweck durchstreife man Wildnisse und undurchdringliche Wälder, ersteige die Alpen und dringe in schneebedeckte Thäler.

Die Thierhetzen haben sich im Orient wie im Occident mindestens bis ins 6. Jahrhundert erhalten. Im Jahr 469 verboten die Kaiser Leo und Anthemius „die thränenreichen Schauspiele" der Venationen nur für den Sonntag. Auch Turcius Rufius Apronianus Asterius (Consul 494) rühmt sich in seiner (in der mediceischen Bibliothek zu Florenz befindlichen) Handschrift des Virgil, im römischen Circus Bühnenspiele, Wagenrennen und Venationen veranstaltet zu haben. Noch im Jahr 536 verordnete Justinian ausdrücklich, daß die Consuln unter andern Schauspielen auch Thierkämpfe geben sollten. Der 1. Januar war für den feierlichen Amtsantritt bestimmt, der 2. (mappa genannt) für die circensischen Spiele, der 3. für eine Thierhetze, der 4. für eine besonders beliebte Art desselben Schauspiels (*μονημέριον*), wobei das Volk sich an dem Muthe der gegen die Thiere kämpfenden Männer erfreuen sollte, am 5. waren theatralische Aufführungen voll Ausgelassenheit (*πόρναι*), doch traten auch Tragöden und Chöre auf, am 6. Tage beschloß eine zweite mappa die Reihe der Schauspiele, am 7. wurde das Amt feierlich niedergelegt. Zwei Jahre früher hatte Justinian in einem Schreiben an den Erzbischof von Constantinopel beklagen müssen, daß Geistliche sich des Besuchs auch dieser Schauspiele nicht enthielten. In derselben Zeit bewunderte Cassiodor in Rom die Gewandtheit und Schnelligkeit, mit der sich die Thierkämpfer den Angriffen der Bestien zu entziehen wußten, sowie die mancherlei künstlichen Vorrichtungen, die zu ihrem Schutze getroffen waren und die wir zum Theil noch auf den geschnitzten Elfenbeindeckeln der Einladungen dargestellt sehn, welche die Consuln zu ihren Schauspielen versandten: wenigstens war man also damals in Rom bemüht, die Venationen, wo nicht unblutig, so doch weniger blutig zu machen.

So weit die alte Welt das Gepräge römischer Cultur getragen hat, sind auch die Schauspiele des Amphitheaters verbreitet gewesen, und von

Jerusalem bis Sevilla, von Schottland bis zum Rande der Sahara, hat es gewiß keine bedeutende Stadt gegeben, in deren Arena nicht Jahr für Jahr zahlreiche Opfer geblutet hätten. Den jährlich gewählten städtischen Beamten, die zur Veranstaltung von Volksfesten verpflichtet waren, stand die Wahl der zu gebenden Spiele frei, und mit Rücksicht auf die Wünsche der Bürgerschaft werden sie oft genug die Fechterspiele gewählt haben. Auch gaben Beamte und Priester sie oft in Anerkennung der ihnen durch die Wahl erwiesenen Ehre ganz auf eigene Kosten; ebenso reiche Privatleute, die groß thun oder die Gunst ihrer Mitbürger erwerben wollten. In manchen Städten, z. B. in Präneste gab es besondre jährlich gewählte Kommissare (Curatoren) zur Ausrichtung der auf Gemeindekosten zu gebenden (oder sonst, namentlich durch Vermächtnisse fundierten) Fechterspiele. Andrerseits unterlagen dieselben allerdings auch gesetzlichen Beschränkungen, deren Aufhebung die einzelnen Gemeinden vom Senat oder vom Kaiser auszuwirken hatten. Außer gelegentlichen Erwähnungen der alten Schriftsteller lassen Denkmäler verschiedener Art, vor allem die noch erhaltenen Ruinen der Amphitheater in mehreren römischen Provinzen die Verbreitung dieser Schauspiele einigermaßen verfolgen.

Am häufigsten waren sie, wie natürlich, in Italien, das auch noch jetzt bei weitem die meisten Ruinen von Amphitheatern hat. Kaum war dort ein Städtchen so klein und armselig, wo nicht von Zeit zu Zeit einige Klopffechter aufgetreten oder Wildschweine und Bären gehetzt worden wären, und in größeren Orten fand nach dem Maßstabe, den wir an Volksvergnügungen anzulegen gewohnt sind, für die Schauspiele eine unverhältnißmäßige Verschwendung statt. Wenn auch die gesetzlichen Bestimmungen nur einen mäßigen Aufwand, wie in dem Stadtrecht von Urso 14 000 S. (= 3045 Mark) jährlich verlangten, so zwang die Rücksicht auf die Sitte und öffentliche Meinung die Beamten ohne Zweifel zu sehr viel höhern Ausgaben. Wenn in Urso die sämmtlichen Schauspiele 3 und 4 Tage dauern sollten, so fehlt es nicht an Zeugnissen, daß in italienischen Städten Fechterspiele und Venationen allein zwei, drei und vier Tage dauerten. Es wurden nicht bloß Stiere, Hirsche, Hasen, Wildschweine und Bären, die in den Apenninen häufig waren, gehetzt, sondern auch Leoparden, Panther und Strauße, die das Volk „überseeische Sperlinge" nannte; und Plinius sagt, daß man in den Municipien bereits die Thierkämpfer mit silbernen Waffen gerüstet sehe, was hundert Jahre früher in den Schauspielen Cäsars zu Rom großes Aufsehen gemacht hatte. In kleinern oder ärmern Orten traten drei oder vier Fechterpaare, in größern zehn, zwanzig, dreißig und mehr auf. In Pompeji gab ein A. Clodius Flaccus, als er zum zweiten Mal das Duumvirat (das höchste städtische Amt) bekleidete, unter andern 30 Paar Athleten und 5 Paar Gladiatoren allein, 35 Fechterpaare und Stierkämpfe und eine Hetze von Ebern, Bären und andern Thieren mit seinem Collegen gemeinschaftlich. Außerdem kennen wir aus Anzeigen, die sich in Pompeji erhalten haben, fünf Honoratioren dieser Stadt als Veranstalter von Fechterspielen. Ein N. Festius Ampliatus, dessen Bande

ebenfalls dort auftrat und in einer Anzeige als „Gegenstand des Verlangens der ganzen Welt" bezeichnet wird, war vielleicht ein umherziehender Unternehmer. In dem Roman des Petronius unterhalten sich die Gäste Trimalchios von einem Fechterspiel, das kürzlich einer der Honoratioren gegeben hat, und von einem bevorstehenden dreitägigen. In Pollentia ließ unter Tiberius das Volk die Leiche eines Primipilaren nicht eher bestatten, als bis es von den Erben gewaltsam Geld zu einem Fechterspiel erpreßt hatte. Martial spottet, daß zu Bononia ein Schuster, zu Mutina ein Walker ein solches gegeben habe, er fragt, an welchem Ort es nun wol ein Schankwirth thun werde. In einer Stadt Italiens wurde einem der Honoratioren, der die höchsten städtischen Aemter bekleidet hatte, eine Statue auf einem Zweigespann gesetzt, weil er außer andern Beweisen großer Freigebigkeit mit kaiserlicher Erlaubniß 8 mal Gladiatorenkämpfe und überdies Floraspiele gegeben hatte; bei der feierlichen Aufstellung des Denkmals gab der Sohn des Geehrten im Beisein seines Vaters 30 Fechterpaare und eine Thierhetze. In Allifä gab ein „Bürger von großartiger Freigebigkeit" aus Anlaß der Ehre des Duumvirats, in dem Jahre in welchem er es erhielt, 30 Paar Gladiatoren und eine Thierhetze von africanischen Thieren, und in seinem Duumvirat, nach Empfang von 13 000 S. von Seite der Stadt, „vollständige" Thierhetzen und 21 Paar Gladiatoren, außerdem nach einem Jahr Theaterspiele auf eigne Kosten. Dergleichen Angaben sind in großer Zahl erhalten. Sie sind in Postamente von Statuen und andern Ehrendenkmälern, auch in Grabmonumente, eingehauen, um die ruhmwürdige Pracht und Freigebigkeit der Festgeber auf die Nachwelt zu bringen; und die Inschriften zeigen, wie sowol die Communen als die Einzelnen bemüht waren, ihre Vaterstadt bei solchen Gelegenheiten in möglichst großem Glanze erscheinen zu lassen. Die Feste galten aber für um so glänzender, je mehr Menschenleben sie kosteten. Auf dem Postament einer Statue, die im Jahr 249 einem Bürger errichtet ward, der alle Aemter bekleidet und prächtige Schauspiele gegeben hatte, heißt es: Er hat zu Minturnä an vier Tagen elf Paare auftreten und so lange fechten lassen, bis elf von den ersten Gladiatoren Campaniens auf dem Platze geblieben sind; auch hat er zehn grausame Bären todthetzen lassen, wie euch, wohledle Bürger, wol bewußt ist. In der Grabschrift eines höchsten städtischen Beamten zu Peltuinum wird gerühmt, daß er ein dreitägiges Gladiatorenspiel „und vier Verbrecher" gegeben habe, deren Execution als erwünschte Zugabe des Schauspiels angesehn wurde. Es geschah vermuthlich oft, daß Spielgeber sich bei den Behörden um Ueberlassung vielgenannter Verbrecher für ihre Thierhetzen und Fechterspiele bemühten.

In den Provinzen waren die glänzendsten amphitheatralischen Spiele überall die an den Vororten derselben von den auf ein Jahr gewählten Provinzialpriestern veranstalteten, die in mehr als einer Hinsicht die ersten Männer ihres Landes waren. Sie besaßen offenbar häufig eigne Gladiatorenbanden, die wol in der Regel von dem Inhaber auf den Nachfolger übergingen. Die meisten Amphitheater haben nächst Italien

Gallien und das nördliche Africa, und in diesen Provinzen und in Spanien waren die Fechterspiele ohne Zweifel auch am meisten verbreitet. Das älteste Zeugniß für die Existenz der Stadt Arelate (Arles) ist eine von dort stammende Gladiatorenmarke, aus dem Jahr 63 v. Chr.; schon damals also, lange bevor dieses Ortes in der römischen Litteratur zum ersten Mal (bei Cäsar) Erwähnung geschieht, gab es dort Fechterspiele. Nach einer Inschrift von Xeres de la Frontera hatte ein Beamter des dortigen Municipiums für das Wohl und den Sieg der Kaiser ein Schauspiel mit zwanzig Fechterpaaren gegeben. In den nördlichen Ländern, wo steinerne Amphitheater fast ganz fehlen, werden sie ohne Zweifel seltner gewesen sein, aber nur weil dort die Armuth und Rohheit der Bewohner, die Spärlichkeit der Bevölkerung und die Vereinzelung der römischen Städte der Ausbreitung der römischen Cultur überhaupt hinderlich war.

In Griechenland setzte die Bildung und Gesittung des Volks der Einführung der Fechterspiele einen lebhaften Widerstand entgegen, der immerhin so viel vermochte, daß sie dort nicht so allgemein wurden als in den westlichen Provinzen. Doch freilich bewies die Gewohnheit ihre unwiderstehliche Macht auch hier. Dies hatte sich schon damals gezeigt, als König Antiochus Epiphanes zum ersten Mal in Syrien und vermuthlich auch in Griechenland Gladiatorenspiele einführte. Zuerst erregten sie mehr Entsetzen als Vergnügen, aber durch häufige Wiederholung und indem er die Kämpfe anfangs nur bis zu Verwundungen, dann bis zum Fall eines Fechters fortsetzen ließ, brachte er es dahin, daß sie Beifall fanden und bald Freiwillige für geringen Lohn sich zum Kampf anboten. Um so begreiflicher ist, daß die Gladiatorenspiele in Griechenland Eingang fanden, seit mit der Unterwerfung unter die Römer die Beziehungen dieses Landes zu Rom je länger desto inniger und vielfacher wurden und römische Sitten sich dort mehr und mehr einbürgerten. Der Heerd, von welchem die Verbreitung dieser fremden Einflüsse ausging, war das von Cäsar als römische Colonie neugegründete Corinth. Auch abgesehn von dem ungriechischen Charakter dieser Colonie und ihrer Bevölkerung war es natürlich, daß die Gladiatorenspiele gerade hier, in der üppigen und reichen Handels- und Seestadt mit einem ohne Zweifel großen, verdorbenen Pöbel sich am festesten behaupteten: und dies ist auch der einzige Ort in Griechenland, wo sich (wenn gleich nicht vor dem 2. Jahrhundert) ein Amphitheater bestimmt nachweisen läßt; seine Ruine steht noch heute. Bald wurde das Schauspiel auch in Athen eingeführt, wie es scheint, weil man dort den Corinthern nicht nachstehn wollte; und obwol es gegen Ende ds 1. Jahrhunderts an einigen Orten, wie Rhodus, noch nicht Eingang gefunden hatte, war es doch damals in Griechenland nicht mehr selten. Plutarch empfiehlt den Männern, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihren Gemeinden übernehmen wollen, die Gladiatorenkämpfe ganz zu verbannen; wenn dies aber nicht möglich sei, sie doch zu beschränken und der Masse, die solche Schauspiele verlange, Widerstand zu leisten. Doch seine Klagen über die un-

gebildeten Reichen, die unter andern unedeln Mitteln auch dies nicht scheuten, um eine geehrtere Stellung in ihrer Stadt einzunehmen, und so das Volk verdarben, zeigen, daß er selbst an der Ausführbarkeit seiner Rathschläge verzweifelte. Leichter fanden die Thierhetzen Eingang, um so mehr, als die Stierkämpfe bereits üblich waren. Wer die Gunst des Volks erwerben will, sagt Dio von Prusa, muß nicht bloß Gaukler Spieler und Athleten herbeischaffen, sondern auch einen wilden Löwen oder hundert Stiere, ja Diejenigen, welche der Menge gefallen wollen, streben noch nach Anderm, was man nicht einmal sagen kann (gewiß sind Fechterspiele gemeint). Hadrian ließ bei einem Schauspiel im Stadium zu Athen tausend Thiere hetzen. Aber immer war es in Griechenland nur die Hefe des Volks, die an diesen grausamen Vergnügungen Gefallen fand; die Gebildeten waren, wie es scheint, einstimmig in ihrer Verdammung. Wie Plutarch äußern sich auch Dio von Prusa und Lucian mit Abscheu über die Gladiatorenspiele, sie nennen sie roh, thierisch, mörderisch und überdies auch insofern schädlich, als sie das Land gerade der tapfersten Männer berauben. Ein Neuphythagoreer, der wider den Fleischgenuß eifert, behauptet, die Entartung des Geschmackssinnes habe auch die übrigen Sinne angesteckt und das Auge gelehrt, statt sich an Tänzen, Bildern und Statuen zu erfreuen, Mord, sterbende Menschen, Wunden und Schlachten als das kostbarste Schauspiel zu schätzen. Der Philosoph Demonax soll den Athenern, als sie mit der Einführung dieses Schauspiels umgingen, gerathen haben, zuvor den Altar umzustürzen, den sie der Gottheit des Erbarmens errichtet hatten. Der Kaiser Julian, welcher Priestern nicht einmal den Besuch des Theaters gestatten wollte, meinte, daß den Thierhetzen nicht bloß sie selbst, sondern auch ihre Söhne fern bleiben sollten.

Viel leichter fanden die Fechterspiele in den kleinasiatischen Provinzen mit ihrer halborientalischen Mischlingsbevölkerung Eingang, noch mehr im eigentlichen Orient, mit Ausnahme von Palästina. In Kleinasien kannte schon Strabo ein Amphitheater zu Nysa in Karien, ein andres zu Laodicea am Lykus wurde im Jahr 79 erbaut. Auch Alexandria hatte bereits unter August ein Amphitheater.

Ruinen von Amphitheatern sind fast in allen Theilen des römischen Reichs erhalten, die meisten und größten, wie gesagt, in Italien und Südfrankreich, die wenigsten in Griechenland und den andern östlichen Provinzen. Ihre Erhaltung ist nach den Schicksalen, die sie betroffen haben, verschieden. Einige sind schon im Alterthum nach dem Aufhören der Gladiatorenspiele verfallen und ihre Steine zur Errichtung neuer Gebäude verwendet worden, wie dies zu Verona unter Gallienus, in Catania unter Theoderich mit dessen ausdrücklicher Erlaubniß geschehn ist. Diese Art der Zerstörung hat an den meisten Orten durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit fortgedauert, durch sie ist ohne Zweifel ein großer Theil der Amphitheater völlig verschwunden, von vielen sind nur geringe, kaum erkennbare Spuren geblieben. Häufig sind sie, wo Kriege oder innere Fehden wütheten, besonders während der

Stürme des frühern Mittelalters, als Festungen benutzt worden, namentlich auch von den Arabern. Die Vertheidiger befestigten sie mit Thürmen und Gräben, und Mauerbrecher donnerten und Brände und Pfeile flogen gegen die Bogenthore, durch die einst eine festlich geschmückte Menge gewogt war. Mit der Wiederkehr friedlicher Zeiten erfuhren sie neue Zerstörungen, wenn die Armuth in den alten Mauern ihre Hütten baute. An manchen Orten fielen sie der Prostitution anheim. Ihre halbverschütteten und verfallenen Gewölbe und Gänge boten dem Auswurf der Gesellschaft willkommene Schlupfwinkel, und manche Unthat ward in dieser Verborgenheit verübt. Schatzgräber durchwählten ihren Schutt, in der Hoffnung, Reste der alten Herrlichkeit zu Tage zu fördern; und Zauberer und Beschwörer mochten in den verrufenen und schauerlichen Ruinen gern ihr Wesen treiben. Noch immer wurde hie und da eine Arena zu ritterlichen Kämpfen, Gottesurtheilen und Turnieren benutzt. Anderwärts ward ihr blutgetränkter Boden vom Pfluge durchfurcht, oder er bedeckte sich mit dem Grün der Rebe und des Oelbaums. Wie an alle Reste längst vergangener, verschollener Zeiten heftete sich die Sage auch an diese alten Gemäuer und bevölkerte sie mit den Geistern des Volksglaubens: Grotten der Feen heißen sie noch jetzt an einigen Orten. Das Amphitheater zu Pola, das außen völlig erhalten, innen ganz zerstört ist, gilt dem Volke in der Umgegend als das unvollendete Werk einer Fee; sie sollte in einer einzigen Nacht einen Palast bauen, die Morgendämmerung und der Hahnenschrei setzten ihrer Arbeit für immer ein Ziel. Die Amphitheater zu Bordeaux und Poitiers erhielten den Namen palais Gallienne von einer maurischen Prinzessin Galiana, die (nach einem alten spanischen Ritterbuch) Karl der Große liebte und um derentwillen er sich verkleidet nach Toledo begab und seinen Nebenbuhler im Turnier besiegte. Ein altes Gemäuer unfern vom Tajo heißt im Volksmund noch „Palast der Galiana". Erst in Folge gelehrter Umdeutung wurde der Name in den des Kaisers Gallienus (Gallien) verwandelt.

Die Geschichte einiger von diesen Ruinen läßt sich wenigstens in ihren Hauptmomenten durch das Mittelalter und die neuere Zeit verfolgen. Als die Franken unter Chlodwig 508 in das südliche Frankreich eindrangen, befestigten die Westgothen das Amphitheater zu Nimes; sie zogen einen breiten Graben umher, erbauten zwei viereckige Thürme, die erst 1809 abgebrochen wurden, und im Innern Wohnungen für die Besatzung: fortan hieß das Gebäude Castrum arenarum. Von 720 bis 737 diente es den Saracenen als Festung, die Karl Martell nach heftigem Widerstande daraus vertrieb. Sein Versuch, es durch Feuer zu zerstören, mißlang. Das Amphitheater blieb Festung und bis zum Ende des 14. Jahrhunderts im Besitz einer Art von Ritterorden, der milites castri arenarum. Mit der Zeit fiel es dann den untern Klassen der Einwohnerschaft anheim, sein innerer Raum bedeckte sich mit armseligen Hütten und bildete durch mehrere Jahrhunderte ein eignes Quartier (quartier des arènes), dessen Bevölkerung bis auf 2000 Seelen stieg und sich durch einen eigenthümlichen Sprachaccent auszeichnete. Im Jahr 1533 besuchte Franz I Nimes, und die Ueberbleibsel des Alterthums

erfüllten ihn mit hoher Bewunderung. Man sah ihn knieend über römische Inschriftsteine gebeugt, die er mit seinem Tuch vom Staube reinigte um sie zu entziffern. Die Stadt beschenkte ihn mit einem silbernen Modell des Amphitheaters, doch sein Befehl, die eingebauten Häuser abzubrechen, blieb unausgeführt. Erst im Jahre 1809 erfolgte die Räumung der Arena. Gegenwärtig werden hier die in Nimes sehr beliebten Reiterspiele, Ringkämpfe und Stiergefechte veranstaltet; bis 15000 Menschen finden noch jetzt in dem Gebäude Platz. Aehnliche Schicksale hat das benachbarte Amphitheater von Arles gehabt, dessen Räumung (sowie Aufstellung eines im Rhoneschlamme versunkenen Obelisken) schon Heinrich IV. hatte ausführen wollen.

Als die Saracenen bei Frejus landeten um die Provence zu plündern, errichteten sie in dem dortigen Amphitheater ein verschanztes Lager. Die Bevölkerung, welche die von ihnen völlig zerstörte Stadt verlassen hatte, siedelte sich auf Veranlassung der die dortige Kirche seit dem 7. Jahrhundert leitenden Bischöfe allmählich wieder an; die neuaufgebaute Stadt wurde im 10. Jahrhundert von Bischof Riculph aus Furcht vor Barbaren befestigt. Bei dem Neubau der Kirche diente als Steinbruch besonders das Amphitheater, das man übrigens auch zerstörte, um nicht den Saracenen bei ihren Angriffen gegen die Stadt einen Stützpunkt zu lassen. So ward es zur völligen Ruine. Als Karl V Frejus mit einer Belagerung bedrohte (zu der es nicht kam), gehörte die Abtragung seines noch aufrecht stehenden Theils zu den Vertheidigungsmaßregeln der Stadtbewohner. Im Jahr 1828 wurde es ausgegraben.

Das Amphitheater zu Verona erlitt, wie gesagt, die erste Zerstörung schon im Alterthum; Steine daraus befinden sich in der Mauer, die eilig zum Schutz der Stadt aufgeführt wurde, als man unter Gallienus einen Einfall der Barbaren besorgte. Eine Beschreibung der Stadt aus der Zeit des Königs Pipin nennt es das Labyrinth, aus dessen Gängen man nur mit Lampe oder Faden den Ausweg finden könne, der Bischof Rather „den Circus, der Arena genannt wird". In dieser Zeit (dem 10. Jahrhundert) und später wird sein Gebrauch als Festung mehrfach erwähnt. Es diente sodann zu gerichtlich verordneten und wol auch andern Zweikämpfen; noch im Jahre 1263 wird bezeugt, daß einige Visconti das Recht besaßen für jeden darin abzuhaltenden Zweikampf 25 Lire zu erheben, für welche Summe sie die Pflicht übernahmen, den Kampfplatz durch bewaffnete Leute abzusperren und freizuhalten. Nicht selten fanden auch in der Arena Enthauptungen von bedeutenden Verurtheilten statt, namentlich in den Zeiten der Scaliger. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts und bis zu dessen Ende wurden seine Gewölbe von feilen Dirnen bewohnt, die dafür der Stadt einen Zins zahlten. Wie in allen Städten, wo es Amphitheater gab, hatte man sich seiner Steine fort und fort als Baumaterial bedient; doch ist die Stadt Verona vor allen andern dadurch ausgezeichnet, daß sie schon sehr früh auf Erhaltung der Ruine bedacht war. Schon in einem Statut von 1228 verspricht der Podestà zur Herstellung der Arena in dem ersten halben Jahr seiner Regierung aus der Gemeindekasse 500

Lire anzuweisen, eine für jene Zeit beträchtliche Summe; in einem zweiten, vor 1376 abgeschlossenen Statut wird angeordnet, die Arena zu schließen und die Schlüssel in Verwahrung der Gemeinde zu behalten, da dort viele Uebelthaten begangen seien und auch noch ferner begangen werden könnten; zugleich werden Strafen festgesetzt gegen Erbrechung der Thore, Verletzung der Mauern und Verunreinigung des Gebäudes. Ein drittes Statut von 1474 verordnet Strafen gegen Fortschaffung von Steinen und Stufen aus demselben. Doch waren die letztern damals schon zum größten Theil verschwunden; im Jahre 1480 nennt ein Dichter die Arena von Stufen entblößt (gradibus vacua). Mit dem 16. Jahrhundert begann die Restauration. Seit 1545 wurde von Zeit zu Zeit ein Bürger erwählt, der die Erhaltung der Ruine zu überwachen hatte, im Jahre 1568 eine Geldsammlung zur Herstellung der Stufen veranstaltet, 1579 eine jedes vierte Jahr zu erhebende Steuer eingeführt, behufs Instandhaltung des Gebäudes, wozu auch der vierte Theil der Geldbußen verwendet werden sollte. Aehnliche Beschlüsse faßte der Rath der Zwölf und der Fünfzig mehrmals. Im 17. Jahrhundert wurden zur Fürsorge für das Gebäude zwei Presidenti dell' Arena ernannt. Turniere wurden damals öfter dort abgehalten, so 1622 und 1654; dies war auch im 16. und in früheren Jahrhunderten nicht selten geschehn; so wird eins vom Jahre 1222 erwähnt. Im Jahr 1716 veranstaltete man dort zu Ehren des Kurfürsten von Baiern ein Ringstechen. Der edle Veroneser, dem wir diese Geschichte des bedeutendsten Monuments seiner Vaterstadt verdanken, Marchese Maffei, fordert am Schlusse derselben die adlige Jugend Veronas auf, sich dieses einzigen und unvergleichlichen Schauplatzes von Zeit zu Zeit zu bedienen, um ihren Muth zu zeigen und ihre Tapferkeit zu üben. Als Napoleon 1805 die Stadt besuchte, gab man ihm im Amphitheater das Schauspiel eines Kampfes zwischen Hunden und Stieren; die Beifallsrufe von 40000 Zuschauern bei seinem Erscheinen hatten für ihn an dieser Stelle etwas Ergreifendes. Beim Congreß von 1820 wurde dort zuweilen ein Feuerwerk oder Wettrennen veranstaltet: „dann trieb die k. k. Polizei das Landvolk aus der Nachbarschaft herbei, weil die Bevölkerung des modernen Verona mit sammt ihren erlauchten Gästen nicht ausreichte, um den riesigen Rundbau zu füllen".

Doch bei weitem die gewaltigste unter all diesen Ruinen ist das Colosseum. Wenn auch von Habsucht und Glaubenseifer früh ihrer Zierden beraubt, blieben seine Mauern noch manches Jahrhundert nach dem Untergange des römischen Reichs unangetastet stehn und riefen im achten unserer Zeitrechnung jenes Wort der Bewunderung hervor: So lange das Coliseum stehn wird, wird Rom stehn; wenn das Coliseum fallen wird, wird Rom fallen; wenn Rom fallen wird, wird die Welt fallen! Die erste wesentliche Zerstörung erfolgte vielleicht erst 1084, in welchem Jahr Robert Guiscard den größeren Theil der Stadt zwischen Cälius und Capitol verwüstete; andre Zerstörungen brachten die inneren Fehden, in denen es während des 12. und 13. Jahrhunderts meist den Frangipani als Festung diente; sie waren Hauptleute der Region de

Colosseo, einer von den damaligen 13 Regionen Roms. Im Jahre 1244 zwang sie Friedrich II. einen Theil des Gebäudes den Annibaldi abzutreten; bei diesen suchte und fand Konradin 1208 nach der Schlacht von Tagliacozzo hier Schutz und Zuflucht. Im Anfange des 14. Jahrhunderts kam es in die Botmäßigkeit des Senats und des Volkes von Rom, welche darin am 3. September 1332 ein großes Stiergefecht veranstalteten. Alle Barone der Umgegend wurden eingeladen, drei hohe Damen hatten das Amt, die Frauen der Stadt an ihre Plätze zu führen; die Namen der Kämpfer, die das Loos ergab, wurden gemeldet, sowie ihre Farben und Mottos. Achtzehn von ihnen blieben auf dem Platze, neun wurden verwundet und elf Stiere getödtet; die Leichen der gefallenen Paladine wurden mit großem Pomp und unter allgemeinem Zulaufe des Volkes in S. Maria Maggiore und S. Giovanni del Laterano bestattet. Im Jahr 1381 schenkten Senat und Volk den dritten Theil des Colosseums der Brüderschaft der Kapelle Sancta Sanctorum, in Anerkennung der Verdienste, die sich dieselbe um Herstellung der Ordnung in jener Gegend erworben hatte; denn so viele Missethäter hatten sich in die Ruine geflüchtet, daß sie zu einer Räuberhöhle geworden war. Durch Vermauerung der äußeren Bögen in den höhern Stockwerken hatte die Brüderschaft einige Corridore zu einem Hospital eingerichtet, das später mit dem lateranischen vereinigt wurde. In Folge des Zuströmens einheimischer und fremder Gläubigen, welche den mit Märtyrerblut getränkten Boden verehren wollten, wurde aus Almosen eine Kapelle in der Höhe des alten Podiums und daneben die Wohnung eines Eremiten errichtet; über der Kapelle war eine Bühne mit Mauern abgeschlossen, auf der jährlich am Charfreitage ein Passionsspiel aufgeführt wurde, das in vielen Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts erwähnt wird: unter Pius III. wurde es aufgehoben. Unterdessen hatte die Ausbeutung der Ruine als Steinbruch immer fortgedauert. Schon am Anfange des 15. Jahrhunderts klagte Poggio, daß „durch die Thorheit der Römer" die Ueberreste des Colosseums großentheils zu Kalk gebrannt seien. Paul II. bediente sich seiner Travertinquadern zum Bau des Palastes S. Marco (di Venezia), der Cardinal Riario benutzte sie für die von Bramante erbaute Cancelleria, Paul III. für den Palast Farnese. Der Plan Sixtus' V., eine Tuchfabrik im Colosseum einzurichten nebst Wohnungen für die Arbeiter, wurde durch seinen Tod vereitelt. Eine Concession Stiergefechte darin zu veranstalten, die im Jahre 1671 zwei Bewerbern auf zwei Jahre ertheilt worden war, blieb unbenutzt. Im Jahre des Jubiläums 1675 wurden, um fernere Mißbräuche und Profanationen zu verhindern, die Eingangsbögen durch Vermauerung geschlossen. Aus dem Jahre 1727 hat sich eine Erlaubnis für den Eremiten erhalten, das im Colosseum wachsende Gras zu verpachten. Die für das Gebäude getroffenen Anstalten blieben unzureichend, bis Benedict XIV, zum Theil veranlaßt durch einen Mordanfall auf den Eremiten im Jahre 1741, die Erhaltung und Sicherung desselben zum Gegenstand umfassender und nachhaltiger Fürsorge machte. Mit Pius VII begann die Zeit der Restauration, die leider vielfach mit dem in Italien

so gewöhnlichen Mangel an Verständniß und Schonung für die ursprüngliche Gestalt und den Charakter des Herzustellenden geschehen ist.

Das Colosseum bietet nicht mehr den Anblick, den es damals bot, als Byrons gewaltige Phantasie die Geister der Todten, die diesen Boden mit ihrem Blut getränkt hatten, in die vom Mondlicht beschienenen Trümmer heraufbeschwor. Das auf den Mauern waldartig wuchernde Grün ist verschwunden, die neuen Backsteinbauten stechen häßlich von den alten Travertinquadern ab. Ueber den höchsten Mauerrand läuft ein Telegraphendraht. Am Eingange steht eine französische Schildwache. An zwei Nachmittagen in jeder Woche erbaut die Predigt eines Kapuziners in der Arena eine Anzahl von Andächtigen, meist Frauen aus den untersten Klassen, und die alten Bogen hallen dann von Lob- und Bußgesängen wieder (geschrieben 1864).

---

3. Das Theater.

Wie bereits erwähnt ist, fanden die Schauspiele des Theaters, die von allen am wenigsten Kosten und Schwierigkeiten verursachten, auch bei weitem am häufigsten statt; doch war das Interesse für sie ein weit geringeres als für die beiden andern Gattungen. Zwar besaß Rom seit dem Anfange der Kaiserzeit drei stehende Theater, aber alle drei enthielten zusammen nicht soviel Plätze, als das Amphitheater. Vermuthlich aber wurde nur ausnahmsweise und an großen Festen in allen drei Theatern zugleich gespielt, für gewöhnliche Aufführungen genügte wol das Pompejustheater. Neben den gewaltigen Aufregungen, die Circus und Arena boten, konnte die Bühne ihre Anziehungskraft für die Massen nur durch unedle Mittel behaupten, durch rohe Beluſtigung und raffinierten Sinnenkitzel: und so hat sie, anstatt dem verderblichen Einfluß jener andern Schauspiele die Wage zu halten, zur Corruption und Verwilderung Roms nicht am wenigsten beigetragen.

Unter den bereits existierenden Gattungen des Dramas gewannen in der Kaiserzeit die beiden niedrigsten die Herrschaft auf der Bühne, die Atellane und der Mimus. Die erstere, eine Art Pulcinellkomödie, aus Campanien stammend, wo sie noch heute heimisch ist, war schon früh nach Rom verpflanzt worden; ursprünglich improvisiert, wurde sie in Sullas Zeit in die Litteratur eingeführt. Eine kurze, wol in der Regel einaktige Handlung knüpfte sich an vier stehende Masken, welche die Prototypen der modernen italienischen Charakterkomödie sind. Pappus, der Alte, entsprach ungefähr dem Pantalon, Dossennus, der weise Mann, der als Schulmeister, Wahrsager u. dgl. auftrat, etwa dem Dottore; dazu kommen noch die beiden Figuren des Fressers und des Dümmlings, Bucco und Maccus. Die zahlreichen erhaltenen Titel von Atellanen, wenn auch aus früherer Zeit stammend, machen uns mit den beliebtesten Gegenständen dieser Gattung bekannt, die wahrscheinlich in der Kaiserzeit im Ganzen dieselben waren wie in der Republik. Dazu gehörten auch Travestieen von Mythen, z. B. der Geschichte des Pentheus

und „der untergeschobene Agamemnon". Oefter wurden bestimmte Nationalitäten auf die Bühne gebracht, „die Campaner, die transalpinischen Gallier, die Soldaten von Pometia", deren provinzielle Sprache und Haltung das hauptstädtische Publicum ohne Zweifel sehr belustigte. Den reichsten Stoff lieferte wol das Landleben: „das Zicklein, der kranke Eber, der gesunde Eber, die Kuh, der Hühnerhof, die Winzer, die Holzhauer u. s. w."; sodann die städtischen Gewerbe: Fischer, Maler, Ausrufer, vor allen die Walker, die überhaupt auf der römischen Bühne eine große Rolle spielten. Eine Anzahl von andern Titeln zeigt die Hauptpersonen in allerlei komischen Situationen und Verwicklungen: „die beiden Maccus, Maccus als Jungfer, als Soldat, als Schenkwirth, als Verbannter, die beiden Dossennus, Pappus als Landmann, die Braut des Pappus, Bucco in der Gladiatorenschule". Auch Gespenster scheinen oft vorgekommen zu sein. Daß in dieser Volkskomödie die Komik eine durchaus groteske, die Späße sehr derb waren, und daß es namentlich von Zoten wimmelte, versteht sich von selbst.

Auch der Mimus war ein lose zusammenhängendes Charakterbild aus dem gemeinen Leben, kurz wie die Atellane, aber ohne ihre stehenden Masken. Wie die Atellane, wurde er als Nach- oder Zwischenspiel anderer Aufführungen gegeben und erfreute sich in Ciceros Zeit größerer Gunst als diese; auch in der Kaiserzeit wird wenigstens der Mimus bei weitem öfter genannt, wo die Gattung der Posse überhaupt bezeichnet werden soll; er erhielt sich von allen Gattungen des Dramas am längsten und überdauerte das weströmische Reich; im oströmischen beherrschte er bereits unter Justinian die Bühnen völlig, da Tragödienscenen, sowie Productionen von Musikern und Gauklern das größere Publikum langweilten. Nach den erhaltenen Titeln waren die Gegenstände des Mimus im Ganzen dieselben wie in der Atellane, nur daß sie mehr dem städtischen als dem bäuerlichen Leben entnommen gewesen zu sein scheinen, besonders dem der unteren Stände und Handwerker, ferner auch Schilderungen von fremden Nationalitäten, endlich, wenn auch wohl ebenfalls nur ausnahmsweise, mythologische Gegenstände. In den Mimen der Lentulus und Hostilius wurden nach Tertullian die Götter dem Gelächter preisgegeben; er erwähnt einen Anubis als Ehebrecher, eine männliche Luna, eine ausgepeitschte Diana, die Vorlesung des Testaments des verstorbenen Jupiter, die drei gefoppten hungrigen Herculesse. Der Anubis als Ehebrecher hatte vielleicht die unter Tiber vorgekommene Verführung einer edlen Frau durch einen Liebhaber in der Maske dieses Gottes, oder ein ähnliches Ereigniß zum Gegenstande. Wenigstens wissen wir, daß Ereignisse und Personen der jüngsten Vergangenheit in diesen Stücken auf die Bühne gebracht wurden. In einem Mimus der am Tage von Caligulas Ermordung gespielt ward, kam die Kreuzigung des berühmten Räuberhauptmanns Laureolus vor, wobei das Fließen des Blutes künstlich dargestellt und von mehreren Spaßmachern nachgeäfft wurde. In einem andern, der im Beisein Vespasians im Theater des Marcellus aufgeführt ward, spielte ein Hund die Hauptrolle, der ein narkotisches Mittel erhielt und sowohl das allmähliche Einschlafen als Erwachen zu all-

gemeiner Bewunderung darstellte. Gaunereien und Rabulistenstücke kamen häufig, am häufigsten Liebeshändel und Ehebruchsscenen vor. Der überraschte Liebhaber ließ sich in einem Kasten davontragen, um dem betrogenen Ehemanne zu entgehen; der Gatte schickte seine hübsche Frau zu einem mächtigen Feinde, um ihren Reizen seine Sicherheit zu verdanken u. dgl. Plötzliche Veränderungen des Schicksals erinnern an jetzige Zauberpossen: Bettler wurden mit einem Schlage reich; Reiche, genöthigt ihr Heil in der Flucht zu suchen, liefen über die Bühne, den Kopf mit dem Mantel verhüllt, mit Ausnahme der Ohren, mit denen sie vermuthlich angstvoll nach ihren Verfolgern lauschten. Ein große Rolle spielten Schimpfreden und Prügel im Mimus, und das Klatschen der Ohrfeigen auf den Pausbacken der auch in diesen Stücken regelmäßig vorkommenden Dümmlinge (stupidi) scheint zu den beliebtesten Späßen gehört zu haben. Die Sprache war voll von Ausdrücken und Wendungen, wie sie die untersten Klassen gebrauchten, der Witz possenhaft und gemein, das Spiel karrikiert und grob komisch; Grimassen, scurrile Geberden, groteske Tänze gehörten nothwendig dazu, die Tänze, (mit Flötenbegleitung) waren ein Hauptbestandtheil dieser Stücke. Man sah in der Kaiserzeit Mimen mit zahlreichen Personen und wohldurchgeführter Handlung, und vielleicht entlehnte die Posse um so mehr von der kunstmäßigen Komödie, je mehr sie diese auf der Bühne verdrängte. Doch dürften, wie früher, auch damals solche gewöhnlich gewesen sein, wo man es sich mit der Lösung des dramatischen Knotens leicht machte: sollte das Stück aufhören, so lief etwa eine von den Personen (z. B. der ertappte Liebhaber) davon, die Musik fiel ein und ein Tanz machte den Schluß. Die scenische Ausstattung war sehr einfach. Die Mimen spielten auf dem vordersten, durch einen Zwischenvorhang abgetheilten Raum der Bühne, ohne den auch im Lustspiel üblichen Theaterschuh und ohne Maske; ihr Costüm war eine bunte Harlekinstracht mit einem darüber geworfenen Mäntelchen. Neben dem Hauptspieler, dem die Durchführung der Posse eigentlich oblag, war die Person des Dümmlings oder Fressers (Parasiten), wie gesagt, gewöhnlich, der sich durch Pausbacken, kahlen Schädel und vermuthlich auch sonst charakteristische Tracht auszeichnete.

In frecher Verhöhnung der Sitte und unzweideutiger, unverhüllter Obscönität überbot offenbar der Mimus die übrigen Possen weit. In der Republik war diese Ausgelassenheit durch den Charakter des Florafestes entschuldigt worden, an dem die Mimen hauptsächlich aufgeführt wurden, später bedurfte es wol solcher Entschuldigung nicht mehr. Die weiblichen Rollen wurden hier allein von Frauen gespielt, die auf Verlangen des Publicums Tänze aufzuführen pflegten, bei denen sie das Obergewand abwarfen und in mehr oder weniger vollständiger Nacktheit erschienen. Ovid fand den seinen Gedichten gemachten Vorwurf der Unsittlichkeit mit Recht unbillig, wenn der Kaiser und Senat, wenn Frauen, Jungfrauen, ja Kinder Mimen sahen, wo unaufhörlich der Ehemann von der Frau und ihrem zärtlichen Liebhaber betrogen wurde, und wo nicht nur die Ohren sich an unkeusche Reden, sondern auch die

Augen an Schauspiele gewöhnten, welche die Scham empörten. Die frechsten Scenen wurden am lautesten beklatscht und solche Stücke von den Prätoren am besten bezahlt. Auch Martial konnte sagen, daß Frauen, die Mimen sähen, keinen Anstand nehmen dürften selbst seine schlimmsten Gedichte zu lesen; in seinem achten Buche hatte er den Epigrammen die sonst gewohnte „mimische Ausgelassenheit der Sprache" nicht gestatten dürfen, da es dem Kaiser gewidmet war. Mit vollem Recht eiferten daher die christlichen Prediger ganz besonders auch gegen den Besuch des Theaters, freilich vielfach ohne Erfolg. Salvianus fragt seine christlichen Leser auf ihr Gewissen, wo, wenn an ein und demselben Tage ein Kirchenfest und Theaterschauspiele stattfinden, die Zahl der Christen größer sei, wie Viele den Worten Christi vor denen des Mimus den Vorzug geben; und doch werde im Theater Seele, Auge und Ohr befleckt und die dort vorgeführten Bilder der Unzucht seien so schändlich, daß man ohne Verletzung der Scham davon nicht einmal reden könne. Was in der That bei diesen Aufführungen als erlaubt galt, geht z. B. daraus hervor, daß Aelian die Frechheit einer Buhlerin der gemeinsten Art in Wesen und Geberden am besten bezeichnen zu können glaubt, indem er sie „zügelloser als die in den Mimen auftretenden" nennt; auch geben davon Procops Berichte über die mimischen Vorstellungen der Theodora immerhin einen Begriff, wenn gleich die spätere Kaiserin des christlichen Byzanz die frechsten Tänzerinnen der römischen Bühne an Schamlosigkeit noch so sehr übertroffen haben mag. Uebrigens ist völlige Nacktheit der Darstellerinnen auch im 15. und 16. Jahrhundert bei festlichen Gelegenheiten, auf der Bühne und anderwärts, nicht unerhört gewesen.

Eine von dem Rhetor Choricius unter Justinian für die Mimen verfaßte Schutzrede zeigt, daß damals im oströmischen Reiche die Gegenstände dieser Possen (sowie die Art der Aufführung) noch immer im Wesentlichen dieselben waren, wie früher in Rom. Ehebruchsscenen (wobei z. B. der Gatte sich von einem Sklaven ein Schwert bringen ließ, um den ertappten Ehebrecher zu tödten, dann aber sich entschloß ihn lieber zu verklagen) waren auch damals in Mimen stehend, auch kamen unsittliche Verhältnisse zwischen Männern häufig vor. Die unanständigen Gesänge aus diesen Stücken, die sich durch leicht faßliche Melodieen den Zuhörern einprägten, hörte man überall auf der Straße singen. Darstellungen aus dem Trojanischen Kriege (Scenen zwischen Trojanern und Myrmidonen) werden Travestieen gewesen sein. Es gab in den Mimen Rollen der verschiedensten Art: Herren und Sklaven, Krämer, Wursthändler, Köche, Wirthe und Gäste, Leute welche im Geschäftsverkehr mit einander standen, stammelnde Kinder, Liebhaber, jähzornige junge Männer und andre die sie beschwichtigten. Viele Stücke waren von Anfang bis zu Ende verständig: man hörte darin Männer ihre Frauen zur Züchtigkeit und zur Vermeidung übeln Leumunds ermahnen, man sah Soldaten und Rhetoren, von welchen letzteren z. B. ein geschickter und ein ungeschickter einander gegenüberstanden und jener das Gelächter der Zuhörer erregte, während dieser beklatscht wurde. Die Mimen

mußten eine wohllautende Stimme haben, zu tanzen und mit Blicken zu bezaubern verstehn. Uebrigens aber sah man auch die geschornen Köpfe (der Dümmlinge und Parasiten) in diesen Stücken regelmäßig, sowie auch schallende Ohrfeigen darin noch immer reichlich ausgetheilt wurden.

Sowol die Mimen als die Atellanen wurden in Rom häufig benutzt, um Anspielungen auf öffentliche Angelegenheiten und auf die Kaiser selbst anzubringen. Schauspieler und Publicum kamen einander darin entgegen, Stellen, die auf die Gegenwart gedeutet werden konnten, hervorzuheben und den hineingelegten Sinn unzweideutig zu machen; auch wurden bezügliche Improvisationen und Zusätze gewagt, und die Gewißheit, das Publicum zu elektrisieren, riß wol nicht selten die Schauspieler und selbst Dichter hin, die Gefahr zu vergessen. Im Ganzen scheinen die Kaiser für gut befunden zu haben, solche Anspielungen so viel als möglich unbeachtet zu lassen. Schon Julius Cäsar hatte eine Anspielung des Mimendichters und -spielers Laberius auf seinen Staatsstreich zu dulden, und nach seiner Ermordung ließ sich Cicero von Atticus die Witzworte der Mimen und die Aufnahme, die sie beim Volke fanden, berichten. Als einmal in Augusts Gegenwart in einem Mimus die Stelle vorkam: „O der milde und gute Herr!" brach ein lauter Jubel aus, der diese Worte zum Ausdruck der allgemeinen Gesinnung gegen den Kaiser stempeln sollte: eine Schmeichelei, die August sogleich durch Miene und Geberde und am folgenden Tage durch einen scharfen Erlaß zurückwies. Ein anderes Mal dagegen gab das Publicum einem unverfänglichen Verse durch einen hineingelegten Sinn eine derbe Beziehung auf Augusts Weichlichkeit. Während Tibers Aufenthalt auf Capri wurde eine Stelle in einer Atellane, die man auf seine Ausschweifungen deuten konnte, mit rauschendem Beifall aufgenommen. Schon im Jahre 22 oder 23, also einige Jahre vor seiner Entfernung von Rom hatte Tiber aus Veranlassung verschiedener von den Prätoren über die Schauspieler erhobenen Beschwerden ein Schreiben über deren Frechheit an den Senat gerichtet, worin es hieß, die Atellane, die leichtfertigste Belustigung des Pöbels, sei so schändlich und unbändig geworden, daß die Väter dagegen einschreiten müßten. Ob und in welcher Art dies geschehen ist, wird nicht überliefert, die Geschichtschreiber erwähnen nur die damals aus andern Gründen erfolgte Ausweisung der Pantomimen. Caligula ließ einen Atellanendichter wegen eines Scherzes, der auf ihn bezogen werden konnte, in der Arena des Amphitheaters verbrennen. Nach dem Muttermorde Neros wagte ein Atellanenspieler, Datus, die Worte: Heil dir Vater! Heil dir Mutter! mit den Geberden eines Trinkenden und eines Schwimmenden als Hindeutung auf die Vergiftung des Claudius und die Ertränkung Agrippinens zu begleiten; Nero begnügte sich, ihn aus Italien zu verweisen. Als Galba, dem das Gerücht der Härte und Habsucht vorausging, als Kaiser in Rom eintraf, und beim nächsten Schauspiel in einer Atellane ein bekanntes Chorlied angestimmt wurde, in dem wie es scheint die Hausgenossen über die unwillkommene Heimkehr des Alten vom Lande klagten, fiel das

ganze Publicum ein und wiederholte den Vers mehrmals. Der damaligen Zeit erschien diese Licenz der Bühne sogar mit dem Ernst einer Todtenfeier nicht unvereinbar. Bei Vespasians Bestattung stellte der Archimime Favor die Person des verstorbenen Kaisers vor, dessen Wesen und Reden er der Sitte gemäß zu copieren suchte; als er auf die Frage, wie viel das Begräbniß koste, die Antwort erhielt: 10 Millionen Sest., rief er aus: man möge ihm nur 100000 S. geben und ihn dann, wenn man wolle, in den Tiber werfen. Helvidius Priscus der Jüngere wurde unter Domitian hingerichtet, weil er in einer Atellane, Paris und Oenone, auf die Scheidung des Kaisers von seiner Gemahlin angespielt haben sollte. Der Mimendichter Marullus durfte M. Aurel und L. Verus ungestraft auf der Bühne verspotten; auf die stadtkundigen Liebschaften der Kaiserin Faustina, auf das schmachvolle Leben des Commodus wurden in Mimen unzweideutige Anspielungen gemacht; ja der Kaiser Maximinus, der kein Griechisch verstand, wurde sogar in seiner Gegenwart mit griechischen Versen verhöhnt. Auch im oströmischen Reiche blieb den Mimen eine derartige Licenz gestattet. Nach Choricius erlaubten sie sich freimüthige Aeußerungen nicht bloß über hohe Beamte, sondern selbst gegen die Kaiser, und bewirkten nicht selten, daß die von ihnen getadelten Uebelstände aufhörten oder seltner wurden oder wenigstens, daß man sie zu verbergen suchte. — Uebrigens dürften Mimen auf der Bühne nicht selten bekannte Persönlichkeiten copiert haben. Von einem Hostius Quadra sagt Seneca, er sei ein Mann von einer fortwährend auf die Bühne gebrachten Unzüchtigkeit gewesen. Der Mime Vitalis sagt in seiner selbstverfaßten Grabschrift: Der, den ich darstellte, schauderte, in mir seinen Doppelgänger leibhaft vor sich zu sehn; und wie oft sind Frauen, die sich in meinem Spiel nachgeahmt fanden, roth geworden und im Innersten erregt gewesen!

Während die Theaterlust der Massen sich an diesen Possen befriedigte, reichte die Theilnahme der kleinern Kreise der Gebildeten kaum hin, das kunstmäßige Drama auf der Bühne zu erhalten, dessen Anziehungskraft für die Ungebildeten nicht groß war. Der Trimalchio Petrons sagt, er habe eine Truppe von Komödienschauspielern gekauft, ziehe es aber vor, sie Atellanen spielen zu lassen. Die Zeit der Productivität auf dem Gebiete der Tragödie und Komödie, die doch immer nur Reproduction griechischer Muster war, hatte längst aufgehört; ihre vereinzelten letzten Ausläufer reichen, wie es scheint, nicht über das 1. Jahrhundert hinaus. Der letzte Dichter kunstmäßiger Dramen, von dem bekannt ist, daß seine Stücke aufgeführt wurden, der Consular L. Pomponius Bassus, lebte unter Claudius; die meisten damals geschriebenen Dramen waren nur für den Lesesaal bestimmt. Neue Mimen sind bis in die späteste Kaiserzeit geschrieben worden, und die Gegenstände dürften mit Rücksicht auf die jedesmaligen Tagesereignisse und -Interessen gewählt worden sein. Die Nachricht, daß der spätere Märtyrer Genesius unter Diocletian zu Rom in einem Mimus spielte, in dem die christliche Taufe verspottet wurde, klingt an und für sich sehr glaublich. Dagegen der sehr beschränkte Bedarf der Bühne an kunstmäßigen Stücken wurde durch die

große Zahl der ältern Lust- und Trauerspiele ohne Zweifel mehr als gedeckt, die man vermuthlich in mehr oder minder modernisierten Bearbeitungen aufführte.

Die einzige römische Komödie (togata), deren Aufführung in der Kaiserzeit erwähnt wird, ist der „Brand" des Afranius; sie wurde bei einem großen, von Nero gegebenen Feste gespielt und den Mitwirkenden war gestattet, die Einrichtung des darin, wie es scheint, bei offener Scene abbrennenden Hauses zu plündern und als Eigenthum zu behalten. Doch darf man wol vermuthen, daß sich diese ganze Gattung auf der Bühne erhalten hat. Am festesten aber behauptete sich unter den kunstmäßigen Dramen die sogenannte neue Komödie der Griechen (zu deren Meistern vor allen Menander gehörte und von deren römischen Bearbeitungen wir in den Stücken des Plautus und Terenz Muster haben) in der Gunst des Publicums. Nicht bloß in Rom und Italien, auch in den Provinzen ergötzte sich ein Jahrhundert nach dem andern an den allbekannten stereotypen Figuren der travestierten Götter, der polternden und gutmüthigen Väter, liederlichen Söhne, verschmitzten Sklaven, der Bramarbasse, Dirnen u. s. w. Eine feine und künstlerische Darstellung war hier nicht bloß durch die Natur dieser Komödien und die Tradition bedingt, sondern auch unerläßlich, um das Interesse für Stücke rege zu halten, die ein großer Theil der Zuhörer genau kannte, was mindestens in Rom der Fall war. Die Bildung der Schauspieler für die Komödie war wenigstens am Ende des 1. Jahrhunderts, vermuthlich aber auch später, eine streng schulmäßige, und die Lehrer der Beredtsamkeit empfahlen sie ihren Schülern zum Unterricht in Correctheit der Aussprache, Angemessenheit des Vortrags, Modulation der Stimme, Haltung, Mienen- und Geberdenspiel. Zu den ersten Lehrern M. Aurels gehörte auch der Komöde Geminus, und man darf vermuthen, daß bei einer allseitigen Ausbildung in der Regel der Unterricht im Vortrage durch einen Komöden ertheilt wurde. Die studierte Eleganz, welche die ciceronische Zeit an einem Roscius bewundert hatte, erschien dem hundert Jahre später lebenden Geschlecht altmodisch und lächerlich: eine finstere, jedes Schmucks baare Alterthümlichkeit, sagt Tacitus, würden die Zuhörer bei den Gerichtsverhandlungen ebenso wenig ertragen, als wenn Jemand auf der Bühne die Geberden des Roscius oder Ambivius Turpio copieren wollte. Das Spiel war ohne Zweifel realistischer geworden, aber noch immer viel weniger realistisch als etwa gegenwärtig auf deutschen Bühnen. Die Schauspieler faßten ihre Aufgabe mit Ernst auf; Quintilian hatte oft gesehn, wie Komöden nach rührenden Scenen selbst weinend die Bühne verließen. Die Declamation entfernte sich zwar nicht zu weit von der Sprechweise des täglichen Lebens, copierte sie aber auch keineswegs, sondern stilisierte sie durch eine angemessene Veredlung. Auch das Geberdenspiel war offenbar durch sehr bestimmte Vorschriften geregelt; die genauen Anweisungen, die Quintilian für die Gesticulation des Redners gibt, lassen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß entsprechende, aber wol umfassendere und schärfer bestimmte für die Bühne existierten. Die größere oder geringere Schnelligkeit des

Ganges wurde genau nach dem Charakter der darzustellenden Rolle bemessen. Bei Jünglingen, Greisen, Soldaten, verheiratheten Frauen war er langsamer, bei Sklaven, Mägden, Parasiten, Fischern schneller.

Unter den Schauspielern der Komödie zeichneten sich auf den Theatern Roms in Quintilians und Juvenals Zeit vor Allen Griechen aus, diese gebornen Schauspieler, wie der letztere sie nennt; die berühmtesten waren Demetrius und Stratocles. Die Charakteristik, die Quintilian von beiden gibt, zeigt nicht bloß, wie scharf noch in der damaligen Schauspielkunst die Grenzen zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten gezogen waren, sondern auch wie fein und lebhaft die Empfindung für die Ueberschreitung dieser Grenzen war. Demetrius war durch ein herrliches Organ, große Schönheit und tadellosen Wuchs begünstigt und mehr für ruhige Rollen beanlagt; sein Fach waren Götter, Jünglinge, gute Sklaven und Väter, Gattinnen und würdige alte Frauen; in gewissen Dingen war er unnachahmlich, wie in leidenschaftlichen Bewegungen der Hände, in lang ausgehaltenen, wohlklingenden Ausrufungen; die Art, wie er im Gehn seine Gewänder durch den Luftzug aufbauschen ließ, die Bewegungen, die er zuweilen mit der rechten Seite machte, standen ihm allein wohl. Stratocles hatte eine schärfere Stimme, er war von der höchsten Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, er durfte ein Gelächter wagen, das nicht zu seiner Maske paßte, sogar sich erlauben den Nacken zusammenzuziehn. Sein Fach waren polternde Alte, spitzbübische Sklaven, Parasiten, Kuppler u. dergl. Die kleinen Ueberschreitungen der Regel, die beide Schauspieler sich gelegentlich gestatteten, gingen nicht aus Unkenntniß, sondern aus Nachgiebigkeit gegen den Geschmack des Publicums hervor. Uebrigens wäre, was bei dem Einen die beste Wirkung that, bei dem Andern geradezu häßlich gewesen. Juvenal nennt außer Beiden als bewundernswürdige Künstler noch Antiochus und den geschmeidigen Hämus, er erwähnt als vollendete Leistungen die drei Frauenrollen der Palliata: die Ehefrau, die Courtisane und die Magd.

Doch ungleich mehr als die Komödie war die Tragödie auf die Theilnahme der kleinen Minorität der Gebildeten ausschließlich angewiesen. Der Menge, welche an die Schauspiele der Arena gewöhnt war, deren Nerven kaum durch die krasseste Wirklichkeit erschüttert werden konnten, blieb der Schein der Bühne natürlich unendlich fern und die Gestalten der idealen Welt wesenlose Schatten: was war ihnen Hecuba? Aber auch unter den Gebildeten war die Zahl Derer wol niemals groß, die nicht lieber die lustigen Scenen des Plautus, Scenen, wie sie die Gegenwart in andrer Form auf allen Seiten bot, auf der Bühne gesehn hätten, als die Schicksale der Könige und Helden aus der Vorzeit Griechenlands. Ueberdies ließ schon das Costüm die Tragöden wie Gestalten aus einer andern Welt erscheinen. Die seltsamen, auf dem Kothurn wie auf Stelzen einhertretenden, ausgestopften, von langen bunten Schleppkleidern umwallten Figuren, mit hohen künstlichen Haaraufsätzen und einer Maske, deren Mund so weit geöffnet war, als wollten sie die Zuschauer verschlingen, mochten wol nicht Wenigen häßlich oder lächerlich erscheinen. Philostrat erzählt, daß die Bewohner einer

Stadt in Bätica, die noch nie einen Tragöden gesehn hatten, vor dem ersten, der dahin kam, erschraken und aus dem Theater liefen. Schon in der letzten Zeit der Republik war eine prunkvolle Ausstattung das beste oder einzige Mittel, um das Publicum im Trauerspiele festzuhalten. Militärische Evolutionen großer Schaaren zu Fuß und zu Pferde, ungeheure Triumphzüge und andre Processionen, wobei fremde kostbare Trachten und Prachtstücke aller Art in größter Menge gezeigt, Schiffe, Wagen und sonstige Kriegsbeute, sogar Giraffen und weiße Elephanten vorübergeführt wurden, so daß die Stücke vier Stunden und länger dauerten — solche Schauspiele waren es, die auch für die Gebildeten den Hauptreiz der Tragödie in Horazens Zeit ausmachten. Auch bei den Rittern, sagt er, ist die Ergötzung des Ohrs durch eitle Schaulust verdrängt worden. Diejenigen, die einen künstlerischen Genuß im Theater suchten, kamen doch nicht sowol um des Dramas, sondern um der Darstellung willen, nicht um den Dichter, sondern um den Schauspieler zu bewundern. Die natürliche Folge dieses gänzlichen Schwindens des dramatischen Interesses war eine Auflösung der Tragödie, wobei die den Zuschauern gleichgiltig gewordene zusammenhängende dramatische Entwicklung geopfert, und nur solche einzelne Scenen beibehalten wurden, welche die wirksamsten Momente enthielten und zugleich den Darstellern die beste Gelegenheit gaben ihre Kunst zu zeigen. Zwar werden immer noch vollständige, wenn auch verkürzte Tragödien in Rom wie in den Provinzen (namentlich den griechischen) aufgeführt worden sein; in der Regel aber geschah es wol, wenigstens seit dem 2. Jahrhundert, nicht mehr, und die Stelle des Trauerspiels nahmen nun Gesangsscenen und pantomimische Tänze ein.

Musik und Tanz waren von jeher wesentliche Bestandtheile aller dramatischen Aufführungen auf der römischen, wie auf der griechischen Bühne. Die eigentliche, durch gesprochene Scenen nicht unterbrochene Oper kannte das Alterthum zwar nicht; denn der jambische Dialog wurde immer gesprochen. Doch für einen großen Theil des Dramas war neben dem Dichter auch der Componist thätig. Im Dialog vermochte der Schauspieler Gesticulation und Vortrag zu vereinigen, im lyrischen Monolog aber trat zuweilen eine solche Steigerung des Ausdrucks ein, daß die erste in Tanz, der letztere in Gesang überging. Hier mußte entweder auf *ein* Darstellungsmittel Verzicht geleistet, oder die Aufführung zwei verschiedenen Darstellern übertragen werden. Es geschah das letztere; und dies zeigt wie nichts Andres, wie fern die antike Bühne von dem Streben, und die Zuschauer von dem Verlangen nach Illusion waren; die ganze Bühneneinrichtung ließ keinen Augenblick die Täuschung aufkommen, man habe einen wirklichen Vorgang vor Augen, sie entfernte sich mit Absicht weit von der Wirklichkeit, die Darstellung sollte und konnte eben nur als eine Production der Kunst verstanden und gewürdigt werden, die nicht nur keine Realität hatte, sondern jeden Gedanken an Realität ausschloß. Allerdings haben die tragischen Schauspieler, die immer auch kunstgerechte Sänger sein mußten, oft (vielleicht sogar in den meisten Fällen) die Gesangspartieen behalten; aber daneben

kam es auch vor, daß man sie ihre Scenen in stummem pantomimischen Tanz ausdrücken sah, während ein Sänger, ruhig daneben stehend, die Worte vortrug, die sie hätten sprechen sollen. Diese für uns höchst seltsame Trennung von Vortrag und Action erschien so natürlich, daß in Plinius' Zeit Dichter einem geladenen Publicum ihre Gedichte von Andern vortragen ließen, die ein gefälligeres Organ hatten, und den Vortrag mit „Gemurmel, Mienenspiel und Gesticulation" begleiteten.

Durch diese Trennung von Gesang und Tanz auf der Bühne war die Auflösung der Tragödie in ihre Elemente schon vorbereitet. Der Verfall des dramatischen Interesses, die Steigerung des Interesses für Gesang und Tanz vollendete sie, und schon in der letzten Zeit der Republik wurden die Leistungen des Sängers, Tänzers und des begleitenden Flötenspielers als selbständige geboten und aufgenommen. Hier sollen zunächst nur diejenigen Darstellungen in Betracht gezogen werden, die den dramatischen Charakter wenigstens theilweise beibehielten, die Pantomimen und die Vorträge der Tragöden. Zusammenhängende und zu Ganzen abgeschlossene Aufführungen waren, soviel wir wissen, nur die erstern, während die letztern immer mehr rhapsodisch geblieben zu sein scheinen. Da sie nie auch nur annähernd zu der Geltung der Pantomimen auf der Bühne wie im Publicum gelangten, sind wir über sie nur sehr unvollkommen unterrichtet.

Die Tragöden traten in Maske und vollem Costüm auf, wie im eigentlichen Drama. Ihre Production beschränkte sich aber im Wesentlichen auf Gesang: zwar begleiteten sie sich natürlich auch mit Gesticulation, doch diese konnte für sie nur ein untergeordnetes Darstellungsmittel bleiben und in der angemessenen Vollständigkeit nur durch einen zweiten Schauspieler ausgeführt werden. Ob dieser, der zuweilen erwähnt wird, gewöhnlich neben dem Sänger auftrat, ob die Einzelvorträge öfter mit einem Chor verbunden waren, ob derselbe Tragöde mehrere Rollen eines Stückes nach einander vortrug und ob und wie der Zusammenhang zwischen diesen Solos vermittelt wurde, ob stumme Nebenpersonen die Aufführung vervollständigten, ob und wie sich an die Einzelgesänge gesprochene Dialoge anschlossen — über all diese Fragen sind wir in völliger Ungewißheit. Nur soviel ist klar, daß die Einzelgesänge der Tragöden den Kern dieser Darstellungen bildeten, und daß sie so gut wie ausschließlich das Interesse des Publikums in Anspruch nahmen. Es war dies die dramatische Gattung, in der Nero aufzutreten liebte, weil er vorzugsweise durch seine Stimme und Gesangskunst glänzen zu können meinte. Er sang, sagt Sueton, Tragödienscenen in der Maske, wobei die Masken der Götter und Helden seinem, die der Göttinnen und Heroinen dem Gesichte der Frauen ähnlich gemacht wurden, die er gerade liebte. Unter andern sang er die kreisende Canace, Orest als Muttermörder, den geblendeten Oedipus, den rasenden Hercules. Man erzählte, daß ein junger Soldat, der am Eingange Wache stand, als er ihn für die letztere Rolle ankleiden und mit Ketten belasten sah, herbeieilte, um ihn zu befrein. Man bemerkte, daß in dem letzten Stück, in dessen Scenen er öffentlich auftrat, einer damals sehr berühmten Be-

arbeitung des verbannten Oedipus, sein Gesang mit den Worten schloß: „Zum Tode treiben Gattin, Vater, Mutter mich.“ Die angeführten Textworte sind griechisch und in dieser Sprache mögen die Texte der Tragöden in Rom damals öfter abgefaßt gewesen sein, da eine fremde Sprache auch die Unkundigen hier kaum mehr stören konnte, als gegenwärtig in der italienischen Oper außerhalb Italiens. Ueberhaupt wurde die griechische Sprache auf den Bühnen Roms in der Kaiserzeit wol nicht selten gehört, und selbst andre; schon Cäsar und August hatten „Schauspieler von allen Sprachen“ auftreten lassen. Bei dem von Nero im Jahre 59 veranstalteten Feste der Juvenalia „befreite weder Adel noch Alter oder verwaltete Aemter irgend Jemanden von dem Zwange, als griechischer oder lateinischer Schauspieler aufzutreten“. Doch läßt sich nicht ermitteln, ob ganze griechische Dramen aufgeführt worden sind, was sehr möglich ist, oder ob nur halbdramatische, concertartige und declamatorische Vorträge griechische Texte hatten. — Uebrigens haben sich die Gesangsvorträge aus Tragödien im römischen Reich mindestens bis in die Zeit Justinians erhalten, wo sie freilich (wie bemerkt) das größere Publicum langweilten. Choricius erwähnt Scenen des Orest und der Medea, und sagt, daß es bei den Tragöden auf eine gute Stimme weit mehr ankam, als bei den Mimen.

Zu einer weit andern Bedeutung als diese Tragödengesänge gelangten, wie gesagt, auf der Bühne die pantomimischen Aufführungen. Daß die pantomimische Action von jeher für ein wichtigeres Darstellungsmittel galt als Declamation und Gesang, geht schon daraus hervor, daß im eigentlichen Drama der Schauspieler, der auf eins von beiden verzichten mußte, gerade das letztere dem außerhalb der Handlung stehenden Sänger überließ und den Inhalt der Dichterworte selbst durch das erstere ausdrückte. Die Action mußte das Mienenspiel ersetzen helfen, das der Gebrauch der Masken ausschloß, und wieviel reicher, feiner, ausgebildeter und lebendiger die Geberdensprache der damaligen Pantomimen war, als die der heutigen, das können wir uns aus zahlreichen Andeutungen und aus der Geberdensprache der heutigen Südländer wenigstens annähernd vorstellen. Die allgemeine Verständlichkeit dieser Darstellungen auch für die des Lateinischen und Griechischen Unkundigen trug vielleicht gerade in Rom mit seiner aus allen Ländern zusammengeflossenen Bevölkerung nicht am wenigsten bei, dieser Gattung auf der Bühne Eingang und bald die Herrschaft zu verschaffen.

Die Ausbildung des darstellenden Tanzes zu einer selbständigen Kunstgattung erfolgte unter August (um 732 = 22 v. Chr.) durch den Cilicier Pylades und den Alexandriner Bathyllus. Neben oder unmittelbar nach beiden glänzten der Syrer Nomius, der Karer Hylas (aus Salmacis), der Tiburtiner Pierus, und ein Gajus Theoros, der in einer kürzlich gefundenen Inschrift „das Licht und der Besieger der Pantomimen“ genannt wird; „durch seine Kunst sei selbst der Gott (der Kaiser) gefesselt worden, wie konnten Menschen zögern dem Gotte nachzufolgen?“ Die neue Gattung beschränkte sich bald auf das tragische Fach; komische Pantomimen scheinen allmählich in Abnahme gekommen

zu sein, so daß man den Pantomimus geradezu als einen Ersatz für die absterbende Tragödie ansehn kann. Die Bearbeitung geschah in der Art, daß die bedeutendsten und wirksamsten Momente der Handlung in eine Reihe von lyrischen Solos zusammengefaßt wurden, die ein einziger Pantomime darstellte, der also immer mehrere Rollen und zwar sowol männliche als weibliche hinter einander geben mußte, während der jedem Solo entsprechende Text nicht wie im eigentlichen Drama von einem einzelnen Sänger, sondern von einem ganzen Chor gesungen wurde. Die Textbücher der Pantomimen mögen vielleicht nicht selten eigene Dichtungen gewesen sein, öfter waren sie aber wol gewiß aus bereits vorhandenen griechischen und römischen Stücken zurechtgeschnitten. Auch bedeutende Dichter verschmähten es nicht die Texte dieser Tanzstücke (fabulae salticae) zu verfassen, Lucan soll ihrer vierzehn geschrieben haben. Sie wurden von den Pantomimen gut bezahlt; Statius, der für seine Thebais nur unfruchtbares Lob einerntete, hatte durch den Verkauf des noch unbekannten Textes zu einer Agaue an den berühmten Tänzer Paris einen namhaften Gewinn. Im Allgemeinen aber scheinen die Pantomimentexte für werthlos gegolten zu haben, und gewiß nicht mit Unrecht. Plutarch sagt, die Tanzkunst habe sich eine gemeine Poesie zugesellt und den Zusammenhang mit der erhabenen aufgegeben; so herrsche sie in den unsinnigen und urtheilslosen Theatern, doch bei den Verständigen und Edeln haben sie alle Achtung verloren. Die Gegenstände waren, wie es die Entlehnung aus der Tragödie mit sich bringt, fast durchweg mythologisch, und nur ausnahmsweise historisch. Zwar erklärt Lucian alle Gegenstände vom Anfange der Welt bis zum Tode der Kleopatra als geeignet für den Pantomimus (daß die Dichter der Kaiserzeit die letztere Grenze nicht überschreiten durften, ist begreiflich); doch die tragische Geschichte des Polykrates und seiner Tochter und die Leidenschaft des Seleucus für die Geliebte seines Vaters Stratonike sind die einzigen historischen Gegenstände, die er außer dem Tode der Kleopatra anführt; auch sonst werden solche nirgend erwähnt, während die Zahl der uns bekannten mythologischen sehr groß ist. Ausnahmsweise waren sie der römischen Sage entnommen (so wird ein nach Virgil bearbeiteter Turnus erwähnt, in dem Nero auftreten wollte, eine Pantomime Dido, ebenfalls nach Virgil, war noch in der Zeit des Macrobius auf der Bühne beliebt); auch der ägyptischen (die Geschichte des Osiris, die Verwandlungen der Götter); aber der ganz überwiegenden Mehrzahl nach der griechischen, und vermuthlich wurden auch von diesen manche als Pantomimen zum ersten Male auf die Bühne gebracht. Darunter waren allerdings hochtragische Gegenstände nicht selten, wie Atreus und Thyest, der rasende Ajax, der rasende Hercules, Niobe, Hektor und ähnliche. Doch bei weitem am häufigsten und beliebtesten waren Liebesgeschichten, und zwar nicht wenige vom bedenklichsten Inhalt, theils aus der Göttersage, wie die Liebesabenteuer und Verwandlungen Jupiters, Venus und Adonis, Venus und Mars im Netze Vulkans, Apollo und Daphne u. s. w.; theils aus der Heldensage, wie Phädra und Hippolyt, Meleager und Atalante, Protesilaos und Laodamia, Jason

und Medea, Achill auf Skyros, Achill und Briseis, Ariadne auf Naxos, Pasiphae, Kinyras und Myrrha u. s. w.; der zuletzt genannte Pantomimus wurde bei dem Feste aufgeführt, das Caligula am Tage seiner Ermordung im Palatium gab, und das reichlich fließende Blut des sich selbst tödtenden Helden galt später als ein Vorzeichen seines Todes. Diese und ähnliche Gegenstände wurden während der ganzen Kaiserzeit von Pantomimen auf allen Bühnen vorzugsweise dargestellt und fesselten überall die Zuschauer am meisten.

Da die Textbücher der Pantomimen nach Tragödien bearbeitet oder doch in entsprechender Form gehalten waren, wurde wol auch die Einheit des Ortes beobachtet, so daß kein Coulissenwechsel stattfand; wenigstens wird ein solcher ebenso wenig als die sonstige scenische Ausstattung erwähnt. Vermuthlich war diese wie in der Tragödie sehr einfach. Der Chor sang außer den Texten der Tanzstücke vielleicht auch in den Pausen derselben, da die Aufführung doch kaum ohne eine verbindende Erzählung (etwa in der Art des Recitativs in unsern Oratorien) gedacht werden kann: durch sie würde zugleich der Tänzer die Zeit erhalten haben, Costüm und Maske zu wechseln. Den Chorgesang hatte statt des einzelnen Sängers der Tragödie der Begründer der neuen Gattung Pylades (im Jahre 732 = 22 v. Chr.) eingeführt, und statt der einfachen Flötenbegleitung ein reiches stark instrumentiertes Orchester. Auf die Frage, worin seine Neuerung bestehe, soll er mit einem homerischen Verse geantwortet haben: „In der Flöten und Pfeifen Getön und der Menschen Getümmel." Neben der Flöte gehörten auch Syringen und Cymbeln, Cither und Lyra zu diesem Orchester, und der Tact wurde durch des Scabillum angegeben, ein Instrument, bestehend aus zwei verbundenen, an der Sohle befestigten Platten, die beim Auftreten lautschallend zusammenschlugen. Natürlich hatte die Musik zugleich den Zweck, die rhythmischen Bewegungen des Tänzers zu leiten. Diese Musik stand nicht höher als die gewöhnlichen Texte, sie war voll Geschmetter und Getriller, weichlich, würdelos und unzüchtig, nur auf gemeinen Ohrenkitzel berechnet, und ernstere Kunstfreunde glaubten den Verfall der Musik überhaupt von der Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne herleiten zu müssen.

Je mehr Musik und Gesang dem Tanz untergeordnet waren, desto ausschließlicher nahm dieser das ganze Interesse der Zuschauer in Anspruch. Zwar ward das Verständniß des Tanzes durch den Chorgesang unterstützt und vermittelt, doch die eigentliche Aufgabe, die sich die neue dramatische Gattung stellte und löste, war, das stumme Spiel so viel als möglich auch ohne solche Hilfe verständlich zu machen. Diese Aufgabe war um so schwieriger, da ein Pantomime in demselben Stücke wie gesagt mehrere und zwar die verschiedensten Rollen durchzuführen hatte. Er erschien z. B. erst als rasender Athamas, dann als furchterfüllte Ino; erst als Atreus, dann als Thyest und wieder als Aegisth oder Aerope, oder hintereinander als Bacchus, Cadmus, Pentheus und Agaue, als Hercules, Venus und Cybele. Sodann lag es dem Darsteller ob, durch sein Spiel die Phantasie der Zuschauer zur Ergänzung

der übrigen Personen des Stücks anzuregen und deren Beziehungen zu der von ihm dargestellten Hauptperson auszudrücken: er mußte bei der Darstellung des Achill die Person des Paris, bei der des Prometheus den Vulcan, bei der des Ganymed den Jupiter mit andeuten u. s. w. Der berühmte cynische Philosoph Demetrius (unter Nero) soll sich einst über die Pantomimen geringschätzig ausgesprochen haben, die, wie er meinte, ohne Chor und Musikbegleitung nichts zu leisten vermöchten. Der damals bedeutendste Pantomime Roms (wahrscheinlich Paris) beschloß ihn vom Gegentheil zu überzeugen, und tanzte vor ihm den Ehebruch des Mars und der Venus. Er drückte die Anzeige des Sonnengottes an den betrogenen Gemahl, die Nachstellung Vulcans und die unsichtbaren Fesseln, die Scham der Venus, die Bitten des Mars, die sämmtlichen andern von Vulcan herbeigerufenen Götter durch sein stummes Spiel so verständlich aus, daß der Philosoph bewundernd die Unrichtigkeit seines Urtheils eingestand. Im Achill auf Skyros stellte der Künstler die spinnenden und webenden Jungfrauen und Achill in Weibertracht unter ihnen vor, sein Spiel bewirkte, daß man Odysseus an der Thür erscheinen zu sehn und Diomed in die Trompete stoßen zu hören glaubte; aber auch Achill vor Troja, in der Schlacht die Lanze schleudernd und mordend, mit Hektor kämpfend und seine Leiche schleifend, der Fall Trojas und der Tod des Priamus, die Kämpfe des Theseus, die Arbeiten des Hercules, selbst der Kampf der Centauren und Lapithen wurde vorgestellt. Der geschickte Darsteller, sagt Manilius, wird durch seinen Tanz jeden Wechsel des Schicksals vorführen; er wird mit seinem Geberdenspiel hinter dem Gesange des Chors nicht zurückbleiben und bewirken, daß die Zuschauer Troja und den Fall des Priamus vor sich zu sehn glauben. Auch Nonnus, der einen Wettkampf im pantomimischen Tanze zwischen den beiden Begleitern des Bacchus, Maro und Silen, beschreibt, gibt in seiner Schilderung offenbar Eindrücke der Bühne wieder. Maro stellt „mit lautlosen Händen" die Gestalt des Ganymedes dar, der den Göttern beim Mahle einschenkt, und zugleich „in sinnvollem Schweigen" die Nektar spendende Hebe. Der Gegenstand des Tanzes des Silen ist der Streit zwischen Aristäus und Bacchus, welcher von Beiden den Göttern das bessere Getränk zu spenden vermöge. Zeus sitzt als Richter da, Eros steht in der Mitte, die Siegespreise, einen Epheu- und Oelzweig in der Hand. Zuerst bietet Aristäus bei allen Göttern den Honig herum, aber schon beim dritten Becher sind sie dessen überdrüssig und berühren den vierten nicht mehr. Dann reicht Bacchus Jedem einen Becher Wein, zuerst dem Zeus, der Hera, dem Poseidon und so allen nach der Reihe, alle sind erfreut, nur Apollo, der Vater des Aristäus, niedergeschlagen. Je mehr sie trinken, desto mehr verlangen sie nach dem Wein, sie erkennen jubelnd dem Bacchus den Sieg zu, und Eros, selbst trunken, kränzt ihn mit dem traubigen Epheu. Noch Cassiodor schildert, wie die Hand des Pantomimen den Gesang des Chors für die Augen der Zuschauer auslegt, wie man gleichsam Schriftzeichen in ihr liest und wie sie ohne zu schreiben dasselbe leistet wie die Schrift. „Derselbe Körper stellt Hercules und Venus,

Mann und Weib, einen König und einen Soldaten, einen Jüngling und einen Greis dar; so daß man glauben möchte, es seien in ihm viele Personen enthalten."

Daß die Pantomimen Maske und Costüm für jede neue Rolle desselben Stücks in der Regel wechselten, ist selbstverständlich und ausdrücklich bezeugt, doch gab es auch eine Darstellungsart, wo dies nicht geschah. Bei diesem Gewand- oder Manteltanze erfolgte für jede neue Rolle nur eine neue Drapierung mit demselben Gewande, das dann z. B. „den Schweif des Schwans, das Haar der (aus dem Meer aufsteigenden) Venus, die Geißel einer Furie" nach einander andeutete. Diese, offenbar den mimisch plastischen Darstellungen der Händel-Schütz und den von Goethe beschriebenen der Maitresse des Ritter Hamilton, Emma Harte, sehr verwandte Tanzart war vermuthlich eine Probe großer Virtuosität, und es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche nur ausnahmsweise vorkommen konnte.

Die pantomimische Kunst, die solche Aufgaben zu lösen vermochte, mußte um so größer sein, da neben dem einzigen Tänzer auch nicht einmal Statisten als Darsteller von Nebenpersonen aufgetreten zu sein scheinen. Doch die Leistungen, die den Pantomimen nachgerühmt werden, erscheinen überhaupt nur dann begreiflich, wenn man sich erinnert, daß die antike Kunst (und namentlich die Kunst der Bühne) die Phantasie des Betrachters zur Ergänzung des Gebotenen in ungleich höherm Grade aufforderte und an solche Thätigkeit gewöhnte, als die moderne. Uebrigens kannte man in Augusts Zeit auch pantomimische Scenen, in welchen zwei Darsteller auftraten und jeder von beiden seine Rolle selbständig durchführte; ob solche aber auch auf der Bühne stattfanden, ist unbekannt; keinesfalls scheinen sie sich darauf erhalten zu haben, da sie nie weiter erwähnt werden.

Der Pantomimentanz war kein Tanz im heutigen Sinne, er bestand hauptsächlich in ausdrucksvollen und rhythmischen Bewegungen des Kopfes und der Hände, obwol natürlich Bewegungen des ganzen Körpers, Biegungen und Wendungen aller Art, und selbst Sprünge dabei nicht fehlen konnten. An dem Syrer Nomius, dem Zeitgenossen und Rivalen des Pylades und Bathyllus tadelte man die zu langsamen Bewegungen der Hände, während die Schnelligkeit seiner Füße nicht bloß anerkannt, sondern sogar zu groß gefunden wurde. Galen sagt, daß die angestrengten Bewegungen der Tänzer, wobei sie hoch aufspringen, sich sehr schnell herumdrehen, niederkauern und aufschnellen, die Beine zusammenziehn und auseinanderspreizen, wie überhaupt alle sehr heftigen Bewegungen den Körper kräftigen. Dergleichen scheint aber *nach* der eigentlichen pantomimischen Darstellung Statt gefunden zu haben; so beschreibt es auch Nonnus in der angeführten Stelle. Silen springt bald auf einem Fuße in die Höhe, bald auf beiden; er stellt sich fest auf den rechten und hebt den linken bis zur Brust und Schulter; er biegt ihn nach hinten so weit aufwärts, daß er den Nacken berührt; dreht sich nach hinten übergebogen im schnellen Wirbel um sich selbst, so daß sein Kopf im Kreise umhergeschleudert den Boden zu streifen scheint. Alles

dies geschieht aber erst, nachdem er jene Scene „mit weiser Hand webend" zu Ende geführt hat.

Die Sprache der Hände, diese (wie Quintilian sagt) bei so großer Verschiedenheit der Mundarten allen Völkern gemeinsame Sprache, war offenbar im Alterthume noch reicher an bezeichnenden und allgemein verständlichen Gesten als die Geberdensprache der heutigen Südländer. Wir bewundern, sagt Seneca, die Tanzkünstler, weil ihre Hände zu jeder Bezeichnung der Dinge und Empfindungen geschickt sind und ihre Geberden die Schnelligkeit der Worte erreichen. Jede veränderte Haltung der Hand und der einzelnen Finger drückte einen andern Sinn aus, und diese „Beredtsamkeit des Tanzes" wurde ohne Zweifel durch die fortdauernde Uebung der Kunst mehr und mehr erweitert, ausgebildet und verfeinert. Griechische Enthusiasten meinten sogar, daß „philosophische" Tänzer in ihrem Schweigen, gleichsam neue Pythagoriker, beredter seien als Rhetoren in ihren Vorträgen. Natürlich wurden aber die Geberden der Hände durch entsprechende und ergänzende sonstige Bewegungen unterstützt. Maro tanzt bei Nonnus, „ein vielredendes Schweigen mit sprachloser Hand zeichnend; er wirft nach allen Seiten die Blicke umher, ein Bild der Reden, mit kunstvollem Neigen sinnreichen Rhythmus webend; er schwingt den Kopf und würde die Locken schütteln", wenn er nicht kahl wäre. Denkende Künstler suchten nicht sowol die einzelnen Worte als den Sinn des Textes durch entsprechende Bewegungen auszudrücken; sie verschmähten es z. B. Krankheit durch die Geberde des Pulsfühlens, Citherspiel durch die des Saitenschlagens zu bezeichnen. Als Hylas (in einer Probe oder in der Tanzschule) die Textworte: „den großen Agamemnon" dadurch ausdrückte, daß er sich auf die Zehen stellte, tadelte ihn sein Lehrer Pylades, weil er ihn lang, aber nicht groß mache; er selbst nahm bei diesen Worten die Stellung eines Nachdenkenden an. Wie überhaupt in der antiken Kunst sich überall eine ungleich festere Tradition gebildet hat als in der modernen, und wie diese dann für die ganze folgende Entwicklung eine sichere Richtschnur, ein Correctiv gegen Verirrungen und thörichte Experimente der Originalitätssucht geblieben ist: so scheint es auch im Pantomimus der Fall gewesen und so den Künstlern das Spiel, den Zuschauern das Verständniß in hohem Grade erleichtert worden zu sein. Lucian erzählt, daß ein Pantomime bei der Darstellung des kinderverschlingenden Kronos sich in die der Mahlzeit des Thyest, ein Andrer bei der Darstellung des Flammentodes der Semele in die der Glauke verirrte, welche von dem feurigen Gifte der von Medea gesandten Hochzeitsgewänder verzehrt wurde. Weder eine solche Verirrung aus einer Rolle in die andre ist ohne eine sehr bestimmte Tradition für jede Rolle denkbar, noch die Wahrnehmung des Irrthums von Seiten der Zuschauer. Nach allen Schilderungen dürfen wir eine feine Charakteristik bei den bessern Künstlern voraussetzen. Mit einer Darstellung des blinden Oedipus durch Hylas soll Pylades unzufrieden gewesen sein, weil seine Bewegungen die eines Sehenden waren. In rührenden Scenen vermochten die Pantomimen, welche das Leid der von ihnen dargestellten Personen mitzuempfinden schienen, die Zuschauer

nicht selten zu Thränen hinzureißen. Weichliche Tänzer, ruft ein christlicher Schriftsteller, flößen die Leidenschaft ein, welche sie heucheln; sie schänden eure Götter, indem sie sie unzüchtig, seufzend, haßerfüllt vorführen; durch erlogenen Schmerz erregen sie mit eiteln Geberden und Winken eure Thränen.

Wenn aber auch die besten Künstler ihre Erfolge einer geistvollen, durchdachten und künstlerisch schönen Darstellung zu verdanken bemüht waren, so beruhte der Zauber, den dies Schauspiel auf den größten Theil der Zuschauer und Zuschauerinnen ausübte, doch in seinem sinnlichen Reiz. Prachtvolle bunte und faltenreiche Gewänder und eine Maske ohne die häßliche Schallöffnung der Tragödenmaske hoben die Wirkung einer tadellosen jugendlichen Gestalt, die für den Pantomimen unerläßlich war; in ihm sollte man nach Lucians Meinung den Kanon Polyklets verkörpert sehn. Gegen Mängel der äußern Erscheinung waren die Zuschauer am wenigsten nachsichtig. In Antiochia wurde einem kleinen Tänzer, der als Hector auftrat, zugerufen: das ist Astyanax, wo ist Hector? einem sehr langen, der als Kapaneus die Mauer von Theben zu ersteigen sich anschickte: steige über, du brauchst keine Leiter! einem dicken, der große Sprünge zu machen versuchte: Schonung für die Bühne! einem sehr magern: gute Besserung! Eine reiche natürliche Lockenfülle, nach antikem Begriff ein noch wesentlicherer Bestandtheil jugendlicher Schönheit als nach modernem, durfte nicht fehlen. Toilettenkünste jeder Art unterstützten ohne Zweifel die Natur. Galen theilt das Recept zu einem sehr wirksamen Enthaarungsmittel mit, das von dem Pantomimen Paris, einem Günstlinge des Kaisers L. Verus herrührte.

Durch unabläßige Uebung und Beobachtung einer geregelten Lebensweise, namentlich Enthaltsamkeit im Genusse von Speisen erlangten die Pantomimen eine unbedingte Herrschaft über ihren Körper, eine Gelenkigkeit, Geschmeidigkeit und Elasticität, die sie in den Stand setzte jede ihrer Bewegungen mit Anmuth, Eleganz und Weichheit auszuführen. Durch diese Eigenschaften entzückten sie am meisten in Frauenrollen, in denen es ihnen gelang ihr Geschlecht völlig vergessen zu machen. Apulejus sagt von dem Schwiegervater seines Stiefsohns, dem er Schändlichkeiten und Laster aller Art vorwirft, er habe in seiner Jugend als Pantomimentänzer freilich eine so große Geschmeidigkeit gezeigt, als wenn er keine Sehnen und Knochen hätte, aber eine kunstlose und ungeschulte. In schlüpfrigen Scenen, welche die eigentliche Würze dieses Schauspiels waren, verband sich die verführerische Anmuth der Darstellung oft mit einer Ueppigkeit und Schamlosigkeit, der das Aeußerste für erlaubt galt. Wenn der schöne Bathyllus die Leda tanzte, dann fühlte sich selbst die frechste Mimenspielerin solcher Meisterschaft in der Kunst des raffinierten Sinnenkitzels gegenüber als ländliche Novize und Schülerin.

Den Vorwurf der Unsittlichkeit und der corrumpierenden Wirkung, der den Pantomimen allgemein gemacht wurde, vermochten auch seine eifrigsten Vertheidiger nicht zu entkräften. Selbst junge Männer von

ernster Richtung vermieden sie zu sehn. Ummidia Quadratilla (die etwa 107 n. Chr. beinahe 80 Jahr alt starb) besaß Pantomimen, für die sie ein lebhafteres Interesse hatte, als sich für eine Frau vom höchsten Range ziemte. Ihr Enkel, ein junger Mann von sehr strenger Lebensweise, sah dieselben weder auf der Bühne noch in ihrem Hause tanzen. Sie schickte ihn fort, wenn sie sich mit ihren Aufführungen unterhalten wollte, was sie, wie der jüngere Plinius meinte, ebensowol aus Achtung als aus Liebe für ihn that. Daß die Pantomimen nicht am wenigsten zur Entsittlichung der Frauen beitrugen, welche den Schauspielen überhaupt leidenschaftlich ergeben waren, würde auch ohne die sehr grelle Schilderung Juvenals sehr glaublich erscheinen. Der Kaiser Julianus, welcher eine Reinigung der Theaterschauspiele von Zuchtlosigkeit und Frechheit für unmöglich hielt, verlangte von den Priestern, daß sie sich des Theaterbesuchs enthalten und keinen Schauspielern, Pantomimen oder Mimen bei sich den Zutritt gestatten sollten. Einer der letzten heidnischen Geschichtschreiber des Kaiserreichs, Zosimus, sah in der Einführung der Pantomimen unter August ein Symptom eines allgemeinen sittlichen Verfalles der Welt, der mit dem Beginne der Monarchie begonnen habe. Dagegen schrieb Augustinus die Erfindung dieses Schauspiels der List der bösen Geister zu, die voraussehend, daß die Pest des Circus einst nachlassen würde, diese viel verderblichere Seuche, an der sie die größte Freude haben, in die Welt sandten.

Man unterschied zwei Hauptgattungen des Pantomimus, die auf die beiden Urheber dieser Darstellungsart, Bathyllus und Pylades, zurückgeführt wurden. Der Letztere, der auch über seine Kunst schrieb, war der Begründer des tragischen Pantomimus. Die von Bathyllus eingeführte Gattung war einfach, heiter, dem burlesken griechischen der alten Komödie eigenthümlichen Tanz Kordax verwandt; ihre Stoffe waren vielleicht lascive Behandlungen von Göttermythen wie sie in der alten und mittleren Komödie häufig vorkamen, vielleicht auch directe Parodieen von Tragödien. Echo, Pan, ein mit Eros schwärmender Satyr — von solcher Art waren die Rollen, in denen Bathyllus glänzte, der für die pathetischen, feierlichen, aus vielen Personen zusammengesetzten Pantomimen des Pylades ebenso wenig Begabung besaß, als dieser für den leichteren Tanz. Pylades riß besonders als Bacchus die Zuschauer hin; es war, sagt ein griechischer Dichter, als wäre der Gott in ihn übergegangen, dieser Bacchus stammte wahrlich vom Himmel; wäre er so in den Olymp gekommen, sagt ein Andrer, so hätte die Götterkönigin selbst ihn als ihren Sohn beansprucht. Als rasender Hercules scheint er sich in der Darstellung des Wahnsinns den Vorwurf der Uebertreibung zugezogen zu haben. Aus der Inschrift eines der höchsten Beamten in Pompeji, der dort bei einem Apollofeste Schauspiele mit aller Art von Musik und Recitation (acroamata) sowie „mit allen Pantomimen und Pylades" veranstaltete, sieht man, daß er, ohne Zweifel für hohes Honorar, auch in den Städten Italiens auftrat. Beide Künstler bildeten Schulen, und spätere Virtuosen des Pantomimus führten nach einem damals verbreiteten Gebrauch der Künstler aller Art wiederholt

die Namen dieser berühmten Vorgänger. Die von Bathyllus begründete Gattung erhielt sich mindestens bis auf Plutarchs Zeit, doch scheint sie frühe von der andern in den Hintergrund gedrängt worden zu sein, die bald allein die Herrschaft auf der Bühne behauptete: Lucian erwähnt in seiner sehr ausführlichen Schrift über den Tanz nur den tragischen Pantomimus.

Außer dem Pantomimus sah man auf der römischen Bühne noch mancherlei andre orchestische Aufführungen. Wie die Gesangstücke der Tragödien, wurden auch sonst in Musik gesetzte Gedichte pantomimisch dargestellt oder mit pantomimischen Tänzen begleitet, zuweilen begleiteten die Sänger sich selbst. So waren Gedichte Ovids, obwol nicht für das Theater bestimmt, in Rom aufgeführt worden, und noch in seinem Exil erfreute ihn die Nachricht, daß seine Verse im Theater getanzt und beklatscht würden; so wurden Lobgedichte auf die Kaiser zum Aergerniß strengerer Beurtheiler unter Begleitung weibischer Tänze auf der Bühne abgesungen; und Redner, die nach einer markloſen Ueberzartheit des Ausdrucks strebten, rühmten, daß man ihre Reden singen und tanzen könne. Eine Art des Ballets, die als Zwischenspiel diente (embolium), wurde ganz oder theilweise von Tänzerinnen ausgeführt.

Doch außer dem Pantomimus ist nur einer der damals auf der Bühne vorkommenden Tänze etwas genauer bekannt, die griechische Pyrrhiche. Der Name bezeichnet ursprünglich einen dorischen Waffentanz, der sich noch spät in Sparta erhielt; in der Kaiserzeit scheint es verschiedene Gattungen der Pyrrhiche gegeben zu haben, von denen die vorzüglichste in Jonien und andern kleinasiatischen Provinzen heimisch war und dort von Kindern der edelsten Familien öffentlich bei festlichen Veranlassungen getanzt wurde. Solche Knaben ließen die Kaiser zu ihren Schauspielen wiederholt nach Rom kommen und beschenkten sie öfter nach der Aufführung mit dem Bürgerrechte, doch wurden auch Sklaven und Sklavinnen, besonders im kaiserlichen Hause, in diesem Tanze geübt. Vielleicht gab es Pyrrhichen, die nur von Knaben, und andre, die von beiden Geschlechtern ausgeführt wurden, die letztern wol ausschließlich von Sklaven oder doch gewerbsmäßigen Tänzern und Tänzerinnen. Die Pyrrhichisten erschienen prächtig und bunt in goldgestickte Tuniken, Purpur- und Scharlachmäntel gekleidet und bekränzt. Immer neue Gruppierungen, Verschlingungen und Lösungen folgten in stetem Wechsel auf einander; bald bildeten sie Kreise, bald Reihen, zerstreuten sich in scheinbar regellose Haufen oder ordneten sich im Viereck. Auch Scheinkämpfe, von Tänzern und Tänzerinnen gegen einander mit hölzernen Waffen aufgeführt, gehörten zu dieser Gattung, hauptsächlich aber Tänze von bacchischem und verwandtem Charakter. Die Tanzenden stellten Titanen, Satyrn, Korybanten, Hirten vor und schwangen als Bacchanten Thyrsusstäbe und Fackeln. Leicht konnte diesen Tänzen ein dramatischer Inhalt gegeben werden, als die Abenteuer des Dionysos in Indien, die Geschichte des Pentheus; doch wurden die Gegenstände auch andern Sagenkreisen entnommen, wie bei einem Feste Neros die Geschichte der Pasiphae im Amphitheater als Pyrrhiche aufgeführt ward,

wobei der von einer Flugmaschine hoch emporgetragene Icarus herabstürzte und den Kaiser mit seinem Blut bespritzte.

Eine ausführliche Beschreibung einer solchen mythologischen Pyrrhiche, die dem modernen Ballet sehr ähnlich ist, gibt Apulejus bei der Schilderung eines Festes in der römischen Colonie Korinth, offenbar nach eigener Anschauung; eine Pyrrhiche ohne dramatischen Inhalt geht diesem Ballet voraus. Die Bühne zeigt das Idagebirge aus Holz hoch aufgebaut, mit Gebüsch und lebendigen Bäumen bepflanzt, von dem Quellen herabfließen; einige Ziegen grasen darauf, die Paris, ein schöner Jüngling in Barbarentracht mit goldner Tiara, weidet. Mercur, ein schöner blonder Knabe, nur mit der Chlamys bekleidet, Stab und Caduceus in der Hand, goldne Flügel am Haupt, erscheint im Tanzschritt, überreicht Paris einen goldenen Apfel, indem er durch Geberden den Auftrag Jupiters andeutet, und geht ab. Nun tritt Juno auf, eine schöne Frau mit Diadem und Scepter, dann stürmt Minerva herein, mit blankem, olivenbekränztem Helm, Schild und Lanze schwingend; endlich erscheint Venus, bis auf ein durchsichtiges seidenes, um die Hüften geschlagenes Pallium von blauer Farbe ganz nackt. Juno, die von Castor und Pollux begleitet wird, drückt zuerst unter Flötenbegleitung in gemessenen Tanzbewegungen pantomimisch das Versprechen aus, dem Paris für den Preis der Schönheit die Herrschaft über Asien gewähren zu wollen. Minerva, von den Dämonen des Schreckens und der Furcht begleitet, die nackt einen Schwertertanz aufführen, verspricht in wildbewegten Rhythmen, zu denen kriegerische dorische Weisen gespielt werden, dem Paris Kriegsruhm. Endlich tritt Venus unter lautem Klatschen der Zuschauer hold lächelnd in die Mitte der Bühne, umgeben von einer Schaar kleiner Liebesgötter mit Flügeln, Bogen und Fackeln, und von Mädchen, welche die Grazien und Horen vorstellen. Die Flöten stimmen eine sanfte lydische Melodie an, zu der Venus einen verführerischen Tanz aufführt („zuweilen schien sie nur mit den Augen zu tanzen"), in dem sie Paris die schönste Frau verspricht. Dieser reicht ihr den Apfel. Juno und Minerva drücken im Abgehn Zorn und Verdruß, Venus in einem Schlußtanze mit ihrem ganzen Chor Triumph und Freude aus. Hierauf springt vom Gipfel des Idagebirgs ein Springquell von Crokus und Wein hoch in die Höhe, und nachdem er das ganze Theater mit Wohlgeruch erfüllt hat, versinkt der Berg.

Unter allen Gattungen des Tanzes nicht bloß, sondern auch unter allen Theaterspielen überhaupt war es der Pantomimus, der auf der Bühne der Kaiserzeit die allgemeinste und leidenschaftlichste Theilnahme fand. Wie sehr er die übrigen Gattungen in den Hintergrund drängte, geht schon daraus hervor, daß das Wort, das früher alle Schauspieler bezeichnet hatte (histrio), in der damaligen Sprache ganz besonders diese Tänzer bedeutet. Ihre Aufführungen bezeichnet Philostrat ausdrücklich (in der Zeit des Commodus) als die gewöhnlichen Bühnenspiele, die von Senatoren und Rittern eifrig besucht wurden. Wenn die Vorliebe für Pantomimen auch in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet war, so wurde sie doch von den untern Klassen am wenigsten getheilt. Diese ergötzten sich sicherlich mehr an den derben Zoten und Possen der Mimen,

auf welche die Anhänger der Pantomimen mit Verachtung herabsahen. Die letztern setzten schon wegen ihres mythologischen Inhalts eine gewisse Bildung voraus, in ungleich höherm Grade aber war diese für das Verständniß der Feinheiten der Darstellung erforderlich; überdies war kein andres Theaterschauspiel so geeignet, Nerven, die ein Uebermaß von Genüssen erschlafft hatte, aufs Neue anzuregen. Eine Leidenschaft für die Pantomimen verbreitete sich bald in der höhern Gesellschaft Roms; schon der ältere Seneca spricht von dieser seiner „Krankheit"; sie gehörte nach Tacitus zu den eigenthümlichen Uebeln der Stadt, die man im Mutterleibe empfing; am meisten ergriff sie die Frauen. Die öffentlichen Schauspiele reichten nicht aus, das Verlangen der Liebhaber zu sättigen, und schon in der ersten Kaiserzeit gehörten zu den Sklaven und Freigelassenen großer Häuser sowie des Hofes neben andern Bühnenkünstlern auch Pantomimentänzer und -tänzerinnen. Die Letztern besaßen zuweilen die Gunst ihrer Herren in so hohem Grade, daß sie eine Million Sesterzen als Mitgift erhielten.

Zwar beschloß der Senat im Jahre 15 n. Chr., daß Pantomimen sich nur öffentlich sehen lassen dürften; doch sicherlich ist dieser Beschluß nicht lange in Kraft geblieben; ausdrücklich gestattete Domitian, der ihr öffentliches Auftreten verbot, ihnen das Auftreten in Privathäusern. Eine so leidenschaftliche Neigung für die Tanzkunst führte nothwendig zum ausübenden Dilettantismus, so sehr auch ein solcher mit den römischen Anstandsbegriffen im Widerspruch stand. Schon in der letzten Zeit der Republik war dieser Dilettantismus so verbreitet gewesen, daß selbst Männer von edler Geburt und hoher Stellung nicht bloß wegen Liebhaberei für den Tanz, sondern auch wegen ihrer Fertigkeit in dieser Kunst verspottet wurden, wie Ciceros Freunde M. Cälius Rufus und P. Licinius Crassus (der Sohn des Triumvirs) und sein Gegner A. Gabinius (Consul 58), dessen Haus, wie Cicero sagt, von Gesang und Getön der Cymbeln widerhallte, und der selbst vor seinen Gästen ohne Obergewand tanzte. Auch L. Afranius (Consul 60) soll ein besserer Tänzer als Staatsmann gewesen sein. Die Ausbildung des Pantomimus zur selbständigen Kunstgattung und die Gunst, die er sich rasch gewann, wird auch die ausübenden Liebhaber vermehrt haben. Unter August strebten gebildete Männer und Solche, die gebildet scheinen wollten, nach Fertigkeit im Tanz, die bereits zu den Vorzügen eines guten Gesellschafters gerechnet wurde. Ovid räth dem Liebenden bei einem Gastmahl, wo er mit seiner Dame zusammen ist, zu tanzen, falls seine Arme zu gefälliger Bewegung geübt sind; ein Zudringlicher, der Horaz bestürmt ihm bei Mäcenas Zutritt zu verschaffen, führt zu seiner Empfehlung auch an, daß er ein trefflicher Tänzer sei. Manilius rechnet die Gabe des Tanzes neben der Kunst des Gesanges und Saitenspiels zu den Vorzügen der heitern, durch anmuthige Feinheit gewinnenden Geister. Bald ward die Klage laut, daß diese verweichlichenden und unziemlichen Uebungen ernstern Studien bei der männlichen Jugend Abbruch thäten. Die Leidenschaft Caligulas für den Tanz leistete der Verbreitung dieses Dilettantismus Vorschub. Gute Lehrer des Tanzes wie der Musik

wurden von Liebhabern eifrig gesucht, und wenn dies auch wol größtentheils freigelassene Ausländer waren, so hatte doch schon unter Augusts zum ersten Mal ein römischer Bürger in Rom Tanzunterricht ertheilt. Seneca sagt, daß die Kunst des Pylades und Bathyllus zahlreiche Lehrer und Schüler finde, daß überall in Privathäusern Bühnen errichtet seien, die von den Tanzübungen der Männer und Frauen widerhallten. Auch in der spätern Zeit fehlt es nicht an Zeugnissen für die Fortdauer dieses Dilettantismus; so muß man nach einer Aeußerung Lucians annehmen, daß zu dem Personal der vornehmen Häuser Roms in der Regel auch ein Tanzlehrer gehörte. Zwar galt die Ausübung der Tanzkunst für hochgestellte Männer immer als unschicklich, selbst beschimpfend, nichts desto weniger wird sie von einigen Kaisern berichtet.

Die Theilnahme besonders der höhern Stände und der höchsten Personen an den Bühnenspielen konnte auf die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler nicht ohne Einfluß bleiben, wenn auch ihre rechtliche Stellung sich nicht veränderte. Noch immer traf Jeden, der sich auf öffentlicher Bühne zur Kurzweil des Volks preisgab, bürgerliche Ehrlosigkeit, gleich dem schimpflich entlassenen Soldaten, dem Kuppler, dem überwiesenen Diebe, Betrüger und Verleumder. Daß Personen, die während ihrer Minderjährigkeit die Bühne betreten hatten, nicht der Ehre verlustig sein sollten, bestimmte zuerst, wie es scheint, Diocletian. Auch in Municipien und Colonieen waren Schauspieler gesetzlich von jedem Ehrenamte ausgeschlossen. Mit dem Sohn eines Schauspielers oder einer Schauspielerin konnten selbst Enkelinnen und Urenkelinnen von Senatoren im Mannesstamme keine giltige Ehe schließen, ebensowenig wie deren Enkel und Urenkel mit Töchtern aus Schauspielerfamilien. Der Ehemann, der einen Schauspieler in seinem eigenen Hause im Ehebruch mit seiner Frau betraf, konnte ihn ebensowol wie seinen Sklaven und Freigelassenen im gleichen Falle straflos tödten. Der Soldat, der sich zum Schauspiel hergab, wurde ebenso mit dem Tode bestraft, als wenn er sich hatte zum Sklaven machen lassen. Das alte Recht der Beamten, die Schauspieler überall und zu jeder Zeit körperlich zu züchtigen, beschränkte erst Augusts auf die Dauer der Schauspiele und den Bereich des Theaters, und bei dieser Bestimmung scheint es später verblieben zu sein. Uebrigens war Augusts gegen die Schauspieler, die gegen die Sitte verstießen, unnachsichtig streng. Den Komödienspieler Stephanio ließ er in den drei Theatern Roms mit Ruthen hauen und verbannte ihn, wegen eines Verhältnisses mit einer verheiratheten Frau, die ihm in Knabentracht mit kurzgeschornem Haar aufgewartet hatte. Der Pantomimen Hylas ließ er auf die Beschwerde eines Prätors in dem Atrium seines Hauses öffentlich mit Peitschenhieben züchtigen, und den berühmten Pylades verwies er aus Italien, weil er auf einen Zuschauer, der ihn im Theater auszischte, mit dem Finger gewiesen hatte.

Es war natürlich, daß die Kunst, auf welcher der Makel der Ehrlosigkeit haftete, in der Regel nur von Sklaven und Freigelassenen, oder von Freien solcher Länder geübt wurde, in denen das römische Vorurtheil nicht bestand, namentlich von Griechen, Asiaten und Aegyp-

tern: und dieser Umstand konnte nicht dazu beitragen die Schauspieler geachteter zu machen. Uebrigens standen sie auch in Griechenland im Allgemeinen nicht in gutem Ruf. Gellius erzählt, daß ein Schüler des Philosophen Taurus, ein reicher junger Mann, den Umgang mit Tragöden, Komöden und Flötenspielern (welche, wie er für seine römischen Leser bemerkt, freie Leute waren) sehr liebte. Taurus empfahl ihm, um ihn von diesem Verkehr abzuziehn, täglich einen Ausspruch des Aristoteles zu lesen, der den sittlichen Unwerth der meisten dionysischen Künstler daraus herleitete, daß ihre Kunstübung sie von der Philosophie abhalte und daß sie bald in Ausschweifung, bald in Noth leben, da beides zur Verkommenheit führe. In Rom pflegten sich während der Kaiserzeit Pantomimen, Komöden, Tragöden und andre Bühnenkünstler in den Sklavenfamilien großer Häuser zu befinden, theils einzeln, theils in ganzen Truppen; zwar gehörten zur Aufführung von Tragödien wie Komödien nur je drei Schauspieler, aber außerdem noch Statisten, so daß Martial von einem „Haufen" junger Komöden sprechen konnte, die alle so anmuthig waren, daß keiner sich für den „Verhaßten" Menanders, aber jeder für den „zwei Mal Betrügenden" desselben Dichters eignete. Die zahlreichsten und vorzüglichsten Schauspieler besaß das kaiserliche Haus. Bühnenkünstler gingen wie andre Sklaven durch Vermächtniß, Kauf und Schenkung aus einer Hand in die andre und dienten theils zur Unterhaltung ihres Herrn und seiner Gäste, besonders bei und nach der Tafel, theils und vorzugsweise wurden sie zu öffentlichen Schauspielen verwandt, verliehen und vermiethet, und gewährten für die Kosten ihrer Ausbildung einen reichlichen Ertrag. Freunde des Hauses und Personen, die dem Besitzer ihre Aufmerksamkeit beweisen wollten, versäumten nicht das Schauspiel zu besuchen, wenn seine Leute auftraten, und eifrig zu klatschen. Sehr häufig erlangten diese Sklaven die Freiheit als Belohnung ihrer Kunstfertigkeit, zuweilen auch auf Verwendung des Publicums. Doch gewöhnlich übernahmen sie bei der Freilassung die Verpflichtung, unter gewissen Bedingungen sich ihrem Patron zur Verfügung zu stellen, auch sich von ihm vermiethen zu lassen: in seinen und seiner Freunde Schauspielen mußten sie unentgeltlich auftreten.

Doch die Mißachtung, welche den ganzen Schauspielerstand drückte, hinderte nicht, daß vorzügliche und beliebte Künstler sich zu sehr glänzenden Stellungen aufschwangen. Schon Roscius und Aesop war dies gelungen; Beide hatten großen Reichthum erworben, der Erstere überdies von Sulla den goldenen Ring erhalten (den auch der jüngere Balbus als Quästor in Gades einem Schauspieler Herennius Gallus verlieh). Viel leichter war die Gewinnung von Vermögen und Ansehn für große Talente in einer Zeit, wo die Schauspiele eine so viel höhere Wichtigkeit hatten und das Vorurtheil gegen die Kunst durch die zunehmende Accommodation an griechische Sitten und Anschauungen und durch die Leidenschaft der höheren Stände für die Bühne mehr und mehr von seiner Schärfe verlor. Der Abstand zwischen der Lebensstellung eines untergeordneten und eines gefeierten und berühmten Schauspielers war

damals sehr viel größer als gegenwärtig. Gar mancher der erstern, der auf der Bühne als Agamemnon oder Kreon prächtig im Purpurmantel einhertrat, lebte von einer monatlichen Brotration, wie sie die Sklaven erhielten, und schlief unter einer Decke aus Lumpen, erhielt einen kargen Lohn, wenn er beklatscht, und selbst Peitschenhiebe, wenn er ausgezischt wurde. Das letztere kam wahrscheinlich oft genug vor, da das Publicum schwerlich nachsichtiger war als in Ciceros Zeit, wo jeder falsche Ton, jeder Verstoß gegen Takt und Rhythmus im Vortrage und in den Bewegungen, sofort durch Zischen, Pochen und Massenausrufe gerügt wurde. Auf der andern Seite bewegten die Künstler, welche die Bühnen Roms beherrschten, sich in den höchsten Kreisen, besaßen nicht bloß Reichthum, sondern auch Macht und sahen hochgeborne Männer sich um ihre Gunst, und hochgeborne Frauen um ihre Neigung bemühn. Komöden und Pantomimen, sagt Plutarch, die auf der Bühne Glück machen, werden von Freien, ja selbst von Hochgebornen angestaunt und glücklich gepriesen.

Es versteht sich von selbst, daß es hervorragenden Schauspielern nicht an Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen von Seiten ihrer Collegen fehlte; namentlich pflegten sie in den Gesellschaften, Corporationen und Festgenossenschaften der Bühnenkünstler, besonders den sogenannten heiligen Synoden, Ehrenämter und Priesterthümer zu bekleiden. Aber auch die Städte, in deren Theatern sie sich sehen und hören ließen, waren gegen sie freigebig nicht bloß mit Inschriften und selbst Statuen, sondern auch mit communalen Auszeichnungen. Zwar die römischen Communen waren in ihren Verleihungen, namentlich des Bürgerrechts an durchreisende Künstler aller Art nicht so verschwenderisch als die griechischen, die ihr Bürgerrecht aufs Freigebigste an Schauspieler verschenkten, wie dies Cicero von den Rheginern, Lokrern, Neapolitanern und Tarentinern sagt. Doch auch „die glänzendsten Städte Italiens" nahmen nicht Anstand, Pantomimen, welche den gebräuchlichen Ehrentitel „der Erste seiner Zeit" beanspruchen durften, die Insignien der Decurionen, Duumvirn und andre Ehren, selbst den Augurat zuzuerkennen. In dem kleinen Ort Bovillä ist sogar der Director einer Mimentruppe, der zugleich Komiker und Tragiker war, trotz der Bestimmung, welche Schauspieler von Gemeindeämtern ausschloß, Decurio gewesen: bei der feierlichen Errichtung einer ihm von der Mimengenossenschaft gesetzten Statue im Jahre 169 veranstaltete er eine große Geldvertheilung an die sämmtlichen Einwohner der Stadt.

Namhafte und gesuchte Schauspieler wurden für ihre Leistungen hoch bezahlt (schon im Jahre 15 waren Beschränkungen ihres Soldes nöthig befunden worden); überdies erhielten sie Geschenke von den Festgebern, deren wetteiferndes Bestreben, ihre Prachtliebe und Freigebigkeit auch hierin zu zeigen, zu solcher Verschwendung führte, daß Marc Aurel sich veranlaßt sah, ein Maximum (von zehn Goldstücken) für diese Geschenke zu bestimmen, doch schwerlich mit dem beabsichtigten Erfolge. Auch die Preise für Sieger in den Wettkämpfen, die unter den Bühnenkünstlern stattfanden, bestanden in Gold oder waren sonst werthvoll,

namentlich goldne Kränze, obwol statt deren auch kupferne mit Ochsengalle gefärbte gegeben wurden. Vespasian schenkte bei den Schauspielen, die er zur Einweihung der wiederhergestellten Bühne des Marcellustheaters gab, keinem der mitwirkenden Künstler weniger als 40000 Sest., außer vielen goldnen Kränzen, dem Tragöden Apollinaris sogar 400000. Die Günstlinge, an welche Nero 2200 Mill. Sest. (etwa 478 1/2 Mill. Mark) verschenkt hatte, (wovon Galba neun Zehntel zurückforderte) wären nach Plutarch und Sueton sämmtlich Bühnenkünstler und Athleten gewesen; daß ein beträchtlicher Theil dieser enormen Summe den erstern zugefallen war, wird man allerdings annehmen dürfen. Es ist hiernach zu glauben, daß beliebte und berühmte Schauspieler gewöhnlich vermögend waren. Pylades war es z. B. in so hohem Grade, daß er in seinem Alter selbst Schauspiele (im Jahr 752) in Rom geben konnte; ein späterer Pylades (unter Commodus) wird wegen seiner bei Veranstaltung eines Gladiatorenspiels nebst Thierhetze in Puteoli bewiesenen ungemeinen Freigebigkeit gerühmt. Der ältere Plinius sagt, der höchste für einen Sklaven (den Grammatiker Daphnis) gezahlte Preis (700000 S.) sei in seiner Zeit durch das jährliche Einkommen eines Pantomimen weit übertroffen worden, der sich frei gekauft habe: womit vermuthlich der sogleich zu erwähnende Paris gemeint ist. Der Mime Vitalis rühmt sich in seiner bereits angeführten Grabschrift, daß seine Kunst ihn in der ganzen Stadt bekannt gemacht, ihm Geltung, ein stattliches Haus und Reichthum verschafft habe. Auch in Constantinopel erwarben hervorragende Schauspieler viel: die in der ganzen Welt gefeierten Mimen prunkten nach Choricius mit kostbaren Kleidern, einem Ueberfluß an Gold, mit Silbergeschirr und zahlreichen Sklaven.

Die gefeiertsten Schauspieler gehörten, wie bereits bemerkt, häufig zum kaiserlichen Hause und genossen schon aus diesem Grunde allgemeines Ansehn, überdies erfreuten sie sich, besonders die Pantomimen, nicht selten der höchsten Gunst der Kaiser und Kaiserinnen. Caligulas Gunst besaß eine Zeit lang der Tragöde Apelles, bis an seinen Tod der schöne Pantomime Mnester, den er leidenschaftlich liebte; derselbe war, obgleich nur gezwungen, der Liebhaber Messalinens, die ihn vom Theater entfernt hielt und von den eingeschmolzenen Münzen Caligulas ihm zu Ehren Bildsäulen gießen ließ; er wurde gleichzeitig mit ihr im Jahr 48 hingerichtet. Der Pantomime Paris stand bei Nero als Genosse seiner Ausschweifungen in so hoher Gunst, daß er nicht bloß wagen durfte die Kaiserin-Mutter anzuklagen, sondern auch straflos ausging, als Agrippina die Bestrafung ihrer übrigen Ankläger erwirkte. Er forderte von seiner frühern Herrin, der Vaterschwester des Kaisers Domitia, die Rückerstattung der Summe von 10000 S., die er ihr für seine Freilassung gezahlt hatte, unter dem Vorgeben, daß sie ihn widerrechtlich als Sklaven besessen habe, und gewann den Proceß, wie allgemein bekannt war, auf Befehl des Kaisers (56 nach Chr.). Erst elf Jahre später (67 n. Chr.) ließ Nero ihn hinrichten, weil er selbst auch in der Kunst des Tanzes glänzen wollte und in Paris, der darin

sein Lehrer war, einen gefährlichen Gegner fürchtete. Zu Domitians Günstlingen gehörte der Mime Latinus; den berühmtesten Pantomimen jener Zeit, der (nach der damaligen Sitte der Künstler, die Namen berühmter Vorgänger anzunehmen) sich ebenfalls Paris nannte, ließ er ermorden, weil er die Gunst seiner Gemahlin Domitia besaß; mit ihrer Leidenschaft für diesen oder einen andern Pantomimen brachte später das Gerücht die Ermordung Domitians in Verbindung. Juvenal soll wegen einer Stelle in seinen Satiren verbannt worden sein, in der er die Gönnerschaft eines Tänzers bei der Bewerbung um Aemter oder Stellen im Heer für wirksamer erklärt hatte, als die aller Großen Roms, weil dies als Anspielung auf einen gerade damals am Hof in hoher Gunst stehenden Pantomimen erschienen sei, dessen Schützlinge mehrfach befördert worden waren. Auch Trajan, ein großer Freund aller Schauspiele, liebte einen Pantomimen Pylades. Antoninus Pius „liebte die Kunst der Pantomimen". Unter den Freigelassenen, die an dem üppigen Hofe des L. Verus eine hervorragende Stellung einnahmen, werden nicht weniger als drei Pantomimen genannt, Memphis oder Apolaustus (eigentlich Agrippinus), den der Kaiser aus Syrien mitgebracht hatte, Paris (eigentlich Maximinus) und abermals ein Pylades, und unter denen, die das Stadtgespräch als begünstigte Liebhaber der Kaiserin Faustina bezeichnete, waren ebenfalls Pantomimen. Caracalla machte den Tänzer Theokrit sogar zum Befehlshaber eines Heeres in Armenien.

Es kann hiernach nicht Wunder nehmen, daß die Gesellschaft von Schauspielern auch von Personen der höhern Stände eifrig gesucht wurde. Jener Senatsbeschluß vom Jahre 15 mußte bereits untersagen, daß Senatoren die Häuser von Pantomimen besuchten, daß römische Ritter beim Ausgehn ihr Gefolge bildeten; doch diese Verbote fruchteten nicht. Unter Nero wetteiferten Männer und Frauen an ihrer Seite zu gehn, man sah junge Männer aus den edelsten Geschlechtern sich wie ihre Knechte geberden; die schmählichsten Verhältnisse angesehener Personen mit ihnen waren stadtkundig; auch unter Neros Nachfolgern drängte sich um sie auf den Straßen die größte Menge, und unter den Antoninen brachten Viele einen Theil des Vormittags regelmäßig bei Pantomimen oder Circuskutschern zu. Auf der Stelle, wo jener Paris, den Domitian ermorden ließ, gefallen war, streuten viele seiner Verehrer Blumen und goßen Wohlgerüche aus, und Martial dichtete ihm folgende Grabschrift: „Wanderer auf der Flaminischen Straße, gehe nicht an diesem edeln Marmorbau vorüber. Die Wonne Roms, der Witz Alexandriens, Kunst und Anmuth, Scherz und Freude, die Zierde und der Schmerz des römischen Theaters und alle Liebesgöttinnen und Liebesgötter sind in diesem Grabe mit Paris bestattet." Vor Allen die Frauen auch der höhern Stände standen im Rufe, für die persönlichen Vorzüge der Bühnenkünstler nur zu empfänglich zu sein, ja deren Gunst nicht selten zu erkaufen.

Bei dem so allgemeinen und intensiven Interesse für das Schauspiel und die Schauspieler war es unvermeidlich, daß die Rivalität be-

deutender Künstler auch im Theater Parteiungen herbeiführte, um so mehr, da auch zwischen den Schauspielern schon seit alter Zeit ein Wettkampf stattfand, bei welchem die Sieger Palmen, Kränze und sonstige Ehrenpreise erhielten. Schon in der Zeit der Republik suchten die Schauspieler diese Anerkennung durch einen künstlich organisierten Beifall herbeizuführen. Sie sicherten sich eine möglichst große Zahl einflußreicher Anhänger, vertheilten gut bezahlte Klatscher unter die Zuschauer und suchten das Publicum durch Leute, die dieses Geschäft gewerbsmäßig betrieben, zu ihren Gunsten zu stimmen. Der Hauptanstifter des Aufruhrs der pannonischen Legionen im Jahr 14 n. Chr., der Soldat Percennius, ein frecher Wühler, hatte die Geschicklichkeit, Massen aufzuwiegeln, in seinem früheren Gewerbe als Leiter der Beifallklatscher erworben. Die Organisation dieser Theaterparteien erweiterte und befestigte sich in der Kaiserzeit theils unter dem Einflusse der Parteiungen im Circus, theils durch die Betheiligung hoher Personen und selbst einiger Kaiser mehr und mehr; ihre Versuche, sich gegenseitig zu terrorisieren und zu unterdrücken, führten auch hier, trotz der im Schauspiel aufgestellten Wache von einer ganzen Cohorte (1000 Mann) nicht selten zu blutigen Schlägereien und Tumulten, in Folge deren wiederholte Verweisungen der Schauspieler und Bestrafungen ihrer Anhänger stattfanden. Dies Unwesen verbreitete sich aus den römischen Theatern auch in die der Provinzen. Der kaiserliche Procurator von Epirus beklagte sich gegen Epictet, daß er von den Gegnern eines Komöden Sophron im Theater geschmäht worden war, für den er doch selbst in ungebührlicher Weise Partei genommen hatte. Er hatte geschrieen, war von seinem Sitze aufgesprungen, seine Sklaven hatten das Gleiche gethan. Wie konnte er sich wundern, daß ihn die Menge, der er sich gleichgestellt hatte, wie ihresgleichen behandelte. Namentlich scheinen in den Provinzen die Jünglingsvereine (collegia juvenum) häufig bei Theaterunruhen betheiligt gewesen zu sein. Der Jurist Callistratus, der unter den Severen schrieb, sagt, daß Leute, die sich Jünglinge nennen, sich zur Mitwirkung bei den stürmischen Beifallsbezeigungen des Publicums hergeben. Wenn sie sonst nichts verbrochen haben und nicht bereits von dem Statthalter verwarnt sind, sollen sie nur Stockschläge (eine Strafe für Freie von geringem Stande) erhalten, oder ihnen auch die Schauspiele verboten werden; im Wiederholungsfalle sollen sie verbannt, wenn sie mehrmals Unruhen angestiftet und sich trotz gelinder Bestrafung unverbesserlich gezeigt haben, mit dem Tode bestraft werden. Daß nur Pantomimen als die Veranlasser solcher Parteiungen und Unruhen genannt werden, zeigt wieder deutlich, wie sehr dies Schauspiel alle übrigen in den Hintergrund gedrängt hatte.

Die Geschichtschreiber haben solchen Vorgängen in den Theatern Roms hinreichende Wichtigkeit beigemessen, um wenigstens über die bedeutenderen und das Verhalten der einzelnen Kaiser dabei zu berichten. Schon die Rivalität des Pylades und Bathyllus hatte (im Jahr 17 v. Chr.) Unordnungen im Theater veranlaßt; doch Augusts hatte die

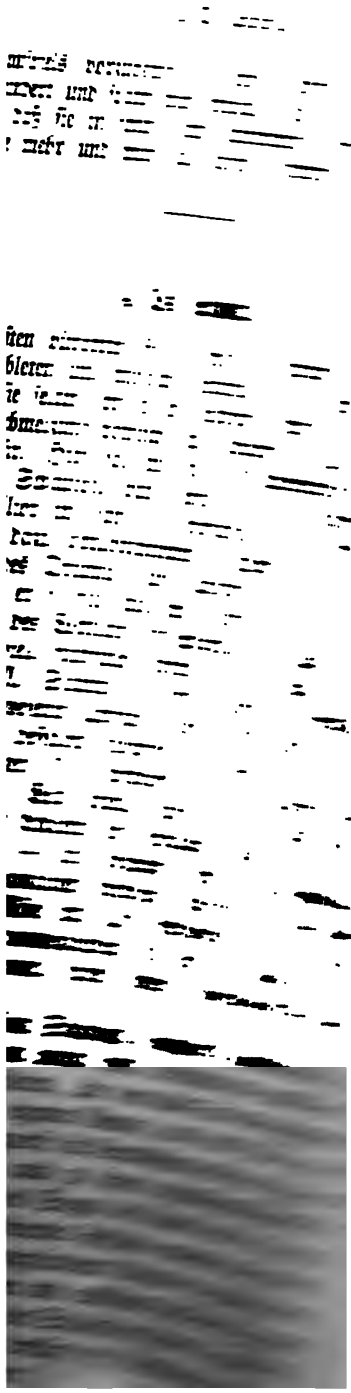
Künstler, welche die Aufmerksamkeit der Menge in so willkommener Weise von den öffentlichen Angelegenheiten abzogen, und von denen der zweite überdies Mäcens Liebling war, mit Schonung behandelt. Auch die unmittelbar nach seinem Tode (im Jahr 15) ihm zu Ehren gefeierten Schauspiele wurden durch die Rivalität der auftretenden Pantomimen gestört, aber Tiber wagte nicht, das an nachsichtige Behandlung der Theaterlicenz gewöhnte Volk gleich im Anfange seiner Regierung durch strenges Einschreiten zu erbittern. Doch im nächsten Jahre führte der Kampf der Parteien im Theater, erhitzt durch die Theilnahme des kaiserlichen Prinzen Drusus, abermals zu tumultuarischen Auftritten, die Beamten wurden verhöhnt, die Wache schritt ein, und im Handgemenge fielen nicht nur mehrere aus dem Volke, sondern auch Soldaten und ein Centurio, der Tribun der wachthabenden prätorischen Cohorte ward verwundet. Hierauf erfolgte jener bereits erwähnte Senatsbeschluß, wodurch die Prätoren unter anderm die Befugniß erhielten, Excesse der Ruhestörer mit Verbannung zu bestrafen. Doch dieselben Scenen wiederholten sich immer von neuem, und nachdem die Beschwerden der Prätoren mehrmals vergeblich geblieben waren, verhängte Tiber im Jahre 22 oder 23 eine Ausweisung aus Italien gegen die Schauspieler, die sich theils der Erregung von Theaterunruhen, theils andrer Vergehen schuldig gemacht hatten, namentlich gegen die Pantomimen, und keine Bitten des Volks konnten ihn bewegen sie zurückzurufen. Caligula gestattete ihre Rückkehr gleich beim Antritt seiner Regierung, und unter ihm und seinem Nachfolger werden keine gegen die Theaterlicenz getroffenen Maßregeln erwähnt. Nero entfernte sogar zu Ende des Jahres 55 die prätorische Cohorte, welche bei den Spielen die Wache hatte, aus dem Theater, angeblich um die Soldaten den Verführungen des Schauspiels zu entziehen; die Folge war, daß die Kämpfe der Parteien sich mit vermehrter Heftigkeit erneuerten, um so mehr, da Nero die Kämpfer durch Strafloſigkeit und Belohnungen anfeuerte, ja selbst erst verborgen, dann öffentlich als Anführer Theil nahm; bei einem Handgemenge, wo Steine und zerbrochene Bänke als Wurfwaffen umherflogen, warf er eifrig mit und verwundete einen Prätor am Kopfe. Man überzeugte sich nun, daß die Wache im Theater unentbehrlich sei, die Pantomimen wurden wieder aus Italien verwiesen, die Hauptschuldigen unter den Zuschauern vom Prätor mit Gefängniß bestraft, und der Versuch eines Volkstribunen, diese unpopuläre Maßregel zu verhindern, vom Senat zurückgewiesen. Doch wurde das Wiederauftreten der Pantomimen sehr bald (schon vor dem Jahr 60) gestattet. Titus enthielt sich der Bezeigungen des Beifalls auch gegen einige seiner Lieblingspagen, die damals als Tänzer die Bühne beherrschten, aufs strengste. Domitian verbot das Auftreten der Pantomimen auf öffentlichen Bühnen ganz, Nerva gestattete es auf dringende Bitten des Volks, Trajan verbot es von Neuem im Anfange seiner Regierung; doch hob er das Verbot nach dem zweiten dacischen Triumphe (107) wieder auf. Hadrian bestimmte, wie später Alexander Severus, die Hofpantomimen zum öffentlichen Dienst. Lucius Verus begünstigte gerade diese Gattung

des Schauspiels vorzugsweise. Verbote desselben werden aus dem 2. Jahrhundert und später nicht erwähnt, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie in jenen Zeiten zunehmender Verwilderung, wo die Schauspiele mehr und mehr alle übrigen Interessen absorbierten, erfolgt sind.

4. Das Stadium.

Am spätesten bürgerten sich in Rom die griechischen Kämpfe und Spiele von Athleten und musischen Künstlern ein. Während der Republik blieben sie selten, erst in der Kaiserzeit wurden sie mit der zunehmenden Verschmelzung römischer und hellenischer Cultur und Sitten allmählich populär. Hier soll nur von den Athletenkämpfen die Rede sein. Auch dies Schauspiel hatte (ebenso wie die Thierhetzen) zuerst M. Fulvius Nobilior im Jahr 186 veranstaltet, viele Künstler waren aus Griechenland dazu herübergekommen. Hundert Jahre später gab Sulla zur Feier des Triumphs über Mithridat (81 v. Chr.) Kämpfe von Athleten, deren er so viele nach Rom gezogen hatte, daß in Olympia, mit Ausnahme des Wettlaufs im Stadium, aus Mangel an Theilnehmenden keine Spiele stattfinden konnten. Das Schauspiel wiederholten 58 v. Chr. M. Scaurus in seiner Aedilität (vermuthlich in einem noch nie dagewesenen Umfange, daher ihm Valerius Maximus irrig die Einführung desselben zuschreibt), C. Curio bei den Leichenspielen für seinen Vater (53), Pompejus bei der Einweihung seines Theaters im Jahr 55. Was damals Cicero an M. Marius schrieb, er werde wol nach den Athleten kein Verlangen tragen, da er sogar Gladiatoren verschmähe — das bezeichnet gewiß den Geschmack der großen Mehrzahl des damaligen römischen Publicums; und Pompejus gestand selbst, daß er „Mühe und Oel" verschwendet habe. Doch ließ auch Cäsar bei seinen Triumphalspielen im Jahre 46 Athleten in einem auf dem Marsfelde erbauten, später wieder abgebrochenen Stadium drei Tage lang kämpfen.

August, der auch diesem Schauspiel besondere Aufmerksamkeit zuwendete und großes Gefallen daran fand, veranstaltete (ebenfalls im Marsfelde) Kämpfe von Athleten, „die von allen Seiten herbeigerufen waren", zweimal in seinem eigenen Namen, das dritte Mal in dem seines Neffen. Er gab auch zuerst die Veranlassung nicht nur zu seiner häufigen Abhaltung, sondern auch zu seiner regelmäßigen Wiederkehr. Zur immerwährenden Feier des Sieges bei Actium hatte er die dort seit alter Zeit dem Apollo gefeierten Festspiele erneuert und erweitert, die fortan in dem von ihm neugegründeten Nikopolis in Zwischenräumen von vier Jahren mit gymnischen und musischen Wettkämpfen begangen wurden, wahrscheinlich am Tage der Schlacht bei Actium (2. September); denn die Athleten begaben sich dorthin nach Beendigung der Augustalien in Neapel, denen August kurz vor seinem Tode (den 19. August)



Spielen
nkt, wie
s Dichter,
fanden im
ner bethei-
eger wurden
ften Feier in
frauen einge-
es allein von
Bau eines mit
ei deſſen Ein-
und Ritterſchaft
an, daß Männer
etheiligen möchten.
chmach bezeichneten,
entblößen, Schlag-
t im Waffendienſte
s Sura, der Sohn
tlich haltloſer Mann,
Nachricht mit einer
ſcheint dieſe unge-
keine Nachahmung ge-
Viele griechiſche Tracht
und deren Fortſetzung
mehr erwähnt, wahr-
geſchafft worden. Gor-
r (im Jahre 241) gegen
hre 240, in welches die
Das Feſt ſcheint aber
nerva" geführt zu haben.
behauptete der von Domi-
n, der ebenfalls dem olym-
e in vierjährigen Perioden
überſeeiſcher Preisbewerber
hifffahrt, wie es ſcheint, im
rei Hauptgattungen der Wett-
ngewöhnlichere, die Domitian
rt. So ließ man die Bewer-
lateiniſcher Beredſamkeit fallen:
niſche Poeſie, der in ſeiner Art
Ehrgeizes der Dichter im ganzen
dieſen aus Eichenzweigen geflech-
Richter aus der Hand des Kaiſers
ſten Dichter aus fernen Provinzen
t. Die Erinnerung an dieſe Dich-
elt ſich durch das ganze Mittelalter
rönung hier durch den Senator von

beiwohnte. Dies periodische Fest wurde dem Cyklus der vier großen heiligen Wettkämpfe Griechenlands als fünfter hinzugefügt, und im Anfange der Kaiserzeit hie und da nach Actiaden wie nach Olympiaden gerechnet. Es erhielt sich bis in das späteste Alterthum (noch Julian erneuerte es) und stand in hohem Ansehn. Zahlreiche Inschriften von Athleten und Musikern aus den verschiedensten Ländern griechischer Zunge bezeugen, daß die Ehre des dort errungenen Sieges nicht minder hoch gehalten wurde als die des Kranzes zu Olympia und Delphi. Aehnliche periodische Feste stifteten zu Ehren Augusts Fürsten, wie Herodes von Judäa (im Jahre 8 v. Chr.), und in vielen Provinzen wurden solche außer Tempeln und Altären beinahe Stadt für Stadt beschlossen.

Auch in Rom selbst beschloß der Senat gleich nach der Schlacht bei Actium (724) zu Ehren des Sieges ein vierjähriges periodisches Fest, das zum ersten Male im Jahre 726=28, in welchem auch die Einweihung des palatinischen Apollotempels stattfand, von Agrippa abgehalten wurde. Diese „für die Wohlfahrt des Cäsar" gelobten und dem actischen Apollo geweihten Schauspiele wurden fortan in Zwischenräumen von je vier Jahren abwechselnd von den Consuln und den vier großen Priestercollegien veranstaltet; doch scheinen sie nicht über den Tod Augusts hinaus bestanden zu haben; die letzte Feier, die erwähnt wird, ist vom Jahre 762. Bei der ersten (im Jahre 726) lenkten edle Männer und Knaben, wie bei den heiligen Spielen in Griechenland, die Wagen in der Rennbahn, und Athleten kämpften in einem auf dem Marsfelde eigens erbauten Stadium; außerdem wurde auch ein Fechterspiel gegeben. Das Fest dauerte mehrere Tage, während welcher zum Theil Agrippa statt des erkrankten August den Vorsitz führte. Daß auch bei den spätern Wiederholungen dieses Festes athletische Kämpfe regelmäßig waren, ist wol unzweifelhaft. Als bei einer von den Pontifices veranstalteten Feier das Volk einen Faustkampf verlangte, verschob August diesen auf den Morgen des folgenden Tages und verbot zugleich den Frauen (die er von allen athletischen Spielen fern halten wollte), vor der fünften Stunde zu erscheinen.

Durch solche öftere Wiederholungen wurden die athletischen Spiele in Rom beliebt, und bald verlangte das Volk „die griechischen Wettkämpfe" von den die Staatsspiele gebenden Beamten, welche diese Wünsche gewiß ebensowol berücksichtigten als die Kaiser. Von den letzteren gab Caligula im J. 38 gymnische Spiele, desgleichen im J. 39 am Geburtstage der Drusilla an mehreren Orten gleichzeitig, und Claudius ließ bei den Spielen zur Feier des britannischen Triumphs im Jahr 44 im Circus zwischen den Wagenrennen Athleten auftreten. Doch weit mehr förderte Neros Vorliebe für griechische Sitten und Einrichtungen die Popularisierung dieser Schauspiele in Rom. Er stiftete hier im Jahr 60 das erste ganz nach griechischem Muster eingerichtete „heilige" Fest mit drei Arten von Wettkämpfen: im Wagenrennen, in Gymnastik, in Gesang, Musik, Poesie und Beredsamkeit; dieses Fest sollte in fünfjährigen Perioden wiederkehren und war auf die Staatskasse fundiert. Die

musischen Wettkämpfe, die bei den dem actischen Apoll geweihten Spielen in Rom offenbar gefehlt hatten, bildeten hier den Mittelpunkt, wie denn die ganze Stiftung zunächst durch Neros Wunsch, als Dichter, Sänger und Citherspieler zu glänzen, veranlaßt war; sie fanden im Theater statt, Consularen präsidierten, die vornehmsten Römer betheiligten sich nach dem Beispiele des Kaisers daran, die Sieger wurden bekränzt. Die gymnischen Kampfspiele wurden bei der ersten Feier in den Septen abgehalten und hierzu die vestalischen Jungfrauen eingeladen, weil auch in Olympia die Priesterinnen der Ceres allein von allen Frauen dem Feste beiwohnten. Der gleichzeitige Bau eines mit seinen Thermen verbundenen Gymnasiums und die bei dessen Einweihung erfolgende Vertheilung von Oel an Senat und Ritterschaft deutete den Wunsch des Kaisers in verständlicher Weise an, daß Männer der höhern Stände auch an diesen Wettkämpfen sich betheiligen möchten. Was die Gegner des Schauspiels als die äußerste Schmach bezeichneten, welche der Adel sich selbst zufügen könnte, sich zu entblößen, Schlagriemen anzulegen und sich in solchen Kämpfen statt im Waffendienste zu üben, ist in der That einmal geschehn. Valsurius Sura, der Sohn eines Consularen, ein ebenso hochbegabter als sittlich haltloser Mann, trat als Ringer auf, und zwar soll er nach einer Nachricht mit einer lacedämonischen Jungfrau gerungen haben. Doch scheint diese ungeheure Verletzung des römischen Anstandsgefühls keine Nachahmung gefunden zu haben. Während des Festes hatten Viele griechische Tracht angelegt. Seit der zweiten Feier im Jahr 65 (und deren Fortsetzung im folgenden Jahr) werden die Neroneen nicht mehr erwähnt, wahrscheinlich sind sie gleich nach Neros Tode abgeschafft worden. Gordian III. erneuerte und erweiterte sie, bevor er (im Jahre 241) gegen die Perser ins Feld zog, vermuthlich im Jahre 240, in welches die 36. Feier der Neroneen gefallen sein würde. Das Fest scheint aber von nun ab den Namen „Wettkampf der Minerva" geführt zu haben.

Ungleich höheres Ansehn gewann und behauptete der von Domitian im Jahr 86 gestiftete capitolinische Agon, der ebenfalls dem olympischen gleichgeachtet ward. Auch er wurde in vierjährigen Perioden abgehalten (und zwar um die Betheiligung überseeischer Preisbewerber zu ermöglichen während der Zeit der Schifffahrt, wie es scheint, im Frühsommer), und auch hier in den drei Hauptgattungen der Wettkämpfe um den Kranz gerungen: einige ungewöhnlichere, die Domitian hinzugefügt hatte, fielen später wieder fort. So ließ man die Bewerbung um den Preis in griechischer und lateinischer Beredsamkeit fallen; aber der Preis für griechische und lateinische Poesie, der in seiner Art einzig war, blieb das höchste Ziel des Ehrgeizes der Dichter im ganzen römischen Reich, und die Hoffnung, diesen aus Eichenzweigen geflochtenen Kranz nach dem Spruche der Richter aus der Hand des Kaisers zu empfangen, führte die talentvollsten Dichter aus fernen Provinzen über das Meer nach der Hauptstadt. Die Erinnerung an diese Dichterkrönungen auf dem Capitol erhielt sich durch das ganze Mittelalter lebendig, und Petrarca zog die Krönung hier durch den Senator von

Rom jeder anderen vor. Um den Preis für Musik war anfangs auch im Spiele der einzelnen und der Chorcither gestritten worden, später im Gesange, in der Citharödik (d. h. dem Gesange mit Citherbegleitung), im Spiel der pythischen (Solo-) Flöte und wahrscheinlich der Chorflöte, vielleicht auch in dramatischen Vorträgen. Für diese musikalischen Aufführungen ließ Domitian von dem berühmten Architekten Apollodoros ein bedecktes Theater, das Odeum, auf dem Marsfelde erbauen, das noch im 4. Jahrhundert zu den schönsten Gebäuden Roms gerechnet ward.

Die gymnischen Kämpfe waren beim capitolinischen Agon die überall in Griechenland üblichen, für Knaben wie für Männer; die bei der ersten Stiftung nach spartanischem Muster eingeführten Wettläufe von Jungfrauen hörten bald wieder auf. Die Concurrenz in diesen Kämpfen blieb natürlich in der Regel den Athleten der griechischen Länder überlassen, deren mehrere in noch erhaltenen Denkmälern sich des hier gewonnenen Kranzes rühmen. Ein T. Flavius Archibius hatte ihn in vier aufeinander folgenden capitolinischen Olympiaden (von 94—106 n. Chr.) gewonnen, das erste Mal im Pankration der Knaben, die drei andern Male im Pankration der Männer; und der Geschichtschreiber Cassius Dio berichtet, daß der Athlet Aurelius Helix unter Elagabal (218) im capitolinischen Agon zugleich im Ringen und Faustkampf siegte, was in Olympia nur sieben Kämpfern nach Herakles, in Rom noch keinem gelungen war. Für die Athletenkämpfe erbaute Domitian ebenfalls auf dem Marsfelde ein Stadium, das 30—33000 Zuschauer faßte, von dem im Mittelalter noch bedeutende Reste übrig waren und dessen Andenken Piazza Navona (ursprünglich Agon, Campus Agonis) noch heute in Gestalt und Namen bewahrt. Der griechische Charakter des ganzen Festes sprach sich wenigstens unter Domitian auch äußerlich aus. Der Kaiser führte den Vorsitz in griechischem Purpurmantel und in griechischen Schuhen, auf dem Haupt einen goldnen Kranz mit den Bildern der drei capitolinischen Gottheiten, Jupiter Juno Minerva; Beisitzer und Kampfrichter waren der Flamen des Jupiter und das Priestercollegium des Flavischen Hauses in gleicher Tracht, nur daß in ihren Kränzen auch noch das Bild des Kaisers angebracht war. Später hatten die Priestercollegien unter dem Vorsitze des Kaisers abwechselnd die Leitung der Wettkämpfe. Die Versammlung der Zuschauer und Zuhörer war die glänzendste in der ganzen Welt, deren Beifall einem Kämpfer, Künstler oder Dichter zu Theil werden konnte. Die capitolinischen Spiele erhielten sich bis in die letzten Zeiten des Alterthums.

Zwar sind noch mehrere, vielleicht ausschließlich gymnische Agonen von verschiedenen Kaisern gestiftet worden: so ein wol von Antoninus Pius gestiftetes Hadriansfest, ein (wol von Caracalla gestiftetes) Kampfspiel des Hercules zu Ehren Alexanders des Großen, das mindestens noch unter Alexander Severus gefeiert wurde, der schon erwähnte Agon der Minerva von Gordian III und der in jedem vierten Jahre gefeierte des Sonnengottes von Aurelian (im Jahre 274). Ein griechischer Athlet rühmt sich in seiner Inschrift, daß er im Laufe die Römer be-

siegt und im Stadium, wie im Doppellaufe bei den Wettkämpfen des Sonnengottes, der Mondgöttin und des Hercules Kränze und Preise davon getragen habe. Bei der Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom durch Kaiser Philipp den Araber im Jahre 248 wurden unter Wettkämpfen aller Art auch athletische abgehalten. Der Bischof Cyprianus von Carthago († 257) schreibt: Zu dem Wettkampfe des Säcularfestes üben sich die Menschen und bereiten sich vor und rechnen es sich zu hohem Ruhm, wenn es ihnen gelingt, im Angesichte des Volkes und in Gegenwart des Kaisers den Kranz zu erhalten. In einer griechischen Anekdote tröstet ein Schulpedant einen in diesem Wettkampf unterlegenen Athleten: er werde beim nächsten tausendjährigen Agon siegen. Doch von all diesen Agonen ist weiter Nichts bekannt und keiner hat auch nur annähernd die Bedeutung des capitolinischen erlangt. Aber auch abgesehn von denselben wurde im Laufe der Kaiserzeit, namentlich seit dem 3. Jahrhundert, das Auftreten von Athleten in Rom bei Schauspielen jeder Art ohne Zweifel immer häufiger. So verschrieb Severus bei seinen Triumphalspielen die musischen und gymnastischen Künstler aus allen Theilen des Reichs; wie die auf diese Spiele geprägte Münze, zeigt auch eine des dritten Gordian vom Jahre 244 Athleten im Circus, desgleichen das Circusmosaik von Barcelona. Bei den großen von Carinus veranstalteten Schauspielen traten tausend Athleten auf, welche wie die übrigen griechischen Künstler reich mit Gold, Silber und seidnen Kleidern beschenkt wurden. Seit dem 5. Jahrhundert mußten gymnastische Kämpfe zugleich die nun abgeschafften Gladiatorenspiele ersetzen, doch vermuthlich zuweilen schon früher: so traten bei den consularischen Spielen des Flavius Mallius Theodorus Athleten auf, aber keine Gladiatoren. In dem um die Mitte des 4. Jahrhunderts verfaßten astrologischen Buch des Firmicus Maternus kommen die Nativitäten der letztern weit seltener vor als die der erstern, die auch als im Dienste vornehmer Personen stehend nebst ihren Vorgesetzten wiederholt erwähnt werden.

Die Einführung der griechischen Agonen in Rom stieß auf einen entschiedenen Widerstand des eigentlichen Römerthums, der hauptsächlich gegen die Athletenkämpfe gerichtet war. Zwar waren einige derselben in Italien und sonst im Westen von jeher heimisch gewesen und auch in Rom bei öffentlichen Schauspielen gesehen worden, namentlich Ringen, Wettlauf und Faustkampf. Der letztere, eine in Etrurien, Latium und Campanien sowie in Africa nationale Kampfart, wurde in Italien auch von ganzen Schaaren gegen einander ausgeführt; neben solchen ließ einmal einer der höchsten Beamten von Pompeji (unter August) dort auf dem Forum auch griechische Faustkämpfer auftreten. Dies Schauspiel war in Rom immer sehr beliebt, nicht bloß in der Zeit des Terenz, dessen „Schwiegermutter" bei der ersten Aufführung im Jahre 165 v. Chr. durchfiel, weil das Publicum durch Faustkämpfer mehr angezogen wurde, sondern auch in der des Horaz, wo die Masse häufig mitten in einem Bühnenstück einen Bären oder Faustkämpfer verlangte; „denn daran hat der süße Pöbel seine Freude". Doch müssen sich die italischen Wett-

kämpfe von den griechischen wesentlich unterschieden haben, am meisten wol durch ihre Kunstlosigkeit. Der Widerwille der Römer gegen die griechische Gymnastik und Athletik beruhte zunächst auf ihrem Schicklichkeitsgefühl, dem Nacktheit für unanständig galt (mit Recht, meint Cicero, habe Ennius gesagt: „Unter Bürgern sich entblößen, Anfang ist's der Schändlichkeit"); ferner auf der Mißbilligung aller nicht auf praktische Zwecke, namentlich Ausbildung für den Kriegsdienst gerichteten Körperübungen: endlich auch auf der Besorgniß einer Corruption der heranwachsenden Jugend und einer Gewöhnung Aller an müßiggängerisches Treiben durch die Gymnasien, welche durch Beides nach römischer Ansicht hauptsächlich zum Verfall und Untergange von Griechenland beigetragen hatten.

Trotz dieser weit verbreiteten Ansicht hatten die griechischen Uebungen bereits in der letzten Zeit der Republik soviel Anhänger gefunden, daß ein Gymnasium auf jeder Villa, wie Varro mit Mißvergnügen bemerkt, kaum für hinreichend angesehn wurde. Dieselben dienten ohne Zweifel hauptsächlich zu Zwecken der Heilgymnastik (iatraliptice), durch deren Begründung Prodicus von Selymbria, ein Schüler des Hippokrates, wie der ältere Plinius sagt, auch den Einreibern und Handlangern der Aerzte eine Einnahme verschafft hatte. Bei einem Gastmahle des berüchtigten Schlemmers Apicius, an dem auch Junius Bläsus Theil nahm, war die Gymnastik Gegenstand des Tischgesprächs; als lebendiger Beweis ihrer herrlichen Wirkungen und Erhaltung der Kraft und Gesundheit war ein 91 jähriger, noch völlig rüstiger Palästrit Isidorus anwesend. Celsus erklärt sich entschieden gegen die Anwendung der Heilgymnastik bei Gesunden, wie er auch von eigentlich athletischen Uebungen abräth; doch fand sie vermuthlich, wie alles Griechische, je länger je mehr Beifall. Der alte Trimalchio läßt sich in dem Roman des Petronius von drei Heilgymnasten ins Bad begleiten.

Am meisten Vorschub leistete Nero ihrer Verbreitung, der wie gesagt die Athletenkämpfe in ein römisches Staatsfest aufnahm, ein Gymnasium baute, eine lebhafte Vorliebe für diese Uebungen zur Schau trug (deren Veranstaltung im Gymnasium zu Neapel er am Tage, wo er die Nachricht von dem Aufstande in Gallien erhielt, mit der größten Theilnahme beiwohnte) und die Athleten mit reichen Geschenken überhäufte. Er und seine Freigelassenen, namentlich Patrobius, ließen, wie einst die Feldherren Alexanders des Großen, für ihre Gymnasien Sand vom Nil kommen; die Meldung der Ankunft eines damit befrachteten Schiffs aus Alexandria während einer Hungersnoth in Rom steigerte die Wuth des Volkes aufs Aeußerste. Das Beispiel des Kaisers und des Hofes verbreitete das Interesse für griechische Gymnastik in weiten Kreisen. Als nun die zur Mode gewordene Kunst von ihren Lehrern und Freunden nicht bloß als unentbehrlich für die vollkommene Gesundheit und naturgemäße Ausbildung des Körpers angepriesen ward, sondern sich auch wol Stimmen für ihre Aufnahme in die Jugenderziehung erhoben: da wurde in conservativ-römischen Kreisen die Befürchtung rege, es werde mit der griechischen Gymnastik auch griechische

Sittenverderbniß in Rom einziehn. Die bereits allmählich in Abgang gekommenen Sitten der Väter, hieß es, würden durch die aus der Fremde eingeführte Zügellosigkeit von Grund aus umgestürzt, damit, was irgend verführbar und verführerisch sei, in Rom zum Schauspiel diene, und die Jugend durch ausländisches Treiben, durch Gymnastik, Müßiggang und schändliche Liebschaften entarte. Schon die Einführung der Gymnastik in die Diätetik der Gesunden erklärten die Vertreter dieser Richtung, denen die Griechen als Urheber aller Laster galten, nicht bloß für unnütz, sondern auch für höchst sittenverderblich und klagten, daß die römische Jugend durch Uebung der Körperkraft die sittliche Kraft einbüße. Auch Lucan hat in der Zeit seiner Ungnade und Opposition gegen den Hof Neros diesen Gesinnungen einen starken Ausdruck gegeben, indem er „die aus griechischen Gymnasien ausgehobene junge Mannschaft schlaff durch das Umhertreiben auf dem Ringplatz und kaum fähig, die Waffen zu tragen" nennt. Martial lobt einen Atticus, daß er sich mit der einfachen Bewegung des Laufes begnüge und die vielen Turnübungen, mit denen nur Zeit verdorben werde, verschmähe, während andre junge Männer sich von einem Lehrmeister mit verstümmelten Ohren (wie man sie häufig an Faustkämpfern sah) ausbilden lassen und einem schmutzigen Einreiber eine unverdiente hohe Besoldung zahlen. Ein andres Mal fragt er, warum die Kraft der Arme mit den „dummen Hanteln" vergeudet werde: eine viel bessere Uebung der Männer sei das Graben im Weinberge. In demselben Sinne beklagt der jüngere Plinius, daß die altrömischen, von einem mit der Mauer- oder Bürgerkrone geschmückten Veteranen geleiteten Waffenübungen von Turnübungen verdrängt seien, zu denen ein griechischer Gymnast Anweisung ertheile. Selbst Griechen waren der Meinung, daß die Römer die Entblößung zum Schaden ihrer Sitten von den Hellenen gelernt, dann aber freilich ihren Lehrern diesen Schaden mit Zinsen vergolten hätten.

Der capitolinische Agon Domitians, der, wie es scheint, die Einrichtungen der griechischen Feste im weitesten Umfange in Rom einführen sollte, rief jene Opposition aufs Neue hervor; und sie bestand fort, wenn auch das anstößigste Schauspiel, die Wettläufe der Jungfrauen, wie gesagt, abgeschafft wurde. Als einst im Cabinetsrathe Trajans über die Aufhebung eines gymnischen Agon zu Vienna (in Gallien) abgestimmt wurde, gab Junius Rusticus, ein Mann von hoher Festigkeit und Geradheit, seine Stimme dafür mit dem Zusatz ab: „Ich wünschte, er könnte auch in Rom aufgehoben werden"; was der jüngere Plinius, der selbst an der Sitzung Theil nahm, als Beweis von Unerschrockenheit und Entschiedenheit anführt. Er schließt seinen Bericht: „Es wurde beschlossen, den Agon aufzuheben, der zur Sittenverderbniß in Vienna beigetragen hatte, wie der unsere zu einer allgemeinen. Denn die Laster der Viennenser bleiben unter ihnen, die unsern breiten sich weit aus, und wie in den Körpern, so ist in einem Reiche die Krankheit am gefährlichsten, die vom Haupte aus sich dem übrigen Leibe mittheilt."

So lange die national-römische Abneigung und Opposition gegen

Athletenthum und griechische Agonen in Rom bestand (also mindestens noch am Anfange des 2. Jahrhunderts), bewirkte sie wenigstens so viel, daß die Betheiligung der Männer aus den höhern Ständen an diesen Schauspielen sich auf ganz vereinzelte Fälle beschränkte und auch in den untern Ständen Roms keine sehr verbreitete war. Während Ritter und Senatoren im 1. Jahrhundert auf der Bühne, im Circus und in der Arena so zahlreich aufgetreten sind, ist jener Palfurius Sura der einzige, dessen Auftreten im Stadium berichtet wird. Geringere Leute ergriffen freilich auch in Rom das Gewerbe der Athleten. Schon in der 177. Olympiade (72 v. Chr.) hatte ein Römer, Gaius, in Olympia den Sieg im Dauerlauf gewonnen, ein Pankratiast, Regulus, wird als von Titus bevorzugt genannt. Martial war mit einem Liber befreundet, der „mit italienischer Hand griechische Schläge führte" und als Sieger im Faustkampf bekränzt worden war, und Juvenal sagt, es sei mit der Ausländerei in Rom schon so weit gekommen, daß die Bürger des Quirinus „am frottierten Halse Athletenprämien" tragen. Aber obwol Neapel die beste Gelegenheit zur schulmäßigen Ausbildung in der Athletik bot, scheint Italien immer vorzugsweise nur jene Klasse von Kämpfern hervorgebracht zu haben, die, wie Horaz sagt, von Dorf zu Dorf ziehend, an ländlichen Festen ihre Streitbegier ausließen, auf den Kranz in den großen Olympien aber keinen Anspruch machten: während Griechenland und der Orient nach wie vor die Virtuosen in dieser Kunst lieferten. Denn während die Inschriften und Denkmäler griechischer Athleten ebenso häufig sind wie die römischer Wagenlenker und Fechter, fehlt es an Denkmälern römischer Athleten so gut wie ganz.

War nun aber auch das Interesse der Römer für diese Schauspiele niemals ein so leidenschaftliches als für die übrigen, so war doch (wie bereits früher erwähnt) die Liebhaberei für die Athletik seit Nero, noch mehr seit Domitian in Rom sehr verbreitet und führte wol nicht selten auch zum ausübenden Dilettantismus, da sogar Frauen hie und da athletische Uebungen mitmachten. In Neros Zeit nahmen die Freunde dieser Kunst die „neuesten Athleten" gastlich auf und waren eifrige Zuschauer ihrer Uebungen, und schon damals scheinen unter den Sklaven vornehmer Häuser Athleten sehr gewöhnlich gewesen zu sein (die dann auch häufig die Diät ihrer Herrn regelten und, wenn man sie gewähren ließ, wol gar vorschrieben, wie man die Beine beim Gehen und die Backen beim Kauen zu bewegen habe). Unter Vespasian schmückten reiche Leute ihre Ringschulen und -plätze mit Athletenbildern. In Domitians Zeit besuchten junge Männer zahlreich die Plätze der griechischen Uebungen; auch Lieblingssklaven und -freigelassene ließ man in der Palästra ausbilden, wie Atedius Melior den schönen Glaucias. Auch Quintilian zeigt in einer Vergleichung der Ringerkünste mit der Taktik des Redners Kenntniß des dortigen Unterrichts, den übrigens vorzugsweise Die ertheilt zu haben scheinen, die in Wettkämpfen unglücklich waren. Es gab in Martials und Juvenals Zeiten Enthusiastinnen auch für diese Kunst, die ihre Vorliebe nicht selten auf die Künstler übertrugen und ihnen kostbare Geschenke machten, hie und da selbst Mann-

weiber, welche die schwere zur Athletendiät gehörige Kost aßen, sich mit gelbem Sande einrieben, rangen und schwere Hanteln schwenkten. Im Laufe des 2. Jahrhunderts scheint die Anerkennung der Zweckmäßigkeit griechischer gymnastischer Uebungen immer allgemeiner geworden zu sein. Während noch Hadrian trotz der Vielseitigkeit seines Dilettantismus sich auf Waffenübungen beschränkte, war Marc Aurel, der nach Galen von allen Kaisern am meisten Sorgfalt auf den Körper verwandte, ein regelmäßiger Besucher der Palästra, in welcher er sich an den kurzen Tagen bei Sonnenuntergang, an den langen zur neunten oder zehnten Stunde einfand. Er liebte, sagt sein Biograph, Faustkampf, Ringen und Lauf. Desgleichen liebte L. Verus die Palästra und alle Uebungen der Jugend. Der Athlet Narcissus, mit dem Commodus sich zu üben pflegte und der sein Mörder wurde, hatte einen so großen Einfluß auf ihn, daß, wie man glaubte, alles durch ihn geschah. Alexander Severus war „ein Ringer vom ersten Range".

Die bürgerliche Stellung der Athleten war auch in Rom immer eine günstigere als die der übrigen in öffentlichen Schauspielen auftretenden Künstler. Die Geltung, die sie in Griechenland genossen, konnte ihnen dort nicht ganz entzogen werden, auch forderte das Ansehn der von den Kaisern gestifteten „heiligen" Wettkämpfe, daß die hier um den Preis Ringenden mehr Ehre genossen als Schauspieler und Gladiatoren, mindestens von deren Ehrlosigkeit frei blieben: schon die großen Juristen Masurius Sabinus (unter Tiber) und Cassius Longinus (Consul 30) hatten sich dahin ausgesprochen, daß die Athleten nicht zu denen zu zählen seien, die ein Spielergewerbe trieben, da sie vielmehr in ihrem Auftreten ihre Bravheit bewiesen. Während in den übrigen Schauspielen so häufig Sklaven auftraten, scheint in den kaiserlichen Agonen (wo die Sieger den Kranz aus der Hand des Kaisers selbst empfingen), wie in den heiligen Spielen Griechenlands, nur Freien die Theilnahme gestattet gewesen zu sein; eine Verordnung Alexander Severs, daß zu dem Wettlauf im heiligen Kampfspiel nur Freie zugelassen werden sollten, brachte vermuthlich nur ein älteres hierauf bezügliches Gesetz in Erinnerung. Sodann fand auch insofern eine Anbequemung an die griechische Sitte statt, als die Athleten von Seiten der Behörden und Regierungen mit einer gewissen Rücksicht und Zuvorkommenheit behandelt wurden. Zu den Auszeichnungen, durch welche die Kaiser die hervorragendsten unter ihnen ehrten, gehörte die Ernennung zu dem lebenslänglichen Amt eines Xystarchen.

Unter ihren zahlreichen Genossenschaften, die, von Ort zu Ort ziehend, bei den überall in größeren Städten gestifteten Agonen und sonstigen Festen auftraten, zeichnete sich im 2. Jahrhundert die „Athletengesellschaft der den Herakles verehrenden bekränzten Sieger in den heiligen Spielen" aus, welche, wie alle diese Verbindungen, ihre Beamten, Priester und Vorsteher aus ihrer Mitte ernannte. Sie hatte in Rom eine Station, und ihr oberster Beamter erscheint dort einige Male mit dem Amte eines Aufsehers der kaiserlichen Bäder bekleidet. Hadrian und Antoninus Pius bewilligten ihr Versammlungslokale zu Berathungen,

Opfern und Aufbewahrung von Urkunden, namentlich bei den capitolinischen Spielen; das von Antoninus bewilligte Lokal war bei den Thermen des Titus. Einige in griechischer Sprache abgefaßte Schreiben der Kaiser an diese Athletencorporation sind noch erhalten. In dem Versammlungslokal (curia athletarum) wurden auch Statuen hervorragender Athleten aufgestellt. So hatten die Kaiser Valentinianus, Valens und Gratianus (zwischen 367 und 375) die eines Filumenus dort errichtet, der „vom Anfang bis zum Niedergang in jedem athletischen Wettkampf" in den aus Ringen und Faustkampf gemischten Kampfarten Sieger gewesen war. Nicht bloß alle Athleten hatten es dankbar aufgenommen, daß er „des Ruhms der Ewigkeit für würdig erklärt worden war", sondern auch Senat und Volk von Rom hatten dieser Ehre den größten Beifall gezollt. In derselben Athletencurie ließen die Kaiser zwischen 384 und 392 die Statue eines Johannes aufstellen; was nicht geschehn wäre, wenn die Christen auch dies Gewerbe, wie die der übrigen in den Schauspielen auftretenden Künstler verabscheut hätten. Uebrigens erhielten berühmte Athleten, wie natürlich, auch in ihren Geburtsorten Statuen. Einem solchen, der in zahlreichen Wettkämpfen, auch in Städten von Asien und Africa gesiegt hatte, votierte der Senat von Ostia „zum ersten Mal" auf Verlangen der Bürgerschaft ein auf Gemeindekosten aufzustellendes Standbild „wegen seiner außerordentlichen Virtuosität (peritia) und großen Gefälligkeit gegen seine Vaterstadt".

Doch trotz solcher Bevorzugungen war (wenigstens im 1. Jahrhundert) die Geringschätzung, mit der namentlich Seneca von den Athleten redet, in Rom vermuthlich eine sehr verbreitete. Er nennt sie stumpfsinnige, ihr Leben abwechselnd mit Trinken und Schwitzen verbringende Menschen, deren Körper gemästet, deren Geist roh und vernachlässigt sei, deren Kunst aus Oel und Schmutz bestehe. Plinius vergleicht ihre Gefräßigkeit mit der der Pferde. Ein christlicher Schriftsteller sagt, ihr erster Sieg sei, eine über das Maß des menschlichen Magens hinausgehende Eßbegier erworben zu haben; sie verdingen ihr unseliges Gesicht zum Zerschlagen, um ihren unseligen Bauch zu mästen. Anders dachte man in den griechischen Provinzen. Zwar beurtheilte man die Athleten auch hier in gebildeten Kreisen ohne Zweifel meist geringschätzig. Plutarch sagt, daß sie, durch ihre Lehrer von Büchern fern gehalten und gewöhnt, ihre Tage mit Späßen und Possen zu verbringen, den Säulen der Gymnasien gleich, nämlich glänzend und steinern werden; und Epictet stellt die „schmutzigen Pankratiasten" sogar mit den Gladiatoren in eine Reihe. Zu den unbedingten Verächtern der Athletik gehört Galen: er war durch die Anmaßung ungebildeter Athleten noch besonders gereizt, die es wagten in einer barbarischen und übellautenden Sprache gegen Aerzte ihr Geschrei zu erheben und sogar über Fragen der Diätetik zu schreiben, von denen sie nichts verstanden. Mit Vorliebe hat er die Gelegenheit benutzt, seine Gesinnung in den stärksten Ausdrücken zu äußern. Nach ihm glich das Leben der Athleten dem der Schweine, oder war noch schlimmer, wegen des unaufhörlichen Zwanges

zu übermäßigem Essen und Schlafen und zu gewaltsamen Körperanstrengungen: es war ein Kreislauf von Essen, Trinken, Schlaf, Ausleerung und Herumwälzen in Staub und Koth. Ueberdies zerstöre die Athletik die männliche Schönheit und gebe dem Körper eine widernatürliche, aber nur scheinbare Stärke, da er so zu einer Menge von Thätigkeiten untauglich werde, und auch den Krankheiten viel weniger Widerstand leiste, als im naturgemäßen Zustande; auch würden die Athleten (selbst abgesehn von den unvermeidlichen Beschädigungen und Verstümmelungen) früh untauglich zu ihrem Beruf und es sei ihnen überdies nicht einmal möglich, Reichthum zu erwerben. Das Gymnasium mache faul, schläfrig und geistesträge; Viele würden dort so beleibt, daß sie nur mit Mühe Athem zu holen vermöchten; wichtige Geschäfte würde man eher Schweinen als Athleten anvertrauen. Und nicht einmal in ihrer eigenen Kunst vermöchten sie etwas wirklich Erhebliches zu leisten. In einem gegen sie gerichteten Spottgedichte (wie es scheint eines Zeitgenossen) hieß es: wenn Zeus außer den Menschen auch alle Thiere zu den Wettkämpfen im Stadium berufen ließe, so würde nie ein Mensch bekränzt werden, sondern im einfachen Lauf der Hase, im Doppellauf das Reh, im Dauerlauf das Pferd, in den Kämpfen, welche die größte Stärke erfordern, Elephanten und Löwen, im Faustkampf der Stier, im Pankration der Esel siegen, und in den Geschichtsbüchern würde verzeichnet sein, daß in der 21. Olympiade der Jahschreier die Männer besiegte.

Aber daß solche Ansichten damals in den griechischen Ländern keineswegs allgemein waren, geht schon daraus hervor, daß Galen junge Männer aufs Ernstlichste warnen zu müssen glaubte, bei der Wahl ihres Lebensberufs nicht der Athletik vor nützlichen Künsten und Wissenschaften den Vorzug zu geben, wozu namentlich die Berühmtheit, die man dadurch bei der Menge erlange, verleiten könne. Seit das griechische Leben seinen realen Inhalt verloren hatte, füllte ein Spielen mit den Schatten vergangener Herrlichkeit es aus. Mit leicht erklärlicher, zuweilen rührender Zärtlichkeit hingen die Epigonen an den alten Erinnerungen, und suchten die trümmerhaften, zum Theil unkenntlich gewordenen Reste der Grundlagen hellenischer Cultur und hellenischen Ruhms zu erhalten. Dazu gehörte die Gymnastik in erster Reihe; sie war nach wie vor als eins der wichtigsten Bildungsmittel anerkannt und fand eine eifrige Pflege in den Ephebeninstituten, die in allen einigermaßen bedeutenden griechischen Gemeinden von Massilia bis Berytus unverändert fortbestanden.

Gymnasien und Agonen erhielten nun eine um so größere Wichtigkeit, je enger der Kreis der höhern und edlern Interessen geworden war. „Die guten Griechen", schreibt Trajan an den jüngeren Plinius, „hängen an den Gymnasien." Man konnte in Griechenland nicht bloß „diese spielenden Künste mit Ehren betreiben"; auch hochgebildeten Männern erschienen die hervorragenden Athleten als Ideale von Mannheit, Kraft und Muth, von Schönheit und Keuschheit, die wol mit den Heroen der Vorzeit verglichen werden könnten. Noch immer strömte ganz Griechen-

land zu den pythischen und olympischen Spielen zusammen, wo die seit Jahrhunderten bestehenden Ordnungen und Gebräuche im Wesentlichen unverändert festgehalten wurden; noch immer galt der Sieg zu Olympia als hoher Ruhm; um ihn zu erlangen, unterzog man sich nicht nur den beschwerlichsten und durch ihre lange Dauer kostspieligsten Uebungen, sondern wagte selbst das Leben. Auch die Abstammung von einem Olympiasieger galt, besonders für einen Athleten, als ruhmvoll. Bewährte Kämpfer wurden von ihren Gegnern mit vielem Gelde bestochen, sich besiegen zu lassen. Pausanias wundert sich, daß dies nicht nur von Aegyptern, also Ausländern, geschehen war, sondern selbst von einem Eleer, der in der 192. Olympiade (12 v. Chr.), um seinem Sohne den Preis im Ringkampf zu verschaffen, dessen Gegner Geld gegeben hatte. Olympiasieger wurden von Festgebern mit hohen Summen zur Mitwirkung bei ihren Schauspielen angeworben; Dio von Prusa gibt als Bezahlung 5 Talente (23 574 Mark) an. Die Namen Derer, die an einem Tage den Doppelsieg im Ringen und Pankration gewonnen hatten (Paradoxoniken), wurden in der ganzen Welt noch von Enkeln und Urenkeln mit Bewunderung genannt: wie der des Nicostratus, dem dies zu Olympia in der 204. Olympiade (36 n. Chr.) als Siebentem oder Achtem nach Hercules, des Phöniciers Aelius Helix, des Ersten, dem es im capitolinischen Wettkampfe (218 n. Chr.) gelang.

Ueberdies erfreuten sich die Athleten, namentlich die in Kampfspielen gekrönten, mancher Privilegien, die August bestätigte und erweiterte. Vermuthlich gehörte schon damals dazu die Befreiung von lästigen und kostspieligen Communalämtern, die aber nach einem Rescripte von Diocletian und Maximian nur eintreten sollte, wenn sie sich lebenslänglich an Wettkämpfen betheiligt hatten und mindestens in drei „heiligen" Agonen (und zwar einmal zu Rom oder im alten Griechenland) mit Recht und nicht in Folge von Bestechung der Mitbewerber bekränzt worden waren. Heilige Agone waren diejenigen, welche die Kaiser mit dem Privilegium der feierlichen Einholung der Sieger in ihre Vaterstadt und der (auf die Reichskasse übernommenen) lebenslänglichen Speisung derselben ausgestattet hatten. Die Städte, in denen berühmte Kämpfer auftraten, wetteiferten, sie durch Büsten und Statuen, Decrete, Ertheilung des Ehrenbürgerrechts und der Rathsherrenwürde auszuzeichnen.

Zuweilen erwiesen die Athleten auch im Kriege ihre Tapferkeit. Mnesibulos aus Elatea, der in der 235. Olympiade = 161 zu Olympia gesiegt hatte, schlug (wol 178/179) an der Spitze einer Freischaar einen Kostobokenschwarm zurück und fiel selbst im Kampf. An der tapfern Vertheidigung von Byzanz gegen Septimius Severus (194—196) hatte ein Faustkämpfer einen hervorragenden Antheil. Nach all diesem kann man kaum glauben, daß es in den griechischen Provinzen Anstoß gab, wenn Männer aus guten, selbst angesehenen Familien als Athleten öffentlich auftraten, obwol freilich nur eine dies bestätigende Inschrift eines aus consularischer Familie stammenden Athleten Claudius Apollonius Rufus aus dem 4. Jahrhundert bekannt ist. Römer von Stande werden

sich nur mit ihren Gespannen am Wagenrennen betheiligt haben, wie vermuthlich in der 195. Olympiade = 1 n. Chr. ein Viergespann des späteren Kaisers Tiberius, in der 199. Olympiade = 17 n. Chr. eines des Germanicus, in der 227. Olympiade = 129 n. Chr. eines des J. Minicius Natalis, Sohnes des Consuls 106 oder 107, der später selbst Consul war, zu Olympia siegte. Auf dieselbe Art siegte gewiß der römische Senator, der dort in der Zeit des Pausanias sein Standbild errichten ließ, falls es ein Römer war.

Im Allgemeinen war also die gesellschaftliche Stellung der Athleten während der früheren Kaiserzeit in den griechischen Provinzen eine bei weitem bessere als in Rom und Italien. Doch je mehr die immer massenhaftere Aufnahme griechischer und orientalischer Culturelemente die allmähliche Zersetzung und endliche völlige Auflösung des eigentlichen Römerthums beförderte, desto mehr mußte auch in Rom die Abneigung und Opposition gegen das Athletenthum schwinden. Als der Fußboden eines glänzenden Raumes in den Thermen des Caracalla mit langen Reihen von Bildern siegreicher Athleten geschmückt ward, als Cassius Dio den Doppelsieg des Aelius Helix im capitolinischen Agon in seine Jahrbücher eintrug, standen die Helden des Stadiums in der Hauptstadt und überall im Occident gewiß in höherer Achtung, als in der Zeit, in welcher Seneca, beide Plinius, Tacitus und Juvenal über den Unwerth und die Verwerflichkeit der griechischen Uebungen und Wettkämpfe sich so einstimmig aussprachen.

II.

Der Luxus.

Allgemeines.

Die sehr verbreitete Ansicht, daß der Luxus des späteren römischen Alterthums ein ebenso beispielloser und fabelhafter, wie unsittlicher und thörichter gewesen sei, ist noch heute nicht wesentlich anders begründet als es von Meursius in seiner 1605 erschienenen kleinen Schrift: „Roma luxurians sive de luxu Romanorum“ geschehen ist; denn sie beruht auf dem Gesammteindruck einer Anzahl bunt zusammengewürfelter, durchaus heterogener Thatsachen, von denen die erstaunlichsten und ungeheuerlichsten auch die bekanntesten sind. Bei dem Gedanken an das kaiserliche Rom drängen sich der Erinnerung jene so oft wiederholten Erzählungen auf, von den Bauten im Meer, den Gärten auf hohen Dächern, der Verwendung von Gold und Silber zu den Hufbeschlägen der Maulthiere, sowie zu den Behältern für Koth, von den Bädern in Eselsmilch und wohlriechenden Essenzen, den Getränken, in denen kostbare Perlen aufgelöst waren, den aus Pfauengehirnen und Flamingozungen bereiteten Gerichten, und was dergleichen mehr ist.

Zur Festhaltung übertriebener Vorstellungen hat übrigens auch hier wie anderwärts die Neigung beigetragen, die Erscheinungen des römischen Lebens im Guten wie im Bösen von vornherein im Verhältniß zu den entsprechenden der modernen Welt als riesenhaft anzusehn: eine Neigung, von der selbst die besten Alterthumskenner keineswegs immer frei gewesen sind; wie C. G. Zumpt, welcher meinte, daß wir in der Kunst des Genießens gegen die Alten Kinder seien, und W. A. Becker, dem gegenüber der verschwenderischen Pracht Roms der ausschweifendste Luxus aller Zeiten als ärmliches Unvermögen erschien. Bei näherer Betrachtung ergiebt sich jedoch, daß die Thatsachen, auf die man sich zu berufen pflegt, wenigstens zum Theil falsch aufgefaßt oder falsch gruppiert sind, und daß die herrschende Ansicht wesentlicher Einschränkungen bedarf. Dies würde selbst dann der Fall sein, wenn die betreffenden Angaben überall den vollen Glauben verdienten, der ihnen zum Theil ihrer Natur nach von vornherein versagt werden muß.

Uebrigens würden auch diejenigen, die vor einem oder zwei Menschenaltern den römischen Luxus als einen beispiellosen und ungeheuerlichen ansahen, heute wahrscheinlich anders urtheilen. Gerade seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, noch mehr seit dessen Mitte ist in der ganzen civilisierten Welt eine außerordentlich große Zunahme des Luxus eingetreten, und unser Maßstab dadurch ein völlig andrer geworden. Der Luxus des ersten französischen Kaiserreichs, der damals

die Welt in Erstaunen setzte, erscheint mit dem des zweiten verglichen, sehr bescheiden. Ein englischer Autor, Alfred Austin, sagte im Jahre 1883, daß im letzten Menschenalter in England das Wachsthum des Luxus mit dem des Reichthums gleichen Schritt gehalten habe, und (nach Gladstone) die Vermehrung des letztern in den letzten fünfzig Jahren größer gewesen sei, als in allen frühern Jahrhunderten seit der normannischen Eroberung. Die ganze Lebensführung der Reichen biete ein Schauspiel, wie es die Welt nicht gesehn habe, seit Rom sich seinem Falle zuneigte.

Sodann ist die durch die Natur der Ueberlieferung auf dem ganzen Gebiete der Alterthumswissenschaft bedingte Gefahr, aus einzelnen zufällig berichteten Fällen falsche Schlüsse zu ziehn und Ausnahmen für die Regel anzusehn, auch von den Beurtheilern des römischen Luxus keineswegs immer vermieden worden. Aber man hat überdies auch, wie gesagt, seit dem Vorgange von Meursius Berichte aus den verschiedensten Zeiten und von der verschiedensten Art durcheinandergeworfen; Berichte von den Extravaganzen berüchtigter Verschwender, der fürstlichen Lebensweise prachtliebender Großen, den raffinierten Schwelgereien der Virtuosen des Genusses — und zwar gewöhnlich ohne Rücksicht auf den Standpunkt der Berichterstatter und auf den Zusammenhang, in dem die Thatsachen mitgetheilt werden.

Vor Allem hätte immer ganz von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben sollen, was von dem Luxus einzelner Kaiser berichtet wird. Der Luxus eines Caligula und Nero erhielt seinen ganz exceptionellen Charakter dadurch, daß er eine Documentation ihres Allmachtsschwindels war. Sie wollten auch hierin die übermenschliche Macht und Größe des Cäsarenthums, den unermeßlichen Abstand des Weltherrschers von seinen Unterthanen zur Anschauung bringen, für sie sollte es keine Unmöglichkeit, für ihren Willen keine Schranke geben. In diesem Sinne ließ Caligula — dessen Cäsarenwahnsinn übrigens nicht ohne eine Beimischung wirklicher Verrücktheit gewesen zu sein scheint, und „der nichts so sehr zu verwirklichen strebte, als was für unmöglich erklärt wurde" — im Meer während des Sturmes Bauten aufführen, und verpraßte den Tribut dreier Provinzen (10 Mill. Sesterzen d. h. über 2 Mill. Mk.) an einem Tage; in diesem Sinne unternahmen er und Nero („der Begehrer des Unglaublichen") bei ihren Festen, in ihren Prachtschiffen und Palästen die Träume einer ausschweifenden Phantasie zu verwirklichen.

Doch Caligula und Nero sind auch in dieser Beziehung unter den Kaisern der beiden ersten Jahrhunderte fast alleinstehende Ausnahmen, da man ihnen nicht einmal Lucius Verus an die Seite stellen kann, und der Luxus des Vitellius sich auf die Befriedigung einer monströsen Gefräßigkeit beschränkte. Dagegen sind Tiberius, Galba, Vespasian, Pertinax bis zur Kargheit sparsam, und unter den übrigen keiner ein eigentlicher Verschwender gewesen. Und es fragt sich wol noch, ob selbst der Luxus Caligulas und Neros widersinniger und verderblicher war, als der mancher kleiner deutschen Despoten des 17. und 18. Jahrhunderts. Denn wenn August der Starke allein für eine einzige Oper 80000 Thlr., für das Lustlager von Mühlberg 5 Millionen verausgabte; wenn Karl

von Würtemberg (der Stifter der Karlsschule) seinen Hof zum glänzendsten in ganz Europa machte, die ersten Künstler in seinen Schauspielen auftreten, unter seinen Gästen die kostbarsten Geschenke verloosen, für die Menge Weinfontainen springen ließ, Feuerwerke gab, die eine halbe Tonne Goldes kosteten, Seen auf Bergen graben ließ und Schlittenfahrten veranstaltete, zu denen der Schnee Meilen weit herbeigeschafft werden mußte: so wurden die Mittel zu dieser rasenden Verschwendung doch in Ländern erpreßt, deren Steuerkraft schwerlich die einer einzigen größern römischen Provinz erreichte. Unter August dem Starken beliefen sich die Einkünfte Sachsens auf 6 Mill. Thlr. In Würtemberg (einem Lande mit 155 Quadratmeilen und etwa 600 000 Einwohnern) deckten unter Karl die ordentlichen Einnahmen aus dem Kammergute und den Steuern die Ausgaben nicht. Jedenfalls aber würde ein Schluß von dem Luxus Caligulas und Neros auf den des damaligen Rom eben so unzulässig sein, als ein Schluß von den Ausschweifungen der absolutistischen Höfe auf die Sitten des damaligen Deutschland.

Ebenso wenig wie auf die Beispiele der römischen Kaiser kann man sich bei der Beurtheilung des römischen Luxus ohne Weiteres auf die jener Großen in der letzten Zeit der Republik berufen, die in siegreichen Feldzügen reiche zum Theil noch unerschöpfte Länder plünderten und von dort ungeheure Schätze heimbrachten. Die kolossale Verschwendung eines Scaurus, Lucullus, Pompejus, Cäsar war durch Umstände und Veranlassungen bedingt, die später im Alterthum nicht wieder eingetreten sind; sie ist selbst von den Kaisern kaum jemals überboten worden. Plutarch sagt, daß die Gärten des Lucullus trotz der großen seitdem erfolgten Zunahme des Luxus zu den prachtvollsten unter den kaiserlichen gezählt wurden; Plinius, daß ein Privatmann wie Scaurus durch sein Theater die Bauten des Caligula und Nero an unsinniger Verschwendung übertroffen habe. Es mag dahingestellt bleiben, ob die seit Jahrhunderten von orientalischen Despoten aufgehäuften Gold- und Juwelenschätze, die den römischen Besiegern Asiens zufielen, der Beute der spanischen Conquistadoren, der englischen Eroberer Ostindiens nachstanden. Das Lösegeld für den Inka Atahualpa von Peru wird auf 23 300 998 Frcs. angegeben (eine Summe, deren damaliger relativer Werth das Vierfache des heutigen betragen soll); auf Pizarros Antheil kam ein Werth von 1 402 748 Frcs. Für Clive wäre es in Bengalen während seiner zweiten Verwaltung, wie Macaulay sagt, leicht gewesen Reichthümer aufzuhäufen, wie sie kein Unterthan in Europa besaß. Ohne die reichen Bewohner der Provinz einem stärkeren Drucke zu unterwerfen als an den sie ihre mildesten Beherrscher gewöhnt hatten, hätte er Geschenke im Belauf von 300 000 Lstr. jährlich empfangen können; die benachbarten Fürsten würden gern jeden Preis für seine Gunst gezahlt haben. Den römischen Feldherren und Beamten im Orient boten sich dieselben Gelegenheiten wie Clive und Warren Hastings; von der Mäßigung und verhältnißmäßigen Uneigennützigkeit des ersteren aber waren sie ebenso weit entfernt wie der letztere. Wie ungeheure Summen ihnen zuströmten, mögen einige Angaben zeigen. Der Judenfürst Aristobulos bestach bei seinem

Streite mit seinem Bruder, dem Hohenpriester Hyrcanus, den Legaten A. Gabinius mit 300, den Quästor M. Aemilius Scaurus mit 400, Pompejus mit einem goldenen Weinstock im Werth von 500 Talenten (1 Talent = 4715 Mark). Ptolemäus Mennäi, Fürst eines Raubstaates am Libanon, kaufte von Pompejus Freiheit und Fortbestand seiner Herrschaft für 1000 Talente, die Pompejus zur Besoldung seiner Truppen verwandte. Ariobarzanes von Cappadocien zahlte an ihn monatlich 33 Talente, die noch nicht zur Abtragung der Zinsen seiner Schuld hinreichten. Gabinius hatte als Proconsul in Syrien über 100 Millionen Denare (70 Millionen Mark) erpreßt. Dem Könige von Aegypten Ptolemäus Auletes hatte er angeblich seine Unterstützung für 10000 Talente (47 Millionen Mark) zugesagt, nachdem Cäsar in seinem eigenen und Pompejus' Namen demselben bereits gegen 6000 Talente (28 Millionen Mark) abgenommen hatte. Crassus raubte aus dem Tempel zu Jerusalem an Geld und Geldeswerth 10000 Talente. Auch Gallien, dessen Reichthum bei den Römern sprichwörtlich blieb, war in Cäsars Zeit ein goldreiches Land. Der von Q. Servilius Cäpio (etwa 106) aus der Tektosagenstadt Tolosa geraubte Tempelschatz hatte nach Posidonius 15000 Talente (über 70 Millionen Mark) betragen. Im ganzen Gebiete des Rheins und in dem der Loire und Seine ist bis auf Cäsar in großer Menge, ja vielleicht an vielen Orten allein Gold geschlagen worden, und Cäsar brachte von der gallischen Beute dessen so viel auf den Markt, daß das Pfund zu 3000 (statt 4000) Sesterzen in Italien und den Provinzen verkauft wurde, also um 25 Procent gegen Silber fiel.

Ebenso groß als die Beute jener Römer in der letzten Zeit der Republik waren aber auch die Ausgaben, zu denen ihre Stellung und die Ruchbarkeit ihrer Verbrechen sie nöthigte. Oft mußten sie, wie Warren Hastings, die geraubten Schätze ganz oder theilweise opfern, um eine Freisprechung von den gegen sie erhobenen Anklagen zu erwirken. Immer aber verschlang der zu den großen politischen Unternehmungen erforderliche Aufwand, die kolossalen Bestechungen, die Unterhaltung eines ungeheuern Trosses von Anhängern und die Schauspiele, deren Pracht ans Fabelhafte grenzte, enorme Summen. Die Aedilität des Scaurus erschöpfte sein Vermögen und stürzte ihn in Schulden. So zerrannen jene Schätze zum großen Theil so wie sie gewonnen waren, und der wirkliche Besitz der damaligen Nabobs stand weder zu ihren Erwerbungen noch zu ihrer Verschwendung im Verhältniß. Selbst Crassus, dessen Reichthum in seiner Zeit als beispiellos gegolten zu haben scheint, war nicht so reich als mehrere Freigelassene der ersten Kaiserzeit, als Pallas Callistus und Narcissus. Er besaß vor dem parthischen Kriege etwa 7000 Talente (33 Millionen Mark). Dem ältern Plinius erschien die letzte Zeit der Republik, mit der Gegenwart verglichen, als eine Zeit der Armuth. Wahrscheinlich erreichten in der That die großen Kapitalansammlungen in der Kaiserzeit nicht nur eine größere Höhe, sondern waren auch häufiger als in der Republik. Die Ursachen, die eine Hebung des Wohlstandes überhaupt bewirkten, trugen auch zur Bildung kolossaler

Einzelvermögen bei: namentlich die Ausbeutung zahlreicher neuer, noch unerschöpfter Provinzen, der Aufschwung des Handels, besonders mit Völkern, die in der Cultur tiefer standen, die Sicherung und die vielfachen Erleichterungen des Verkehrs, wol auch die Beschleunigung des Geldumlaufs.

Aber auch die Summen der größten Reichthümer in der Kaiserzeit stehen (obwol sie ein dem modernen Reichthum in der Regel fehlendes, sehr bedeutendes Werthobject, die Sklaven, in sich schlossen) hinter den Summen, zu welchen die höchsten Vermögen und Einkünfte in neuern und neuesten Zeiten geschätzt worden sind, zurück. Wenn ein Freigelassener Neros einen Besitzer von 1305000 Mark für einen seiner Armuth wegen beklagenswerthen Mann erklärte, so beweist dies (die Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt) nicht, daß ein solches Vermögen als Armuth galt, sondern daß der Uebermuth der damaligen Millionäre ebenso groß war wie der der heutigen: nur daß diesen ganz andere Reichthümer, mit ihrem so viel größern Maßstabe gemessen, ärmlich erscheinen. Von einem Capitalisten, dessen Vermögen bei seinem Tode 2 Millionen Lstr. betrug, soll „der größte Bankier Europas" gesagt haben: „Ich glaubte nicht, daß er so arm war." Die größten bekannten Vermögen des römischen Alterthums betragen 300 und 400 Millionen Sesterzen (65 1/4 und 87 Millionen Mark); nur zwei Personen werden genannt, welche die letztere Summe besessen haben sollen, der Augur Cn. Lentulus und der Freigelassene Neros Narcissus; allerdings muß man den durchschnittlichen Ertrag der Capitalien höher als gegenwärtig (wol mindestens auf 6 Prozent) veranschlagen. Das höchste aus dem Alterthum bekannte Jahreseinkommen ist dasjenige, welches die reichsten römischen Familien am Anfange des 5. Jahrhunderts bezogen haben sollen: etwa 4000 Pfund Gold baar, und Naturalien im Werthe des dritten Theiles dieser Summe; im Ganzen nach heutigem Gelde 4872480 Mark.

Zur richtigen Schätzung dieser Summen können einige Angaben der größten Vermögen und Einkünfte in verschiedenen Zeiten und Ländern als ein zwar sehr unvollkommenes aber doch nicht ganz werthloses Hilfsmittel dienen; mehrere derselben sind, wie gesagt, höher als die Angaben aus der römischen Kaiserzeit und zwar zum Theil beträchtlich. Ungeheure Reichthümer, die ebenso schnell zerrannen, wurden von Einzelnen im Reiche der Kalifen gewonnen. Unter Kalif Mahdy hatte ein reicher Hashimide in Bassora ein tägliches Einkommen von 100000 Dirhem (soviel als Francs); er soll 50000 Clienten gehabt haben. Lorenzo de' Medici hinterließ bei seinem Tode (1440) 235137 Goldgulden*). Jacques Coeur (etwa 1400—1456), der reichste Mann Frankreichs im Mittelalter, der das ganze Bankgeschäft sowie fast den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel des Landes in seiner Hand vereinigte, in zahlreichen Häfen der Levante Contore, in der Mehrzahl der französischen Städte Niederlassungen hatte, Kupfer-, Blei- und Silbergruben besaß, war im Stande, Karl VII

*) Der Münzwerth des Ducato Zechino Fiorino d'oro Scudo d'oro ist annähernd derselbe, 11—12 Francs heutigen Geldes.

zur Vertreibung der Engländer aus der Normandie 200000 écus (entsprechend 16 bis 20 Millionen Fr. in heutigem Gelde) zu leihn. Er erwarb mehr als 20 Herrschaften und Kastellaneien, hatte Häuser und Schlösser in den größten Städten Frankreichs und stattete mehrere der letzteren mit Bauten aus. Die ihm durch eine ungerechte Verurtheilung auferlegte Buße betrug 400000 écus. Der Banquier Julius' II. Agostino Chigi, der mehr als 100 Schiffe auf den Meeren und Handelshäuser in Lyon, London, Constantinopel, Amsterdam, selbst in Babylon besaß und mehr als 20000 Menschen unterhielt, soll ein Einkommen von 70000 Ducaten gehabt haben. Das Vermögen der Fugger, das (nach R. Ehrenberg) 1511 rund 250000 Gulden betrug und bis Ende 1527 auf 2 Millionen gestiegen war, erreichte 1546 mit 4 3/4 Millionen Gulden seinen höchsten Stand; in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfolgte nach einem Verlust von 8 Millionen der Bankerott des Hauses. Mazarins Vermögen schätzt Voltaire auf etwa 200 Millionen Frcs. nach damaliger Währung. Unter Ludwig XIV. besaß der Banquier Samuel Bernard 33 Millionen Livres, der ehemalige Steuereinnehmer Bretonvilliers ein Jahreseinkommen von über 3 Mill. Frcs. in heutigem Gelde. Das Baarvermögen des Fürsten Alexei Danilowitsch Menschikow († 1729) soll bei seiner Verbannung 5, nach Andern 10 Millionen Rubel betragen haben. Er hatte allein in Kleinrußland 4 Städte, 88 Kirchdörfer, 99 Dörfer, 15 kleine Flecken und 87 Fischereien besessen; in Ingermannland 16 Güter, 98 Dörfer, Diamanten und Werthsachen für 1 Million Rubel, 72 Dutzend silberne Teller, 105 Pud (= 1686 Kilogr.) Tischservice in Gold. Potemkin brachte, unter kolossalen Verschwendungen bei einem Prasserleben, dessen Muster in den Märchen von 1001 Nacht zu suchen ist, in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zusammen, während damals die ganze Jahreseinnahme des Reiches etwa 50 Millionen betrug. Der Günstling Kaiser Pauls, Kutaissow, hatte ein Einkommen von 300000 Rubel. Der jährliche Verbrauch des Grafen Brühl wurde auf 6 Mill. Mark geschätzt. Die Einkünfte des (aus dem Halsbandprozeß bekannten) Cardinals Ludwig Rohan werden auf ungefähr 5 Millionen Mark angegeben. Von den spanischen Granden hatte im 18. Jahrhundert der Herzog von Alba eine Revenue von 8 Mill. Realen (über 1600000 Mk.), der Herzog von Berwick nahe an 2 Mill., aber diese Einkünfte wurden größtentheils durch ungeheure Dienerschaften aufgezehrt. Der Herzog von Ossuna hatte (nach Bismarck 1859) ein Einkommen von Millionen; er besaß prächtige Gärten und Schlösser in Spanien, Italien, Belgien und Sardinien, die er selbst nur im Bilde kannte. Unter den polnischen Magnaten in der Zeit Stanislaw Augusts konnte Felix Potocki 30 Meilen ohne Unterbrechung auf eigenem Grunde reiten, sein Besitz brachte ihm trotz der großen, vom Vater her darauf lastenden Schulden anfangs jährlich 700000 Mark, machte ihn aber bald zum reichsten Mann Kronpolens. Die Czartoryski hatten 15 Städte, 11 schloßähnliche Landsitze, 2 Paläste in Warschau, die Hinterlassenschaft August Czartoryskis brachte etwa 1800000 Mark Einkünfte. Karl Radziwill hinterließ

trotz einer echt polnischen Mißwirthschaft einen Besitz von $2^1/_2$—3 Millionen Mark jährlicher Einkünfte.

In Rußland bildeten bekanntlich bis 1863 die Leibeigenen (nahezu ein Drittel der Gesammtbevölkerung) einen sehr bedeutenden Theil der großen Vermögen. Katharina II soll deren gegen 800 000 verschenkt, Graf Peter Borissowitsch Scheremetjew (Sohn des von Peter dem Großen in den Grafenstand erhobenen Boris Petrowitsch) die höchste Zahl (über 160 000, noch andere 200 000 oder 128 000 männliche Leibeigene) besessen haben, unter denen Besitzer von Millionen waren. Fürst Nicolai Borissowitsch Jussupow gab bei dem Besuche Friedrich Wilhelms III in Moskau nach der Geburt Alexanders II (1818) auf seinem dortigen Gute Archangelsk ein Fest, wobei er unter anderm seine Gäste durch 40 000 Leibeigene in festlichen Gewändern mit Salz und Brod, den russischen Symbolen der Gastfreiheit empfangen ließ. Das Vermögen der Jussupows, obwol mehrmals zur Strafe für Verschwörungen halb confisciert, war im Jahre 1870 immer noch größer als das der meisten deutschen Fürsten, und hatte dadurch, daß zwei Leibeigene, Vater und Sohn, die nacheinander als Verwalter fungierten, während ihrer Dienstzeit 3 Millionen an sich gebracht hatten, keine sehr merkliche Verminderung erlitten. Die Demidows sollen unter anderm einen ungeheuern Felsen von Malachit besessen haben, von dem jedes Pud 800 Rubel kostete; der enorm reiche Astaschew hatte allein im J. 1843 in Sibirien 111 Pud Gold brutto, d. h. einen Werth von 5 104 890 Mark gewonnen; das Vermögen des Fähnrichs Jakubow, „1847 vielleicht das kolossalste auf dem Continent", schätzte man auf mehr als 300 Millionen Mark.

Im übrigen Europa (besonders in England) sowie in Amerika hat sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts eine Anhäufung ungeheurer Capitalien in den Händen Einzelner in einem Umfange und bis zu einer Höhe vollzogen, wie vielleicht nie zuvor. Wol Niemand in Frankreich würde heute, wie Frau von Remusat 1818, ein Einkommen von (höchstens) einer Million Fr. „ein unermeßliches" nennen. In England (wo in Johnsons Zeit der Gesammtverbrauch eines Mannes von hohem Range mit 5000 Lstr. vollständig bestritten werden konnte, und wo nach Macaulay um 1760 ein Einkommen von 40 000 Lstr. mindestens ebenso selten war wie 1840 eines von 100 000) gab es noch 1854 kaum 20 Mitglieder des Hauses der Gemeinen, die ein Einkommen von 10 000 Lstr. hatten; im J. 1888 konnte man deren unschwer 5 Mal soviel zählen, die ein drei- und vierfaches Einkommen besaßen, und „Zehntausend jährlich" (der Titel eines Romans von S. Warren 1841) galten nicht mehr wie damals als großer Reichthum. In New-York zählte man 1846 nicht mehr als 16 Personen, die ein Vermögen von einer Million Dollar hatten; unter diesen „bescheidenen Millionären" ragte Johann Jacob Astor hervor, der bei seinem Tode (1848) 25—30 Mill. Dollar reich geschätzt wurde. Die Bildung kolossaler Einzelvermögen begann mit dem gewaltigen Aufschwunge Amerikas nach dem Secessionskriege. Alexander T. Stewart gab 1865 sein Jahreseinkommen auf

4071256 Dollar an, und zahlte an Einkommensteuer 407000. Cornelius Vanderbilt, der 1846 nur 750000 Dollar besaß, soll, als er 1877 im Alter von 81 Jahren starb, gesagt haben, daß er seit seiner Geburt im Durchschnitt jährlich 1 Million erworben habe; er hinterließ seinen Erben 90 Millionen, außerdem Legate im Betrage von 15 Millionen. Jay Gould, der 1884 für den reichsten Mann der ganzen Welt galt, besaß angeblich 275 Millionen, J. W. Mackay, der in der Liste der größten Millionäre die zweite Stelle einnahm, 250 Mill. Dollar.

Wenn aber Amerika die höchste Ziffer der Einzelvermögen aufweist, so ist England nichtsdestoweniger das reichste Land, auf welches man 1888 von den 700 Besitzern von einer Million Lstr., die damals auf der ganzen Erde leben sollten, nicht weniger als 200 rechnete. Ein Einkommen von mehr als 10000 Lstr. oder 200000 Mark jährlich hatten dort 2418 Personen, in Frankreich 7—800, in Deutschland nur 144. Nach jener 1884 aufgestellten Liste der 12 größten Millionäre, die 7 Amerikaner und 5 Engländer enthält, besaß der reichste Mann in England, Rothschild, ein Vermögen von 800, der Herzog von Westminster 320 Mill. Mark; die drei übrigen sind die Herzöge von Sutherland und Northumberland und der Marquis von Bute, der mit einem Vermögen von 80 Mill. Mark die letzte Stelle in der Liste einnimmt. In Preußen hatten im Anfang des J. 1900 nach der Veranlagung der Einkommensteuer 42 Personen ein Einkommen von 1 bis 2 Mill. Mark, 15 von 2 bis 7, eine (Krupp) von 15—16 Millionen.

Alle solche Angaben genügen nun freilich nicht zur Beantwortung der Frage: ob die reichsten Leute des Alterthums reicher waren, als die reichsten der neuern Zeiten. Diese Frage wäre selbst dann nicht leicht zu beantworten, wenn es gelänge, den Sachwerth festzustellen, den das Geld in den beiden verglichenen Perioden hatte. Daß nun der Sachwerth des Geldes im Alterthum weit höher gestanden habe als heute, ist eine Ansicht, zu der auch die neueste Untersuchung von Rodbertus über diesen Gegenstand gelangt. Zwar wird dort zugestanden, daß er die letzten Jahrhunderte der Republik hindurch bis jedenfalls zu Nero etwas sank, doch nur für Rom und Italien; von da ab sei er aber wieder im ganzen römischen Reich gestiegen. Doch abgesehn von manchen andern sich hier aufdrängenden Bedenken, erscheinen die zu Grunde gelegten Angaben aus dem Alterthum zur Aufstellung so weit gehender Folgerungen keineswegs ausreichend. Immer ist nicht zu vergessen, daß im Alterthum die Genußmittel, wie die Fabricate überhaupt einerseits (wenigstens großentheils) durch die verhältnißmäßige Unvollkommenheit der Fabrication und des Transports vertheuert wurden, andrerseits durch ihre verhältnißmäßige Seltenheit, da der sehr viel geringern Masse von Edelmetall, die im römischen Reich circulierte, auch eine sehr viel geringere Masse von Genußmitteln, wie von Werthobjecten überhaupt, gegenüberstand. Freilich war die Entwicklung der Geldsurrogate eine verhältnißmäßig sehr geringe, und die Schnelligkeit des Geldumlaufs, die in so vieler Hinsicht ähnlich wirkt wie die Geldmenge, bleibt völlig unmeßbar. Ob aber die Masse der durch Fabri-

cation erzeugten oder durch Handel eingeführten Genußmittel seit dem Untergange des Alterthums nicht in demselben Maße gewachsen ist wie die Masse des Edelmetalls, wird zwar wol nie zu ermitteln sein, doch für unmöglich kann es gewiß nicht erklärt werden. Ebenso wenig wird sich wahrscheinlich jemals feststellen lassen, worauf es bei dem Vergleich der heutigen Reichthümer mit den damaligen hauptsächlich ankommt: ob die größten Einkommen in der Kaiserzeit eine mittlere Jahresrente höher überragten als in der Gegenwart. Jedenfalls sind gegenwärtig alle Angaben über den relativen Werth derselben Geldsummen im Alterthum und in irgend einer Periode der neuern Zeit ganz willkürlich.

Doch nicht bloß der Luxus der Kaiser und der Großen in der letzten Zeit der Republik ist ein exceptioneller; auch von den übrigen Beispielen des Luxus, auf die man sich zu berufen pflegt, werden manche ganz offenbar als einzeln stehende Ausnahmen berichtet. Jener Apicius, der unter August und Tiber ungeheure Reichthümer (60 oder 100 Millionen S.) in raffinierter Schwelgerei verpraßte, und als er sein Vermögen bei einer Ueberrechnung auf 10 Millionen S. (über 2 Millionen Mark) herabgeschwunden fand, sich nach glaubwürdiger Mittheilung den Tod gab, weil er angeblich mit einer so geringen Summe zu leben nicht für möglich hielt, und vielleicht noch mehr weil er alle Genüsse bis zum Ekel ausgekostet hatte: er galt auch seiner Zeit als ein Wunder der Ueppigkeit. Ein gelehrter Vielschreiber (Apio) gab ein Buch über seinen Luxus heraus, sein Name ward sprichwörtlich, er selbst zum Mythus, und durch diesen zu einer Art von Typus der vollendetsten Schwelgerei; noch zweihundert Jahre später wählte ein Elagabal ihn zum Vorbilde. Von den Anekdoten, deren Gegenstand er war, genügt als Probe die folgende (vielleicht aus Apios Buch entlehnte): er habe eigens eine beschwerliche Seereise von Minturnä nach Africa unternommen, weil er gehört hatte, daß dort die Krebse sehr groß seien, und als er sich vom Gegentheil überzeugt, sei er sofort wieder umgekehrt. Wenn es aber überall unzulässig ist aus Anomalieen und Ausnahmen auf allgemeine Zustände zu schließen, so gilt dies ganz besonders für das kaiserliche Rom, auf dessen Boden, unter Einflüssen und Bedingungen, wie sie so nie wiedergekehrt sind, Laster und Ausschweifungen die Tendenz hatten ins Kolossale und Monströse auszuarten: und so mögen freilich Apicius und seines Gleichen die berüchtigtsten Verschwender neuerer Zeiten hinter sich zurücklassen, wie den Grafen Brühl und den (durch den Halsbandproceß bekannten) Cardinal Rohan, von dem die Aeußerung berichtet wird: er begreife nicht, wie man mit weniger als anderthalb Millionen Livres als Einkommen leben könne.

Vollends jener widersinnige Luxus, der nicht im Genuß, sondern in der Herabwürdigung und Zerstörung des Kostbaren und Werthvollen seine Befriedigung findet, kann der Natur der Sache nach nie anders als vereinzelt vorgekommen sein, und nichts spricht dafür, daß er in Rom verhältnißmäßig häufiger war als in modernen Weltstädten, wo zu allen Zeiten großer Reichthum und Uebermaß des Genusses, Uebersättigung und einen mit dem Frevel prahlenden Uebermuth erzeugt hat.

Uebrigens fehlt es auch an sonstigen Beispielen dafür nicht. Auch die Großen des Mittelalters suchten ihren Ruhm in völliger Nichtachtung des Besitzes und bethätigten diese nicht bloß durch rücksichtslose Verschwendung, sondern auch durch Zerstörung. Bei einer 1174 von Heinrich II von England nach Beaucaire berufenen Versammlung, wo eine außerordentliche Menge von Freiherren und Rittern zusammen kam, ließ Bertram Rambaut ein Stück Land pflügen und 30000 Sols in Pfennigen aussäen, Wilhelm von Martell, der 300 Ritter im Gefolge hatte, alle Speisen in seiner Küche an Wachsfackeln bereiten, Raimund von Venous 30 Pferde herbeiführen und lebendig verbrennen. Als Joachim I von Brandenburg 1500 nach Frankfurt kam, um die Huldigung der Stadt zu empfangen, schritt ein Herr von Belkow in Sammtstiefeln, die mit Perlen geschmückt waren, zur Seite seines Pferdes mitten durch den Koth. Derselbe pflegte mit seinen Brüdern auf den Töpfermarkt zu reiten, sie ließen das sämmtliche Geschirr von ihren Pferden zertrümmern und zahlten den doppelten Preis dafür, dann führten sie die Pferde in den Rathskeller und wuschen sie mit Malvasier. Erwägt man, daß in Rußland gewisse Festlichkeiten, wo es hoch hergeht, ohne das Zertrümmern des Geschirrs nicht für vollständig gelten; daß Tanzen auf Porzellan auch zu den Extravaganzen unsrer Seeleute gehört, wenn sie sich am Lande befinden; daß Creolinnen in Habana „ihre neuen, soeben aus Paris bezogenen Kleider im Werthe von vielen hundert Thalern über die Räder ihrer Wagen breiten, um sie in wenigen Minuten total zu verderben und dadurch mit ihrem Reichthume zu prunken": so muß man glauben, daß der Hang zu dieser Art der Perversität nicht ein gewissen Culturperioden eigenthümlicher und für sie bezeichnender, sondern ein der menschlichen Seele tief eingepflanzter ist.

Fast die einzigen auffallenden Beispiele dieser Form des Luxus, die aus dem alten Rom berichtet werden, sind (wenn man von den Kaisern absieht) das des Verspeisens von Singvögeln, abgerichteten und sprechenden Vögeln, und des Schlürfens aufgelöster Perlen. Nach Valerius Maximus soll der Sohn des großen, durch seine Kunst sehr reich gewordenen tragischen Schauspielers Aesop das Letztere zu thun gepflegt, nach Plinius jedem von seinen Gästen eine aufgelöste Perle vorgesetzt haben. Nach Horaz schlürfte er selbst eine solche, die Metella im Ohr getragen, um auf einmal eine Million hinabzuschlucken. Auch das Braten von Singvögeln und sprechenden Vögeln schreibt Valerius Maximus dem Sohne, Plinius dagegen dem Vater Aesopus zu; der Letztere gibt sogar den Preis der einzelnen auf 6000, den Preis der ganzen berühmten Schüssel auf 100 000 S. an; bei Horaz endlich sind es die beiden Söhne des Q. Arrius, die theuer gekaufte Nachtigallen zu speisen pflegten. Die Abweichungen der Berichterstatter zeigen, wie diese und ähnliche Anekdoten sich im Munde jedes Erzählers anders gestalteten, daß daher ihre Zuverlässigkeit in Einzelheiten äußerst gering ist, und ihr Werth nur darin besteht, daß sie allgemein geglaubt wurden. Weil sie nun unendlich oft wiederholt worden sind (wobei zuweilen auch die Perle der Kleopatra auf die Rechnung des römischen Luxus gesetzt wurde), bildet man sich

nicht selten unwillkürlich ein, sie müßten auch oft vorgekommen sein. In der That aber haben diese und andere „Solöcismen der Wollust" eben auch damals für Anomalieen gegolten. August, erzählte man, habe Eros, seinen Procurator in Aegypten, weil er eine in allen Kämpfen siegreich gebliebene Wachtel kaufte und braten ließ, an einen Schiffsmast nageln lassen. Solche und ähnliche Extravaganzen (wie das Zerbrechen eines Silbergefäßes von Mentor, einem antiken Cellini, um dessen Reliefs an dem Nachtgeschirr einer Maitresse anbringen oder gar es daraus anfertigen zu lassen) kennzeichnen außer dem unsinnigen Verschwender höchstens noch den ungebildeten Emporkömmling: bei Trimalchio sind die Kissen mit Purpurwolle gestopft, und ein Sklave, der dessen verletzten Arm mit weißer statt mit Purpurwolle verbindet, wird gepeitscht. Zur Charakteristik des damaligen Luxus im Allgemeinen kann dergleichen ebenso wenig benutzt werden, als man auf den Luxus des 18. Jahrhunderts etwa daraus schließen darf, daß der Prinz von Conti die Tinte eines Billets mit Diamantenstaub bestreute, und die Töchter des Banquier Tepper in Warschau (um 1790) ihren Kaffee auf einem Feuer von Sandelholz bereiten ließen.

Zu Irrthümern hat es ferner geführt, daß man öfter ohne Prüfung in die verdammenden Urtheile römischer Schriftsteller über manchen Luxus eingestimmt hat, der einer unbefangenen Betrachtung tadelfrei und vernünftig, ja selbst als erfreuliches Symptom fortgeschrittener Cultur und vermehrten Wohlstandes erscheint. Bekanntlich ist der Begriff des Luxus ein durchaus relativer. „Jeder Einzelne und jeder Stand, jedes Volk und jedes Zeitalter erklärt alle diejenigen Consumtionen für Luxus, welche ihm selbst entbehrlich scheinen." Im Ganzen war nun aber die Ansicht des Alterthums in dieser Beziehung eine strengere als die neuerer Zeiten. Das Leben der Alten war (und das der Südländer ist, wenn auch in geringerem Grade, noch heute) weit mehr an die Natur gebunden und darum naturgemäßer als das der Modernen. Jede durch die steigende Cultur herbeigeführte künstliche Befriedigung der Bedürfnisse erschien Jenen darum viel eher nicht bloß als überflüssig, sondern selbst als widernatürlich, während bei den hochcultivierten Nationen der nördlichen Zonen, die von vornherein auf einen künstlichen Ersatz der ihnen zu ihrem Wohlbefinden von der Natur versagten Bedingungen gewiesen sind, eine Erhöhung dieser Künstlichkeit nicht nur als unschuldig, sondern sogar oft mit Recht als ein Fortschritt erscheinen muß. Dazu kommt, daß zufälliger Weise gerade die drei Schriftsteller, denen wir hauptsächlich die Nachrichten über den römischen Luxus verdanken, M. Varro, L. Seneca und der ältere Plinius, Männer von besonders einfachen und strengen Gewohnheiten, ja von einer grundsätzlichen Enthaltsamkeit waren, deren Ansichten die durchschnittlichen ihrer Zeitgenossen gewiß an Strenge übertrafen. Namentlich gilt dies von Seneca, der sich in seiner Jugend sogar ein Jahr lang der animalischen Nahrung enthielt, sich auf den Rath des Attalus nicht bloß unerlaubte, sondern auch überflüssige Genüsse versagte, und wenn er gleich allmählich in der Strenge seiner Lebensweise

nachließ, sich doch selbst im höhern Alter der Austern und Pilze, der Wohlgerüche, des Weins, der warmen Bäder enthielt, und auch in den Genüssen, die er sich gestattete, eine an Enthaltsamkeit grenzende Mäßigkeit beobachtete. Sein Körper war, wie sich bei seinem Tode zeigte, durch die dürftige Ernährung abgemagert. Er, Plinius und Varro verdammen mehr oder minder unbedingt jede Bequemlichkeit, jede Verfeinerung des Genusses, ja sogar jeden entbehrlichen Genuß; die beiden Ersten sind selbst von Anwandlungen einer Sehnsucht nach dem ursprünglichen Naturzustande nicht frei. Plinius, bei dem die Betrachtung des unergründlichen Reichthums der sich selbst überlassenen Schöpfung diesen Hang nährte und steigerte, geht unter anderm so weit, die Erfindung des Segelschiffs als einen frevelhaften Eingriff in die Ordnung der Natur zu verwünschen. Varro mißbilligt das Herbeischaffen von Nahrungsmitteln aus fremden Ländern. Plinius findet in der künstlichen Spargelzucht den Beweis einer monströsen Schlemmerei; er und Seneca declamieren, der Letztere wiederholt, gegen das Kühlen von Getränken mit Schnee, als einen naturwidrigen Luxus, während dies heutzutage im Süden auch dem Aermsten als unentbehrlicher Genuß gilt, und schon seit Jahrhunderten gegolten hat; Addison, der Neapel in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts besuchte, meinte, ein Mangel an Schnee würde dort ebenso gut als anderswo ein Mangel an Korn einen Aufstand erregen. Gewiß ist es aber auch ein sehr naturgemäßer Genuß; auch rühmt der Arzt Galenus die Leichtigkeit der Beschaffung von Schnee als einen Vorzug von Rom. In Sicilien soll mit dem zunehmenden Gebrauche des Schnees sich auch der Gesundheitszustand gehoben haben.

Die Bereitung des Gefrorenen von Fruchtsäften und anderen wohlschmeckenden Substanzen ist übrigens eine (französische) Erfindung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Auch der kolossale Aufschwung, den Eishandel und Eisfabrication in der neuesten Zeit genommen haben, ist wol geeignet, an den Abstand des heutigen Luxus von dem antiken und die engen Schranken, in die der letztere gebannt war, zu erinnern. Der amerikanische Eishandel, der vor ungefähr 30 Jahren seinen Höhepunkt erreichte, indem er jährlich für mehr als 1 Million Mark Natureis von den nördlichen Seen bis in die Aequatorialgegenden regelmäßig verlieferte, hat auf den meisten Märkten der Concurrenz des künstlichen Eises weichen müssen; und man erwartet, daß die Eismaschinen, die bereits die mannigfachste Verwendung finden, bald zu den Utensilien jedes wohl eingerichteten Haushaltes gehören werden.

Begründeter als gegen den Luxus der Kühlung durch Schnee ist das Bedenken des Plinius gegen die Verweichlichung durch den Gebrauch von Federkissen: doch schwerlich kann diese nordische dem wärmeren Klima durchaus nicht zusagende Sitte (die bereits Cicero erwähnt) im Alterthum jemals große Verbreitung gefunden haben. Ein Uebermaß des Luxus aber vermögen wir auch hierin keineswegs zu erkennen. Ein Volkswirthschaftslehrer des 18. Jahrhunderts sieht sogar darin einen Beweis für die Armseligkeit des römischen Handels daß die

Römer sich zur Füllung ihrer Kissen und Pfühle nur der Federn deutscher Gänse und der Schwäne bedienten, während die Daunen der Eidergänse aus den Polarländern ihnen unzugänglich blieben. Den Preis der Gänsefedern gibt Plinius auf 5 Denare (ca. 4 1/3 Mark) für das römische Pfund (19,65 Loth Zollgewicht) an. Ein Pfund der feinsten Eiderdaunen kostete in Frankfurt a. M. im Jahre 1786 sechs Thaler.

Außerdem darf man nicht vergessen, daß die meisten römischen Schriftsteller dieser Zeit die Tendenz haben, die Vergangenheit zu preisen und zu rühmen, die Gegenwart auf deren Kosten herabzusetzen. Durch die ganze spätere römische Litteratur zieht sich wie ein rother Faden die Klage über Verschlimmerung der Zeiten, wobei die Klage über das Ueberhandnehmen der Ueppigkeit und Schwelgerei, wie berechtigt auch in vieler Hinsicht, doch viel zu sehr verallgemeinert und übertrieben wird. Man glaubt in diesen „Capucinerpredigten", wie sie Goethe genannt hat, eine der von der Rhetorenschule anhaftenden Gewohnheiten zu erkennen, wo derartige Vergleichungen zu den Gemeinplätzen gehört haben mögen: eine Gewohnheit, der sich selbst Die nicht immer entziehen konnten, die wie Seneca überzeugt waren, daß der Zustand der menschlichen Dinge im Wesentlichen zu allen Zeiten derselbe gewesen sei und bleiben werde. Namentlich Plinius entlehnt den Maßstab zur Beurtheilung des Luxus im kaiserlichen Rom den Zuständen der Zeit, in der Mehlbrei aus irdenen Töpfen gegessen die Hauptnahrung der Römer war, die Wände der Wohnungen noch keinen Bewurf hatten und ein einziger Sklave den Dienst eines großen Hauswesens besorgte. Er und Andre reden so als wenn es auch nur denkbar wäre, daß diese Einfachheit hätte dauern können, nachdem Rom eine Weltstadt geworden war, in der die Genußmittel aller Zonen zusammenströmten, nachdem eine hoch entwickelte Cultur Bedürfnisse und Genüsse unendlich vervielfacht, verfeinert und verallgemeinert hatte. Ihnen erscheint der Glanz und die Pracht, die Anmuth und das Behagen, mit denen diese Cultur das Leben geschmückt hatte, kaum minder bedauernswerth als ihre schlimmsten Schattenseiten. Ihre Klagen haben deshalb oft keine größere Berechtigung, als wenn Jemand heutzutage die Zustände der Jahrhunderte zurückwünschen wollte, wo die Straßen der Städte weder Pflaster noch Beleuchtung, die Fenster der Wohnhäuser keine Glasscheiben hatten und der Gebrauch der Gabel beim Essen unerhört war. Auch dieser Gebrauch, der in Frankreich im 14., in Italien zu Anfang des 15. Jahrhunderts aufkam, hat seiner Zeit Anstoß gegeben; ein alter Chronist Dandolo erzählt, daß die Gemahlin eines Dogen, die sich einer goldnen Gabel bediente, zur Strafe für diese Ueppigkeit lange vor ihrem Tode einen Leichengeruch aushauchte. Ebenso wird über jede Neuerung, die eine Erhöhung der Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit bezweckte, in den Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts als über ein Symptom des Sittenverfalles geklagt: so über die Einführung der Matratzen statt der Strohsäcke, der Betthimmel und -vorhänge, der Beleuchtung durch Talg- und Wachskerzen statt durch Fackeln;

desgleichen in der Einleitung von Hollinsheds Chronik 1577 über die Errichtung von Kaminen in England und die Einführung zinnerner Schüsseln und Teller statt irdener und hölzerner.

Endlich ist die Beurtheilung des Luxus dadurch erschwert worden, daß man seine verschiedenen Gattungen nicht auseinander gehalten und aus der Größe gewisser Arten der Verschwendung auf die Größe des Luxus überhaupt geschlossen hat. Aber bei demselben Volke und in derselben Zeit kann sehr wol neben großem Luxus auf einem Gebiete Sparsamkeit und Dürftigkeit auf einem andern bestehn. So waren nach Wilhelm von Malmesbury die Banketts der Angelsachsen sehr verschwenderisch, aber ihre Wohnungen armselig; dagegen waren die Normannen im Essen sehr mäßig, aber bauten sich prachtvolle Schlösser. In Deutschland hatte man in den frühern Jahrhunderten (mindestens seit dem sechzehnten) in den dürftig ausgestatteten Häusern wenig Comfort; der Hauptluxus bestand in der Kleiderpracht, welche so zahlreiche Kleiderordnungen veranlaßte. Auch in Rußland zeigte sich im 17. Jahrhundert der Luxus (außer in verschwenderischem Gebrauch der Edelmetalle) fast ausschließlich in der Kostbarkeit der (meist orientalischen) Kleiderstoffe, besonders Seidenzeuge. Der Patriarch Nikon gab 1652 in 7 Monaten 700 Rubel (= 150 000 Pfund Roggen) für seine Kleidung aus, während er sich mit einer bäurischen Kost begnügte und auch seine sonstigen Ausgaben für Hausgeräth und dgl. überaus gering waren. Selbst am Hofe hatte man zwar goldne Schüsseln, aber ebenso wenig Teller als Servietten. In der Existenz der spanischen Großen des 17. Jahrhunderts war Prunk und Knauserei überall verbunden. Ihr Luxus bestand in einer kolossalen Verschwendung des aus den Gruben von Mexico und Peru massenhaft einströmenden Edelmetalls, namentlich zu Tafelgeschirren; einer Anhäufung kostbarer Meubles und Zimmerdecorationen; in ungeheuern aber schlecht bezahlten (daher ärmlich lebenden, selbst hungernden) Dienerschaften; in entsprechend großartigen Wohnräumen, in prachtvollen Sänften und reich behangenen Maulthieren mit silberbeschlagenen Hufen, Karossen und Pferden zu enormen Preisen (erstere z. B. zu 12 000, letztere zu 25 000 écus); in einer unglaublichen Ueberladung der Frauentrachten mit Edelsteinen, Perlen u. s. w. Dagegen die sehr hoch geschätzte feine Wäsche war so selten, daß Mancher nur ein einziges Hemd besaß und während dies gewaschen wurde, im Bett bleiben oder ohne Hemd gehn mußte. Ueberhaupt verbarg sich hinter all jener Pracht vielfach die größte Armseligkeit; denn baares Geld fehlte überall, und man bewahrte es hinter Schloß und Riegel, statt es zinsbar anzulegen. Der Präsident de Brosses bemerkt (1739/40), daß die Begriffe von Glanz und Pracht bei Italienern und Franzosen sehr verschieden waren. „Bei uns in Frankreich besteht, was wir ein großes Haus, eine große Figur nennen, gewöhnlich in einer wohl besetzten Tafel.“ Reiche Leute hielten ein zahlreiches Küchenpersonal, große Livreen, ließen dreimal mehr Gerichte als nöthig, den Nachtisch sehr zierlich geordnet auftragen; die Italiener verwendeten ihr Vermögen auf die Ausschmückung ihrer Vaterstadt mit einem Monument

oder schönen Gebäude, das ihren Namen und Kunstsinn auf die Nachwelt brachte. Derselbe sagt, daß die venetianischen Patricierinnen, die bei Festlichkeiten im Glanze der kostbarsten Geschmeide strahlten, sich mit einer sehr geringen Kost begnügten und die einfachsten Zimmer jener stolzen Paläste bewohnten, von denen ein einziger in weniger als sieben Stunden das glänzende und imposante Schauspiel von 40 prachtvoll möblierten Gemächern bieten konnte.

Die verschiedenen Gattungen des Luxus hängen also keineswegs nothwendig mit einander zusammen. Der Luxus der Tafel, der Kleidung und des Schmucks, der Wohnungen und der häuslichen Einrichtung, der Bestattungsluxus, der Sklavenluxus, der Kunstluxus im römischen Alterthum beruhten zum Theil auf sehr verschiedenen Bedingungen und fordern eine gesonderte Betrachtung. Ebenso ist der öffentliche und der Privatluxus jener Zeit zu trennen. Hier soll nur der letztere der Gegenstand einer eingehenden Behandlung sein.

Die erste Periode eines enormen Luxus in Rom war jene Zeit der Nabobs, und Lucull, den die Beute zweier orientalischer Königreiche in den Stand setzte, als „Xerxes in der Toga" zu leben, galt damals wie später als ihr Hauptrepräsentant, der die ungeheure Verschwendung besonders in Bauten und Gastmählern in Rom eingeführt habe. Doch blieb diese während der Republik natürlich vereinzelt oder auf kleine Kreise beschränkt, und verbreitete sich erst nach Begründung der Monarchie, in der auch, wie oben bemerkt, der Reichthum größer war. Darum sagt Tacitus ohne Zweifel mit Recht, die Periode des größten Luxus in Rom sei das Jahrhundert von der Schlacht bei Actium bis zum Regierungsantritte Vespasians gewesen, der, selbst ein Mann von alterthümlicher Lebensweise, durch sein Beispiel mehr zur Einschränkung der Ueppigkeit beitrug, als Verordnungen und Gesetze vermocht hätten. Dazu kam, daß vielen großen Familien gerade die Sucht, sich durch Glanz und Pracht hervorzuthun, unter den Julischen Kaisern den Untergang gebracht hatte, wodurch die übrigen weiser und vorsichtiger geworden waren. Endlich waren aus den Städten Italiens und der Provinzen viele „neue Männer" in die römische Aristokratie eingetreten, welche die heimische Sparsamkeit mitbrachten und, auch wenn sie reich wurden, den frühern Sinn bewahrten. Alle diese Bedingungen zur Einschränkung des Luxus haben durch das ganze 2. Jahrhundert fortbestanden: das Beispiel der Kaiser (mit Ausnahme des L. Verus), eine stete Abnahme des alten, eine stete Zunahme des neuen Adels. Es ist daher nicht anzunehmen, daß nach Trajan, in dessen letzter Zeit Tacitus jene Aeußerung that, in dieser Beziehung eine wesentliche Aenderung eingetreten wäre.

1. Der Tafelluxus und die Einführung von Nahrungsmitteln aus dem Auslande.

Nur mit großer Vorsicht darf man die Klagen der Alten über den Luxus der Tafel aufnehmen. Das Nahrungsbedürfniß der Südländer ist so gering, ihre Mäßigkeit im Genuß von Speise und Trank so groß,

daß ihnen sehr leicht als Völlerei erscheint, was uns als erlaubter Genuß gilt, um hier nur an das Trinken des ungemischten Weins zu erinnern. Selbst die Philosophie Epicurs machte ja ihren Schülern die größte Einfachheit der Genüsse, die größte Genügsamkeit zur obersten Regel. Der „Lehrer der Wollust" pries Den dem Jupiter gleich, der sich an Wasser und Brod genügen lasse, und befolgte diesen Grundsatz so streng, daß er nur, wenn er schmausen wollte, sich etwas Cythnischen Käse gestattete; ja er versuchte (wie Pascal in Port Royal) das geringste Maß der zur Fristung des Lebens erforderlichen Nahrung zu ermitteln, um sich darauf zu beschränken. Er rühmte sich, daß seine Beköstigung noch nicht einen ganzen As (5½ Pfg.) koste; während Metrodor, der es nicht so weit gebracht hatte, für die seinige einen ganzen brauchte.

In Rom erhielt sich die größte Einfachheit des Tisches sehr lange. Auch nachdem das aus Kleinasien zurückkehrende Heer (im Jahr 188) Rom zuerst mit orientalischer Ueppigkeit und Schwelgerei bekannt gemacht, nachdem man erfahren hatte, daß es eine Kochkunst gebe, und nun anfing, für Köche, sonst die verachtetsten Sklaven, gute Preise zu zahlen, auch da kann der Luxus der Tafel (mindestens während der nächsten hundert Jahre) noch nicht groß gewesen sein. Denn bis zum Jahre 174 bereiteten die Hausfrauen das Brot selbst und gab es keine Bäcker in der Stadt, und noch im Jahre 161 erregte das Mästen von Hühnern so viel Anstoß, daß es durch eine eigne censorische Verordnung verboten und dies Verbot seitdem in allen folgenden Luxusgesetzen wiederholt wurde: man umging es dadurch, daß man Hähne mästete. Noch viel später wurden ausländische Vögel und Muscheln in Rom eingeführt: eine Verordnung, die beides (und außerdem Haselmäuse) verbietet, ist frühestens im Jahre 115, vielleicht erst 78 v. Chr. erlassen worden. Noch um das Jahr 100 wurde auch bei prächtigen Mahlzeiten griechischer Wein nie mehr als einmal herumgegeben: was bei der Leichtigkeit des Verkehrs zwischen Italien und Griechenland am besten für die große Bescheidenheit der damaligen Tafelgenüsse zeugt. Der Stoiker Posidonius berichtet nach seinen zu Anfang des letzten Jahrhunderts v. Chr. gemachten Beobachtungen, daß die Wohlhabenden in Italien ihre Kinder an eine überaus einfache Kost gewöhnten, sodaß sie aßen, was es gerade gab, und meist Wasser tranken; „und oft fragte der Vater oder die Mutter den Sohn, ob er Obst zur Mahlzeit haben wolle, und wenn er davon etwas gegessen hatte, war er zufrieden und legte sich schlafen".

Doch „der aufblühende Handel erhob mit den übrigen Waaren auch die Nahrungsmittel der Fremde zum Bedürfniß". In Folge der immer ausgedehnteren Beziehungen Roms zu den überseeischen Ländern, des immer lebhafteren Verkehrs, in welchem die Küsten des Mittelmeeres ihre Producte austauschten, wußte man in Rom bald sehr gut, daß die Böckchen in Ambracia, die Eselfische in Pessinus, die Austern in Tarent, die Datteln in Aegypten u. s. w. in größter Vollkommenheit zu finden seien. Strengere Zeitgenossen, wie Varro, bemerkten dies mit der

größten Mißbilligung, weil sie offenbar (ganz wie in Deutschland im 16. Jahrhundert Luther und Hutten) schon darin eine tadelnswerthe Ueppigkeit fanden, daß man sich nicht an den doch so vortrefflichen einheimischen Nahrungsmitteln genügen ließ. Schwerlich ist aber eine so strenge Auffassung selbst im Alterthume zu irgend einer Zeit allgemein gewesen. Thucydides hebt es als Vorzug Athens hervor, daß dort die Erzeugnisse aller Länder eingeführt würden, und seinen Bewohnern der Genuß fremder Güter nicht minder eigenthümlich sei, als einheimischer: und Dichter der späteren attischen Komödie, wie Antiphanes, und (der von Ennius bearbeitete) Archestratus von Gela (in einer gastronomischen Reise um die Welt) haben Verzeichnisse von Leckerbissen verschiedener Länder mit einem ähnlichen Behagen zusammengestellt wie Brillat-Savarin, der die Mahlzeiten von Paris als kosmopolitische rühmt, weil jeder Welttheil dazu seine Erzeugnisse beigesteuert habe.

Am wenigsten dürfte Varros Ansicht heutzutage auf Zustimmung zu rechnen haben, wo „bei einem Frühstück des deutschen Mittelstandes ostindischer Kaffee, chinesischer Thee, westindischer Zucker, englischer Käse, spanischer Wein, russischer Caviar vereinigt sein können, ohne als Luxus aufzufallen". Der Erdball, sagt Gulliver (der sich hier auf den Standpunkt Varros stellt) muß 3 Mal umkreist werden, ehe eines unsrer bessern Yahooweibchen (d. h. eine Engländerin der höhern Klassen) ihr Frühstück oder die Tasse hat, in die sie es hineinthun kann. In unsrer Zeit, wo man in dem täglichen Genusse von Nahrungsmitteln aus andern Welttheilen nicht nur keinen tadelnswerthen, sondern überhaupt gar keinen Luxus erblickt, können Varros Klagen um so weniger Zustimmung finden, als wir nicht den mindesten Grund haben zu glauben, daß die Beschaffung von Nahrungsmitteln aus Asien, Amerika und Africa heute für Deutschland leichter und weniger kostspielig ist, als damals von den nahen Küsten des Mittelmeeres für Rom, das fast eine Seestadt war. Vollends die Bevorzugung der an gewissen Orten in anerkannter Vorzüglichkeit erzeugten Eßwaaren ist zu allen Zeiten eine der nothwendigen Folgen der Zunahme des Wohlstandes und der Erweiterung der Handelsbeziehungen gewesen. In Paris z. B., das im 13. Jahrhundert in so vielen Beziehungen für die erste Stadt Europas galt, war damals die Lebhaftigkeit des Verkehrs schwerlich so groß, der Reichthum sicherlich sehr viel geringer als zu Rom in Varros Zeit: doch „in Hinsicht auf die Bezugsquellen der einzelnen Nahrungsmittel herrschte keineswegs Gleichgiltigkeit, man wußte gar wohl, welche Landschaft das eine oder das andere Product am besten erzeuge und woher der Feinschmecker seine Speisekammer versorgen müsse. So hielt man die Erbsen von Vermandois über alle andern, holte die Kresse aus dem Orleanais, die Rüben aus der Auvergne, die Zwiebeln aus Corbeilles, die Schaloten aus Estampes und schätzte den Käse aus der Champagne und Brie namentlich hoch, so wie Fische aus den Teichen von Bondi, Burgunder Birnen und Aepfel aus der Auvergne. Die besten Kastanien wurden aus der Lombardei, Feigen aus Malta und Rosinen aus der Levante bezogen"; von fremden Weinen waren außer dem Moselwein

besonders die spanischen, die von Cypern, griechische und italienische Sorten beliebt. Aehnliche Angaben werden sich aus allen Zeiten und Ländern mit einigermaßen entwickelten Handelsbeziehungen machen lassen, über welche wir genügend unterrichtet sind. Nicolai läßt im Leben des Sebaldus Nothanker einen gräflichen Eßkünstler die besten Nahrungsmittel nur der deutschen Provinzen aufzählen: aber dies ist ein deutscher Patriot, der das französische Essen nicht leiden kann. Er erhält posttäglich pommersche große Maränen, dreiviertel Ellen lang, Flindern von der Insel Hela, berlinische Sander; kalte Pasteten aus Hanau und gewürzte Schwartenmagen aus Frankfurt a. M. muß man nach ihm im März, Krammetsvögel vom Harz desgleichen, Fasanen aus Böhmen im Februar beziehen; Krebse aus Sonnenburg, westfälische Schinken in Champagner gekocht, Caviar aus Königsberg, astrachansche Melonen und Ananas gehören ebenfalls zu seinen Bedürfnissen. Ein wie überaus armes Land Deutschland und wie unentwickelt seine Verkehrsmittel damals waren, ist allbekannt.

Liest man freilich die Aeußerungen römischer Schriftsteller über „die verabscheuungswürdigen Jagden", das Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen: so möchte man glauben, es seien besonders umfassende Anstalten getroffen, ganze Schaaren auf weite, schwierige und gefahrvolle Expeditionen ausgesandt worden, um die Tafeln der römischen Schwelger zu versorgen. In der That ist dies von Vitellius geschehn, der die Ingredienzien zu einer vielberufenen Riesenschüssel, Makrelenlebern, Fasanen- und Pfauengehirne, Flamingozungen, Muränenmilch durch die römischen Flotten bis aus Spanien und Parthien holen ließ. Aber Vitellius scheint selbst unter den römischen Kaisern nur einen Nachahmer gefunden zu haben, Elagabal: viel zahlreichere dagegen unter den französischen Schlemmern des 18. Jahrhunderts. Einer derselben, Verdelet, ließ sich z. B. eine Schüssel aus den Zungen von 2000 oder 3000 Karpfen bereiten, die 1200 Livres kostete, und der Prinz von Soubise speiste oft eine von dem Koch Marin für Ludwig XV erfundene omelette royale aus Hahnenkämmen und Karpfenmilch, die jedesmal 100 écus kostete. Sieht man aber von jenen Ungeheuerlichkeiten der kaiserlichen Schwelgerei im alten Rom ab, so ist allem Anschein nach dort nicht mehr geschehn, als daß unter den Producten aller Länder auch ihre Nahrungsmitel und Leckerbissen auf den Markt kamen und guten Absatz fanden. Und fragt man, welches denn die Köstlichkeiten waren, deren Beschaffung aus weiter Ferne so großen Anstoß erregte, so findet man fast überall nur einige Geflügelarten genannt, den Fasan und das numidische Huhn (Perlhuhn), den Flamingo und wenige andere, die aber zum großen Theil schon in Italien gezogen wurden, und dann schwerlich sehr theuer gewesen sein können; wie denn der Fasan in dem Maximaltarif Diocletians zu einem nur um ein Viertel höhern Preise angesetzt ist als die Gans. Beide Vögel lieferten Festbraten; auf der für eine kaiserliche freilich sehr frugalen Tafel des Alexander Severus, wo täglich zwei Hähne, ein Hase und viel Wild aufgetragen wurde, erschien eine Gans nur an gewöhnlichen, ein Fasan (wie auch auf der Tafel des Kaisers Tacitus) nur an hohen Festtagen.

Uebrigens ist nicht bloß die Acclimatisation ausländischer Thiere und Gewächse, von welcher später ausführlich die Rede sein soll, sondern auch deren Beschaffung im Handelswege für die Tafeln Roms in größerer Ausdehnung sicher erst seit Begründung der Monarchie erfolgt, und es waren eben nur die Anfänge dieses Luxus, die Varros Unmuth in so hohem Grade erregten. Denn in seiner Zeit scheinen ausländische Gerichte selbst bei üppigen Mahlzeiten noch selten gewesen zu sein. Wir haben das Verzeichniß der Speisen bei einer zwischen 73 und 63 v. Chr. gehaltenen priesterlichen Antrittsmahlzeit, und darunter ist nur eine zum Theil ausländische, und keine seltene oder kostbare Schüssel. Die Mahlzeit fand am 24. August statt. Das Voressen bestand aus Meerigeln, rohen Austern nach Belieben, zwei Muschelarten, einer Drossel auf Spargeln, einer gemästeten Henne, einem Auster- und Muschelragout, schwarzen und weißen Maronen; dann wieder verschiedene Muscheln und Meerthiere mit Feigenschnepfen, Lenden von Rehen (?) und Wildschweinen, Geflügel in einer Teigkruste, Purpurschnecken mit Feigenschnepfen. Die Hauptmahlzeit: Saueuter, Schweinskopf, Fricassee von Fischen, Fricassee von Saueuter, Enten, eine andere Art Enten gesotten, Hasen, gebratenes Geflügel, eine Mehlspeise, picentinische Brode. Das Verzeichniß des Nachtisches fehlt. Diese Mahlzeit, an der die vornehmsten Männer und Frauen des damaligen Rom (unter andern Julius Cäsar als Pontifex, im Ganzen wahrscheinlich 6 Priester und 6 Priesterinnen) Theil nahmen, muß doch wol selbst unter den wegen ihrer Schwelgerei sprichwörtlichen priesterlichen Gastmählern sich besonders ausgezeichnet haben: sonst würde ein vier bis fünf Jahrhunderte später lebender Schriftsteller den Bericht über sie kaum der Mittheilung werth gehalten haben. Es würde jedoch leicht sein, aus verschiedenen Perioden der neuern Zeit Mahlzeiten anzuführen, deren Luxus ebenso groß war, ohne daß sie besonderes Aufsehen erregten: vollends mit solchen, die im 18. und 19. Jahrhundert als ungewöhnlich köstlich, reich und verschwenderisch gegolten haben, hält jene berufene römische Priestermahlzeit nicht entfernt den Vergleich aus. In der Zeit, die zwischen derselben und den Aeußerungen Varros liegt, könnte nun freilich die Beziehung von Leckerbissen aus der Fremde sehr zugenommen haben. Aber auch bei dem von Horaz geschilderten Gastmahl, mit dem der reiche Nasidienus Mäcen und dessen Freunde bewirthet, kommen nur inländische Schüsseln vor, und die Satire des Dichters richtet sich hier und anderwärts nicht sowol gegen den übermäßigen Aufwand der Tafel, als gegen die lächerliche Wichtigkeit, mit der die Koch- und Eßkünstler ihre Kunst betrieben, und die dem mit den einfachsten Speisen, am liebsten Pflanzenkost begnügten Freunde Epicurischer Lehre doppelt thöricht erscheinen mußte.

Erst nach der Schlacht bei Actium begann, wie Tacitus in der oben angeführten Stelle bestätigt, die Periode des größten Tafelluxus: wozu der Aufschwung des Handels nach Wiederherstellung des Weltfriedens, und namentlich die Eröffnung des Verkehrs mit Ostindien und ganz Asien über Alexandria ohne Zweifel sehr wesentlich beitrug. Nun

erst wurde Rom eine Stadt, welcher der Welthandel Jahr aus Jahr ein im Ueberfluß zuführte, „was bei allen Völkern erzeugt und bereitet ward", „wo man die Güter der ganzen Welt in der Nähe prüfen konnte": nun erst konnten auch die seltensten und köstlichen Erzeugnisse aller Zonen für die Tafelgenüsse der Schwelger in reichem Maße verwerthet werden. Nun wurden, sagt Plinius in seiner schwülstigen Weise, die verschiedenen Ingredienzien in der Art vermengt, daß jedes durch einen ihm eigentlich fremden Geschmack den Gaumen zu reizen genöthigt ward, und so auch die verschiedenen Erd- und Himmelsstriche mit einander vermischt. Bei einer Speise wird Indien hinzugenommen, bei einer andern Aegypten, Cyrene, Kreta und so fort. Und selbst vor den Giften bleiben die Menschen nicht stehn, um ja nur Alles zu verschlingen.

Wenn nun aber auch der Luxus der Tafel in Rom während der Periode von August bis Vespasian ohne Zweifel einen sehr hohen Grad erreichte, so war er doch sicherlich weder so ausschweifend und ungeheuerlich noch so allgemein, als man nach manchen Aeußerungen von Zeitgenossen, namentlich eben des älteren Plinius und jüngern Seneca, vielfach angenommen hat. Manches, was ihnen als unbedingt verdammenswerth galt, erscheint uns in milderem Lichte, manches, was ihnen neu und unerhört war, sind wir gewohnt und finden es natürlich, anderes hat nicht die Bedeutung, die es zu haben scheint.

Wenn große Gastmähler ungeheure Summen kosteten, so wurden diese keineswegs allein für die Bewirthung, sondern auch (und vielleicht zum größten Theil) für Ausstattung, Decoration u. dgl. ausgegeben, und gestatten daher keinen unbedingten Schluß auf den Luxus der Tafel. Zur Herstellung eines eleganten Desserts, das auf 10000 Thaler geschätzt wurde, war in Paris (1804) außer der Arbeit des Zuckerbäckers die des Decorateurs, Malers, Architekten und Blumisten erforderlich (Kotzebue). Bei den Lordmayorsessen in London betrug die Ausgabe für Speisen und Getränke früher die Hälfte, unter Georg III ein Drittel, bei dem Citybankett 1853 für Napoleon nur noch ein Viertel der Gesammtausgabe; bei dem letztern Fest wurden 1000 Lstr. für Beleuchtung, 1860 für die Anordnung der Stühle und Sitze, 1750 für die Decoration des Raumes ausgegeben. Auch das üppige Fest des Q. Metellus Pius in Spanien (72 v. Chr.) zeichnete sich vorzugsweise durch die Pracht der Decoration und des übrigen Zubehörs aus. Bei einem Gastmahl eines der Freunde Neros kosteten die (ohne Zweifel im Winter und in großen Massen verschwendeten) Rosen mehr als 4 Millionen S. (870000 Mark), wie denn überhaupt Gastmähler und Gelage eine Hauptveranlassung eines oft ausschweifenden Blumenluxus waren, der in neueren Zeiten schwerlich jemals auch nur annähernd erreicht worden ist. Bei einem berühmten, von dem großen Condé im April 1676 zu Chantilly gegebenen Feste kosteten die Narcissen (jonquilles), mit denen alle Räume förmlich tapeziert waren, nur 1000 écus. Allerdings hat auch dieser Luxus in den letzten Jahrzehnten außerordentlich zugenommen. In England werden zuweilen 2000 Lstr. auf Blumen für einen Ball verwendet. Zu dem (von Sachverständigen angeordneten) Schmuck der

Tafel auf den Landsitzen der vornehmen Welt kommen Blumenkörbe aus Paris oder Nizza, um das Mittelstück einer aus dem Garten oder Treibhause gelieferten Gruppe zu bilden. Die seltensten Orchideen schmücken „Bankette, die eines Lucull nicht unwürdig sind", und riesige Blumensträuße finden auch außerhalb der Saison Käufer zu Preisen, die von drei Guineen bis zum Fabelhaften steigen.

Eine andre Verschwendung wurde im Alterthum bei großen Bewirthungen durch die Sitte veranlaßt, Geschenke unter den Gästen zu vertheilen oder zu verloosen. Bei den Verloosungen wählte man öfter Gewinne von sehr verschiedenem Werthe: so gewann man bei Festen Elagabals zehn Kamele oder zehn Fliegen, zehn Pfund Gold oder Blei, zehn Strauße oder zehn Hühnereier u. dgl. Auch bei den von Martial für solche Verloosungen gedichteten Distichen sind immer zwei Gewinne, je ein werthvoller und ein geringer, paarweise zusammengestellt. Dazu gehören Schreibmaterialien, Toilettengegenstände, Kleider, Geräthe, Geschirre und Instrumente aller Art (auch musikalische), Eßwaaren, Spiele, Käfigvögel, Möbel, Waffen, Kunstwerke, Bücher, Thiere (auch ein zur Jagd abgerichteter Habicht) und Sklaven; es sind Gegenstände von bedeutendem Werthe darunter, als Scharlachmäntel, Pokale von alten Meistern; Gefäße aus Krystall und Murrha, goldne und silberne Statuetten, auch Sklaven: eine Tänzerin, ein Stenograph, ein Zwerg, ein Narr, ein Koch, ein Kuchenbäcker. Bei einem Gastmahl, das L. Verus für 6 Mill. S. (1 275 000 Mark) gab, scheinen die Geschenke sämmtlich kostbar gewesen zu sein; genannt werden schöne Sklaven, lebendige Thiere, Gefäße aus den werthvollsten Materialien, Kränze aus Blumen andrer Jahreszeiten mit goldnen Bändern, silberbeschlagene Wagen mit Maulthiergespannen und den dazu gehörigen Treibern.

Wenn also die Kosten jenes Mahls des Lucullus im Apollosaal auf 200 000 S. angegeben werden, wenn die Arvalen öfter zu 100 Denaren das Couvert speisten: so bleibt es ungewiß, wie viel von solchen Summen auf Kränze, Blumen, Wohlgerüche (mit denen bei Gelagen vielleicht der größte Luxus getrieben wurde), Beleuchtung, Schmuck des Locals und der Dienerschaft, Aufführungen und Schauspiele, Gastgeschenke u. s. w. verwendet wurde. Daß aber die Pracht und der Aufwand bei römischen Gastmählern ebenso wie das Raffinement derselben in spätern Zeiten vielfach überboten worden sind, wird sich aus zahlreichen, unten anzuführenden Angaben und Beschreibungen ergeben. Hier sei nur erwähnt, daß die Verloosungen von Geschenken in Frankreich im 17. Jahrhundert aus Italien eingeführt wurden. Bei einem zu Ehren der Königin von England im Louvre veranstalteten Feste Mazarins, wo alle Loose gewannen, war der Hauptgewinn ein Diamant im Werth von 4000 écus; bei einem von dem Oberintendanten Foucquet am 17. August 1661 dem Könige gegebenen Feste waren die Gewinne Juwelen, prachtvolle Anzüge, kostbare Waffen und Luxuspferde.

Uebrigens kommt die Verschwendung für üppige Gastmähler, im kaiserlichen Rom, namentlich aber die hohen Preise, die für einzelne Leckerbissen gezahlt wurden, nicht allein auf Rechnung der Schwelgerei,

sondern auch auf die der Mode, der Prahlerei, der Sucht sich hervorzuthun und in den Kreisen der Genußkünstler von sich reden zu machen, und dasselbe gilt von vielen andern Erscheinungen des damaligen Luxus. „Die Verschwender", sagt Seneca, „streben darnach, ihr Leben fortwährend zum Gegenstand der Gespräche zu machen. Bleibt es verschwiegen, so glauben sie ihre Mühe verloren zu haben. So oft etwas, was sie thun, dem Gerücht entgeht, sind sie mißvergnügt. Es gibt Viele, die ihr Vermögen verprassen, Viele, die Maitressen halten: um sich unter diesen einen Namen zu machen, genügt es nicht üppig zu leben, man muß es in auffallender Weise thun, eine gewöhnliche Verschwendung verursacht in einer so beschäftigten Stadt kein Gerede." „Du bist nicht zufrieden, Tucca", sagt Martial, „ein Schlemmer zu sein, du wünschest auch als solcher zu erscheinen und genannt zu werden." Eben das Bestreben Gerede zu verursachen ist es gerade gewesen, was z. B. mehr als einen Verschwender bewogen hat, jene großen Summen für Exemplare der Seebarbe (mullus) von ungewöhnlichem Gewicht zu zahlen, die so oft als Beweise beispielloser Ueppigkeit angeführt worden sind. So erkaufte ein P. Octavius, ein hochgestellter Mann, mit der Summe von 5000 S. für ein 5 1/2 Pfund (römisch) schweres Exemplar den Ruhm, einen Fisch erstanden zu haben, der nicht nur dem Kaiser Tiberius, sondern auch seinem Rivalen Apicius zu theuer gewesen war, „und erlangte damit unter seines Gleichen großes Ansehn". Diese und gewiß noch manche andere Preise gehören also zu den Eitelkeitspreisen, deren Höhe nur von den Zahlungsmitteln der Käufer begrenzt wird. Juvenal spricht von Leuten, die ohne Rücksicht auf die Preise alle Elemente nach Leckerbissen durchsuchen und im Grunde das am liebsten haben, was am meisten kostet; sie richten sich zu Grunde, um Schüsseln auftragen zu lassen, die 400 S. kosten. Daß eine solche Summe (87 Mk.) für enorm galt, zeigt wieder, daß der damalige Maßstab für die Preise von Luxusnahrungsmitteln ein kleinerer war als der gegenwärtige. In der That kostete von einer der theuersten Delicatessen, der nur in geringen Quantitäten zu verwendenden, aus den inneren Theilen des Thunfisches bereiteten Fischsauce (garum) ein Liter aus der berühmtesten Fabrik in Cartagena (garum sociorum) nur 33 Mk. in heutigem Gelde. Um 1596, in der Zeit einer Hungersnoth, gab es in Paris Bankette, bei denen die Schüssel 45 écus (etwa 440 Frcs. in jetzigem Gelde) kostete; bei einem Abendessen des Marschalls de l'Hospital (in der Zeit Mazarins) kosteten einzelne Schüsseln 400 écus. In Petersburg gaben in Potemkins Zeit die Großen für die den Glanzpunkt schwelgerischer Gastmähler bildende, aus Stör bereitete Fischsuppe, in deren Preisen man einander zu überbieten suchte, bis 300 Rubel aus. Potemkin selbst soll eine Zeitlang (bei großer Wohlfeilheit der Nahrungsmittel) täglich 800 Rubel für seine Tafel ausgegeben haben; bei seinen Bällen (1791), deren jeder 14000 Rubel gekostet haben soll, erschien auf der Tafel jedesmal eine Fischsuppe im Werth von 1000 Rubel in einem Silbergefäß, das gegen 300 Pfund wog. Die Kosten einer von der Stadt Genf dem Erzkanzler Cambacérès gesandten Riesenforelle nebst Sauce sollen vom Rechnungs-

hof auf 6000 Frcs. veranschlagt worden sein. Plinius sagt mit übertreibender Phrase, daß Köche in seiner Zeit mehr kosteten als vormals ein Triumph, aber schwerlich erhielten sie so hohe Bezahlungen als im 19. Jahrhundert in London und Paris. Anton Carême, der bei Lord Stewart, Talleyrand, Rothschild und Kaiser Alexander angestellt war, erhielt bei Letzterem monatlich 2400 Frcs. Gehalt, und seine Ausgaben für die Küche beliefen sich monatlich auf 80—100000 Frcs.; nach den Briefen eines Verstorbenen gab es in England Köche, die ein Gehalt von 1200 Lstr. bezogen. Seneca erzählt von einer „berühmten, zum Stadtgespräche gewordenen Schüssel" wie von einer Monstrosität: es waren darin die feinsten Leckerbissen, die sonst auch bei großen Gastmählern nach einander aufgetragen wurden (als Austern und andere Schaalthiere, Seeigel, ausgegrätete Seebarben), so durcheinander gemischt und mit der gleichen Brühe übergossen, daß man das Einzelne nicht unterschied: „der Auswurf eines Erbrechenden könnte nicht mehr durcheinander gemengt sein". Wenn ein solches Gericht wirklich großes Aufsehen erregte, möchte man glauben, daß die Kochkunst der Neronischen Zeit an Raffinement der modernen französischen sehr nachgestanden habe. Auch der rohe (als Plinius schrieb gewöhnliche) Luxus, den P. Servilius Rullus etwa in Sullas Zeit eingeführt hatte (und der in der Zeit der Regentschaft in Paris wieder Mode wurde), ganze Eber für wenig Gäste auftragen zu lassen, erregt Zweifel an dem Raffinement der römischen Tafelgenüsse, zu denen das wilde und zahme Schwein (das man auf fünfzig Arten zu bereiten verstand) zu allen Zeiten sehr beliebte Beiträge geliefert hat. Ein vielgenanntes, von Aelius Verus erfundenes Lieblingsgericht Hadrians, der ein Freund guter Mahlzeiten war, das noch auf der Tafel des Alexander Severus erschien, bestand aus Fasanen, Pfauen, Eberfleisch oder Saueuter, Schinken und einer Teigkruste.

Endlich muß hier noch erwähnt werden, daß der Gebrauch von Brechmitteln nach der Mahlzeit keineswegs ein so unbedingter Beweis für Unmäßigkeit und Völlerei ist, als es nach heutigen Begriffen scheint. Wenn Cäsar, der nichts weniger als unmäßig war, nach einem reichlichen Mahle bei Cicero ein Brechmittel nahm und der Letztere dies ohne jede Mißbilligung erwähnt: so folgt daraus nicht, daß damals eine viehische Maßlosigkeit im Genusse so allgemein war, daß sie Niemandem mehr auffiel, sondern vielmehr, daß das gegenwärtig nur in Krankheitszuständen angewandte Mittel damals auch als ein rein diätetisches angesehn und gebraucht wurde, wie in der Zeit unserer Großväter der Aderlaß und das Purgiren. Ein Jeder, sagt Seneca, kennt die Mängel seiner Leibesbeschaffenheit: daher erleichtert der eine den Magen durch ein Brechmittel, ein andrer stärkt ihn durch reichliche Nahrung, ein dritter leert und reinigt ihn durch Einschaltung eines Fastens. Auch die alten Aegypter, nach Herodot die gesundesten Menschen, brauchten in jedem Monate drei Tage hinter einander Brechmittel und Klystiere, und das regelmäßige Purgiren auch durch Vomitive war von der größten ärztlichen Autorität des griechischen Alterthums, von Hippokrates ebenfalls empfohlen worden: ihm schließen sich die spätern Aerzte, die nur den Mißbrauch widerrathen,

wenigstens zum großen Theil an. Daß Asklepiades den diätetischen Gebrauch der Brechmittel in seinem Buche über Erhaltung der Gesundheit ganz verworfen habe, wollte Celsus nicht tadeln, wenn er durch die Unsitte Mancher, sie täglich zu nehmen, dazu veranlaßt worden sei: der Schlemmerei wegen dürfe es allerdings nicht geschehn, doch wußte Celsus aus Erfahrung, daß das Mittel, hin und wieder angewandt, der Gesundheit nur zuträglich sein könne. Auch der berühmte Arzt Archigenes (unter Trajan) erklärt den zwei- bis dreimaligen Gebrauch im Monat für erstaunlich heilsam, Galen räth ihn mehr vor als nach der Mahlzeit an. Zu Denen, die das Mittel nur in Krankheiten angewendet wissen wollten, gehören Plinius und Plutarch. Immerhin mag unter den Schlemmern, für welche das Essen ein Lebenszweck war, die für sich allein sieben Gänge auftragen ließen, sich auf die Zubereitung feiner Schüsseln verstanden, und eine so große Kennerschaft erwarben, daß sie beim ersten Biß zu sagen wußten, von welcher Küste eine Auster stammte, — unter solchen mag auch die Zahl Derer groß genug gewesen sein, welche „spieen um zu essen, aßen um zu speien und die aus allen Welttheilen zusammengebrachten Mahlzeiten nicht einmal verdauen wollten," wenigstens in Neros Zeit, wo Seneca dies schrieb. Aber die Aeußerungen einiger zum Uebertreiben und Generalisieren geneigten Schriftsteller berechtigen nicht zu dem Glauben, daß die ekelhafte Unsitte des täglichen Vomierens mit all' ihren schlimmen und widerlichen Folgen auch nur in größeren Kreisen allgemein war, selbst nicht in der Zeit der größten Schwelgerei, geschweige denn in einer spätern. Von den Kaisern, deren Lebensgewohnheiten die Biographen bis ins Kleinste angeben, ist außer dem durch beispiellose Gefräßigkeit ausgezeichneten Vitellius, Claudius der einzige, von dem berichtet wird, daß er sich der Brechmittel gewohnheitsmäßig bediente. Vielleicht war er nicht unmäßiger als Carl V, dessen „Heldenthaten ekelhafter Schlemmerei" bei seinen 4 täglichen Mahlzeiten im Kloster Juste seinen „entsetzten" Arzt zur Verordnung reichlicher Senna- und Rhabarbertränke nöthigten.

Wie die bisherige Betrachtung ergibt, hat der Tafelluxus der Kaiserzeit hauptsächlich deshalb als ausschweifend und unnatürlich gegolten, weil man auch hier Ausnahmen für die Regel angesehn, die Klagen der Alten über die Maßlosigkeit der Schwelgerei als durchaus berechtigt und die von ihnen angeführten Thatsachen als vollgültige Beweise für die Richtigkeit ihrer Urtheile angenommen hat, ohne sie zu prüfen und ohne den Maßstab anzulegen, den die Vergleichung derselben Form des Luxus in andern Zeiten und Ländern bietet. Zur Beantwortung der Frage, ob und in wie weit der römische Tafelluxus seit dem Untergange der antiken Cultur überboten worden ist, mögen außer den bereits mitgetheilten Angaben noch folgende als Anhaltspunkte dienen.

Im frühen Mittelalter ist im Reich der Kalifen sowol das Raffinement der Schwelgerei als die Pracht und der Aufwand bei festlichen Bewirthungen sehr groß gewesen. Der Sohn Gabryls, des Leibarztes

des Kalifen Harun Raschyd, speiste im Sommer in einem durch Schnee gekühlten Raume, im Winter in einem Gewächshause, dessen Wärme durch Kohlen von wohlriechendem Holze unterhalten wurde; unter den für ihn aufgetragenen köstlichen Speisen waren gebratene Hühner, die man mit Mandeln und Granatäpfelsaft gefüttert hatte. Bei dem Beschneidungsfeste des Sohnes des Kalifen Motawakkil war der Boden mit Teppichen aus Goldstoff belegt, die mit Edelsteinen gestickt waren; darauf waren Figuren aus einer Paste von Ambra, Aloe und Moschus angeordnet; vor den Gästen wurden Haufen von Gold- und Silberstücken ausgeschüttet, von denen sie nach Belieben ihre Taschen füllen konnten, zum Schluß erhielt jeder ein Ehrenkleid. In dem durch alle Künste des Luxus ausgezeichneten maurischen Spanien scheint auch das Raffinement der Kochkunst groß gewesen zu sein.

Im christlichen Europa, und so auch in Deutschland, waren überall die Klöster Hauptstätten des Tafelluxus. Auch dort gehörten Fasanen und Pfauen zu den ausgesuchten Speisen großer Tafeln, beide kommen in den Küchenzetteln der Klöster am Bodensee im 11. Jahrhundert vor. Auch dort verwandte man ausländische Nahrungsmittel und Ingredienzien; im Kloster zu Hirschau kannte und brauchte man unter Abt Wilhelm (1069—1091) eine Anzahl von ausländischen Fischen, von fremden Früchten (Citronen, Feigen, Kastanien), von fremden Gewürzen (Pfeffer und Ingwer). Peter von Clugny klagt um 1130, daß manche Mönche sich nicht mit den auserlesenen heimischen Speisen begnügen, sondern ausländische suchen. Uebrigens war auch der Aufwand der adligen Herren im Mittelalter für ihre Tafeln nicht gering, und sogar die (wie im goldenen Hause Neros) zum Herabschütten von wohlriechenden Essenzen und Zuckerwerk auf die Gäste eingerichteten Zimmerdecken nicht unbekannt.

In Frankreich war die Kochkunst schon im 14. Jahrhundert verhältnißmäßig entwickelt; noch größere Fortschritte machte sie im fünfzehnten. Die Köche aus der Schule des berühmten Kochs Karls VII, Taillevent, bestrebten sich durch künstlerische Decoration der Schüsseln einen gefälligen Anblick zu bieten und zugleich die Natur der Speisen durch künstliche Bereitung unkenntlich zu machen. Der Hauptgang der Mahlzeit bestand aus süßen Speisen, unter denen ein Pfau, Fasan oder Schwan, in Haut und Federn, mit vergoldetem Schnabel auf einer Erhöhung hervorragte. Die Pfauen, die man unter Trompetenschall und Händeklatschen der Anwesenden auftrug, lieferten die geschätztesten Braten bis ins 16. und 17. Jahrhundert, wo die Truthähne und Fasanen sie allmählich verdrängten. Bei der Hochzeit des Tirolers Adam Geizkofler, Rathes und Anwalts der Fugger, im Jahre 1590, wurden neben sechs Indianen noch sieben Pfauen aufgetragen. Am längsten sind sie in Spanien beliebt geblieben; in Sevilla war in altmodischen Häusern noch 1815 ein mit Nüssen gemästeter Pfau die Hauptschüssel bei großen Mahlzeiten.

In England zeichnete sich bereits die Zeit Richards II. durch eine große Neigung zur Schwelgerei aus; eine gewöhnliche, anständige Mahl-

zeit eines Mannes von Stande bestand zu Ende des 14. Jahrhunderts aus drei Gängen von je sieben, fünf und sechs Schüsseln; bei größeren Festen wurden elf, neun und zwölf Schüsseln aufgetragen. Auch im 15. Jahrhundert war die Schwelgerei groß. Bei der Ernennung von George Neville zum Erzbischof von York, im Jahre 1466, fand ein ungeheures Bankett statt, bei dem außer 4000 kalten Wildpasteten u. s. w. 104 Pfauen und 200 Fasanen verzehrt wurden.

Von dem größten italienischen Fest- und Tafelluxus des 15. Jahrhunderts gibt die Beschreibung des Gastmahls eine Vorstellung, welches der Florentiner Benedetto Salutati, ein Enkel des berühmten Kanzlers, mit seinen Handelsgenossen am 16. Februar 1476 den Söhnen König Ferrantes in Neapel gab. Die Treppe des Hauses war mit gewirkten Teppichen und Taxusgewinden behangen, der große Saal mit figurenreichen Teppichen geschmückt, während von der mit Tuch in den arragonischen Farben überzogenen Decke zwei, Wachslichter tragende Kronleuchter von geschnitztem vergoldeten Holz herabhingen. Dem Haupteingang gegenüber stand auf einer mit Teppichen belegten Estrade die Speisetafel, feinste Leinwand war darauf über einer gewirkten Decke ausgebreitet. Eine andere Seite nahm der große Credenztisch ein, gefüllt mit etwa achtzig Schaustücken, meist silbern, einige golden, außer dem silbernen Tischgeräthe (gegen dreihundert Teller verschiedener Art, Näpfe, Becher, Schalen). Unter dem Schall der Trommeln und Pfeifen nahmen die Gäste Platz. Erst kam die Vorkost, für Jeden eine kleine Schüssel mit vergoldetem Kuchen von Pinienkernen und ein kleiner Majolicanapf mit einer Milchspeise. Es folgten acht Silberschüsseln mit Gelatine von Kapaunenbrust, mit Wappen und Devisen verziert, die für den vornehmsten Gast, den Herzog von Calabrien bestimmte Schüssel mit einer Fontäne in der Mitte, welche einen Regen von Orangenblüthenwasser sprühte. Die erste Abtheilung des Mahles bestand aus zwölf Gängen verschiedener Fleischgattungen, Wild und Kalb, Schinken, Fasanen, Rebhühner, Kapaune, Hühner, Blancmanger: am Schlusse wurde vor den Herzog eine große silberne Schüssel hingestellt, aus welcher bei Aufhebung des Deckels zahlreiche Vögelchen emporflogen. Auf zwei mächtigen Präsentierschüsseln sah man zwei Pfauen, dem Anscheine nach lebend und das Rad schlagend, im Schnabel brennende, duftende Essenzen, auf der Brust an seidenem Bande des Herzogs Wappenschild. Die zweite Abtheilung bestand aus neun Gängen süßer Speisen verschiedener Art. Die Weine waren meist einheimische, italienische und sicilische, und zwischen je zwei Gästen lag eine Liste der fünfzehn Gattungen. Am Ende des Mahles wurde Jedem wohlriechendes Wasser zum Händewaschen gereicht, und dann das Tischtuch weggenommen, worauf man eine große Schüssel auf die Tafel stellte: darin war ein aus grünen Zweiglein geformter Berg mit kostbaren Essenzen, deren Duft sich durch den Saal verbreitete. Während und nach der Mahlzeit wurden die Gäste durch Musik und eine Mummerei unterhalten. Der nach etwa einer Stunde aufgetragene Nachtisch bestand aus verschiedenem Zuckerwerk in silbernen Schüsseln mit Deckeln aus Wachs und Zucker,

auf denen sich Wappen und Devisen befanden. Gegen die fünfte Stunde der Nacht schieden die Gäste, nachdem sie beinahe vier Stunden verweilt hatten.

Im 16. Jahrhundert sind vielleicht die Feste der Venezianer die prachtvollsten in ganz Italien gewesen. Bei einem 1552 von dem Cardinal Grimani, einem Neffen des Papstes, Ranuccio Farnese, gegebenen Bankett wurden auf einer Tafel, die hundert Gäste faßte, 90 Schüsseln aufgetragen und das Essen dauerte vier Stunden. Bei gewöhnlichen Festschmäusen gaben die venezianischen Bürger in der Regel 4—500 Ducaten aus. Nicht bloß Gewürze und Wohlgerüche wurden bei der Bereitung der Speisen verschwenderisch angewendet, sondern auch Gold hinzugethan. Bei einem dem Könige Heinrich III in den Gemächern der Zehn gegebenen Frühstück bestand Alles aus Zucker, aus dem auch Tischtücher, Gedecke, Teller, Brod aufs Täuschendste hergestellt waren. Die Decoration der Speisesäle und Tafeln war überaus kunstvoll, prächtig und mannichfaltig. Zu den Tafelaufsätzen gehörten z. B. einmal weiße radschlagende Pfauen, über und über mit Bändern von Gold und Seide in allen Farben und vergoldetem Zuckerwerk behängt, die ganz wie lebend aussahen, in ihren brennenden Schnäbeln Wohlgerüche und zwischen den Füßen Liebesdevisen hatten; ferner drei 4 Palmen hohe Figuren aus Marcipan u. s. w. Gesänge, Gedichte, Aufführungen von Opern und andre der verschiedensten Arten erheiterten diese Mahlzeiten.

Von den Gastmählern Agostino Chigis hat sein Biograph drei beschrieben, bei denen Papst Leo X zugegen war. Nach einem derselben (das verhältnißmäßig bescheiden sein sollte, aber 2000 Ducaten kostete) fehlten 11 schwere Silberschüsseln; doch Chigi verbot der Dienerschaft danach zu forschen, und äußerte seine Verwunderung, daß von so vielen nicht mehr vermißt würden. Vor einem andern, im Sommer in einer Kolonnade am Tiber veranstalteten, waren Netze im Wasser unter der Oberfläche gespannt worden, und nach jedem Gange wurde das gesammte dabei gebrauchte Silbergeschirr vor den Augen der Gäste in den Fluß geworfen, so daß kein Stück zwei Mal auf die Tafel kam, und die übrig gebliebenen Speisen unter das zahlreich versammelte Volk vertheilt. Bei einem dritten, wo außer dem Papst 12 Cardinäle und andere Vornehme zugegen waren, fand jeder Gast auf dem Silber, von dem er speiste, sein Familienwappen fehlerlos eingraviert, und rechtzeitig abgegangene, an diesem Tage wieder eintreffende Läufer brachten Jedem aus seiner Heimath das dort am meisten geschätzte Gericht in der landesüblichen Zubereitung ganz frisch.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestanden in Rom, nach dem Kochbuch des Bartolomeo Scuppi, Leibkoch Pius' V (1560—72), „Festmahle aus vier Gängen, und zwar der erste aus verzuckerten Früchten und Pasteten, welche die Wappen des Papstes darstellten und mit kleinen Vögeln gefüllt waren. Die übrigen waren aus einer Menge von Speisen aller Art gebildet: das Geflügel mit seinen Federn, in Flaschen gekochte Kapaunen, Fisch, Wildpret, Fleisch und süße Speisen wechselten ab in einer, unsern culinarischen Begriffen widerstrebenden Weise. Es gab

Gerichte, welche mit Rosenwasser bereitet wurden, und auf derselben Schüssel fand man die heterogensten Stoffe zu einem Ganzen verarbeitet. Die Vereinbarung der Gegensätze galt für die höchste Leistung der Kochkunst. Vor dem Nachtische ward abgedeckt, man wusch sich die Hände, und die Tafel wurde mit verzuckerten Eiern und Syropen besetzt, welche betäubende Wohlgerüche verbreiteten. Am Ende der Mahlzeit ließ der Hausherr Blumensträuße verabreichen." Welche Rolle wohlriechende Substanzen in der damaligen Küche spielten, ergibt sich namentlich aus ihrer Anwendung bei Fleischspeisen, die Montaigne, ein großer Freund der Wohlgerüche, mit Beifall erwähnt. Bei einem Besuche, den der Bey von Tunis Karl V in Neapel abstattete, hatte man die Speisen des Ersteren mit wohlriechenden Spezereien von solcher Kostbarkeit gefüllt, daß ein Pfau und zwei Fasanen auf hundert Ducaten zu stehen kamen; und als man sie zerlegte, erfüllten sie nicht nur den Saal, sondern alle Gemächer des Palastes und selbst die Häuser der Nachbarschaft mit einem sehr lieblichen Duft, der sich nicht sobald verlor.

Ueberhaupt nahm Italien im 16. Jahrhundert in der Kochkunst ebenso unbestritten die erste Stelle unter den Ländern Europas ein, wie in allen übrigen Künsten. Montaigne erzählt, daß ihm der Haushofmeister des Cardinals Carafa, ein Italiener, „eine Rede von dieser Wissenschaft des Schlundes hielt, mit einer magisterhaften Haltung, als wenn er von einem großen Problem der Theologie gesprochen hätte. Er enträthselte mir die Verschiedenheit des Appetits, den man vor der Mahlzeit und den man nach dem zweiten und dritten Gange hat; die Mittel ihn in kunstloser Weise zu befriedigen und ihn zu erregen und zu reizen. Er erörterte die Behandlung seiner Saucen, erstens im Allgemeinen, und dann die Eigenschaften und Wirkungen der Ingredienzien im Besondern; die Verschiedenheit der Salate nach den Jahreszeiten, und welche kalt und welche warm aufgetragen sein wollen, die Art sie zu schmücken und zu verschönern, um sie dem Auge gefällig zu machen. Dann vertiefte er sich in schöne und wichtige Betrachtungen über die Anordnung der Tafel, und alles das in mannichfachen und prächtigen Ausdrücken, auch solchen, die man anwendet, wenn man von der Regierung eines Reiches zu reden hat."

Zwar hatte auch die französische Kochkunst im 16. Jahrhundert große Fortschritte gemacht, aber erst unter Ludwig XIV „unterwarf Frankreich ganz Europa den Gesetzen seiner Küche". Dennoch gilt den Geschichtschreibern der französischen Kochkunst die damalige Küche (welche im Wesentlichen noch immer die von Taillevent begründete war, aber auch der italienischen des 16. Jahrhunderts viel verdankte) als eine sehr unvollkommene. Von ihrer Reichhaltigkeit gibt das Menu einer Mahlzeit eine Vorstellung, die der Kriegsminister Ludwigs XIV, Louvois, dem Dauphin und mehreren andern Mitgliedern der königlichen Familie gab: 11 potages différents, 11 entrées, 13 hors-d'oeuvre pour le premier service, 24 plats d'entremets, 11 hors-d'oeuvre de légumes, d'omelettes, de crêmes, de foi gras et de truffes. (Das Dessert wird nicht erwähnt.) Bei jenem von dem Oberintendanten Foucquet am

17. Auguſt 1661 auf ſeinem Schloß Vaux dem Könige gegebenen Feſte ſchätzte man die Koſten des Gaſtmahls auf 120 000 Livres; es wurde von dem berühmten Koch Vatel angeordnet. Es waren 80 Tafeln und 30 Buffets errichtet, man verwendete 120 Dutzend Servietten, 500 Dutzend ſilberne Teller, 36 Dutzend ſilberne Schüſſeln und ein Tafelgeſchirr von maſſivem Golde. Nach der Tafel wurde im Garten Molières Luſtſpiel Les Fâcheux aufgeführt, wobei Molière ſelbſt auftrat, ein prachtvolles Feuerwerk machte den Schluß. Welch hohe Bedeutung man der Kochkunſt und ihren Adepten bereits einräumte, beweiſt der Bericht der Frau von Sévigné über den Selbſtmord Vatels im April 1671. Bei jenem Feſte, das der große Condé Ludwig XIV zu Chantilly gab, und das 180 000 Livres koſtete (das Feuerwerk allein 16 000), waren ſchon einige kleinere Unglücksfälle vorgekommen, als auch die Seefiſche, welche aus allen Häfen verſchrieben waren, nicht eintrafen: „der große Vatel, dieſer Mann von einer ſo hervorragenden Begabung, deſſen Kopf alle Sorgen einer Staatsverfaſſung in ſich zu faſſen hingereicht hätte, konnte die Schmach, die ihm, wie er glaubte, bevorſtand, nicht ertragen: er hat ſich erſtochen.“ Mit ihm beginnt die Reihe der großen franzöſiſchen Köche, deren Namen die Geſchichte verzeichnet hat: eine Ehre, die auch in den Zeiten der ausſchweifendſten Schwelgerei des kaiſerlichen Rom (aus welcher Namen von Gladiatoren und Circuskutſchern zahlreich überliefert ſind) keinem ihres Gleichen zu Theil geworden iſt.

Unter Ludwig XV war die Küche bereits ausgezeichnet; Kenner haben ſogar behauptet, daß ſie zu Ende ſeiner Regierung ihre höchſte Vollendung erreicht habe. Doch ſind gewichtige Autoritäten der Anſicht, daß ihre Culmination erſt unter Ludwig XVI erfolgte. Im Jahre 1873 ſprach ganz Paris vierzehn Tage lang von einem Abendeſſen, welches der große Gaſtronom Grimod de la Reynière (Sohn) für zwei und zwanzig Perſonen gab. Von den neun Gängen deſſelben beſtand jeder nur aus einer Gattung Fleiſch, die aber auf zwei und zwanzig verſchiedene Arten zubereitet war.

Jedenfalls war das 18. Jahrhundert die Zeit „der großen Küche und der großen Köche“, unter welchen Marin, der Koch des Prinzen Soubiſe, der Verfaſſer der „Dons de Comus“ (mit einer Vorrede des gelehrten Jeſuiten Pater Brumoy, Ueberſetzer des „Théâtre de Grecs“ 1748) hervorragt. Unter dem Befehl des chef de cuisine ſtand in großen Häuſern eine ganze Schar von Gehilfen und Unterbeamten. Die Leitung des Dienſtes bei der Tafel hatte der maître d'hôtel, der in reicher Kleidung, einen Degen an der Seite, einen Diamantring am Finger, eine Doſe mit parfümiertem Tabak in der Hand, erſchien; zuweilen hatte er zu conſtatieren, daß der gnädige Herr im vergangenen Jahre 100 000 écus verzehrt habe. Ein einziges Diner, das Soubiſe dem Könige und dem Hofe gab, koſtete mehr als 80 000 Livres. Zahlreiche Recepte trugen die Namen hoher Perſonen, welche ſie angegeben hatten. In der Küche des Prinzen Condé wurden wöchentlich 120 Faſanen gebraucht. Dem Herzog von Penthièvre reiſten, als er die Stände von Burgund eröffnen ſollte, 152 „hommes de bouche“ voraus.

Die Zeit der Regentschaft war vielleicht nicht die Zeit der besten Küche, aber die des größten Tafelluxus: „man dachte an nichts als an Essen", sagte ein Zeitgenosse. In der Mitte der damaligen Tafeln prangten große Fleischmassen und Pyramiden von Wild und Geflügel: ein ganzes junges Wildschwein, ein Kalbsnierenbraten von drei Hühnern und sechs Tauben, eine Rehkeule von allerlei Wildpret, ein großer Stör von Seebarben umgeben. Am weitesten wurde auch diese Art der Verschwendung in der Law'schen Periode getrieben. Für einen Liter Erbsen wurden bis 100 Pistolen bezahlt. In der Fastenzeit von 1720 reichten die Vorräthe der Fleischer zur Befriedigung der Nachfrage nicht aus. Bei einer Dame in Paris wurden täglich ein Ochse, zwei Kälber, sechs Hammel verzehrt u. s. w.

In der Decoration der Tafel lösten die verschiedensten Moden einander ab. Auf künstlerisch geordnete und ornamentierte Tafelaufsätze folgten Nachahmungen von Blumenbeeten durch Thonlagen, die mit abgeschnittenen Blumen bepflanzt waren: dann Darstellungen von Gebäuden, Statuengruppen und Landschaften. Ein gewisser Carabe erfand einen künstlichen Reif, den die Wärme der Mahlzeit zum Schmelzen brachte: „man sah dann den Fluß aufthauen, die Bäume grünen, die Blumen erblühen, kurz den Frühling auf den Winter folgen." Unter Ludwig XVI führten sogenannte „sableurs" mit gefärbtem Sande, Marmor-, Glas- oder Zuckerstaub unmittelbar vor dem Eintritt der Gäste mit unglaublicher Schnelligkeit persische Teppichmuster und andre Bilder aus, die ein Hauch, ein Wassertropfen zerstörte.

Die Revolution verursachte nur eine sehr vorübergehende Einschränkung des Tafelluxus: schon in der Zeit des Directoriums war die Schwelgerei so groß, wie nur je zuvor. Barras soll seine Pilze mit Extrapost von der Rhonemündung haben kommen lassen (übrigens auch Danton Mahlzeiten zu 400 Francs das Couvert gegeben haben).

Die höhere Gesellschaft in Deutschland nahm, wie in allen Stücken, so auch in der Einrichtung der Mahlzeiten die französische Sitte zum Vorbild. Lady Montague wurde bei ihrem Aufenthalte in Wien 1716 bei Gastmählern des hohen Adels wiederholt mit mehr als fünfzig in Silber angerichteten Schüsseln und einem entsprechenden Nachtisch auf dem feinsten Porzellan bewirthet; wozu öfter bis achtzehn feine Weinsorten gereicht wurden, von welchen Verzeichnisse neben den Gedecken lagen. Aber auch in bürgerlichen Kreisen war in jener überaus armen Zeit der Tafelluxus nicht gering. Bei einem gewöhnlichen Freundschaftsgebot, sagt ein Schriftsteller 1730, seien 5—6 delicate Speisen genug; ein großes Bankett müsse aus 12—16 Gängen ohne das Dessert bestehn. Für Ueberfluß halte er es, wenn manche Private bis zu 50, 60, 80 Gerichte gäben. Bei Standespersonen (Ministern und dergl.) sei es freilich etwas Andres. Um 1780 bestand in Wien die tägliche Tafel der Leute vom Mittelstande, der geringeren Hofbedienten, Kaufleute, Künstler und bessern Handwerker aus 6, 8 bis 10 Gerichten, wozu 2, 3 bis 4 Gattungen Wein aufgesetzt wurden. In der Speiseliste einer bei der Investitur des Superintendenten Deyling zu Leipzig am 13. August 1721

veranstalteten Mahlzeit ist der Einfluß der damaligen französischen Tafelsitte unverkennbar. An der ersten Tafel von vierundzwanzig Personen, wo die hohe evangelische Geistlichkeit, der Rath, der Rector magnificus speisten, bestand der erste Gang aus sieben Schüsseln: Wildpretpastete; Potage mit angeschlagenen Rebhühnern; große Forellen gesotten; Pörsche mit Butterbrühe, Birangen, Pistazien, Meerrettig; Hamburger Fleisch und Bohnen; zwei Schöpskeulen mit Satellerbrühe; zwei Krebstorten. Der zweite Gang bestand aus fünf Schüsseln: Schweinsrücken mit sechs Fasanen belegt; ein ganzes gebratenes Reh; Schweinskopf mit Rindszunge belegt; allerlei Salate; zwei Babtißtorten. Die Aufstellung der Speisen und Confitüren erfolgte nach einer vorher angefertigten Zeichnung. An drei Tafeln zu je vierundzwanzig Personen, wo die Geistlichen speisten, wurden nur je sechs Schüsseln aufgetragen. Außerdem erhielt die Frau Superintendentin folgendes „Köstgen für sechs Personen": eine Truthühnerpastete, eine Rehkeule mit zwei gebratenen Rebhühnern, gesottene Forellen, Johannisbeertorte. Die zwölf Musikanten und die zweiunddreißig Aufwärter erhielten je vier Schüsseln. An Confect wurde verzehrt: dreißig Mandeltorten, dreißig Krafttorten, dreißig Schälchen Confect (an der ersten), achtzig Krafttorten (an den drei übrigen Tafeln), ein Korb Confect, eine Mandeltorte, eine Krafttorte und Obst an dem Tische der Superintendentin. Getrunken wurden drei Eimer und sechs Kannen Rheinwein, ein Eimer alter Rheinwein, zwei Faß Wurzener Bier, drei Achtel Faß Lobgünner Bier. War diese Bewirthung freilich auf Kosten der Stadt veranstaltet, so läßt sie doch immerhin einen Schluß auf den Zuschnitt der Gastmähler in den wohlhabenden Bürgerhäusern des damaligen Leipzig zu.

Doch nirgend war in Deutschland der Tafelluxus so groß als in Hamburg, wo ihn ein Berichterstatter um 1780 „überschwänglich" fand. Ein „ländliches" Abendessen bei einem Hamburger Kaufmann (1778) hat J. H. Voß in einer eigenen Idylle besungen. Die Schilderung des vom „Kanditor" kunstvoll geformten Tafelaufsatzes (eine große äußerst mannichfaltige Landschaft mit zahlreichen Figuren von Menschen und Thieren) geht der Beschreibung der Gerichte voraus, von denen zwölf beim Beginn der Mahlzeit bereits auf der Tafel stehen, „einige kalt nach der Regel und einige brätelnd auf Marmor, Heißem in Silber gefaßtem gerändetem". Das Menu ist folgendes: Fasan mit indischen Vogelnestern und Azia, junge Kalkuten mit Soja; Forellen in Wein gesotten, Kabeljau mit Austernsauce; ein Spanferkel in Gallert; eine getrüffelte Rebhühnerpastete aus Bordeaux; verschiedene Gemüse mit frischen Heringen, Hummer, Elblachs, Paderborner Schinken und Göttinger Mettwurst; Ragout von Hahnenkämmen, Lämmerzungen u. s. w. mit Pinienkernen und Capern; der Rücken eines Rehbocks aus dem Harz, ein Häschen, ein Birkhahn aus dem Erzgebirge, Ortolane; ein überaus reiches Dessert (wobei Aprikosen und Pfirsiche aus Potsdam). Die Zahl der Weinsorten ist verhältnißmäßig sehr klein: sechziger Rheinwein, Pontac und Burgunder; Silleri, Tokayer und Kapwein. In der Regel wurde in Hamburg nach dem oben erwähnten gleichzeitigen Be-

richte nicht bloß bei Festen, sondern auch bei den täglichen Mahlzeiten der Reichen zu jeder Speise ein besonderer Wein gegeben: „zu jungen grünen Bohnen (die Schüssel oft für einen Ducaten) mit neuen Heringen Malaga, zu neuen grünen Erbsen Burgunder, zu Austern Champagner, zu köstlichen gesalzenen Fischen Port oder Madeira".

Beispiele des sarmatischen Tafelluxus mit seinem rohen Ueberflusse, seiner massiven, aber geschmacklosen Pracht und seiner grenzenlosen Verschwendung bieten im 18. Jahrhundert vor Allem die schwelgerischen Feste des polnischen Adels unter Stanislaw August in Warschau. Eines der prachtvollsten gab 1789 Fürst Karl Radziwill. Viertausend Einladungen waren dazu ergangen. In dem Saale, wo der König speiste, war alles Geschirr von Gold; in den drei zu einem Ganzen verbundenen Nebensälen auf einer endlosen Tafel das herrlichste Silbergeräth von Augsburger Filigranarbeit gehäuft, die ebenso langen Credenztische an den Wänden ebenfalls mit Silber überfüllt, die Tapeten, der Schmuck der Dienerschaft entsprechend prachtvoll. Die Bewirthung war die reichste. Der Imbiß begann mit Austern, die auf eigenen Wagen von Hamburg gebracht waren; einige hundert Schüsseln wurden davon geleert. Man schätzte die Kosten des Festes auf eine Million Mark.

Die Feste Potemkins, von denen oben beiläufig bereits die Rede gewesen ist, übertrafen vielleicht an Pracht alles schon Dagewesene. Mit der ausschweifendsten Verschwendung in der Bewirthung verband sich ein Luxus der Ausstattung, der die Schilderungen der Feenmärchen zur Wirklichkeit zu machen schien. Bei einem Feste, das Potemkin der Kaiserin Katharina am 1. April 1791 in Petersburg gab, lieferte das Hofcomtoir 16000 Pfd. Wachs für die Illumination, und man erzählte, daß außerdem noch für 70000 Rubel Wachs aus Moskau gekommen sei. Der Wintergarten (6 mal so groß als der im kaiserlichen Palais) hatte künstlichen Rasen, mit Kies bestreute Wege, zahllose Fruchtbäume, zum Theil allerdings mit gläsernen Früchten behangen, Jasminsträucher, Grotten mit Spiegeln, einen Springbrunnen mit eau de lavande, einen mit Krystallen und Edelsteinen geschmückten Obelisken; im Rasen sah man Nester mit Singvögelchen und große Glaskugeln mit Goldfischen, ferner Laternen in Form von Melonen und Ananas, endlich einen Tempel, dessen von sechs Säulen getragene Decke das Bild der Kaiserin überwölbte. Gegen dreitausend Gäste waren eingeladen. An das Volk wurden für mehrere Tausend Rubel Geschenke vertheilt; die Balletmeister La Pica und Canziani erhielten je fünftausend und sechstausend Rubel. Die Gesammtkosten des Festes schätzte man auf 200000 Rubel, gewiß viel zu niedrig.

Von der Verschwendung für Tafelgenüsse in Nordamerika gibt die Angabe eine Vorstellung, daß im Jahre 1775, wo das Papiergeld noch wenig entwerthet war, bei einem Gastmahl in Philadelphia für die Pasteten allein 800 Lstr. ausgegeben wurden.

Die bewährten Traditionen der Koch- und Eßkunst des 18. Jahrhunderts wurden im 19. vor Allem von den großen Gastronomen Frankreichs festgehalten und fortgepflanzt. Im Jahre 1803 erschien der

von Grimod de la Reynière herausgegebene „Almanac des Gourmands", der einen ungeheuren Absatz fand und mehrere Auflagen erlebte, nach dem Zeugniß des Herzogs von York „das angenehmste Buch, das je die Presse verlassen hat". Macaulay wußte vieles Ergötzliche aus diesen 8 Bänden auswendig, womit er seine Tischgäste zu unterhalten liebte, z. B. daß die Austern nach dem sechsten Dutzend aufhören den Appetit anzuregen; er konnte die Gerichte dort beschriebener erlesener Mahlzeiten vom potage brulant tel qu'il doit être bis zum biscuit d'ivrogne herzählen. In Frankreich war das Haus Talleyrands auf dem Gebiete der Gastronomie das erste (la première maison dinante), und die Diners im Hôtel des auswärtigen Ministeriums in der Rue de Varennes hatten nicht ihres Gleichen, am Wenigsten konnten die des (nach dem Urtheil Carêmes) als Eßkünstler unendlich überschätzten Erzkanzler Cambacérès mit ihnen rivalisieren. Nach Kotzebue (1804) bestanden die letztern aus 70 bis 80 Schüsseln, deren nicht eine Lucull oder Apicius verschmäht haben würden. Auch die Köche dieser Zeit waren würdige Nachfolger ihrer großen Vorgänger, sie wurden nicht minder hochgeschätzt, und waren von der Bedeutung ihrer Kunst für die menschliche Gesellschaft nicht minder durchdrungen als jene. Der Marquis de Cussy, ein Hof- und Küchenbeamter Napoleons, rühmte sich, ein Huhn auf 365 Arten zubereiten zu können. Anton Carême wies die Stelle eines Chef de cuisine bei Georg IV von England zurück, obwol ihm ein Jahrgehalt von 500 Lstr. nebst ganz freier Verfügung über die für die Küche erforderlichen Summen, fünfzehn Ruhetage in jedem Monat, und eine lebenslängliche Pension angeboten wurde. Er hat sein Werk „über die französische Kochkunst im 19. Jahrhundert" der Lady Morgan gewidmet (welche in ihrem Buch über Frankreich ein von der Baronin Rothschild am 6. Juli 1829 unter seiner Leitung gegebenes Diner verherrlicht u. u. a. gesagt hatte, daß es weniger Genie bedurft habe, um manche epische Gedichte, als um ein solches Diner zu schaffen). In dieser Widmung erklärt er, daß ihn ein höheres Streben als das nach Reichthum beseele. Zu allen Zeiten habe es uneigennützige Charaktere gegeben, die Alles für die Entwicklung und den Fortschritt der Künste und Gewerbe geopfert hätten. Er werde sich glücklich schätzen, durch sein großes Werk das Loos Derjenigen verbessert zu haben, die sich dem schwierigen und mühevollen Gewerbe des Kochs widmen.

Auch der Aufwand für Gastmähler war bereits in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schwerlich geringer, als in irgend einer früheren Zeit. Macaulay, der im Jahre 1833 das jährliche Mittagsessen der Londoner Fischhändler zwar sehr gut, aber nicht so überaus glänzend fand, als er erwartet hatte, bemerkt, daß bei demselben das Gedeck in früherer Zeit auf 10 Guineen zu stehen gekommen sei.

Die Bedeutung, welche der Gastronomie schon in der Zeit unserer Väter zugestanden wurde, reflectiert sich in einer umfangreichen Litteratur, die ihre classischen Autoren wie Grimod de la Reynière, Rumohr und Brillat-Savarin hat, und für die es bei weitem mehr Analogieen im griechischen als im römischen Alterthum gibt. Selbst ein Byron

hat nicht verschmäht, ein großes Diner in einer Reihe von Stanzen zu beschreiben.

Wenn nun der Tafelluxus schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinter dem des vorigen nicht zurückstand, so hat er seitdem in Folge der gewaltigen Steigerung des Weltverkehrs, die ihm in so hohem Grade Vorschub geleistet hat und noch leistet, erheblich zugenommen. Bei einem am 5. Februar 1877 in Berlin, bei Gelegenheit der ersten Berliner Kochkunstausstellung veranstalteten Festessen gehörten zu den aufgetragenen Gerichten u. a.: Perigordtrüffeln, Austern vom Rocher de Cancale, Caviar von der Wolga, Forellen aus dem Gardasee, Sterlets aus dem Schwarzen Meere, Elenziemer aus dem Bialowiczer Forst, indische Vogelnester aus Bombay, Languſten aus Ostende, Schnepfen aus den Pyrenäen, schottische Rebhühner, Wachteln aus Florenz, italienische Birnen, tiroler Aepfel, spanische Weintrauben. Die von Zola in Pot-Bouille beschriebenen Diners im Café anglais, die für jeden Theilnehmer 300 Frcs. kosten, bestehn ebenfalls aus den Köstlichkeiten ferner Länder nebst einer „wahrhaft königlichen" Auswahl von Weinen; außerdem aber auch aus gastronomischen Merkwürdigkeiten, „selbst ungenießbaren", und aus Seltenheiten, die mit unverhältnißmäßigen Kosten außer der Zeit erzeugt oder herbeigeschafft sind, wie Rebhühner im Juli und Pfirsiche im December. Auf seltne, mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten aus den weitesten Fernen bezogene Leckerbissen scheint aber die chinesische Gastronomie noch größern Werth zu legen als die europäische, wenn folgende Angaben über eine am 6. März 1877 in Hongkong veranstaltete Mahlzeit Glauben verdienen: „eine Pilzart stammte von den Eisbergen des Südpolarmeers, die Walfischsehnen sollten aus dem nördlichen Eismeer, die Haifischflossen von den Südseeinseln gekommen sein; die Vogelnester waren von einer Art, die nur in einer gewissen Höhle, auf einer gewissen Insel gefunden wird".

Wie viel mehr Grund hätten heutzutage Declamationen über das Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen, als in den Tagen des Varro und Sallust, des Plinius und Seneca, und wie klein würde Apicius sich erscheinen, wenn er dem Gastmahl eines großen Gastronomen in einer heutigen Weltstadt beiwohnen könnte!

Die Einführung und Verbreitung eßbarer Thiere und Gewächse.

Der Tafelluxus hat auch im römischen Alterthum keineswegs nur schädliche oder gleichgiltige Wirkungen geübt; sondern dadurch, daß er die Hauptveranlassung zur Einführung fremder Culturgewächse und eßbarer Thiere in den Ländern des Occidents und somit zur Veredelung und Verfeinerung der Nahrungsmittel überhaupt war, ist er ebenso wie in neueren Zeiten ein nicht unwichtiger Factor zur Verbreitung und Hebung der Gesammtcultur gewesen.

Schon in der Zeit der Republik war ein großer Theil der zur

Luxusnahrung dienenden Thiere und Gewächse in Italien eingeführt worden. Bei den unbedingten Gegnern des Luxus fand nun freilich die Acclimatisation fremder Fische und Vögel zur Bereicherung der Tafelgenüsse ebenso strenge Mißbilligung, als deren Beschaffung auf dem Handelswege. Unter Tiberius gelang es dem Flottenpräfecten Optatus Elipertius einen sehr hochgeschätzten Fisch, den Scarus, aus dem Meere zwischen Kreta und Rhodus an die Westküste Italiens zwischen Ostia und Campanien zu verpflanzen; Plinius, in dessen Zeit sie dort schon häufig waren, sagt darüber: „So hat sich also die Schlemmerei durch Aussäen von Fischen Leckerbissen herbeigeschafft und dem Meere einen neuen Bewohner gegeben, damit man nicht erstaune, daß ausländische Vögel in Rom Eier legen!" Aus dem Tafelluxus Gewinn zu ziehen, haben freilich auch seine größten Tadler nicht für Unrecht gehalten, wie denn Varro nicht verschmäht hat, zur künstlichen Zucht von Wild, Geflügel, Fischen und Schalthieren die ausführlichsten Anweisungen zu geben, auch von solchen, die aus der Fremde eingeführt waren, als africanische Perlhühner, gallische und spanische Hasen und Kaninchen, illyrische und africanische Schnecken.

Auch zu der Erfindung der künstlichen Austernbassins im Lucrinersee (durch Sergius Orata) gab nach dem Zeugniß des Plinius nicht Schlemmerei die Veranlassung, sondern Gewinnsucht. Uebrigens war die künstliche Austernzucht schon früher, doch ohne Erfolg versucht worden. Nach Aristoteles hatten einige Chier aus Pyrrha in Lesbos lebendige Austern mitgenommen und in einigen ganz ähnlichen Stellen ihres Meeres versenkt. Nach längerer Zeit hatten sie zwar an Größe bedeutend zugenommen, aber ihre Zahl hatte sich nicht vermehrt. Außerhalb Italiens sind aus dem Alterthume Austernparke nur in Bordeaux bekannt. Doch was damals nur gewinnbringende Speculation Einzelner war, gilt der heutigen Volkswirthschaft als wichtige Erwerbsquelle für ganze Bevölkerungen, als erhebliche Vermehrung des Nationalvermögens, und der Naturwissenschaft als ein ihrer eifrigsten Bemühungen würdiges Problem. In Frankreich ist die durch Coste erfolgte Erneuerung und Einführung der künstlichen Austernzucht (die noch jetzt im Lago di Fusaro in ursprünglicher Einfachheit und Zweckmäßigkeit fortgetrieben wird) vom Staate kräftig unterstützt und glänzend belohnt worden.

Die Thiere, deren Einführung in Italien der Tafelluxus veranlaßte, waren größtentheils Vögel. Der Pfau, den Hortensius zuerst gebraten auf die Tafel brachte, war damals dort nicht mehr neu. Bei steigendem Begehr wurde die Pfauenzucht nun Gegenstand landwirthschaftlicher Industrie. Die kleinen Eilande um Italien wurden schon zu Varros Zeiten zu Pfaueninseln eingerichtet, und auch auf dem Festlande Pfauenparks angelegt. Zu Athenäus' Zeit war Rom voll von Pfauen. Das Perlhuhn (Numidica, gallina Africana), das in Varros Zeit bereits gegessen wurde, war in Italien noch selten, folglich theuer; in Martials Zeit dürfte es auf größern Geflügelhöfen schon gewöhnlich gewesen sein. Die Fasanen, die schon zur Zeit des Ptolemäus Euer-

getes II aus Medien, d. h. den südkaspischen Landen nach Alexandria kamen, nennt weder Varro noch auch Horaz unter den Leckerbissen der römischen Schwelger, sondern dies geschieht erst seit Anfang der Kaiserzeit. Wenn nun auch immer so gesprochen wird, als wenn der Fasan aus seinem fernen Heimathlande bezogen wurde, so wissen wir doch aus Martials ausdrücklicher Angabe, daß er mindestens im vorletzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts schon in Italien gezüchtet worden ist. Dasselbe bezeugt Martial für den Flamingo, der übrigens selten erwähnt wird; seinen Genuß hatte vielleicht Apicius eingeführt, wenigstens machte er zuerst auf den vorzüglichen Geschmack seiner Zunge aufmerksam.

Weil die Geflügelzucht übrigens ganz eigentlich im Gebiete der kleinen Gartencultur gedeiht, nahm sie auch in Italien die größten Dimensionen an, wie noch heute in Europa „die romanischen Völker nach ihrem Wohnort und ihrer Tradition die vögelessenden und vögelerziehenden" sind. „In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede sein können, und das Hochwild der germanischen Wälder, das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu schaffen, wurde durch die Entfernung und das warme Klima unmöglich. So sahen sich die Römer auf künstliche Zucht delicater Wildvögel angewiesen, die denn auch in oft kolossalen Anstalten der Art betrieben wurde, und auf verschiedenen Stufen zu mehr oder minder erreichter Zähmung führte. Diese Versuche sind von der neuern Thierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildniß immer weiter gerückt ist, so führen jetzt die Eisenbahnen die erlegten Jagdthiere der fernsten Einöden blitzschnell den großen Consumtionscentren zu: der Markt von Paris bezieht seine Rebhühner schon aus Algier und dem nördlichen Rußland."

In weit größerm Umfang als die Einführung von Thieren erfolgte in Italien die Acclimatisation von Fruchtbäumen und eßbaren Gewächsen, die sich dann von dort in andre Länder verbreiteten. Aber auch hier hat das spätere Alterthum nur fortgesetzt, erweitert und vervielfacht, was das frühere angebahnt und begonnen hatte, die Wanderungen der Culturpflanzen nur auf fernere Gebiete ausgedehnt, und so freilich im Laufe der Jahrhunderte den Charakter der Vegetation von Süd- und Mitteleuropa völlig umgestaltet.

Wenn auch die Rebencultur in Italien uralt ist, so werden doch die an seinen Küsten landenden griechischen Seefahrer zu ihrer Verbreitung nicht wenig beigetragen haben, und der Weinstock „gedieh an den Bergen Unteritaliens so üppig, daß schon im 5. Jahrhundert Sophokles Italien das Lieblingsland des Bacchus nennen konnte". Auch die Oelcultur erhielten die Römer von den Griechen, und zwar, wenn die von Plinius mitgetheilte Nachricht des Chronisten Fenestella richtig ist, erst in der Zeit der Tarquinier. Der Feigenbaum dagegen ist dort wahrscheinlich so alt, wie die griechische Colonisation. Zu Varros Zeit waren chiische, lydische, chalcidische, africanische und andre ausländische Feigenarten in Rom eingeführt. Noch unter Tiberius wurden syrische

direct nach Italien versetzt. Cato kennt bereits die Mandel unter dem Namen der griechischen Nuß, vielleicht auch die Kastanie (nux calva?); „auf jeden Fall kann bei dem Mangel fester Namen an eine allgemeine Cultur dieser Bäume im damaligen Italien nicht gedacht werden". Den Namen Kastanie nennt zuerst Virgil, die Wallnüsse (Jupiters Eicheln, juglandes) Varro und Cicero. Der Name amygdalum findet sich zuerst unter August. Auch von einer allgemeinen Cultur des Pflaumenbaums war in der Zeit Catos, der ihn einmal nennt, noch nicht die Rede; dagegen bestand sie bereits unter August. Plinius, der eine verwirrende Menge von Varietäten nennt, sagt, daß die edelste, die Damascenerpflaume schon längst, eine andre syrische Art erst seit kurzem in Italien wachse. Die Granate dagegen war in Catos Zeit in Italien schon gewöhnlich. Ebenso war die Quitte (welche die Griechen zunächst aus Kreta erhielten) in Italien alt. Die Kirsche, die bei Cato fehlt, brachte bekanntlich Lucullus von der pontischen Küste nach Rom; Varro nennt sie einmal, bei Spätern ist sie häufig. Diese für Italien neue Frucht mag eine edlere größere saftreiche Sauerkirsche gewesen sein; die wilde Süßkirsche (prunus avium) war dort heimisch; unzweifelhafte Reste davon sind in den Pfahldörfern der Poebene nachgewiesen; eine veredelte Süßkirsche scheint es in Kleinasien schon in der Zeit des Königs Lysimachus gegeben zu haben. „Beide Hauptarten wurden rasch vermehrt, aus Asien vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden gepfropft, und eine Menge Varietäten erzeugt."

Von den Blumen „kam die orientalische Gartenrose früh mit den griechischen Colonien nach Italien, und mit ihr auch wol die Lilie," um von hier aus in alle Welt zu gehn. „Neben Rosen, Lilien, Violen finden wir in römischen Gärten auch den orientalischen (besonders in Cilicien heimischen) Krokus." „Doch war die Blume fremd, und sie zu erziehen ein Triumph der Acclimatisationskunst, wie die Erziehung der Casia, des Weihrauchs, der Myrrhe in römischen Gärten, mit welchen Columella den Krokus zusammenstellt. Nach Plinius lohnt es sich nicht in Italien den Safran anzupflanzen", doch muß es geschehn sein. Von den aus dem Orient eingeführten Futterpflanzen kennt Cato die medica und den cytisus noch nicht; Varro aber erwähnt sie bereits, sie waren also in dem zwischen Beiden liegenden Jahrhundert in Italien verbreitet worden.

Man sieht, daß auch Italien schon in den letzten Jahrhunderten v. Chr., wie die antike Welt überhaupt, „in einer selbstgeschaffenen Bodenwirthschaft lebte". Varro konnte bereits sagen, Italien sei ein großer Obstgarten, während die ältern Griechen (im peloponnesischen Kriege und noch bis in die alexandrinische Zeit) „die Halbinsel als ein Land kennen, das im Vergleich mit ihrem eignen und mit dem Orient, einen nordischen primitiven Charakter trug, und dessen Production hauptsächlich in Getreide, Vieh und Holz bestand. An die Stelle von ungeheuren unwirthlichen Wäldern und Wildnissen mit ihren Holz- und Pech-, Jagd- und Weideerträgen, war jetzt eine Waldung orientalischer Obstbäume, an Stelle der Fleisch- und Breinahrung der Alten, der orien-

talisch-südliche Genuß von erfrischendem Fruchtsaft getreten. Die Vermittler dieser Umwandlung waren großentheils asiatische Sklaven und Freigelassene, Syrer, Juden, Phönizier, Cilizier: Gartenkunst und Freude an dem stillen, liebevollen Geschäft der Erziehung und Pflege der Pflanzen, war ein Erbtheil des aramäischen Stammes von Alters her."

Die ungemeine Steigerung des Weltverkehrs seit August steigerte natürlich auch die Erwerbungen an orientalischen Culturgewächsen. Schon Columella rühmt von Italien, daß es durch den Fleiß seiner Bebauer die Früchte fast der ganzen Welt tragen gelernt habe. Zu den in der frühern Kaiserzeit eingeführten Gewächsen gehört vielleicht die africanische Lotusfrucht, die Chalotte aus Ascalon, gewiß die Pfirsichmandel und der Pfirsichnußapfel (die S. Papirius, Consul 36 n. Chr., in der letzten Zeit Augusts aus Africa und Syrien nach Italien verpflanzte), die Colocasia aus Aegypten, der Rettig aus Syrien, die Hirse aus Ostindien (jener nicht lange, diese weniger als zehn Jahre bevor Plinius schrieb, in Italien eingeführt): Reis und Mais wurde erst zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts dorthin verpflanzt. Die Aprikose und den Pfirsich „hatten gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. gewerbsame Gärtner in Italien angepflanzt, und ließen sich die ersten gewonnenen persischen Aepfel und armenischen Pflaumen theuer bezahlen". Die Pistazie verpflanzte L. Vitellius (der Vater des Kaisers), der unter Tiberius Legat in Syrien gewesen war, unter mancherlei andern Gartenfrüchten von dort auf sein Landgut bei Alba. Die Melone scheint im Laufe des ersten christlichen Jahrhunderts von den Oasen am Oxus und Jaxartes in die Gärten Neapels gebracht worden zu sein; Plinius beschreibt zuerst die neuen wunderbaren campanischen melopepones. Die spätern Kaiserbiographen nennen die Frucht melo. Ob die Naturalisation des Johannisbrodbaumes zur Römerzeit bereits begonnen habe, ist zweifelhaft. Der Citronenbaum dagegen, welcher die lange als Hesperidenfrucht bewunderten medischen Aepfel trug (arbor citri, die Citronatcitrone, citrus medica cedra), ist im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte in Italien wirklich naturalisiert worden. Plinius erwähnt mißlungene Versuche, Bäumchen in thönernen, durchlöcherten Kübeln nach Italien überzuführen; doch Florentinus (wol zu Anfang des 3. Jahrhunderts) schon eine Treibhauscultur der Citronenbäume (wie jetzt in Oberitalien, durch Mauern gegen Norden, im Winter durch Bedeckung geschützt), endlich Palladius (im 4. oder 5. Jahrhundert) Citronenbäume völlig im Freien auf Sardinien und in Neapel, doch nur auf erlesenem Boden. Auch der neueste ebenso geistvolle als gelehrte Forscher auf diesem Gebiet, der in der Kaiserzeit nur eine Epoche unrettbaren beschleunigten Verfalls sieht, erkennt hier an, daß diese Jahrhunderte „doch auch in manchen Zweigen menschlichen Handelns, die weniger den Blick auf sich zu ziehen pflegen, wie in Austausch und technischer Verwerthung der Naturobjecte der verschiedensten Länder, eine aufwärts gerichtete Entwicklung zeigen". Von den übrigen Agrumi ist die Limone (die wir fälschlich Citrone nennen, arabisch limûn) und die

bittere Pomeranze (orange) in der Zeit der Kreuzzüge, die süße Pomeranze (Apfelsine, portogallo) im 16. Jahrhundert (durch die Portugiesen aus China), eine neue Varietät, die Mandarine, erst in diesem Jahrhundert aus China nach Europa gekommen.

Die Veredlung der Früchte und Gewächse, die Vervielfältigung der Arten hatte schon in der ersten Kaiserzeit einen so hohen Grad erreicht, daß Plinius meinte, sie sei bereits auf ihrem Gipfel angelangt, und fernere Erfindungen nicht mehr möglich. Von seinem Standpunct aus hätte er die Acclimatisation der ausländischen Gewächse ebenso sehr mißbilligen müssen, wie er in der That ihre Beziehung durch den Handel (z. B. des Pfeffers aus Indien) vom Uebel fand. Doch thut er es nirgend, theils wol, weil die Gegner des Luxus der pflanzlichen Nahrung vor der thierischen den Vorzug gaben und daher auch ihre künstliche Vermehrung und Verfeinerung eher dulden mochten; theils weil er den Widersinn einer Mißbilligung der seit Jahrhunderten im weitesten Umfange mit offenbarstem Nutzen betriebenen Verbreitung der Gewächse zu empfinden unmöglich umhin konnte. In welchem Grade auch sie einst den Zwecken einer ausgesuchten Schwelgerei dienstbar gemacht werden würde, konnte man damals noch nicht ahnen. Ein Beispiel der modernen Acclimatisation im ausschließlichen Interesse des Tafelluxus mag hier genügen. Im Jahr 1806 berichtete der Almanac des gourmands als einen Triumph der Civilisation, daß das große Problem der Fabrication des echten Maraschino auf französischem Boden gelöst sei! Ein Fabrikant in Grasse hatte den Kirschbaum, dessen Frucht in Zara dazu verwendet wird, auf seinen Besitzungen angepflanzt: nach 15jährigen angestrengten und kostspieligen Bemühungen war es ihm gelungen, ihn zu acclimatisieren, und der aus seinen Früchten bereitete Maraschino übertraf nach dem Urtheil mehrerer großen Kenner sogar den dalmatischen. Derselbe Industrielle hatte auch persönlich eine bei der Destillation von Liqueuren angewandte Wurzel aus England geholt und mit Erfolg in Grasse naturalisiert. „Gesegnet, ruft der Berichterstatter aus, sei der arbeitsame und intelligente Bürger, dessen thätige Industrie das allgemeine Wohl mit seinem Privatinteresse zu verbinden weiß, der zugleich die Genüsse der verwöhntesten Feinschmecker verdoppelt und das Wohl seines Landes fördert. Darin besteht der wahre Patriotismus, und Herr Fargeon verdient den Namen eines Patrioten in der ehrenvollsten Bedeutung des Worts, welches der vorgebliche Civismus unserer republikanischen Revolutionäre schließlich herabgewürdigt hatte, das aber all seine Rechte und seine wahre Bedeutung unter einer Regierung der Wiederherstellung wieder aufnehmen soll."

Wenn Plinius auch die Acclimatisation nicht tadelte, so konnte er sich doch nicht entschließen, die künstliche Garten- und Obstcultur im Allgemeinen gut zu heißen, da ja in der That jeder ihrer Fortschritte die Entfernung von der ursprünglichen Natur vergrößerte, nach seiner Ansicht also die Unnatur der neugeschaffenen Genüsse immer augenfälliger machte. Zwar erkennt er an, daß durch die Veredlung der eßbaren Gewächse und Früchte selbst den Vögeln und wilden Thieren ein

Dienst geleistet worden sei, klagt aber, daß in Folge „der ehebrecherischen Verbindungen der Bäume" (des Pfropfens), durch die man es so weit gebracht, daß ein Obstbaum in unmittelbarer Nähe Roms mehr einbringe als ehemals ein Landgut (2000 S. = 435 Mark), das Obst den Armen entzogen werde. Und wenn es auch zu ertragen sei, daß Früchte wachsen, die ihre Größe, ihr Geschmack, ihre ungewöhnliche Gestalt den Armen unerschwinglich macht, „mußten selbst bei den Kräutern Unterschiede erfunden werden, und der Reichthum in Speisen, die ein As kosten, Abstufungen einführen? Müssen Spargel bis zu solcher Dicke gezüchtet werden, daß der Tisch des Armen sie nicht mehr faßt? Die Natur hat wilde Spargel wachsen lassen, die Jeder überall ernten konnte; jetzt sind künstliche zu sehn und in Ravenna wiegen drei ein Pfund" (19,65 Loth.) „O über die Monstrositäten der Schlemmerei!" Vollends von der gewinnreichsten Cultur könne man nicht ohne Beschämung reden: kleine mit Artischocken (cardui) bepflanzte Felder bei Carthago, und besonders bei Corduba bringen jährlich 6000 S. (1305 Mk.) ein, „da wir ja sogar die Mißgeburten des Bodens zur Völlerei verwerthen, welche selbst das Vieh verschmäht". Ja wahrhaftig, man befördert ihr Wachsthum durch Düngen, und macht sie mit Essig und verdünntem Honig nebst einigen Zuthaten ein, um die Artischocke nicht einen Tag im Jahr zu entbehren.

So großes Staunen übrigens die Leistungen der Gärtnerei damals erregten, so waren sie doch im Vergleich zur heutigen Gartencultur wol nur sehr dürftig. Im größten Handelsgarten der Umgegend Londons sah man im Jahre 1828 unter anderm 435 Arten Salat, 261 Erbsen, 240 Kartoffeln u. s. f. in gleichem Verhältniß mit allen Gegenständen des Gartenhandels. Auch dürfte die Verwerthung der von der heutigen Gartencultur erzielten Resultate eine höhere sein, als im Alterthum. Bei einem Rothschild'schen Diner in London kostete schon damals das Dessert allein 100 Lstr. Die Trüffel, die im Alterthum wenig beliebt war, da die schwarze unbekannt gewesen zu sein scheint, ist jetzt in Frankreich der Gegenstand einer Cultur und eines Exporthandels, der von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse annimmt, und wird deshalb als „schwarzer Diamant" gepriesen. Die Ausfuhr betrug im Jahr 1865 104 000, 1866 120 000, 1867 140 000 Pfund nach Rußland, England und Amerika. In einem Geschäft in Carpentras, wo 1832 nur 18 000 Pfund umgesetzt wurden, betrug der Umsatz 1866 109 900 Pfund. Nur beiläufig sei hier noch an den ebenfalls modernen Luxus der narkotischen Genußmittel erinnert. Für Tabak wurden in Deutschland 1882/83 etwa 313 Mill. Mark ausgegeben (während die Gesammtausgabe für das Heer etwa 345 betrug), und in England beläuft sich in einzelnen Fällen die Ausgabe für Cigarren auf 5 Lstr. täglich.

Bisher ist nur von den Erwerbungen Italiens an Culturgewächsen die Rede gewesen. Von diesen theilte es, nachdem es das Centralland eines Weltreiches geworden war, je länger je mehr auch den Provinzen mit, und gestaltete so auch deren Vegetation so wie die Nahrung ihrer

Bevölkerungen allmählich um. Daß fort und fort Acclimatisationsversuche aller Art gemacht wurden, zeigt unter andern die Bemerkung Galens, daß Gewächse bei der Verpflanzung aus einem Boden in den andern, selbst nur ein wenig (2 Stadien) entfernten, auch ihre Natur verändern, wie denn namentlich die Reben auf neuem Boden auch andern Wein geben; von Nährpflanzen finde man dasselbe in landwirthschaftlichen, von andern in botanischen Werken erwähnt. Die Fruchtbäume gingen zum Theil erstaunlich schnell über die Alpen. Die Kirsche war nach Britannien schon 47 n. Chr. (4 Jahre nach der Eroberung des Landes, 120 Jahre nach der Anpflanzung in Italien) gekommen; in Belgica (zwischen Seine, Saone, Rhone, Rhein und Nordsee) und an den Rheinufern galten in Plinius' Zeit lusitanische Kirschen für die beste Sorte. Die von L. Vitellius nach Italien gebrachte Pistazie führte sein Waffengefährte, der römische Ritter Pompejus Flaccus in Spanien ein. In Plinius' und Columellas Zeit war in der Provence schon eine große Art Frühpfirsich erzeugt worden. Eine ihres Wohlgeruchs halber gezogene Casia gedieh in Plinius' Zeit bereits „am äußersten Rande des Reichs, wo der Rhein anspült", man pflanzte sie dort in Bienengärten. Ein in der Gegend von Boulogne neu angepflanzter Schattenbaum war nicht, wie Plinius angibt, die Platane, sondern wahrscheinlich der nordische Ahorn. Auch die Anfänge seiner jetzt so blühenden Obstcultur verdankt Deutschland, das Tacitus dazu noch für zu kalt hielt, so gut wie Frankreich und England den Römern.

Am folgenreichsten und wichtigsten waren die Einflüsse der römischen Cultur auf die Verbreitung des Oel- und Weinbaus. „Als das römische Weltreich fertig war, fielen seine Grenzen ungefähr mit denen des Weines und Oeles zusammen." Doch nur sehr allmählich hatte sich das Gebiet dieser beiden Nahrungsmittel auf Kosten des Biers und der Butter erweitert. Mit der Ausbreitung der griechischen, dann der römischen Cultur war auch „die edle Olive von ihrem Ausgangspunkt, dem südöstlichen Winkel des Mittelländischen Meeres über alle Länder verbreitet worden, die ihren heutigen Bezirk bilden". Von Massilia war sie in Gallien bis an ihre nördliche Grenze vorgerückt, von dort aus hatten sich auch die ligurischen Küsten mit Oelpflanzungen erfüllt; und wenn im Gebiet der Pomündungen der niedrige wasserreiche Boden ihre Einführung verbot, so gediehen sie desto besser in Istrien und Liburnien; das istrische Oel wetteiferte mit dem des südlichen Spaniens. Auf der pyrenäischen Halbinsel hatte der Oelbau sich mit der von den Küsten ins Innere fortschreitenden Civilisation verbreitet und Bestand gewonnen.

Weit nördlichere Gebiete vermochte der Weinstock zu erobern und zu behaupten. „Columella führt aus dem ältern landwirthschaftlichen Schriftsteller Saserna den Ausspruch an, das Klima habe sich geändert, denn die Gegenden, die sonst zum Wein- und Oelbau zu kalt gewesen, hätten jetzt Ueberfluß an beiden Producten." Aber dies ist nicht geschehn, nur der Anbau beider Gewächse im Laufe der Jahrhunderte allmählich immer weiter nach Norden gerückt: während umgekehrt in neuern Zeiten sich der Weinbau aus nordischen Landstrichen, wo er nicht mehr

vortheilhaft war (dem nördlichen Frankreich, südlichen England, der Mark Brandenburg, Westpreußen u. s. w.) zurückgezogen hat. Von den Ufern des Adriatischen Meeres aus erstieg die Rebe nicht bloß die Abhänge der Euganeen, sondern früh auch die Vorhügel und Südabhänge der Alpen: schon Cato hatte die rätischen (Tiroler und Veltliner) Weine gelobt. In Nordafrica war der (erst durch den Islam vernichtete) phönizische Weinbau uralt. Der pyrenäischen Halbinsel fehlte der Wein so wie Feigen und Oliven mit Ausnahme des Südens und Ostens nach Strabo so gut wie ganz, der Nordküste wegen der Kälte, dem Binnenlande wegen der Barbarei seiner Bewohner. Bei den biertrinkenden Lusitanern war der Wein noch selten, der also damals schon in das Land des Portweins vorzudringen begann, und noch in Plinius' Zeit galt Spanien als ein vorzügliches Bierland. Wir kennen einen kaiserlichen Beamten vom Ritterstande in Bätica (Granada, Andalusien, Sevilla) „zur Anpflanzung von Falernerreben". Auf gallischem Boden wurde auch die Rebe ohne Zweifel zuerst in Massilia gepflanzt, verbreitete sich mit dessen Colonieen östlich und westlich längs der Küste und drang allmählich ins Innere, so daß die Römer bald im Interesse der italienischen Ausfuhr den gallischen Oel- und Weinbau beschränkten. Unmittelbar nach der Eroberung Cäsars, mit der die Romanisierung von ganz Gallien begann, gab es dort außerhalb der römischen Provinz neben dem Bier nur importierten Wein, und noch Strabo sagt, daß jenseits des Gebiets der Feige und Olive und gegen die Cevennen hin der Wein nicht mehr gut gedeihe. Doch bei Plinius und Columella erscheint „das heutige Frankreich bereits als ein selbständiges, rivalisierendes Weinland, mit eigenen Trauben und Weinsorten, mit Ausfuhr und Verpflanzung nach Italien"; sie nennen unter andern Burgunder, auch Bordeauxweine. Im Laufe der Kaiserzeit bemächtigte sich der Weinbau der Thäler der Garonne, der Marne und Mosel, verbreitete sich auch in die Schweiz (wo sich am nördlichen Ufer des Genfersees bei St. Prex zwischen Rolle und Morges eine inschriftliche Spur davon erhalten hat) und längs der ganzen Mosel, scheint aber am linken Rheinufer spärlich geblieben zu sein, und erstreckte sich nicht auf das rechte. Vom Kaiser Probus wird berichtet, er habe den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien, nach Andern Gallien, Pannonien und Mösien den (uneingeschränkten) Weinbau erlaubt. Durch Pflanzung von Reben am Südabhange der Karpathen, auf dem Berg Alma bei Sirmium (Mitrovicz) wurde er der Begründer des ungarischen Weinbaus. Schon hundert Jahre nachher besang Claudian die „von Weinbergen beschattete Donau". Doch im Alterthum blieb Italien das erste Weinland der Welt. Jetzt ist es das mittlere und südliche Frankreich, und der Weinstock bringt ganz nahe an der Nordgrenze seiner Verbreitungssphäre (als Burgunder, Johannisberger u. s. w.) den edelsten Fruchtsaft hervor.

So vollendete sich im römischen Kaiserreich unter Einflüssen, die sich nur in ihm vereinigen und wirksam erweisen konnten, der lange Assimilationsprozeß, dessen Resultat die Gleichartigkeit der Bodencultur in allen Uferländern des Mittelmeers war. Und wenn wir zugestehn,

daß das mittlere Europa auch auf diesem Gebiet das meiste dem Süden, „in dem alle Quellen unserer Bildung liegen," verdankt, so dürfen wir auch nicht vergessen, welchen Antheil an dieser Culturarbeit die bisher mit zu großer Ungerechtigkeit beurtheilte römische Kaiserzeit gehabt hat.

---

2. Der Luxus der Tracht und des Schmucks.

Der Luxus der Tracht war in jenen Jahrhunderten größtentheils auf andere Dinge gerichtet als im Mittelalter und in neueren Zeiten. Kostbare Stoffe gab es bei der geringen Entwicklung der Manufactur und Fabrication nur wenige. Die ältesten Kleiderstoffe waren wollene gewesen, doch wurden leinene von Frauen schon in der Republik getragen, während Männer sich der feinen Leinwand in deren letzter Zeit so wie später hauptsächlich zu Taschentüchern bedienten. Leinene Tuniken trug man allgemein in Rom mindestens schon im 3. Jahrhundert n. Chr. Die feinste Leinwand (Byssus) kam aus Aegypten, Syrien und Cilicien. Die ostindische Baumwolle (Skr. Carpâsâ, carbasus) war in Rom wo nicht früher so mindestens seit den asiatischen Kriegen (191 v. Chr.) eingeführt, und Musseline wurden vielleicht auch zur Kleidung verwandt. Die chinesische Seide wurde anfangs nur als Garn und Rohseide eingeführt, aber auch die fertigen Zeuge aufgelöst, gefärbt und mit Leinen oder Baumwolle zu einer leichten Halbseide verwebt. Diese durchsichtigen bunten halbseidenen Zeuge wurden im 1. Jahrhundert nicht nur von Frauen, sondern auch von weichlichen Männern getragen; und erst viel später brachte die zunehmende Handelsverbindung mit dem Orient die schweren ganzseidenen Stoffe nach Europa: Elagabal war der erste, welcher solche trug. Atlas und Sammet aber sind im Alterthum ganz unbekannt gewesen, der erste (atlas arabisch = glatt) ist in der Zeit der saracenischen Herrschaft nach Europa gekommen. Der ebenfalls orientalische Luxus der mit Gold durchwirkten, besonders seidenen Stoffe verbreitete sich zugleich mit dem übrigen Gebrauch der Seide. Dagegen die Goldstickerei beschränkte sich theils auf Teppiche, Vorhänge und Decken und die Prachtgewänder der triumphierenden Feldherren, theils auf Borten und Auf- oder Einsatzstücke an Frauenkleidern. Kleider aus Gold- und Silberstoffen, die in neuern Zeiten so häufig waren, scheinen im Alterthum selten gewesen zu sein. Der Mantel „aus gewebtem Golde ohne andern Stoff", den die Kaiserin Agrippina bei dem Schiffskampf auf dem Fucinersee trug, war ein beispielloses Prachtstück, das nicht bloß Plinius, sondern auch Dio und Tacitus als Merkwürdigkeit erwähnen: während z. B. Karl der Kühne zur Schlacht von Granson 400 Kisten mit Silber- und Goldstoffen, darunter allein 100 gestickte goldene Röcke für sich mitgenommen hatte. Pelzkleider hat es zwar auch in Italien seit alter Zeit zu besonderen Zwecken gegeben; eine gewöhnliche Tracht aber sind sie vor der germanischen Einwanderung im

Süden nie gewesen, und auch von einem Luxus des Pelzwerks wissen wir aus dem Alterthume nichts. Im Mittelalter erreichte dieser Luxus eine enorme Höhe. Marco Polo gibt den Preis der Zobelfelle, mit denen Hallen und Gemächer Kubilai Chans (1214—1294) geschmückt waren, auf 2000 goldene Byzantiner an, wenn sie fehlerlos und so groß waren, daß sie ein Kleid (?) gaben; wenn sie nicht ganz ohne Fehler waren, auf 1000. Zur Fütterung eines Mantels des Königs Johann II. (1350—64) verwandte man 670 Marderbäuche, einer seiner Söhne ließ deren 10000 kommen, um fünf Mäntel und fünf Frauenwämser zu füttern. Die Fütterung eines Kleides für einen seiner Enkel erforderte 2790 Felle von grauen Eichhörnchen. Der ungeheure Verbrauch des Pelzwerks steigerte die Preise entsprechend.

Dem Alterthume war auch die Verschwendung der Stoffe zu übermäßiger Weite und Länge der Kleider unbekannt, so wie alle jene geflissentlichen Entstellungen der Gestalt, welche die mittelalterliche und neuere Mode so häufig beliebt hat (als Schnabelschuhe, Pumphosen, Hüftpolster, Fischbeinröcke, Schleppkleider, Allongeperrücken) und die zum Theil sehr kostspielig waren; die gewöhnliche Allongeperrücke, welche der vornehme Mann trug, kostete 150 Mark, doch gab es deren auch, die 3000 Mark kosteten. Die antiken Trachten waren aber im Ganzen nicht nur naturgemäßer und geschmackvoller, sondern, wenngleich auch im Alterthum die Mode vielfach wechselte, sehr viel stabiler als die modernen. Die Unterschiede zwischen Generationen erscheinen hier zuweilen größer, als dort zwischen Jahrhunderten. Der Luxus also, der durch den fortwährenden Wechsel der Mode bedingt ist, war im Alterthum sicherlich viel geringer als im Mittelalter und in neuern Zeiten. Endlich war die antike Tracht in sofern viel einfacher als die moderne, als sie aus einer geringern Zahl von Stücken bestand. Den Luxus der Handschuhe kannte man ebenso wenig als den der Hüte und sonstigen Kopfbedeckungen; eine solche kommt z. B. im heutigen Persien wegen der drei- bis viermaligen Erneuerung auf nahe an 60 Ducaten das Jahr zu stehn. Von den an der ganzen Südwestküste von Amerika allgemein getragenen (allerdings fast unvergänglichen) Panamahüten kostet die beste Sorte 340 Dollars, selbst 50 Lstr.; die am häufigsten gewählte 20 bis 30 Lstr. Auch waren die durch den Wechsel der Jahreszeiten herbeigeführten Veränderungen im Süden bei weitem nicht so vielfach und durchgreifend als im Norden. Daß sie jedoch von Manchen in lächerlicher Weise bis ins Kleinste durchgeführt wurden, zeigt der Spott Juvenals über den Stutzer, der eigene Sommerringe an den schwitzenden Fingern spielen läßt, da er das Gewicht eines größern Edelsteins nicht zu ertragen vermag.

Ein häufiger Kleiderwechsel war im Sommer durch das Klima bedingt und machte ohne Zweifel (wie im heutigen Persien) die Garderobe der besser Gekleideten sehr umfangreich. Ihre Kleiderpressen enthielten Lacernen von so viel verschiedenen Farben wie die Blumen einer Wiese. Ebenso bunt war das Innere der mit Tafelkleidern gefüllten Truhen, und mit den Togen aus apulischer Wolle konnte man eine ganze

Tribus bekleiden. Natürlich wird man auch an demselben Tage die Kleider oft gewechselt haben. Erwähnt aber wird dies nur ein einziges Mal, und zwar ist es ein Repräsentant der ungebildeten reichen Emporkömmlinge bei Martial, der während einer Mahlzeit elf Mal seine Synthesis wechselt, angeblich um nicht vom Schweiße zu leiden, in der That aber doch nur, um den Reichthum seiner Garderobe zu zeigen. In neuern Zeiten dagegen ist der Luxus des täglichen mehrmaligen Kleiderwechsels auch ohne eine durch das Klima herbeigeführte Nöthigung nicht nur nicht selten gewesen, sondern zuweilen bis ins Lächerliche übertrieben worden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts klagen in Deutschland die Geistlichen darüber; im Anfange des 17. hinterließ eine Ehefrau 32 vollständige Anzüge, während ihr Mann Hans Meinhard von Schönberg deren 72 besaß, nebst ungefähr einer gleichen Anzahl mit Gold und Silber gestickter Handschuhe und 21 Hüte, wozu 26 Stück farbige Federn gehörten. Clive bestellte (zwischen 1767 und 1770) 200 Hemden, so gut und fein sie irgend für Geld und gute Worte zu haben waren. Bis zum Unsinn trieb diesen Luxus Graf Brühl, der ein Kleid nie mehr als 2 mal anzulegen pflegte, und dessen Sammlungen von abgelegten Kleidungsstücken zu einem unglaublichen Umfang anschwollen. In der Revolutionszeit wurde von Frauen auch mit den Perrücken täglich mehrere Male nach der Beschaffenheit der Toilette gewechselt. Vor 70 Jahren brauchte ein englischer Dandy wöchentlich 20 Hemden, 24 Schnupftücher, 9—10 Sommertrousers, 30 Halstücher, wenn er nicht schwarze trug, 1 Dutzend Westen, und Strümpfe à la discrétion.

Der dem Süden so sehr zusagende Luxus mit prächtigen und kostbaren Farben tritt auch in dem Kleiderluxus der römischen Kaiserzeit am meisten hervor, und zwar in der Tracht beider Geschlechter. Bei Persius trägt ein vornehmer Stutzer einen hyacinthfarbenen Mantel (laena). Bei Martial ist Jemand, der für Männer nur dunkle, graue oder braune Mäntel für anständig hält, violette oder Scharlachmäntel für weibisch erklärt, ein Heuchler, der seine Lasterhaftigkeit unter der Maske der Sittenstrenge verbirgt. Einem Nachts vom Gelage heimkehrenden vornehmen jungen Manne aus dem Wege zu gehn, empfiehlt (bei Juvenal) sein großes Gefolge mit vielen Fackeln und sein Scharlachmantel. Der Freund des Statius, Atedius Melior, ließ seinen Lieblingspagen Glaucias immer die schönsten Kleider tragen, bald rothe, bald grüne oder purpurne. Scharlach, vor allem aber die verschiedenen Purpursorten waren am meisten geschätzt. Ein Pfund beste (tyrische, doppelt gefärbte) Purpurwolle kostete über 1000 Denar (870 Mark), eine geringere Sorte (Amethyst- oder Veilchenpurpur) nur 300 Mark. Martial gibt als Preis für einen tyrischen Purpurmantel von bester Farbe nur 10 000 Sesterzen (2175 Mark) an. Der Preis müßte also, wenn auch hier die in Augusts Zeit am höchsten geschätzte Sorte gemeint wäre, in einer Weise gesunken sein, wie es kaum glaublich ist. Der von Martial gemeinte Purpur kann wol nur eine Mittelgattung gewesen sein. Die so höchst kostbare echte Purpurwolle war aber auch

von fast unvergänglicher Dauer, und die daraus gefertigten Gewänder konnten also wol, wie im Orient Shawls, auf Generationen vererbt werden. Allem Anschein nach sind aber ganz purpurne Kleider in der frühern Kaiserzeit sehr selten gewesen. Gewöhnlich diente der Purpur nur streifenweise oder in Bandform zur Galonierung, als Besatz, Tresse, Saum, Falbel und Franze. Den Gebrauch ganz purpurner Gewänder schränkte schon Cäsar auf gewisse Personen und gewisse Tage ein. August gestattete das Ganzpurpurgewand nur den ein Amt bekleidenden Senatoren (bei den von ihnen zu veranstaltenden Spielen). Tiber suchte der vielfach übertretenen Verordnung durch sein Beispiel Nachdruck zu geben. Nero verbot sogar den Verkauf des tyrischen und Amethystpurpurs; doch unter Domitian (vermuthlich schon früher) muß er wieder erlaubt gewesen sein. Marc Aurel und Pertinax ließen die kaiserlichen, jedenfalls an Purpurgewändern reichen Garderoben öffentlich versteigern.

Mit dem Kleiderluxus neuerer Zeiten hält auch der Purpurluxus des römischen Alterthums keinen Vergleich aus. In Italien war in der Zeit der Renaissance „die Kleidung so kostbar als schön, und nur mit Verachtung würden die damaligen Kleiderkünstler auf die unserer Gegenwart herabsehn, denn im Zeitalter der schönsten Kunstentfaltung waren auch jene wirkliche Künstler; sie arbeiteten mit den herrlichsten Stoffen von Sammet, Seide und Goldstickerei, während die Farbenstimmung, den Faltenwurf und die Form der Gewänder Maler angaben. Die Kleidung war daher etwas, worauf man als eine wesentliche Bedingung der Erscheinung schöner Persönlichkeit den höchsten Werth legte." Deshalb beschreiben die Berichterstatter über große Feste jener Zeit die Kleidung nicht bloß der hervorragenden Frauen, sondern auch der Männer mit der größten Genauigkeit. Bei einem berühmten Turnier, das Lorenzo de' Medici 1469 auf der Piazza Sta. Croce zu Florenz veranstaltete, und das ihn nach seiner eigenen Angabe gegen 10 000 Goldgulden kostete, war auch die Pracht der Anzüge sehr groß; den des Giuliano de' Medici schätzte man auf 8000 Ducaten. Benedetto Salutati hatte zur Verzierung von Schabrake und Geschirr seines Pferdes 168 Pfund feinen Silbers zum Preise von 16 Ducaten das Pfund verwendet, und man berechnete auf 8000 Ducaten den Werth des Geschmeides. Daß ein silberner Helm von der Hand Antonios del Pollajuolo war, zeigt, daß mit der Verschwendung Kunstliebe Hand in Hand ging. Zu der Aussteuer der Lucrezia Borgia bei ihrer Vermählung mit Alfons von Este (1501) gehörte (nach dem Berichte des Agenten des Markgrafen Gonzaga an seinen Herrn) unter anderm ein besetztes Kleid von mehr als 15 000 Ducaten an Werth, und 200 kostbare Hemden, von denen manches Stück einen Werth von 100 Ducaten hatte; jeder einzelne Aermel (mit Goldfranzen u. dgl.) kostete allein 30 Ducaten. Ein andrer Berichterstatter schätzt ein einziges Kleid der fürstlichen Braut auf 2000, einen einzigen Hut auf 10 000 Ducaten. Welchen Werth man auf Kleiderpracht legte, ergibt sich namentlich aus Folgendem. Die beiden Abgesandten Venedigs zu dieser Hochzeitfeier

mußten sich vor dem versammelten Senat in ihren neuen Mänteln von carmoisinrothem Sammet mit Pelzbesatz und ähnlichen Kapuzen öffentlich vorstellen. Mehr als 4000 Personen bestaunten sie im Saale des großen Raths, und auf dem Marcusplatze drängte sich das Volk, um sie zu sehn. Eben diese Mäntel (von 28 und 32 Ellen Sammet) brachten die Gesandten der Herzogin Lucrezia als Brautgabe dar.

In Deutschland war der Kleiderluxus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts „auf eine fast unglaubliche Höhe gestiegen". Nach Geiler von Kaisersberg trug manche Bürgerfrau an Kleidern und Kleinodien oft über 300 und 400 Gulden an Werth und hatte in ihren Schränken deren für mehr als 3000. In England war es in der Zeit der Königin Elisabeth nach dem Bericht eines Zeitgenossen etwas ganz Gewöhnliches, daß 1000 Eichenstämme und 100 Ochsen zur Herstellung eines Anzuges daraufgingen, und daß ein Modenarr sein ganzes Vermögen am Leibe trug. Der Luxus mit Kleiderstoffen wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch sehr überboten durch die Verzierung mit Spitzenbesatz, Stickerei und Goldborten, Perlen und Juwelen, wodurch sich zugleich der Lohn der Arbeit ins Unglaubliche steigerte, so daß dieser allein bei einem männlichen Gewande 1800 Mark betragen konnte. Ein Kleid des Marschall Bassompierre, an dem die Stickerei so hoch zu stehn kam, kostete 42 000 Mark. Kaum minder groß war die Kleiderpracht im 17. und 18. Jahrhundert. Bei dem Einzuge der Königin Christine von Schweden in Rom (1655) sollen die Anzüge der sie empfangenden römischen Damen 5—600 000 Scudi, die der Prinzessin von Rossano sogar 700 000 Scudi werth gewesen sein. Bei der Ankunft der Infantin Maria Theresia Antoinette von Spanien, der Braut des Dauphins (1745) in Paris waren die Toilettenzurüstungen so kostspielig, daß man die Kleider nur miethete. Der Marquis von Mirepoix miethete drei für 6000 Livres, von denen er jedes nur einen Tag anlegte; bei einem Galakleide des Marquis von Stainville aus Silberstoff mit Gold gestickt kostete das Futter aus Marderfell allein 25 000 Livres u. s. w. Eine Modedame jener Zeit kaufte eine bestellte Robe, deren Preis sie nicht erschwingen konnte, für eine lebenslängliche Jahresrente von 600 Livres, und schloß einen Contract, nach welchem ihr für 24 000 Livres jährlich an jedem Tage ein neues Kleid geliefert wurde. In Frankreich herrschte von der Regentschaft bis zur Revolution der Geschmack für Spitzen, der sich oft bis zur Leidenschaft steigerte. Selbst ernste Männer huldigten ihm, man sah Magistrate von jedem Alter, die deren an Halstuch, Jabot und Manchetten bis zum Werth von 15 000 oder 20 000 Livres trugen. Die Alba von Spitzen in point à l'aiguille, die Kurfürst Johann Philipp von Trier (1756—68) bei großen Ceremonieen in Versailles trug, wurde auf 100 000 Livres geschätzt. Der nordische Kleiderluxus bestand wol vorzugsweise in der Verschwendung kostbarer Stoffe, besonders des Pelzwerks, und Kleinodien. Bei dem überaus prachtvollen Aufzuge, den Adam Rzewuski bei seiner Abschiedsaudienz als Gesandter in Kopenhagen beim Könige hielt, soll der Sattel des Pferdes 45 000 Goldgulden (405 000 Mark) werth ge-

wesen sein. Der Preis von ein Paar Zobelfellen stieg zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Rußland bis auf 170 und mehr Rubel, ein Zobelpelz soll damals zuweilen bis 20 000 Rubel gekostet haben. Der Werth des mit Edelsteinen besetzten Galakostüms Potemkins wird auf 200 000 Rubel angegeben.

Im 19. Jahrhundert ist der Luxus der männlichen Tracht, wenn man von außerordentlichen Veranlassungen absieht, vielleicht geringer gewesen als in irgend einer frühern Zeit: ob auch der der weiblichen, mag dahin gestellt bleiben. Gelegentliche Preisangabe (ein Kaschmirshawl 6000 Mark, der Spitzenschleier einer reichen Braut 14 700 Mark, das der Kaiserin Eugenie gehörige ihr 1870 nach England nachgesandte Pelzwerk 600 000 Fr.), so wie die fabelhaft klingenden Schätzungen der jährlichen Gesammtausgaben der Königinnen der Mode in den größten Städten sprechen für das Gegentheil. Auch haben wol in keiner Zeit die großen, künstlerisch denkenden und schaffenden Frauenschneider solche Bezahlungen erhalten und eine solche Stellung eingenommen wie in Paris unter dem zweiten Kaiserreich, wo ihnen von den Damen der höchsten Kreise eine grenzenlose Verehrung und Unterwürfigkeit entgegen gebracht wurde. Dem Toilettenluxus dieser Periode gegenüber erscheint der des ersten Kaiserreichs, wo die Ausgaben der elegantesten Damen (Frau von Savary und von Maret) dafür 50—60 000 Francs jährlich betrugen, fast ärmlich.

Im römischen Alterthum war der Luxus mit orientalischen Stoffen, Producten und Fabricaten, die zum Schmuck im weitesten Sinne dienten (Seide, Byssus, Edelsteine, Perlen, Wohlgerüche) schon in sofern beschränkt, als er ganz vorzugsweise nur von Frauen getrieben wurde: aber auch abgesehen hiervon scheint er sich nicht über enge Kreise hinaus erstreckt zu haben. Plinius macht die (wahrscheinlich auf Verzeichnissen der Grenzsteuerämter beruhende) Angabe, daß in keinem Jahre für weniger als 55 Millionen Sest. (etwa 12 Millionen Mark) indische Waaren in das römische Reich eingeführt, und daß für arabische, indische und serische Waaren dem Reich auch bei der geringsten Berechnung jährlich 100 Mill. (21 3/4 Mill. Mark) entzogen wurden; „so viel kosten uns unsere Liebhabereien und unsere Frauen!“ Selbst wenn man dieses Zusatzes wegen annehmen dürfte, daß hier nicht von allen orientalischen Luxuswaaren die Rede ist, die aus Asien eingeführt wurden, sondern vorzugsweise nur von denen, die zum Schmuck, besonders der Frauen gehörten: so würde man diese Einfuhr nicht nur nicht sehr groß, sondern auffallend gering finden müssen, wenn sie wirklich mit den angegebenen Summen ganz bezahlt worden wäre; wobei der Unwille römischer Patrioten, daß Jahr aus Jahr ein solche Summen ins Ausland, sogar in feindliche Länder flossen, freilich immer noch sehr berechtigt wäre. Denn diesem Goldabfluß stand keine entsprechende Goldproduction gegenüber, und seine Jahrhunderte hindurch währende Fortdauer hat ohne Zweifel zum Verfall des römischen Münzwesens im 3. Jahrhundert n. Chr. erheblich beigetragen. Freilich betrug vor 30 Jahren die Metallausfuhr nach Asien neben einem sehr bedeutenden Waaren-

export jährlich durchschnittlich etwa 12 mal so viel als in der Zeit des Plinius (13 2/3 Mill. Lstr.). Nach Johann von Horneck entzogen im Anfange des 18. Jahrhunderts die wollenen, leinenen und französischen Waaren, „diese wahren Blutegel des österreichischen Staats", demselben wenigstens 15—20 Millionen Gulden (und zwar die Seidenwaaren 7, französische 3 Millionen). An Deutschland setzte Frankreich schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allein an Seide- und Galanteriewaaren für 67 Millionen Livres ab, und im Jahre 1853 belief sich seine Ausfuhr an Seide auf 63 Millionen Thaler nach England und 5 mal soviel nach Nordamerika, an „Pariser Artikeln" (Bronzen, Bijouterieen, Quincaillerieen, Uhren, Modeartikeln, Posamentierarbeiten, feinen Tischlerarbeiten, Instrumenten u. s. w.) auf 21 Millionen Thaler.

Mit dem Maaßstabe des modernen Verkehrs gemessen, erscheint also der Verbrauch asiatischer Luxusartikel für das ganze römische Reich überraschend gering: mögen auch die Summen der Ausgaben für den asiatischen Gesammtimport bei Plinius deshalb hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sein, weil der Werth der eingeführten Waaren behufs der Versteuerung an der Grenze viel zu niedrig angegeben wurde, und mag die Kaufkraft des Geldes auch damals erheblich größer gewesen sein als jetzt. Denn andrerseits waren die Preise der einzelnen orientalischen Producte damals zum Theil sehr hoch und wol durchweg höher als gegenwärtig. Seide wurde noch in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts mit Gold aufgewogen (eine auch in der chinesischen Litteratur erwähnte Thatsache); ein (römisches) Pfund Malabathrumöl konnte bis 400 (348 Mark), ein Pfund Zimmetsaft bis 1500 Denar (1305 Mark) kosten: es gab Perlen, die mit einigen Millionen Sesterzen bezahlt wurden. Zu solchen Preisen veranschlagt würde die ganze jährliche Einfuhr von Luxusartikeln aus dem Orient in einem einzigen Kaufladen der heiligen Straße oder auf dem Forum des Friedens bequem Raum gehabt haben. Nun überstiegen freilich die in Rom gezahlten Preise die Einkaufspreise um ein Bedeutendes (nach Plinius um das Hundertfache). Aber bei der Verzollung der Waaren an der römischen Grenze war schon ein großer, in vielen Fällen der größere Theil des Transports zurückgelegt, folglich eine entsprechende Preiserhöhung bereits eingetreten: auf den Angaben dieser höhern Preise aber müßte die Veranschlagung der gesammten Einfuhr auf hundert Millionen bei Plinius eben beruhen. Kostete sie wirklich nicht mehr, so müßte der damalige Luxus mit orientalischen Waaren und Producten auf Rom und einige große Städte beschränkt gewesen sein. Dies scheinen allerdings noch für das Ende des 2. Jahrhunderts einige Aeußerungen Galens zu bestätigen. Er sagt, daß Seide „bei den reichen Frauen" an vielen Orten des römischen Reichs zu finden sei, besonders in den großen Städten, wo es deren viele gebe; und bezeichnet die Nardenessenz als einen der Wohlgerüche, „die in Rom für die reichen Frauen fabriciert werden". Im 4. Jahrhundert war in Folge völlig veränderter Handelsverhältnisse der Gebrauch der Seide bei allen Ständen üblich geworden.

Vielleicht hat nun aber Plinius nur angeben wollen, was der

Orienthandel dem römischen Reich an baarem Gelde entzog. Denn chinesische Productenverzeichnisse des Landes TaTsin (Syrien) führen zu der Annahme, daß ein nicht geringer Theil der asiatischen Einfuhr durch eine Ausfuhr aus dem Westen gedeckt wurde. Die längste dieser Listen enthält 60 Artikel, unter denen die charakteristischen Industrieerzeugnisse des syrisch-phönizischen, auch des alexandrinischen Markts leicht zu erkennen sind. Dazu gehören die Stoffe aus TaTsin (die nach einem chinesischen Autor die babylonischen weit übertrafen) mit gestickten und gewirkten Mustern von Thieren, Menschen, Bäumen, Wolken u. s. w. in verschiedenen Farben; die Glaswaaren (besonders die farbigen), die in China bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts sehr gesucht gewesen sein müssen, da sie sehr beliebt waren und die Chinesen erst damals anfingen, von indischen, vielleicht syrischen Arbeitern unterrichtet, ihren eignen Bedarf zu decken; die sämmtlichen im römischen Reiche verarbeiteten Metalle; Auripigment und Realgar (Specialitäten Syriens); Juwelen, Gemmen und alle zum Schmucke dienende Artikel (wie Bernstein und Korallen), von welchen das Schönste und Beste von Händlern aus TaTsin gebracht wurde; endlich Droguen. Je umfangreicher man sich die Ausfuhr dieser Waaren vorstellt, desto höher muß man natürlich den Werth und die Menge der in das römische Reich eingeführten asiatischen veranschlagen. Doch möchte man nach jenen Aeußerungen Galens glauben, daß Einfuhr und Ausfuhr damals noch nicht sehr bedeutend waren: beide mögen erst seit dem 3. Jahrhundert große Dimensionen angenommen haben.

Der Luxus mit Perlen und Edelsteinen kam in Rom seit dem Triumphe des Pompejus über Mithridates auf. Der Diamant, obwol nach römischer Schätzung das kostbarste unter allen Juwelen, ist, so viel wir wissen, zum Schmucke so gut wie gar nicht verwendet worden, mit Ausnahme der Ringe, und auch diese scheinen nicht häufig gewesen zu sein. Der Diamant, den Trajan als designierter Thronfolger von Nerva, und Hadrian von Trajan empfing, war allem Anschein nach nicht in einen Ring gefaßt: doch einen in Juvenals Zeit vielbesprochenen Diamantring hatte die Judenkönigin Berenice, die Geliebte des Titus, von ihrem Bruder Agrippa zum Geschenk erhalten. Den nächsten Rang behauptete unter den Steinen der Smaragd. Die nach Plinius besten (scythischen) kamen vielleicht aus den Gruben des Ural und Altai, die auch in neuester Zeit sehr schöne Smaragde geliefert haben. An dritter Stelle schätzte man den Beryll und Opal (diese beiden scheinen besonders von Frauen getragen worden zu sein), dann folgte der (auch für Siegelringe sehr geeignete) Sardonyx: so weit stand nach Plinius, hauptsächlich auf Grund der Entscheidung der Frauenwelt die Rangordnung fest. In der Schätzung des Diamanten sind die Römer den Indern gefolgt. Die Perser setzten ihn im 13. Jahrhundert an die fünfte Stelle, nach der Perle, dem Rubin, Smaragd und Chrysolith. B. Cellini setzt ihn nach dem Rubin und Smaragd, und nur zum achten Theil des Preises des erstern an. Auch Garcias ab Horto (1565) erklärt den Diamant zwar für den König der Edelsteine in Betreff seiner Härte, doch in Bezug auf

Werth und Schönheit stehen der Rubin an erster, der Smaragd an zweiter Stelle. Der bis ins 16. Jahrhundert sehr hohe Werth des Smaragd (Cellini schätzt ihn auf 400 Goldscudi das Karat) sank beträchtlich durch die Zufuhr aus den Gruben Perus, und ist jetzt wieder durch das völlige Aufhören der Zufuhr aus Amerika gestiegen, so daß eine vollkommener Smaragd auf dem Juwelenmarkte zu London von allen Edelsteinen im höchsten Preise steht.

Aus dem römischen Alterthum ist von Preisen edler Steine äußerst wenig bekannt. Der angebliche Smaragd, in den eine Amymone geschnitten war, und den der Flötenspieler Ismenias mit 4 Goldstücken bezahlte, kann nur ein Chrysopras gewesen sein. Geschnittene Smaragde kommen kaum vor Hadrians Zeiten vor, die besten sollen Portraits von ihm und Sabina sein; vielleicht hatte Hadrian eine Vorliebe für diesen Stein, die eine eifrigere Bearbeitung seiner Hauptfundgrube (der Gruben von Djebel Zaburah in Aegypten) veranlaßte. Der Preis eines Jaspisringes, mit dem die Statue einer Frau im südlichen Spanien von ihrem Sohn geschmückt worden war, wird auf 7000 Sst. (etwa 1500 Mark) angegeben, was einen geschnittenen Stein voraussetzen läßt. Der Senator Struma Nonius besaß einen zum Ring gefaßten Opal von der Größe einer avellanischen (Lamberts- d. h. lombardischen) Nuß; wegen dieses Ringes wurde er von Antonius proscribiert und nahm ihn von all seinen Besitzthümern allein auf die Flucht mit. Der Preis, zu dem er geschätzt war, scheint 2 Mill. Sesterzen (435 000 Mark) gewesen zu sein.

Ueber Nachahmung von Edelsteinen macht Plinius zahlreiche und genaue Angaben und spricht von Schriften, die Anleitung dazu gaben, namentlich falschen Smaragd durch Färbung von Krystall, Sardonyx aus Karneol herzustellen: es sei dies unter allen betrügerischen Industrieen die gewinnreichste. Der Kunst der Fälschung entsprechend vervollkommneten sich auch die Methoden der Untersuchung der Echtheit: die Experten unterwarfen die zu prüfenden Steine mehr als einer Probe. Unter den äußerst zahlreich erhaltenen antiken Arbeiten in gefärbten Glasflüssen zeichnen sich ganz besonders die Glassmaragde aus, die an Farbe, Glanz und Härte die modernen Glaspasten weit übertreffen, und noch gegenwärtig von Gemmenhändlern häufig als wirkliche Smaragde verkauft werden. Uebrigens hat auch im Alterthum die Industrie der imitierten Edelsteine sicherlich nicht allein in betrügerischer Absicht gearbeitet, sondern auch um ein unter den ärmern Klassen verbreitetes Bedürfniß nach buntem und augenfälligen Schmuck zu befriedigen.

Der größte und deshalb am meisten gerügte Luxus wurde von Frauen mit Perlen getrieben; für diese wurden höhere Preise als für irgend welche Edelsteine bezahlt. Die Verwendung der Perlen zum Schmuck verbreitete sich in weitere Kreise erst seit der Eroberung von Alexandria, dessen Handel die Erträge der Fischereien im persischen Meerbusen und im indischen Ocean nun wol ganz vorzugsweise nach Rom führte. Durch diese regelmäßig fortgehende Einfuhr mögen sich die Perlen in Rom in ähnlichen Massen gehäuft haben, wie zu Ende des 16. Jahrhunderts in Venedig, wo die dortigen Patricierinnen un-

geheure Schätze davon besaßen, die Frucht des alten Handelsverkehrs mit Ormuz am persischen Golf und all den übrigen Ländern des fernen Orients, die Venedig so lange allein ausgebeutet hatte. Die Verbote der Provveditori delle Pompe (der 1514 zur Ueberwachung des Luxus eingesetzten Magistrate) waren hauptsächlich gegen den Perlenluxus gerichtet. Gegenwärtig ist das an Perlen reichste Land Rußland, wo man in dem einzigen Kloster Troitza (an Meßgewändern, bischöflichen Kleidungen, Altar- und Grabdecken) deren vielleicht mehr findet als im übrigen Europa zusammengenommen; wo in manchen Gouvernements jede Bäuerin an ihrem Kopf- und Halsschmuck wenigstens 2—300, oft aber 1000 und mehr echte Perlen trägt, und in Nischnij Nowgorod selbst die ärmsten Fischerweiber zwei bis drei Schnuren echter Perlen um den Hals haben. Nero konnte sogar (wahrscheinlich im goldnen Hause) ganze zu Schäferstunden eingerichtete Gemächer (cubilia amatoria) von Perlen erbauen, d. h. ohne Zweifel ihre Wände damit tapezieren. Die römischen Frauen trugen sie besonders als Ohrgehänge, nach Plinius strebten auch „arme" Frauen nach solchen, da, wie sie sagten, eine große Perle im Ohr auf der Straße die Stelle eines vorausgehenden Lictors vertrete; doch wurden sie auch an den Schuhen angebracht und nicht bloß deren Schnüre und Bänder, sondern ganze Pantöffelchen mit Perlen besetzt. Ohne Zweifel waren die dafür gezahlten Summen oft sehr hoch, Seneca sagt wol ohne große Uebertreibung, daß Frauen zuweilen zwei oder drei Besitzthümer in den Ohren trügen. Nähere Angaben fehlen. Julius Cäsar kaufte in seinem ersten Consulat im Jahr 59, wo Perlen in Rom noch selten waren, der von ihm sehr geliebten Mutter des Marcus Brutus Servilia eine Perle für 6 Mill. S. (1 305 000 Mk.); ein solches Liebesgeschenk des ersten Mannes der damaligen Welt, der auch durch großartige Extravaganzen imponieren wollte, läßt keinen Schluß auf die durchschnittlichen höchsten Preise zu. Ebenso wenig gibt einen Maßstab, was Plinius von einer der Gemahlinnen Caligulas, Lollia Paulina berichtet. Er hatte sie, und zwar nicht bei einer großen Feierlichkeit, sondern bei einem bescheidenen Verlobungsfeste mit einem Schmuck von Smaragden und Perlen gesehn, der den ganzen Kopf, die Haare, Ohren, Hals und Finger bedeckte, und einen Werth von 40 Mill. Sest. (8 bis 9 Mill. Mark) hatte, was sie sogleich durch Vorzeigen von Dokumenten zu beweisen bereit war. Dieser Schmuck war nicht ein Geschenk ihres kaiserlichen Gemahls, sondern ein Familienerbstück, und stammte aus den Plünderungen, die ihr Großvater M. Lollius im Orient verübt, und deren Ruchbarkeit ihm die Ungnade des C. Cäsar zugezogen, und ihn gezwungen hatte, sein Leben durch Gift zu enden (im Jahr 2 v. Chr.).

Dem enormen Juwelenreichthum in den Familien jener Männer, deren Willkür die Schatzkammern orientalischer Fürsten überlassen gewesen waren, kann man aus neuern Zeiten wol nur den Juwelenreichthum der spanischen Conquistadoren des 16. und der englischen Nabobs des 18. Jahrhunderts zur Vergleichung gegenüber stellen. Das Hochzeitgeschenk des Cortes an seine Braut im Jahr 1529 waren fünf, von

mexikanischen Juwelieren höchst kunstvoll aus Smaragden geschnittene, mit Perlen und Gold verzierte Juwelen: für eins derselben hatten genuesische Kaufleute zu Sevilla 40 000 Ducaten geboten. Der ganze Schmuck ging durch einen Schiffbruch bei der Expedition gegen Algier 1541 verloren. Die Beute Nadir Schahs bei der Einnahme Delhis, die hauptsächlich aus Edelsteinen bestand, wurde in Europa auf 70 Mill. Lstr. geschätzt. Clive, der in den Gewölben von Murshadabad zwischen Haufen von Gold und Juwelen umhergewandert war, mit voller Freiheit zu nehmen, was ihm beliebte, hatte hier und sonst in Indien große Mäßigung bewiesen; doch seine Diamantenankäufe beliefen sich in Madras allein auf 25 000 Lstr. und ein Schmuckkästchen seiner Gemahlin wurde auf 200 000 Lstr. geschätzt. Vielleicht besaß Lady Clive mehr Juwelen, als die größten Fürstinnen jener Zeit. Sophie Charlotte trug bei ihrer Krönung als erste Königin von Preußen (1701) einen Schmuck von Diamanten und Perlen über eine Million Thaler an Werth. Das berüchtigte Halsband, das Marie Antoinette für sich zu theuer gefunden hatte, kostete nur 1 600 000 Frcs. Noch im heutigen Orient ist der Perlen- und Juwelenluxus (der dort unter den Kalifen enorm war) nicht gering. In Persien tragen Frauen außer anderm Schmuck Arm- und Fußbänder von Perlen, Damen vornehmen Standes auch einen Diamantstrauß von hohem Werth; Gürtelschnallen mit Edelsteinen besetzt haben oft einen Werth von 1—2000 Ducaten; auch Sättel und Pferdegeschirre sind mit Gold, Perlen und Juwelen überladen. Man trägt 15 bis 16 Ringe, je 5 bis 6 an einem Finger, und der Schah von Persien ist noch immer der größte Besitzer von Diamanten in der Welt.

Uebrigens wurde in Europa auch im Mittelalter mit Perlen (mit welchen man z. B. Texte von Liedern auf Kleider stickte) und Edelsteinen großer Luxus getrieben, der größte am Hofe Karls des Kühnen von Burgund. Sein mit Perlen und Edelsteinen besetztes Prachtgewand wurde auf 200 000 Ducaten geschätzt; die Hofdamen seiner Gemahlin erhielten für ihren Putz jährlich 400 000 Brabanter Thlr. Der Luxus mit kostbarem Geschmeide stieg aber sehr nach der Entdeckung der neuen Welt. Maria von Medicis hatte sich zu der Taufe ihres Sohnes 1606 einen Brautrock machen lassen, der mit 3200 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war und auf 60 000 écus geschätzt wurde; aber er war so schwer, daß sie es unmöglich fand, ihn zu tragen. In dem Inventar der Schmucksachen des Meinhard von Schönberg († 1625) füllte der Schmuck an Perlen allein zwei eng geschriebene Folioseiten; darunter kommen 3 Halsbänder mit Rosen von Perlen vor, 15 große Perlen wurden für 3286 Gulden verkauft. Die Kunst Perlen nachzuahmen ist erst 1680 von Jacquin in Paris erfunden, der jährliche Export dieses Fabricats von dort soll sich auf 40 000 Lstr. belaufen.

In wiefern der Luxus der Tracht und des Schmucks im Alterthum sich auch auf die untern Klassen erstreckt hat, namentlich in wiefern die in vielen, besonders halbcivilisierten und südlichen Ländern bestehende Sitte, einen Theil des Vermögens (zugleich als Reservecapital)

am Leibe zu tragen, verbreitet gewesen ist, darüber fehlt es so gut wie ganz an Nachrichten. Doch das lange Goldgeschmeide, das nach Juvenal die in Schenken aufwartenden Mädchen in Rom am bloßen Halse trugen, war ohne Zweifel ebenso echt als der Goldschmuck der Frauen und Mädchen der untern Klassen im gegenwärtigen Italien. Die Bernsteinhalsbänder, die in der Zeit des ältern Plinius die lombardischen Bäuerinnen im Norden des Po (zugleich als angebliches Mittel gegen Anschwellungen des Halses) trugen, waren schwerlich kostbar.

Der Luxus der Wohlgerüche ist seit den ältesten Zeiten im Orient heimisch gewesen. Arabien war, wie bereits Herodot wußte, das mit Wohlgerüchen am meisten gesegnete Land, und selbst im höchsten Alterthume dort die Vorliebe für feines Räucherwerk und Wohlgerüche allgemein verbreitet. Nach dem Buch Esther wurden die für das Bett des großen Königs bestimmten Frauen ein ganzes Jahr lang mit Wohlgerüchen „geschmückt"; sechs Monate mit Myrrhen und Balsam und sechs Monate mit „guten Spezereien". Nach dem Talmud war es der jungen Ehefrau gesetzlich gestattet, ein Zehntel ihres eingebrachten Gutes hierauf zu verwenden. In Rom ist dieser Luxus aber nicht erst mit dem übrigen asiatischen Luxus aus dem Orient, sondern schon viel früher aus Großgriechenland eingedrungen. In der Kaiserzeit dürfte er außerhalb Roms, wie gesagt, nur in den größten Städten vorgekommen sein. Nach Plinius wendeten die Römerinnen Wohlgerüche so reichlich an, daß die Nähe einer vorübergehenden Frau (wie jetzt einer vornehmen Araberin) durch die aus ihren Haaren und Kleidern strömenden Düfte sich auch denen bemerkbar machte, deren Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen war. Er fand diesen Luxus um so thörichter, da der theuer erkaufte Genuß nicht nur ein augenblicklicher sei, sondern auch Andern weit mehr zu Gute komme, als Dem, der ihn bezahlt habe. Auch Männer machten von Parfümerieen reichlichen Gebrauch, namentlich von Balsam und Zimmt; der Günstling Domitians Crispinus duftete am Morgen stärker als zwei Leichenbegängnisse. Dasselbe ist dann wieder in der Renaissancezeit geschehn; der Vetter des Marchese von Pescara, Alfonso d'Avalos, wollte Wohlgerüche selbst im Kriege nicht entbehren, sogar die Sättel seiner Pferde dufteten von Essenzen. Die hohen Preise der theuersten Wohlgerüche im alten Rom sind bereits angegeben. Martial überlegt, ob er seiner Phyllis „zehn Gelbe aus der Münze des Kaisers" (etwa 210 Mark) oder 1 Pfund (20 Loth) aus den Läden der damals berühmtesten Salben- und Essenzenhändler Cosmus oder Niceros schenken solle. In diesen Läden mögen manche Frauen ebenso hohe Rechnungen gehabt haben, wie Marion de Lormes, die in einem Jahr einem einzigen Parfümeur 150000 Mark schuldig war. Von der Verschwendung der Wohlgerüche bei Todtenbestattungen wird unten die Rede sein.

Doch dem orientalischen Luxus der Wohlgerüche ist der europäische offenbar weder im Alterthum noch in neuern Zeiten gleichgekommen. In den Gemächern der reichen Araber standen in der Zeit der Kalifen immer, besonders an Empfangstagen, Gefäße mit stark duftendem In-

halt (meistens Moschus) oder Rauchpfannen mit Aloeholz. Selbst die strengen Gesetzesgelehrten hielten nach dem Beispiel des Propheten (dem außer den Weibern Wohlgerüche als das Einzige galten, was immer für ihn Reiz hatte) darauf, stets gut parfümiert zu sein. Vor und nach den Speisen hielt man die Kleider über eine Rauchpfanne oder beugte den Körper über dieselbe. Ebenso wenig wie starkriechende Blumen durfte feines Räucherwerk an der Tafel fehlen; es wurde mit Gold aufgewogen, und man bediente sich dessen zu kostbaren Geschenken. In reichen Häusern hatte man stets einen Vorrath der verschiedenen Arten (als graue Ambra, Aloeholz, Moschus, Kampher, gelbe Ambra [Bernstein]) und verschiedenen Mischungen von wohlriechenden Stoffen (namentlich Zibet). In der Industrie der Parfümerieen beherrschten in der ersten Zeit des Kalifats Irak und Persien, dessen Rosenwasser bis Spanien und China versandt wurde, den Markt, später nahm in diesem wie in allen Luxusindustrieen das maurische Spanien die erste Stelle ein. Gegenwärtig gibt manche arabische Dame jährlich 500 Dollar für Parfümerieen aus.

Die Nachrichten über den römischen Luxus der Tracht und des Schmucks lassen, unzusammenhängend und dürftig wie sie sind, auch nur eine sehr unvollkommene Beurtheilung zu. Zu der Annahme, daß die antike Welt die moderne in diesem Luxus im Allgemeinen überboten habe, geben sie durchaus keinen Anlaß, vielmehr lassen sie weit eher glauben, daß auch hier der Luxus der römischen Kaiserzeit den mancher Periode der neuern Zeit keineswegs erreicht hat.

---

3. Der Luxus der Wohngebäude.

a. Städtische Paläste.

Die ersten Anfänge des Luxus in der innern Einrichtung der Wohngebäude reichen in die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege zurück: schon damals gab es Häuser, die „mit Citrus, Elfenbein, punischen Estrichen" geschmückt waren. Doch der Luxus der Bauten scheint erst im letzten Jahrhundert v. Chr. begonnen zu haben; bis dahin waren die Wohnungen selbst der Vornehmen ebenso einfach als wohlfeil. Sulla (geb. 138), der allerdings als junger Mann in sehr knappen Verhältnissen lebte, bewohnte noch ein Erdgeschoß (das vornehmste Stockwerk) für eine Jahresmiethe von 3000 S. (525 Mark), im Oberstock desselben Hauses wohnte ein Freigelassener für 2000 S. (348 Mark). Der Travertin wurde bereits im letzten Jahrhundert der Republik je länger je mehr bei Bauten, besonders zur Verkleidung der Façaden, verwendet; dagegen der Marmor noch so gut wie gar nicht. Noch ums Jahr 92 v. Chr., nach so viel Feldzügen und Siegen in den an Säulenbauten überreichen griechischen und orientalischen Ländern, hatte

nach Plinius kein öffentliches Gebäude in Rom Marmorsäulen. Um so mehr Anstoß gab es, daß der damalige Censor L. Crassus, einer der ersten Männer des Staates, das Atrium seines Hauses auf dem Palatin zuerst mit vier (nach Andern sechs oder zehn) Säulen aus hymettischem Marmor schmückte, die er übrigens nicht zu diesem Zwecke, sondern für das in seiner Aedilität erbaute Theater hatte kommen lassen; er wurde deshalb von Cn. Domitius, seinem Collegen in der Censur, scharf getadelt, von M. Brutus mit dem Spottnamen „Palatinische Venus" belegt. Das Haus des Crassus, das seinen Hauptwerth durch einen Garten mit sechs schönen alten Lotosbäumen erhielt (mit diesem ward es auf 6, ohne ihn auf 3 Mill. S. geschätzt — nach damaligem Geldwerth über eine ganze und über eine halbe Million Mark), stand jedoch dem Hause des Besiegers der Cimbern Q. Catulus Consul 102 (ebenfalls auf dem Palatin) und dem des rechtsgelehrten Ritters C. Aquilius (auf dem Viminal) nach, welches letztere damals allgemein für das schönste in Rom galt. Dann war im Jahr 78 das Haus des damaligen Consuls M. Lepidus das schönste, dessen Schwelle von dem bisher in Rom unbekannten numidischen Marmor (Giallo antico) ebenfalls viel üble Nachrede veranlaßte.

Aber 35 Jahre später gab es schon mehr als hundert schönere Häuser in Rom. Diese riesenhafte Zunahme der Pracht und des Luxus der Bauten, die ihm bei der Kürze des menschlichen Lebens doppelt thöricht erschien, berichtet Plinius als eins der größten Wunder in der Geschichte der Stadt. Das Wunderbare ist vielmehr, daß Rom, schon so lange seiner Bedeutung nach die erste Stadt der Welt, in baulicher Hinsicht bis dahin so sehr zurückgeblieben war; so daß nun die Veränderungen der Privatbauten plötzlich in großem Umfange erfolgten, die sonst in aufblühenden Städten mehr allmählich einzutreten pflegen, wie sie z. B. Macaulay für die englischen in seiner Darstellung der seit dem Ende des 17. Jahrhunderts so gewaltig fortgeschrittenen Cultur mehrfach nachgewiesen hat. In Rom wurde die Versäumniß aller frühern Zeiten in einem einzigen Menschenalter nachgeholt. Jene 35 Jahre vom Consulat des Lepidus (dem Todesjahr Sullas) bis zum Todesjahr Julius Cäsars (78—44) waren eine Zeit der größten Eroberungen und Erwerbungen im Orient und Occident. Es war die Zeit der Kriege des Q. Metellus Creticus, P. Servilius Isauricus, Pompejus und Lucullus im Osten, des Julius Cäsar in Gallien; das Reich erhielt die neuen Provinzen Bithynien und Pontus, Kreta, Cilicien und Syrien. In diesen Kriegen erbeuteten Feldherren, Offiziere, Civilbeamte und Geschäftsmänner (wie Pompejus' Freigelassener Demetrius, der 4000 Talente d. i. 18 861 000 Mark hinterlassen haben soll) ungeheure Reichthümer, die zum Theil zu den glänzendsten öffentlichen Bauten (selbst temporären, wie das überprächtige Theater des Scaurus 58) verwendet wurden. Doch diese Pracht und Großartigkeit theilte sich schnell auch den Privatbauten mit. Die größten der 360 Säulen, mit denen er seine Bühne geschmückt hatte (von 38 Fuß Höhe), ließ Scaurus in dem Atrium seines Hauses auf dem Palatin aufstellen; sie waren aus schwärz-

lichem Marmor von der Insel Melos, den zuerst Lucull in Rom eingeführt hatte, und der daher der Lucullische hieß. Der Erste, der in seinem ganzen Hause (auf dem Cälius) nur Marmorsäulen hatte, und zwar Monolithe aus grün geädertem Cipollino (aus Karystos auf Euböa) und carrarischem Marmor, war der römische Ritter Mamurra aus Formiä, Cäsars Feldzeugmeister in Gallien. Sein Haus legte, wie Plinius sagt, ein beredteres Zeugniß von seinen schamlosen Plünderungen in Gallien ab, als die bittern Verse, in denen Catull sie ihm vorwarf. Er war auch der Erste, der ganze Wände mit Marmortafeln auslegte, also die (alexandrinische) Incrustation in Rom einführte. Sallust konnte bereits von Palästen sprechen, die nach Art ganzer Städte gebaut seien. Mit der Zunahme der Bauten stieg auch der Werth des Baugrundes (der Boden des in der belebtesten Gegend von Julius Cäsar erbauten Forums kam auf 100 Millionen S. [17 541 000 Mark] zu stehn) und die Höhe der Wohnungsmiethen. Sie war in Rom durchschnittlich 4 mal so hoch als in den Städten Italiens. Cälius wohnte in einem Miethhause des Clodius nach Ciceros Angabe für 10 000 S. (1755 Mark) bescheiden, seine Ankläger hatten das Dreifache angegeben und ihm dies als Verschwendung vorgeworfen, zugleich damit Clodius sein Haus höher verkaufen könne. Cicero kaufte sein Haus auf dem Palatin von Crassus für $3\frac{1}{2}$ Millionen S. (613 935 Mark). Als er es bei seiner Rückkehr aus der Verbannung als Ruine wiederfand, bot ihm der Senat 2 Millionen Entschädigung, wobei also der Werth des Bodens auf $1\frac{1}{2}$ Millionen (= 43 Procent der Gesammtsumme) veranschlagt worden wäre.

Einen neuen großen Aufschwung nahm das Bauwesen in Rom nach der Schlacht bei Actium, nicht bloß in Folge des durch den Weltfrieden wiederkehrenden Gefühls der Sicherheit, des steigenden Wohlstandes, des Wachsthums der Bevölkerung, des Zuströmens von Capitalien, sondern auch in Folge des von August ausgehenden Strebens, Rom mit dem Glanz und der Pracht auszustatten, welche die Würde der Hauptstadt einer Weltmonarchie erforderte, die Backsteinstadt in eine Marmorstadt zu verwandeln. Im Zusammenhang mit diesem steigenden Bauluxus stand die, wie es scheint, im Großen wol erst in der spätern Zeit Augusts betriebene Ausbeutung der von Vitruv noch gar nicht erwähnten Brüche von Carrara, deren Blöcke und Balken, so wie sonstiges Baumaterial zur See nach Ostia und von da stromaufwärts nach Rom geschafft wurden.

Die Gedichte des Horaz, Tibull und Properz, die diesem Zeitraum angehören, sind voll von den Eindrücken, die der nun in weiten Kreisen sich verbreitende Bauluxus auf die Freunde der frühern Einfachheit machte. Die „in neuer Art" gebauten Atrien großer Paläste imponierten durch ihre Höhe; vielleicht war das des Scaurus das erste derselben gewesen, der Abstand seiner Höhe von 38 (röm. = 35,8 pr.) F. von der des Atrium des Crassus (12 röm. = 11,3 pr.) F. entspricht dem Abstande des Palastes vom Bürgerhause, und hatte nothwendigerweise auch eine Vergrößerung der übrigen Dimensionen zur Folge. In diesen Atrien

erregten Wandpfeiler von phrygischem (violett gefleckten) Marmor (Pavonazzetto) neidisches Staunen. Balken aus (weißem) hymettischem Gestein drückten Säulen aus röthlich gelbem, aus grün geädertem Marmor und aus Serpentin, die in Numidien, auf Euböa und am Vorgebirge Tänarum gebrochen waren. An den vergoldeten Felderdecken (wie man sie zum ersten Male nach der Zerstörung Carthagos im Capitolinischen Jupitertempel gesehn hatte) glänzte Elfenbein. Zwischen den bunten Säulen der Höfe standen Gebüsche und Baumgruppen, plätscherten Springbrunnen, und Purpurdecken von einem Säulendach zum andern gespannt hielten die Sonnenstrahlen ab und warfen einen rothen Schimmer auf das Pflaster oder den Moosteppich des Bodens. Wie allgemein die unter Sulla in Rom aufgekommenen Mosaikfußböden damals waren, mag man daraus entnehmen, daß Cäsar sie sogar auf Feldzügen mit sich führte, um sie in seinen Zelten auslegen zu lassen. Mit den Schilderungen des Horaz, Properz und Tibull stimmen die gleichzeitigen Angaben und Vorschriften für den Bau eines vornehmen Hauses, die Vitruv gibt, wohl überein. Für Männer von hohem Stande, sagt er, muß man königliche hohe Vorhöfe, sehr weite Atrien und Peristylien, Parke und geräumige Wandelbahnen von imposanter Wirkung, ferner Bibliotheken, Gemäldegallerien, Basiliken in derselben Großartigkeit wie bei öffentlichen Bauten anlegen. Der Palast des Freundes Augusts, des Ritters Vedius Pollio, bedeckte „mehr Raum als viele Städte mit ihren Mauern umschließen"; seine Stelle nahm später die von August erbaute Colonnade der Livia ein. Auch in bescheidenen Wohnungen war, wie man es in Pompeji sieht, die Zahl der für einzelne Lebenszwecke hergerichteten Zimmer eine verhältnißmäßig große, die freilich bei der Kleinheit der einzelnen Räume doch nur einen beschränkten Flächenraum einnahmen.

Der Luxus der Paläste war aber während der Zeit von August bis auf Neros Tod in vielen Stücken noch sehr im Steigen begriffen, da die großen Familien damals noch durch fürstliche Pracht zu glänzen und einander zu überbieten strebten: und wenn auch seit Vespasian eine Abnahme des Luxus überhaupt eintrat, so werden nichtsdestoweniger auch später noch Prachtbauten genug entstanden sein, die sich mit den frühern messen konnten. Gegen das Ende von Tibers Regierung sagt Valerius Maximus, daß ein Palast, der mit seinem ganzen Zubehör (d. h. namentlich Garten) vier Morgen Landes einnahm, für eine enge Wohnung galt. Wenn dies übertrieben sein mag, so ist die gleichzeitige Aeußerung des Vellejus Paterculus gewiß buchstäblich zu nehmen: wer für eine Jahresmiethe von 6000 Sest. (1335 Mark) wohne, werde kaum für einen Senator gehalten. Diese Aeußerung ist freilich zugleich geeignet, vor zu weit gehenden Vorstellungen von der Allgemeinheit des Luxus der Wohnungen zu warnen, da in einer jetzigen Großstadt auch wol die drei- oder vierfache Summe für einen Würdenträger von dem Range eines römischen Senators zur Jahresmiethe kaum hinreichen würde. Im Jahr 1462 betrug dieselbe für die von Edelleuten bewohnten Häuser in Venedig 50—120 Ducaten (600—1440 Frcs.);

1658 zahlte der venetianische Gesandte für das von ihm bewohnte Haus in Paris jährlich 400 Doppie (4400 Frcs.); diese wie jene Summen entsprechen höhern in heutigem Gelde. Dagegen zahlte die Gemahlin des russischen Gesandten in Wien dort 1852 für ihre Wohnung eine Miethe von 11,100 Gulden Conventionsmünze (damals etwa so viel als 9000 Mark). Bismarck wohnte als Bundestagsgesandter in Frankfurt 1851 für 4500 Fl. (für Frankfurt billig) und zahlte in Petersburg für das möblierte Hotel Stenbock 7000 Rubel als Miethe, der Herzog von Ossuna für das seine (ebenfalls möblierte) 12000. Im Jahre 1883 gab es in Paris 9985 Steuerzahler, deren Wohnungsmiethe 4—8000 Frcs. betrug; 1413 Wohnungen kosteten 10—25000 Frcs. jährlich, etwas über 400 mehr als die letztere Summe.

Ob in Rom der Umfang der Paläste seit der Zeit Tibers noch zugenommen hatte, läßt sich mindestens aus der Phrase Senecas, daß sie Städten gleich waren, die Ausdehnung von Landgütern hatten, nicht entnehmen, da ja schon Sallust sich ähnlich ausdrückt. Die Bauart der großen römischen Häuser rechtfertigt diese rhetorischen Uebertreibungen wenigstens einigermaßen. Schon weil sie in der Mitte immer, zuweilen wol auch auf den Flügeln, nur ein Stockwerk hatten, nahmen sie stets ein verhältnißmäßig großes Areal ein, sodann wie ihnen wol gewöhnlich Gärten und Parke nicht fehlten und sie auch sonst eine Menge von Baulichkeiten und Anlagen umschlossen, wie sie ja zum Theil Vitruv schon erwähnt, als Springbrunnen, Bäder, Säulenhallen und Fahrbahnen; wo denn freilich zuweilen bei aller Pracht und Großartigkeit die eigentlichen Wohnräume zu kurz gekommen waren. Den von seinem Gönner Sparsus bewohnten Petilianischen Palast nennt Martial ein Königreich; man genoß dort den Landaufenthalt in der Stadt, hatte hinreichenden Raum zur Spazierfahrt innerhalb der Hausschwelle, und die Lese im Weingarten war größer als auf einem Falernischen Hügel. In dem Palast der Violentilla ruhten die Giebeldächer auf unzähligen Säulen, hauchten alte Haine Kühlung aus, sprangen lebendige Quellen in Marmorbecken, war es in der Hundstagshitze kühl und im Winter lau.

Angaben über Werthe und Preise solcher Besitzungen in Rom fehlen. Für den Preis von 100000 S., den Martial einmal angibt, kann nur ein kleines ohne Luxus gebautes Haus und auch für den doppelten Preis kein glänzendes zu haben gewesen sein. Denn nach Juvenal konnte ein Bad allein 600000 S. kosten, ein Säulengang noch darüber; und daß diese Summen nicht zu hoch, vielmehr für manche derartige Bauten zu niedrig gegriffen sind, zeigt die Angabe, daß Fronto (ein nicht reicher Senator) ein Bad für 350000 S. baute, noch mehr aber die unten anzuführende Beschreibung des Bades des Claudius Etruscus.

Ein Luxus aber, der wol in der ganzen Geschichte der Baukunst ohne Beispiel ist, wurde mit der architektonischen Decoration getrieben. Mit dem Gebrauch des farbigen Marmors zu Säulen kam auch die altasiatische Bekleidung der Wände mit bunten Steinarten und andern

kostbaren Materialien auf, die sich ebenfalls unter August zu verbreiten anfing. Vitruv berücksichtigt sie noch nicht; zuerst eifert Seneca gegen den Luxus der Wände, „die von mächtigen und kostbaren Marmorfüllungen strahlen, in denen alexandrinische Tafeln mit numidischen contrastieren". Neben den Bekleidungen der Wände mit Marmortafeln aus dem Vollen wurde es bereits unter Claudius Mode, Stücke aus ganzen Platten herauszuschneiden, und die Vertiefungen mit andern Steinen auszulegeu; so war man im Stande allerhand Gegenstände und Thiere darzustellen und, wie Plinius sagt, „mit dem Steine zu malen". Zwei in dieser Weise eingelegte Marmorincrustationen sind auf dem Palatin gefunden worden. Unter Nero wurden dann durch Einsetzen von bunten Adern und Drusen in Tafeln von anders gefärbten Gesteinarten Phantasiemarmore hergestellt.

Ueberhaupt aber nahm die Verschwendung kostbarer und seltener, namentlich farbiger Steinarten im Laufe des 1. Jahrhunderts ungemein zu. In einem von dem Freigelassenen Caligulas, Callistus erbauten Speisesaal sah Plinius dreißig Säulen aus orientalischem Alabaster: vier kleinere Säulen aus diesem Stein hatte Cornelius Balbus in seinem (unter August erbauten) Theater der Merkwürdigkeit halber aufstellen lassen. Mit den Erwerbungen neuer Länder wuchs auch die Zahl der von den Römern ausgebeuteten Steinbrüche. So gewannen sie aus den Brüchen des Gebirgsrückens in der Arabischen Wüste Aegyptens, am Dschebel Duchan Porphyr, am Dschebel Fatireh Granit, bei Hamamat die in Rom sehr beliebte ägyptische Breccia, am Dschebel Urakan den begehrten honigfarbenen orientalischen Alabaster. Doch sind die beiden ersteren Brüche erst unter Claudius eröffnet, und so ohne Zweifel im Laufe der Kaiserzeit zahlreiche neue (wie unter Marc Aurel in Numidien) in Angriff genommen worden. Nach den vorhandenen Ueberresten müssen mehr als vierzig in Betrieb gewesen sein, die für die Architektur Roms Luxusmaterial lieferten. In dem kleinen prachtvollen Bade, das Claudius Etruscus erbaute, waren nach der Beschreibung des Statius oft gesehene, wenn auch kostbare Marmorsorten angeblich als zu gering gar nicht verwendet, wie der thasische, carystische, der Schlangenmarmor (ophites) und jener Alabaster (onyx). Kaum war der grüne lakonische Serpentin zugelassen, um große Tafeln des weißen violett gefleckten synnadischen (Pavonazzetto) in langen Leisten einzufassen; auch sah man hier einen schneeweißen phönicischen Marmor, den Plinius noch nicht zu kennen scheint. Die Gewölbe glänzten mit bunten Bildern aus Glasmosaik, aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken, durch das von Marmor eingefaßte Bassin war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man das bloße Marmorpflaster zu sehn glaubte; der Ballspielsaal hatte einen von unten zu erwärmenden Fußboden. Daß die Verschwendung bunter Steinarten bei Prachtbauten damals durchaus gewöhnlich war, zeigen andere Beschreibungen des Statius und Martials. Nach dem Ersteren prangte der Palast der Violentilla mit africanischem, phrygischem und lakonischem Stein, mit Onyx und Marmorarten, die mit der Farbe des Meeres und des Purpurs wetteiferten.

Bei dem Letztern baut ein reicher Mann Thermen aus carystischem, synnadischem, numidischem, lakonischem Marmor. Von den Villen jener Zeit und von Domitians Palast wird unten die Rede sein. Unter Hadrian mag der Luxus der farbigen Steinarten seine größte Höhe erreicht haben, beliebt aber ist er bis ins späte Alterthum geblieben.

Vor etwa 30 Jahren hat die Entdeckung des antiken Marmorlagers am Flußhafen des Tiber unter dem Fuße des Aventin, einen neuen überraschenden Einblik in die Marmorpracht des kaiserlichen Rom gewährt. Man hat dort ungefähr 1000 Blöcke und Säulen gefunden, unter den Arten herrschen die zu architektonischen Zwecken dienenden farbigen ganz überwiegend vor. Wahrscheinlich ist der Neronische Brand im Jahr 64 die Veranlassung zur Einrichtung dieses Marmorlagers gewesen; doch bildete es nur den Theil des kaiserlichen Depots, in welchem sich die Sendungen aus Asien, Afrika und Griechenland (und selbst diese nicht vollständig) befanden, wogegen ägyptischer und carrarischer Marmor dort ganz fehlt. Benutzt wurde die Niederlage bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts, und was hier an Marmor gefunden ist, kann man als den Ueberschuß ansehn, der von den ungeheuren Lieferungen aus den Steinbrüchen bei den Bauten der Flavier und Antonine nicht zur Verwendung gekommen ist. Daneben geben auch die, wenngleich dürftigen Ueberreste des Marmorschmuckes der Kaiserpaläste von der Größe und Mannichfaltigkeit dieser Pracht eine Vorstellung. Auch in den Provinzen ist neben einheimischen Steinarten fremder, namentlich carrarischer und griechischer Marmor, und wahrscheinlich in sehr reichem Maße zur Verwendung gekommen. Die Wände der römischen Villen in der Gegend von Zürich sind bis zur Brusthöhe mit schön geschliffenen Tafeln von Juramarmor bekleidet, doch die reicheren, sowie die Bäder zu Baden auch mit italienischem geschmückt. In dem Garten des erzbischöflichen Palastes zu Narbonne erinnern großartige Architekturtrümmer aus den Brüchen der Pyrenäen, Africas, Carraras und Griechenlands an den einstigen Glanz der römischen Marsstadt Narbo; auch in Vienne sind Ueberreste fremder Marmorarten in großer Zahl und Mannichfaltigkeit erhalten.

Die Anwendung des Glases zu decorativen Zwecken wurde ebenfalls früh übertrieben. Schon Seneca spricht von gewölbten Decken, die hinter Spiegelglas verschwinden. Der Boden Roms ist gleichsam übersäet mit Glasscherben, Resten von Wand- und Fußbodenbekleidungen aus künstlich gemustertem und sculptiertem Glase. Kameenartig geschliffene, zweifarbige Gläser (nach Art der Portlandvase) finden sich zum Theil noch mit den Stucküberresten der Mauer, in die sie gefügt waren. Auch fehlt es nicht an Bruchstücken echter Glasmalerei. Die Uebertragung der Glasmosaik auf Gewölbe erwähnt Plinius als neue Erfindung. Derselbe erwähnt auch bereits die Bekleidung der Wände mit vergoldeten Platten, einen Luxus, der in dem goldenen Hause Neros seinen Höhepunkt erreichte. Im 17. Jahrhundert fand man auf dem Aventin (nach Vacca) eine Stube, deren Wände hinter vergoldeten Bronceplatten mit incrustierten Medaillen verschwanden, auf dem Palatin (nach Bartoli) eine ganz mit Silberblech incrustierte Stube, in

welches dem Anſcheine nach noch koſtbarere Ornamente eingelaſſen waren. Auch andere Erfindungen eines ausſchweifenden Luxus der Architektur rühren wol aus Neros Zeiten her; ſo die Conſtruction beweglicher Felderdecken, beſonders in Speiſeſälen, die dann bei jedem Gange der Mahlzeit einen anden Anblick boten. Zuweilen contraſtierten in den Paläſten jener Zeit mit dieſer Ueberpracht ſogenannte „Armenzimmer", deren künſtliche Einfachheit ohne Zweifel den Glanz der übrigen Räume noch wirkſamer machen ſollte.

Doch all dieſer Glanz erblich vor der Feenpracht der beiden Paläſte Caligulas und Neros, „welche die ganze Stadt umfaßten". Von dem erſtern wiſſen wir wenig. Der letztere „das goldene Haus", nach dem Brande im Jahr 64 von Neuem begonnen, umfaßte 50 Hectare; ein Spottgedicht forderte die Römer auf, aus Rom, wo nun kein Raum mehr für ſie ſei, nach Veji zu ziehn, falls jenes Haus nicht auch Veji einnehmen ſollte. Es lag im Weſentlichen auf der Velia, dem Esquilin und dem zwiſchen beiden gelegenen Thale; auf dem Esquilin ſchloß es ſich an die kaiſerlichen Gärten des Mäcenas an, und wurde von mehreren Straßen durchſchnitten. Auf dem Vorplatze ſtand ein Koloß Neros von mehr als 100 Fuß Höhe. Der Palaſt ſchloß unter andern dreifache Säulenhallen von der Länge einer römiſchen Meile (4711′ pr.) ein; einen Teich „gleich einem Meer" (an deſſen Stelle ſpäter das Flaviſche Amphitheater ſtand), umgeben von Gebäuden, nach Art einer Stadt; ländliche Anlagen mit Feldern, Weingärten, Wieſen und Wäldern, darin eine Menge zahmer und wilder Thiere aller Art. Säle und Zimmer waren mit Gold überzogen, mit Edelſteinen und Perlmutter ausgelegt, „Liebesgemächer" mit Perlen tapeziert. Die herrlichſten aus Griechenland und Kleinaſien zuſammengeraubten Bildwerke waren zur Decoration verwendet. Von den damaligen bei der Ausſchmückung beſchäftigten Künſtlern nennt Plinius einen durch ſeine blühende Farbe ausgezeichneten Maler Fabullus. Reſte von bemalten Wänden, die unter den Thermen des Titus und Trajan verborgen waren, zeigen einen dem letzten pompejaniſchen Stil verwandten, doch vornehmern und gehaltenen Charakter, ſowohl in den umrahmten Bildern wie in der Ornamentik, aus der Raphael und Giovanni da Udine Anregungen und Vorbilder für ihre „Grottesken" entnommen haben. Neue Erfindungen und Entdeckungen wurden hier verwerthet: ein Fortunatempel war aus einem in Kappadocien gefundenen, ſo durchſcheinenden Stein erbaut, daß er auch bei geſchloſſenen Thüren hell blieb. Die elfenbeinerne Täfelung der Decken der Speiſeſäle konnte verſchoben werden, um Blumen oder aus Röhren wohlriechende Waſſer auf die Speiſenden herabzuſchütten. Der Hauptſpeiſeſaal war ein Kuppelſaal, der ſich Tag und Nacht um ſeine Axe drehte. Die Bäder enthielten Meer- und Mineralwaſſer. Als der Palaſt ſoweit vollendet war, daß Nero ihn beziehen konnte, äußerte er ſeine Zufriedenheit dahin, daß er ſagte, er fange nun an, wie ein Menſch zu wohnen. Otho bewilligte zur Fortſetzung des Baues 50 Mill. Seſterzen (gegen 11 Mill. Mark). Vitellius fand das bereits Fertige einer kaiſerlichen Wohnung unwürdig, Veſpaſian ließ den größten Theil

einreißen und er und Titus ersetzten das Zerstörte durch Gebäude, die dem Vergnügen des Volkes gewidmet waren. Das Amphitheater erhob sich, wie gesagt, an Stelle des Teichs, die Thermen des Titus auf dem Esquilin. Den Koloß Neros verwandelte Vespasian in einen Sonnengott, sein Postament ist noch vorhanden.

Unter den Palastbauten der spätern Kaiser zeichneten sich die Domitians durch ihre Pracht aus. Plutarch sagt, daß in dem von ihm erbauten (vierten) Jupitertempel auf dem Capitol die Vergoldung mehr als 12000 Talente (etwa 55½ Mill. Mark) gekostet habe; doch wer erst in seinem Palast einen Säulengang oder eine Halle, ein Bad oder eine Wohnung seiner Maitressen sähe, der müsse sagen: der Erbauer habe gleich Midas seine Freude daran gefunden, durch seine Berührung alles in Gold zu verwandeln. Die Decke des Speisesaals in diesem Palaste von kolossaler Spannweite mit einer großen Lichtöffnung ruhte nach Statius' preisender Schilderung nicht auf sehr zahlreichen Säulen, aber auf so gewaltigen, daß sie den Himmel stützen könnten; dort wetteiferte numidischer, synnadischer, chiischer, carystischer Marmor und Granit aus Syene, nur die Postamente der Säulen waren aus carrarischem Stein: die Höhe so groß, daß der ermüdete Blick kaum die vergoldeten Deckenfelder erreichen konnte.

b. Villen und Gärten.

War aber in Rom selbst der Bauluxus durch die verhältnißmäßige Beschränktheit des Stadtgebiets und den hohen Werth des Bodens vielfach behindert, so konnte dagegen auf den ungeheuren Gütern der Großen die Leidenschaft des Bauens sich an den Villen um so schrankenloser befriedigen. Durch die Ungesundheit Roms im Sommer und Frühherbst wurde die Neigung zum Landleben genährt, eine regelmäßige Villeggiatur für die höhern Stände zum Bedürfniß. Ausgedehnte Besitzungen gewährten schon in der letzten Zeit der Republik die Wahl zwischen verschiedenen, gleich anmuthigen Aufenthalten. Die Zunahme der Villenbauten trieb die Preise der günstig gelegenen Grundstücke sehr in die Höhe. Wenn freilich Lucull für die Misenische Villa des Marius, die von Cornelia (Mutter der Gracchen) mit 75000 Denar bezahlt worden war, 2500000 Denar zahlte: so ist unberechenbar, wie viel Verschönerungen und Bauten zu einer so enormen Preissteigerung beigetragen haben mögen.

Noch mehr griff nach der Schlacht bei Actium die Bauluft in ganz Italien um sich. Bald, meinte Horaz, würden die fürstlichen Paläste dem Pfluge nur wenige Morgen Landes übrig lassen, überall künstliche Teiche, größer als der Lucrinersee sich ausdehnen, die Platane überall die rebenumschlungene Ulme verdrängen; an Stelle fruchtbarer Oelpflanzungen würden Myrten- und Lorbeerhaine Schatten und Violenbeete Duft verbreiten, an Stelle des naturwüchsigen Rasens Säulenhallen, vor Sonne und Nordwind Schutz gewährend, sich erheben. Die Senatoren wurden überdies wiederholt durch Senatsbeschlüsse und kaiserliche Verordnungen zu Güterankäufen in Italien genöthigt, und diese Erwerbungen

bewirkten natürlich auch eine Vermehrung der Villenbauten. Wollten sie im Hochsommer die reine Gebirgsluft des Sabiner- oder Albanergebirges athmen, im Frühling oder Spätherbst von der schmeichelnden Wärme des süditalischen Himmels umfangen sein, in der berauschenden Schönheit und Pracht der Küste des Golfs von Neapel schwelgen, in der Abgeschiedenheit und Stille der Platanenhaine an einem oberitalienischen See das Getreibe Roms vergessen: überall standen wohnliche Landhäuser oder glänzende Paläste zu ihrem Empfange bereit. Der jüngere Plinius, der nur ein mäßiges Vermögen besaß, hatte Besitzungen in Etrurien (bei Tifernum Tiberinum), bei Comum, im Beneventanischen, mehrere Villen am Comersee und einen Landsitz bei Laurentum. Der in jener Zeit viel genannte Redner Regulus, dessen Vermögen sich auf beinahe 60 Mill. Sest. (über 13 Mill. Mark) belief, besaß Güter in Umbrien, in Etrurien, bei Tusculum und in der Campagna an der Straße nach Tibur.

Nicht selten wurde der Luxus und die Kostspieligkeit der Villenbauten durch die Ueberwindung von Bodenschwierigkeiten gesteigert. Schon Sallust spricht von den Reichthümern, die durch das Ausbauen des Meeres und Ebnen der Berge verschwendet werden. Von der Villa des Pollius Felix bei Sorrent rühmt Statius, daß die Natur sich dort dem Willen des Menschen unterworfen und Dienste thun gelernt habe. „Wo du jetzt eine Ebene siehst, war ein Berg, wo du unter Dach wandelst, eine Wildniß; wo du hohe Bäume erblickst, war nicht einmal Erde — schau hier, wie das Gestein sein Joch tragen lernt, der Palast vordringt, der Berg auf das Geheiß des Herrn zurückweicht.“ Klippen im Meere waren in Weinberge verwandelt und die Nereiden pflückten hier im Schatten der Nacht süße Trauben. In der Villa am Lago del Fusaro, in welcher Servilius Vatia, ein reicher Mann von prätorischem Range, unter Tiber sein Alter in thatenlosem Genusse verbrachte, waren zwei mit großer Arbeit ausgeführte künstliche Höhlen, von der Ausdehnung der größten Atrien; die eine traf die Sonne niemals, die andre beschien sie bis zum späten Abend. Ein Canal, vom Meer zum Acherusischen See geführt, durchschnitt einen Platanenhain; hier wurde gefischt, wenn das Meer zu stürmisch war. Die Villa bot die Annehmlichkeiten des benachbarten Bajä ohne dessen Unannehmlichkeiten.

Die Vorliebe für das Meer und der Wunsch es aus unmittelbarster Nähe zu genießen veranlaßte, wie es scheint, häufig kostbare Wasserbauten, deren Mauern, wie Ovid sagt, die blauen Wellen verdrängten. Auch Horaz spricht wiederholt von den das Meer füllenden Quadermauern. Wo immer sich das Meer zu einer Bucht krümmt, sagt Seneca, da legt ihr sogleich eure Fundamente und schafft künstlich neuen Boden. Noch sind Ueberreste dieser ins Meer gebauten Paläste bei Antium und sonst unter dem Wasserspiegel sichtbar. Auch an den Küsten der Provinzen gab es künstliche Wasserbauten. Auf den Gütern des reichen Sophisten Damianos von Ephesos am Meer waren künstliche Inseln und Hafendämme, die für landende und abfahrende Lastschiffe die Ankerplätze sicherten. Seine Häuser in der Vorstadt waren theils nach Art

der Stadtwohnungen, theils grottenartig eingerichtet, all seine Ländereien mit schattigen Fruchtbäumen bepflanzt.

Wir haben beinahe gleichzeitige Schilderungen sowol prachtvoller als bescheiden eingerichteter Villen, die letztern von dem jüngern Plinius, die erstern von Statius. Die laurentinische und toscanische Villa des Plinius waren durch ebenso schöne als gesunde Lage, die eine am Meer, die andre im Thale des Tiber am Abhange der Apennin ausgezeichnet, sie boten die mannichfachsten, für alle Tages- und Jahreszeiten passenden Räume, und aus allen Fenstern andre, immer reizende Aussichten. Die Einrichtung war freundlich, bequem und zierlich, doch fast ganz ohne eigentlichen Luxus. Mit Ausnahme von vier kleinen Säulen aus carystischem Marmor, die einen Weinstock in der toscanischen Villa stützten, war hier wie dort nur weißer Marmor, und selbst dieser allem Anschein nach nur spärlich verwendet, oder die Wände mit einfachen Malereien geschmückt; in der laurentinischen Villa waren die Oeffnungen zweier bedeckten Gängen mit Frauenglas geschlossen. Sie hatte keinen Springbrunnen, die toscanische mehrere. Die Gärten und Anlagen enthielten nur die gewöhnlichsten dem Boden zusagenden Pflanzen und Bäume, dort Violen, Bux, Rosmarin, Weinstöcke, Maulbeer- und Feigenbäume, hier Rosen, Acanthus, Bux, Weinstöcke, Lorbeer, Platanen, zum Theil mit Epheu bekleidet, und Cypressen.

Die eine der beiden von Statius geschilderten Villen, die sich der reiche Puteolaner Pollius Felix, auf der Punta della Calcarella in der Bucht zwischen den Caps von Massa und Sorrent erbaut hatte, ist bereits wegen der großen bei ihrer Anlage ausgeführten Bodenarbeiten erwähnt worden. Die zu ihr gehörenden Bauten, Gärten, Parks u. s. w. bedeckten die ganze Küste zwischen der Marina di Puolo und der Ostseite des Caps von Sorrent. Unmittelbar am Ufer erhob sich ein warmes Bad mit zwei Kuppeln, ein Tempel des Neptun und einer des Hercules; ein Säulengang führte einen gewundenen Weg entlang zur Villa hinauf. Ihre Gemächer boten die mannigfachsten Blicke auf das Meer und die Inseln. Vor allen andern Theilen des Gebäudes ragte ein Saal oder Flügel hervor, der die Aussicht gerade über den Golf nach Neapel hatte; er war mit buntem Marmor aus den gesuchtesten Brüchen Griechenlands, Kleinasiens, Numidiens und Aegyptens verschwenderisch ausgestattet. Man sah überall kostbare Gemälde und Sculpturen alter Künstler und Porträts von Feldherren, Dichtern und Philosophen. Geringe Reste dieser Pracht, wie Fußböden von buntem Marmor, Säulen u. s. w. sind zu verschiedenen Zeiten auf den Anhöhen der dortigen Küste und an der Marina di Puolo gefunden worden.

Auf der Besitzung des Manilius Vopiscus bei Tibur standen zwei Paläste an den beiden Ufern des Anio einander gegenüber, an einer Stelle, wo der Strom ruhig dahinfloß, während er ober- und unterhalb mit lautem Krachen schäumend über Felsen stürzte; man konnte von einem Ufer zum andern sich sehen und sprechen, fast die Hände reichen. Dichter und hoher Wald trat bis an den Rand des Wassers, dessen Fläche das Laub widerspiegelte, weithin lief die Welle durch Schatten. Hier war

es auch in den Tagen der Siriushitze kühl, und der Brand der Julisonne vermochte nicht ins Innere der Wohnräume zu dringen. Diese prangten mit vergoldeten Deckenbalken, mit Thürpfosten aus gelbem Marmor, mit Wandbekleidungen, auf denen Malereien durch Einlegung bunter Adern ausgeführt waren, mit kostbaren Mosaikfußböden, zahlreichen Kunstwerken aus Bronze, Elfenbein, Gold und Edelsteinen von berühmten Meistern; eine Wasserleitung versah jedes Gemach mit seinem eigenen Quell. Auch hier wechselte in jedem Zimmer die Aussicht, bald blickte man auf uralte Haine, bald auf den Strom, überall war Ruhe und Stille und das sanfte Gemurmel der Wellen wiegte die Schläfer ein: dicht am Ufer des Anio war ein warmes Bad. Mitten in einem der beiden Paläste stand ein schöner Baum, dessen Wipfel über das Dach hinausragte. Ein Obstgarten, der dem Dichter die Gärten des Alcinous und der Circe zu übertreffen schien, lag bei der Villa. Niebuhr ertheilt den Gedichten des Statius das Lob, daß sie die rechte Farbe des Landes an sich tragen, daß man sie in Italien gern liest; und wol mag man sich in jenen Gegenden in sie vertiefen, wenn man sich aus Trümmern ein Schattenbild der Pracht heraufrufen will, die sich einst mit dem Zauber einer herrlichen Natur verband, um das Dasein der Reichen und Großen beneidenswerth zu machen.

Vielleicht nirgend fühlt man sich zu solchen Betrachtungen so sehr aufgefordert, als wenn man die weite, von unermeßlichen Trümmern erfüllte grüne Wildniß durchwandert, die einst die tiburtinische Villa Hadrians war. Die mit zusammenhängenden baulichen Anlagen bedeckte Fläche umfaßt etwa zwei Drittel Quadratkilometer, ist also etwa vier mal so groß als der ganze Palatin. Sie enthielt außer zwei Palästen und verschiedenen anderen Gebäuden mehrere Anlagen und Bauten, die nach berühmten, von Hadrian auf seinen Reisen besuchten Lokalitäten benannt waren; es gab dort ein Lyceum, eine Academie, eine Pöcile, ein Prytaneum, ein Canopus, ein Tempe; auch eine Unterwelt. Vielleicht waren Anlagen auf den Villen der fast immer viel gereisten Großen nicht selten durch Reiseerinnerungen bestimmt; wenigstens befand sich auf einer Besitzung Severs, der die Denkmäler Aegyptens mit besondrer Aufmerksamkeit in Augenschein genommen hatte, ein Memphis, auf einer andern ein Labyrinth. Galen erzählt, daß ein reicher Mann aus dem Todten Meer eine zur Füllung eines Bassins hinreichende Quantität Wasser nach Italien gebracht habe. Unter den Villen der spätern Zeit verdient die der Gordiane an der Präneſtiniſchen Straße Erwähnung. Sie enthielt unter anderm einen viereckigen, mit 200 Säulen von gleicher Höhe geschmückten Raum (tetrastylum), von denen je fünfzig aus Giallo antico, Cipollino, Pavonazetto und rothem Porphyr waren; dreihundert Fuß lange Basiliken, Thermen, wie es deren außer Rom nirgends in der Welt gab, und alles Uebrige in demselben Maßstabe und Stil. Von dem Luxus der Villen in den Provinzen wird später die Rede sein.

Eine Vergleichung des römischen Palast-, Villen-, Park- und Gartenluxus mit dem der neuern Zeiten wäre schon darum schwierig, weil dieser Luxus im Alterthum zum Theil durch ganz andre Einflüsse bedingt und auf ganz andre Dinge gerichtet war als im modernen Europa; auch bedürfte es dazu zahlreicher genauer Beschreibungen. Hier kann nur auf einige Prachtbauten und -anlagen in verschiedenen Zeiten und Ländern hingewiesen werden.

Unter den italienischen Palästen der Renaissancezeit zeichneten sich die venezianischen schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts durch ihre Pracht aus. In einem Gemach von nur 12 Ellen Länge, in dem eine vornehme Wöchnerin Besuche empfing, hatte die bauliche niet- und nagelfeste Ausstattung allein 2000 Ducaten (24 000 Frcs.) gekostet. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zählte man in Venedig fast hundert prächtige Paläste, von denen mehrere mit einem Aufwande von je 200 000 Ducaten erbaut worden waren.

Dem noch existierenden Hause, das sich Jacques Coeur um 1450 in seiner Vaterstadt Bourges erbaute, kam nach dem Urtheil eines Zeitgenossen kein Schloß des Königs gleich; noch vor seiner Vollendung wurden die Kosten des Baues auf 100 000 écus (gleich 8 bis 10 Mill. Frcs. jetzt) geschätzt; außen und innen war es mit kunstvollen Sculpturen überreich geschmückt, die Gemächer mit kostbaren gestickten Tapeten, Gold- und Silbergeschirr ausgestattet. Unter den übrigen herrlichen Privatbauten Frankreichs aus der Zeit der Renaissance, von denen der Vandalismus der ersten Revolution einen großen Theil zerstört hat, ragte das Schloß Gaillon hervor, das der Minister Ludwigs XII., Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, erbauen ließ. Richelieu gab für sein Schloß, „die glänzendste Wohnung in Frankreich vor der Erbauung von Versailles", 10 Millionen aus. Das Schloß und die Gärten des 1661 gestürzten Ministers Ludwigs XIV., Foucquet, zu Vaux hatten 18 Millionen Livres gekostet, die nach Voltaires Schätzung den Werth der doppelten Summe in seiner eigenen Zeit hatten. Die unermeßlichen Gärten nahmen den Flächenraum von drei Dörfern ein, die Foucquet behufs dieser Anlagen angekauft hatte. Sie waren zum Theil eine Schöpfung le Nôtres und galten für die schönsten Europas; ihre springenden Wasser erschienen damals als Wunderwerke, und selbst die königlichen Lustschlösser von St. Germain und Fontainebleau waren mit dem von Vaux nicht zu vergleichen. Die Bleiröhren für Wasserleitungen wurden später für beinahe eine halbe Million verkauft. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschlang die Anlage englischer Gärten in unmittelbarer Nähe von Paris ungeheure Summen. Man nannte dieselben daher folies; die folie Brumoy richtete ihren Gründer, den Marquis de Brumoy, einen zehnfachen Millionär zu Grunde. Der Generalpächter und Hofbanquier Joseph de la Borde gab für seine folie Méréville 30 Millionen aus; er hatte dort, mitten in der Beauce, eine Alpennatur mit Wasserfällen und Tannenwäldern geschaffen, eine Teufelsbrücke über einem Abgrunde fehlte nicht, welche zu einem Marmortempel der Freundschaft führte.

Die französischen Lustschlösser des 18. Jahrhunderts waren die Vorbilder für die des übrigen Continents. Auf Roßwalde bei Hotzenplotz in Mähren hatte Graf Hoditz mit einem Aufwande von 3 Millionen Gulden einen Feensitz gegründet. Pulawy, die Residenz Adam Czartoryskis war ein kleines Versailles in Mitten ungeheurer Gärten. Das von Felix Potocki in Tulczyn mit dem Aufwande vieler Millionen erbaute weitläufige Schloß glich mehr der Residenz eines Königs als dem Hause eines Privatmannes. Mit eben so großem Aufwande und mit der Verwendung von 10000 Arbeitern schuf Potocki in den letzten 10 Jahren seines Lebens (1795—1805) für seine Sophie das Schloß Sofijowska, „eine aus dem Nichts entstandene Zauberwelt".

Von den Lustschlössern des 19. Jahrhunderts sind uns die der englischen Großen besonders durch die Beschreibungen des Fürsten Pückler bekannt. Woburn Abbey, ein Schloß der Familie Bedford, bildet „mit seinen Ställen, Reitbahn, Statuen- und Bildergallerie, Gewächshäusern und Gärten eine kleine Stadt", und ist ein „so vollendetes Ganze des raffinierten Luxus", wie es nur eine seit Jahrhunderten darauf gerichtete Cultur hervorbringen konnte. Unter den verschiedenen Gärten besteht z. B. eine unermeßliche Pflanzung nur aus Azalien und Rhododendron: in dem chinesischen Garten zeichnet sich der Milchkeller aus, der als chinesischer Tempel gebaut ist, mit einem Ueberfluß von weißem Marmor und buntem Glase, in der Mitte ein Springbrunnen u. s. w. Das Aviary besteht aus einem sehr großen eingezäunten Platz und hohen Pflanzungen und einer Cottage nebst einem kleinen Teich in der Mitte, die Wohnungen der unzähligen zum Theil ausländischen und seltenen Vögel sind von Eichenzweigen mit Draht umflochten, die Decke gleichfalls von Draht, die Sträucher Immergrün. Der Park hat vier deutsche Meilen, Ashridge Park, der Sitz der Grafen von Bridgewater, über drei im Umkreise; den letztern zieren 1000 Stück Wild und unzählige Gruppen von Riesenbäumen; pleasureground und Gärten sind noch größer als in Cashbury Park. Und doch kostet die Unterhaltung von Cashbury Park (Sitz des Grafen Essex) mit prachtvollem Park, Gewächshäusern und Gärten jährlich 10000 Lstr. Warwick Castle (am 3. December 1871 theilweise abgebrannt) war „ein Zauberort". Die Gesellschaftszimmer zogen sich auf beiden Seiten der Halle 340 Fuß in ununterbrochener Reihe hin. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bildeten in jedem Fenster, welche auch 10—12 Fuß breit sind, ein förmliches Cabinet mit den schönsten und mannichfaltigsten Aussichten. Auch in Bezug auf die Zahl ihrer Landsitze haben die Mitglieder der englischen Aristokratie den Vergleich mit denen der römischen nicht zu scheuen, wenn als glaublich erzählt wird, ein englischer Lord habe 1848 einem französischen Freunde als Zufluchtsort eines seiner Schlösser angeboten, das er zwar noch nicht kenne, das aber für sehr schön gelte, und wo täglich für den Fall seiner Ankunft eine Tafel mit 12 Gedecken und eine angespannte Kutsche bereit stehe.

Unter den Schlössern des Continents ragt das 1860 in Ferrières von dem englischen Architekten Paxton erbaute des Barons Alphons

Rothschild durch mehr als fürstliche Pracht hervor; „der Mittelstand kann's nicht", soll König Wilhelm gesagt haben, der es bekanntlich im Herbst 1870 bewohnte. Der feenhafte Anblick seiner Halle mit ihrer rings umlaufenden gewaltigen, von herrlichen Teppichen bedeckten Gallerien, in der Beleuchtung von 1100 Gasflammen, ist nach Drumont allein eine Reise dorthin werth. Die geschmacklose Ueberfüllung der inneren Räume mit den Wunderwerken aller Künste und Kunstgewerbe aus vielen Jahrhunderten zeigt nur „den brutalen Triumph des Reichthums" und bewirkt mehr Ermüdung als Bewunderung. Im Park sind die Treibhäuser und Vogelhäuser überaus anziehend. Eines der prachtvollsten russischen Schlösser ist die palastartige im italienischen Stil erbaute Villa zu Archangelsk bei Moskau, die der Fürst Jussupow dem Füsten Michael Galizin für 6 Mill. Rubel abkaufte. Sie ist von einem weiten Park umgeben, gewährt herrliche Fernsichten auf Wälder und Fluren, enthält eine große Gallerie von werthvollen Bildern alter Meister, eine reich ausgestattete Hauskapelle, einen Concertsaal, ein 500 Zuschauer fassendes Theater, zahlreiche mit kostbaren Vasen und Sculpturen geschmückte Gesellschaftsräume u. s. w. In Alupka, einer Besitzung des Fürsten Woronzow auf der Krim sah Haxthausen 1843/44 einen Palast, der bis dahin schon 7 Millionen Rubel gekostet haben sollte, und im Innern noch lange nicht vollendet war. Nach einer Beschreibung des Grafen F. M. de Vogué aus dem Jahr 1886 übertrifft er die umfangreichen Paläste des Sultans auf beiden Seiten des Bosporus „an Pracht gewisser Einzelheiten, Schönheit der Lage und der Gärten". „Nur ein Russe aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts konnte dies orientalische Feenmärchen erdenken und ausführen. Man liebt in Rußland nur das Unmögliche und wird es schnell müde." Die hohen maurischen Säle, die labyrinthischen Gänge des Parks von Alupka sind verödet.

Während die Pracht der englischen Schlösser das Product einer fortgesetzten Arbeit von Jahrhunderten ist, waren die römischen Paläste der Kaiserzeit sehr junge Bauten, da Rom wie bemerkt erst im letzten Jahrhundert v. Chr. palastartige Gebäude erhielt. Nichtsdestoweniger ist vielleicht der Bauluxus der Zeit von August bis auf Vespasian in keiner andern Zeit erreicht worden. Vieles vereinigte sich damals, um den Luxus gerade auf diesem Gebiete zu einem beispiellosen zu machen. Die im römischen Wesen tief begründete, durch die Weltherrschaft aufs höchste entwickelte Richtung auf das Imposante und Kolossale, die leicht ins Maßlose und Ungeheure ausschweifte, konnte sich in der „Massenhaftigkeit und Weiträumigkeit" der Gebäude, und nicht bloß der öffentlichen, volles Genüge thun. Mit dem Triebe, die eigne Existenz würdig, glanzvoll und prächtig zu gestalten und darzustellen, verband sich die stolze Lust des Triumphs über scheinbar unübersteigliche Hindernisse und die durch die Sklaverei genährte und gesteigerte Gewohnheit, selbst augenblickliche Launen und Phantasien zu verwirklichen: Tendenzen, die in dem kaiserlichen Allmachtsschwindel gipfelten, aber in minder ungeheuerlichen Formen bei den Reichen und Großen dieser Zeit, die sich als Herren der Erde fühlten und fühlen durften, sehr verbreitet waren. Julius

Cäsar ließ in einer Zeit, wo er noch arm und verschuldet war, eine mit großem Aufwande ganz neu erbaute Villa niederreißen, weil sie seiner Erwartung nicht entsprach. Cassius Dio erzählt, daß ein Sextus Marius, der als Freund des Tiberius zu großem Reichthum und großer Macht gelangt war, einen Nachbar, auf den er zürnte, zwei Tage lang bei sich bewirthete und während dieser Zeit die Villa desselben erst niederreißen, dann schöner und größer wieder aufbauen ließ, um ihm zu zeigen, wie sehr er als Freund zu nützen und als Feind zu schaden vermöge. Bei Horaz heißt es: wenn ein reicher Mann seine Bewunderung der Küste von Bajä geäußert hat, empfindet auch sogleich der See und das Meer die Leidenschaft des ungeduldigen Bauherrn; wandelt ihn eine neue Laune an, so müssen die Arbeiter morgen ihre Geräthschaften nach Teanum schaffen. Strabo bemerkt, daß die unaufhörlichen Verkäufe von Häusern in Rom fortwährend Veranlassungen zu Um- und Neubauten gaben. Selbstverständlich stürzte die ganz eigentlich zu den nobeln Passionen dieser Zeit gehörende Leidenschaft des Bauens viele in Schulden oder richtete sie völlig zu Grunde. Ein kostbares Haus, sagt Plutarch, macht manchen zum Borger. Cetronius, heißt es bei Juvenal, hatte die Baulust (aedificator erat) und ließ bald am gekrümmten Ufer von Gaeta, bald auf der Höhe von Tivoli, bald in den Bergen von Palestrina hochragende Villen entstehn, die mit griechischen und sonst aus der Ferne herbeigeschafften Marmorarten die Tempel der Fortuna und des Hercules überboten. So verminderte er sein Vermögen beträchtlich, immer aber blieb noch viel übrig; doch der verrückte Sohn, der neue Villen aus noch kostbarerem Marmor erbaute, ruinierte sich ganz. Auf die Kleinen, die es im Bauen den Großen gleich zu thun suchten, wenden Horaz und Martial die Fabel von dem Frosch an, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen wollte. Bei dem Letztern ist der Gerngroß ein Bezirksvorsteher (vici magister), der mit einem Consul wetteifert. Jener besitzt einen Palast 4 Millien vor der Stadt; auch dieser kauft sich 4 Millien vor der Stadt ein Stückchen Land; jener baut elegante Thermen aus buntem Marmor, dieser ein Bad von der Größe eines Kessels; jener hat eine Lorbeerpflanzung auf seinem Gute, dieser säet hundert Kastanien.

Die (wie bemerkt) bis zum Uebermaß getriebene, für den damaligen Bauluxus besonders charakteristische Verschwendung der kostbarsten farbigen Materialien war eben nur im Mittelpunkt eines Weltreichs möglich, dem zur See Säulen, Balken und Blöcke aus den so überaus zahlreichen und mannichfaltigen Steinbrüchen der Mittelmeerländer zugeführt werden konnten, die seit dem Untergange der antiken Cultur größtentheils der Barbarei und der Verödung anheimgefallen sind. Dennoch wunderte sich Macaulay bei seinem Besuche des Vaticanischen Museums im Jahre 1838 nicht mit Unrecht, daß es in unserem so reichen und verschwenderischen Zeitalter Niemand versuche, Brüche gleich denen zu eröffnen, aus welchen sich die Alten versorgten. „Der Reichthum des modernen Europa ist weit größer als der des römischen Reichs; und diese Materialien werden hochgeschätzt und enorm bezahlt.

Und doch begnügen wir uns, sie in den Ruinen dieser alten Stadt und ihrer Umgebungen auszugraben, und es fällt uns nicht ein, sie in den Felsen zu suchen, aus denen die Römer sie brachen." Seine Erwartung, daß die Niederlassungen der Franzosen in Africa und die Regierung eines bairischen Prinzen in Griechenland derartige Unternehmungen veranlassen würden, hat sich bis jetzt nur in sehr geringem Maße erfüllt. In den Brüchen des numidischen Marmors bei Schimtu (Simitthu) werden die von den Römern begonnenen, seit einem Jahrtausend verlassenen Stollen fortgeführt, und der von römischen Meißeln behauene Block von einer Dampfsäge zerschnitten.

Mag aber die Pracht altrömischer Paläste die der englischen und sonstigen modernen Schlösser überboten haben, so standen dagegen die römischen Gärten und Parke hinter den englischen unzweifelhaft sehr zurück. Schwerlich hatten die ersteren den Umfang der letzteren. Es muß dahingestellt bleiben, ob den Großen des römischen Reichs zu derartigen Anlagen eben soviel Raum zur Verfügung stand als den britischen. Nach John Bright gehörte im Jahre 1866 die Hälfte des Bodens von England 150, der gesammte Boden von Schottland 10 oder 12 Personen; der Herzog von Sutherland, der größte englische Grundeigenthümer, besitzt 482676 Hectare, der Marquis von Breadalbane kann 30 lieues in gerader Linie reiten, ohne seine Ländereien zu überschreiten. Jedenfalls befriedigte sich aber das antike Naturgefühl mehr an gartenartigen, künstlich gestalteten Scenen als an großen Landschaftsbildern, und war also der Entstehung einer „Parkomanie" nicht günstig. Sodann fehlte dem Alterthume der Luxus der Gewächshäuser, und damit die Möglichkeit, die Vegetation fremder Zonen und Welttheile im Kleinen zu reproducieren.

Im Gegensatz zur Buntheit der Palastdecoration mangelte den römischen Gärten gerade die bunte Pracht der modernen Flora. Der Blumenluxus des römischen Alterthums war nicht auf Mannichfaltigkeit der Arten, sondern auf eine, zu verschwenderischem Gebrauch verfügbare Fülle einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Gattungen, besonders Lilien, Rosen und Violen (Levkoien) gerichtet. Das Uebermaß dieses in seiner Art beispiellosen Luxus lernt man aus der bereits angeführten Angabe kennen, daß bei einem Gastmahl eines der Freunde Neros die Rosen mehr als 4 Mill. S. (870 000 Mark) kosteten, sowie aus den Berichten über die ganz aus Rosen und Lilien hergestellten Ruhebetten und Eßtische des Aelius Verus. Schon in Varros Zeit war die Anlage von Rosen- und Violengärten in unmittelbarer Nähe Roms einträglich, und allmählich umgab die Stadt ein immer ausgedehnterer Gartenrayon. Aber auch im weitern Kreise bis nach Campanien und Pästum hin sorgten Blumenanlagen für ihr Bedürfniß. Bereits unter Nero verlangte man Rosen auch im Winter, die dann theils zu Schiff aus Aegypten gebracht, theils ebenso wie Lilien unter Glas getrieben wurden. Im Winter 89/90 war die Fülle Pästanischer Rosen in Rom so groß, daß alle Straßen von den überall feilgebotenen Kränzen roth schimmerten; Aegypten, sagt Martial, das sonst in dieser

Jahreszeit der Hauptstadt Rosen lieferte, hätte sie damals aus ihr beziehen können.

Das neue Europa verdankt einen großen Theil seiner prächtigen Gartenflora der Blumenlust der Türken. Aus Stambul wanderte die Tulpe, der duftende Syringenstrauch, die orientalische Hyacinthe, die Kaiserkrone, die Gartenranunkel über Wien und Venedig in die Gärten des Occidents, aber auch der Kastanienbaum (Aesculus hippocastanum), der Kirschlorbeer und die Mimosa oder Acacia Farnesiana. Die Nelke verbreitete sich in der Renaissancezeit aus Italien über die Alpen. Dann begann mit der Entdeckung von Amerika eine neue, sehr viel massenhaftere Einführung von Blumen und Ziergewächsen: wie der wilde Wein, die peruanische Capucinerkresse, die lombardische oder Pyramidalpappel, die amerikanische Platane, die nordamerikanische Akazie, die Bignonia Catalpa, der Tulpenbaum, jenseits der Alpen die Magnolie, der Pfefferbaum u. s. w. Der Opuntienkaktus und die Aloe „haben den Typus der mediterranen Landschaft, die längst vom Orient her ihr strenges, stilles Colorit erhalten hatte, durch ein völlig einstimmendes Element wesentlich ergänzt".

Auch die so überaus große, durch Kunst ins Unendliche gesteigerte Vermehrung der Gattungen und Arten hat einen dem Alterthum völlig unbekannten Luxus ins Leben gerufen, und die von Liebhabern für gesuchte oder seltene Blumen in neuern Zeiten gezahlten Preise (z. B. 70000 Fr. 1838 für ein Georginenbeet in Frankreich, 100 Lstr. 1839 für eine vorzügliche Varietät in England) können nur mit dem im Alterthume für Seltenheiten und Gegenstände der Liebhaberei gezahlten Preisen verglichen werden. Ebenso unbekannt war den Alten der Luxus der exotischen Gewächse, der ebenfalls allmählich kolossale Dimensionen angenommen hat. Von den Araucarien der Villa Pallavicini in Pegli wurde 1865 kein Stück unter 10000, eines sogar auf 30000 Frs. geschätzt. Eine Londoner Handelsgärtnerei (James Veitch and Sons), deren Specialität Orchideen und fleischfressende Pflanzen sind, hatte 1879 sechs Gärtner, welche jahraus jahrein die Länder in den Tropen und im innern Asien, in den Djungeln, Sümpfen und den Wäldern der Ebene, sowie bis hoch in den Himalaya nach neuen und interessanten Exemplaren durchstreiften.

4. Der Luxus der häuslichen Einrichtung.

Die Ausstattung der Wohnungen war im Alterthum (und ist zum Theil noch im Süden) von der gegenwärtig in Nord- und Mitteleuropa gewöhnlichen wesentlich verschieden, sie stand zwischen dieser und der orientalischen in der Mitte. Sie war nicht auf behaglichen Aufenthalt, nicht auf Comfort berechnet (den der Süden ebenso wenig kennt, als seine Sprachen ein Wort dafür besitzen), sondern auf möglichst imposante und glanzvolle Darstellung der Würde des Besitzers. Waren schon die eigentlichen (am Tage wenig benutzten) Wohnräume nach unsern Be-

griffen mit Hausrath und Mobilien nur spärlich ausgestattet, so enthielten vollends die hohen, weiten, zum Empfange bestimmten Räume, die sich Morgens dem Schwarm der Besucher, gegen Abend den zur Mahlzeit geladenen Gästen öffneten, verhältnißmäßig wenige, dafür aber um so kostbarere und gediegnere, ausschließlich oder vorzugsweise zur Decoration bestimmte Prachtstücke: als Tische mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen, Ruhebetten mit Schildpatt ausgelegt oder reich mit Gold und Silber verziert und mit babylonischen Teppichen behängt, Prachtvasen aus korinthischer Bronze und Murrha, äginetische Candelaber, Schenktische mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälde berühmter Künstler.

Von mehrern der beliebtesten Luxusmöbel und -geräthe werden Preise angegeben, die durchweg sehr hoch, zum Theil enorm sind. Äginetische Candelaber wurden mit 25000 S. (5436 Mark) und zuweilen selbst der doppelten Summe bezahlt. Gefäße aus Murrha, einem schon den Alten räthselhaften, orientalischen, dem Golde gleich geachteten Material (vielleicht einer Art des Achats), die zuerst Pompejus nach dem Siege über Mithridat nach Rom brachte, gab es im Privatbesitz bis zum Preise von 300000 S. (65250 Mark). Nero ließ daraus eine Schale machen, die eine Million kostete. Mit diesen Preisen dürften sich allenfalls die des Porzellans im vorigen Jahrhundert vergleichen lassen; Graf Brühl soll ein Service für eine Million Thaler besessen haben. In Paris war 20000 Livres für ein Service von sächsischem Porzellan schon ein hoher Preis, doch gibt es auch gegenwärtig einzelne Porzellanvasen, die 15000 Mark kosten. Auch für Bergkrystalle hegten in Rom Manche eine unsinnige Leidenschaft; Plinius erzählt, vor wenigen Jahren habe eine nicht reiche Frau eine Schöpfkelle daraus für 150000 S. (32628 Mark) gekauft. Unter Nero wurden zwei auf eine neu erfundene Art verfertigte, nicht große künstliche Trinkgläser zu 6000 S. (1305 Mark) verkauft. Die Leidenschaft für kunstvolle Silberarbeiten war schon seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. in Rom verbreitet. Schon der Redner L. Crassus (Consul 95) besaß Gefäße, bei denen das Pfund auf 6000 S. zu stehn kam, so daß der Preis der Façon mehr als zwanzigfach den Werth der Masse überstieg; 5000 S. auf das Pfund scheint in Martials Zeit ein hoher Preis gewesen zu sein. Doch wurden angebliche oder wirkliche Arbeiten berühmter Künstler meist höher bezahlt. Babylonische gestickte Teppiche zur Bedeckung der Ruhebetten in einem Speisesaal waren schon im 2. Jahrhundert v. Chr. für 800000 S. (damals 140328 Mark) verkauft worden, Nero besaß solche, die 4 Millionen (870000 Mark) gekostet hatten. Doch am weitesten ging die „Raserei" für Citrustische, die den Männern von den Frauen entgegengehalten wurde, denen jene ihre Verschwendung für Perlen zum Vorwurf machten. Schön gemaserte große Scheiben vom Stamme des Citrus, einer am Atlas wachsenden Thujaart, wurden mit unsinnigen Preisen bezahlt, da die Stämme selten die für Tischplatten erforderliche Dicke erreichten; es gab deren aber bis zu 4 Fuß Durchmesser. Cicero besaß einen noch

in Plinius' Zeit existierenden Citrustisch für 500000 S. (damals 87705 Mark), was Plinius wegen des Geistes jener Zeit noch auffälliger findet, als wegen ihrer relativen Armuth. Es gab später noch theurere, bis zum Preise von 1400000 S. (304530 Mark); Seneca soll 500 Citrustische besessen haben.

Daß alle diese Preise keine Durchschnittspreise sind, sondern ungewöhnlich hohe, ist selbstverständlich; als solche und ihrer Merkwürdigkeit halber werden sie ja gerade berichtet; sie können daher auch nur mit den höchsten Preisen von Luxusgeräthen und -meubles, die aus andern Zeiten bekannt sind, verglichen werden. Bedarf es noch eines Beweises, daß die Durchschnittspreise der zur häuslichen Einrichtung gehörigen Luxusartikel erheblich niedriger waren, so liefert auch diesen ein Gedicht Martials. Er schildert Jemanden, der damit groß thut, daß Alles, was er besitzt, von ausgezeichneter Güte und theuer bezahlt ist. Er kauft Sklaven zu hundert und zweihunderttausend Sesterzen, trinkt uralten Wein, hat Silberarbeiten, von denen das Pfund auf fünftausend Sesterzen zu stehn kommt, eine vergoldete Carrosse von dem Werthe eines Grundstücks, ein Maulthier, das mit dem Preise eines Hauses bezahlt ist: und seine ganze, nicht umfangreiche häusliche Einrichtung kostet ihn eine Million. Diese Summe galt also damals als hinreichend, um ein Haus (vielleicht einen Palast) glänzend auszustatten.

Aber die von Plinius mitgetheilten Preise sind nicht bloß ungewöhnlich hohe, es sind größtentheils auch sogenannte Affectionspreise, d. h. solche, die nur für Gegenstände einer besondern Liebhaberei oder, wie Plinius wiederholt sagt, Raserei gezahlt werden. In der That steigern sich ja derartige Modeleidenschaften nicht selten zum Unsinn, und äußern sich in krankhaften Erscheinungen. Plinius berichtet von dem Consularen Annius, bei dem die Leidenschaft für Murrhagefäße zur Sammelwuth ausartete, daß er den Rand eines großen fast 3 sextarii (1,434 Quart pr.) fassenden, mit 700000 S. (152250 Mark) bezahlten murrhinischen Kelchs aus Liebe angenagt habe, in Folge dessen sei dieser noch sehr im Preise gestiegen. Auch in neuern Zeiten sind für Seltenheiten, ganz andrer Art, die aber ebenfalls „durch die Raserei einiger Weniger kostbar waren" (wie Seneca von den korinthischen Bronzen sagt), von Liebhabern, namentlich englischen, ungeheuere Preise gezahlt worden: z. B. 600 Lstr. für einen Heller aus der Zeit Heinrichs VII, 2260 Lstr. (im Jahre 1812) für einen Decameron u. dergl.; während im Alterthum unter derartigen Curiositäten hauptsächlich Gegenstände, die im Besitze berühmter Personen gewesen waren, für hohe Summen gekauft wurden, wie die Lampe des Epictet für 3000 Drachmen (2357 Mark), der Stock des Peregrinus Proteus für ein Talent (4714 Mark). Doch scheint allerdings die Höhe der damaligen Affectionspreise, selbst annähernd niemals wieder erreicht zu sein: wie es denn überhaupt auf diesem wie auf andern Gebieten gerade vereinzelte Extravaganzen sind, in denen jene Zeit alle andern überboten hat.

Was dagegen den Luxus der Ausstattung der Wohnungen betrifft, so dürfte die größere Kostbarkeit verhältnißmäßig weniger Prachtstücke

in den römischen Palästen durch die ungleich größere Menge und Mannichfaltigkeit der Luxusgeräthe und -meubles in modernen mehr als aufgewogen worden sein: um so mehr als die Kostbarkeit auch dieser nicht selten eine sehr große, zum Theil enorme war und noch ist.

In der Renaissancezeit war in Italien der Zimmerschmuck nicht weniger prachtvoll als künstlerisch schön. Es gehörten dazu außer reich ornamentierten Plafonds und Marmorkaminen, Tapeten von Goldleder oder von Seide und Sammt, mit Gold und Silber gemustert, Arazzi, Bilder in kostbaren Rahmen, Meubles von der edelsten Holzarbeit, schwere Vorhänge, orientalische Stickereien, Gefäße aus vergoldetem und emailliertem Silber, Krystall, Glas (von Murano) und Majolica, Figuren und Geräthe aus Bronze, Arbeiten aus Elfenbein und andre Erzeugnisse der Kleinkunst. Unter den Palästen Venedigs, in denen der Luxus der innern Einrichtung, namentlich des künstlerischen Schmucks im 16. Jahrhundert die größte Höhe erreichte, zeichnete sich der Palast Vendramin Calergi durch die Verwendung kostbarer Steinarten zu Kaminen und Säulen und die Ebenholz- und Elfenbeinincrustation seiner Thüren aus. In dem „goldnen Zimmer" des Hauses Cornaro war ein prachtvoller Kamin mit goldnen Karyatiden geschmückt, die Wände mit Tapeten von Goldstoff bedeckt, die Vergoldung des Gebälks schätzte man auf 18000 Zechinen. Im Palaste des Cardinals Wolsey waren die 8 Gemächer, die man durchschreiten mußte, um in sein Audienzzimmer zu gelangen, sämmtlich mit kostbaren Tapeten behängt, welche jede Woche gewechselt wurden.

In Frankreich wurde der Luxus der Wohnungseinrichtungen gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV hauptsächlich durch die Geldmänner wieder ins Leben gerufen, die ihre Gemächer mit Tapeten aus Beauvais und Gobelins, Meubles des berühmten Ebenisten Boulle, chinesischen und japanesischen Arbeiten, venetianischen und nürnberger Spiegeln, Bildern von französischen und fremden Meistern, Silbergeschirr und kostbarem Porcellan anfüllten. Dieser Luxus, der unter der Regentschaft und Ludwig XV noch sehr zunahm, war je länger je mehr auf eine auch den Ansprüchen der äußersten Verwöhnung genügende Vereinigung von Geschmack und Comfort gerichtet. In dem Boudoir einer mit der raffiniertesten Verschwendung ausgestatteten Wohnung (1758) waren die Wände durchaus mit Spiegeln bekleidet. Bäume, wie in der Wirklichkeit gruppirt und belaubt waren mit Porcellanblüthen und vergoldeten Armleuchtern geschmückt, deren rosenfarbne und blaue Kerzen ein sanftes, von den zum Theil mit Gaze verhüllten Spiegeln in stufenweise abnehmender Stärke zurückgeworfenes Licht verbreiteten. In die Farben, mit denen die Täfelung und Sculptur gemalt war, hatte man wohlriechende Ingredienzien gemischt, so daß das künstliche Bosquet die Gerüche von Veilchen, Jasmin und Rosen zugleich aushauchte. Und ebenso reiche und künstlerisch geschmückte Boudoirs besaß Paris damals ohne Zweifel mehrere Hundert. Unter Ludwig XVI war der Luxus der ciselierten und vergoldeten Bronzen so groß, daß ihr Werth dem des Goldes gleichkam. Die Ciselierung

eines von dem berühmten Gouthière gearbeiteten Piedestals wurde von dem Künstler selbst auf 50 000 Livres geschätzt, und die Gräfin Dübarry war ihm bei ihrem Tode 756 000 Livres schuldig. Bei reichen Häusern wurden die Kosten des Rohbaus nur auf ein Viertel der Gesammtkosten veranschlagt: „die ganze Pracht der Nation offenbarte sich im Innern". In Beaumarchais' durch seine architectonische und Gartenpracht hervorragendem Palast glichen die luxuriös ausgestatteten Prunkzimmer wahren Kunstsammlungen; sein reich bemalter Schreibtisch soll 30 000 Fr. gekostet haben. Bonaparte hatte 1796 für die prachtvolle Einrichtung des kleinen Hotels seiner Gemahlin, das nur 40 000 Frcs. werth war, 120—130 000 zu zahlen. Auch dieser Luxus verbreitete sich aus Frankreich auf den übrigen Continent. Der Kurfürst Max Emanuel II von Baiern z. B. zahlte (im Anfang des 18. Jahrhunderts) 60—100 000 Thlr. für einen Kamin und zwei Tische im Rococostil aus Paris; die Meubles in dem für die Gräfin Kosel eingerichteten Lustschloß Pillnitz kosteten 200 000 Thlr. u. s. w.

Von dem Luxus der Wohnungseinrichtungen im 19. Jahrhundert, der in den letzten Decennien so sehr gewachsen ist (auf Pariser Ausstellungen sah man Bücherschränke für 25 000, Schreibtische für 10 bis 15 000 Frcs., auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 Einrichtungen einzelner Zimmer zum Preise von 4000 bis 14 000 Mark), soll hier nicht weiter die Rede sein. Nur von der Pracht, die auch das Innere der englischen Schlösser schmückt, mögen einige Mittheilungen des Fürsten Pückler eine Vorstellung geben. Der Werth der Einrichtung von Northumberlandhouse wird auf mehrere hunderttausend Lstr. veranschlagt. In den Zimmern von Warwick Castle glaubte man sich „völlig in versunkene Jahrhunderte versetzt". Fast alles war dort „alt, prächtig und originell." Man sah „die seltsamsten und reichsten Zeuge, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande sein möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubles bestehn fast ganz aus alter, außerordentlich reicher Vergoldung, geschnitztem braunen Nuß- und Eichenholz oder jenen alten französischen mit Messing ausgelegten Schränken und Commoden. Auch sind viele herrliche Exemplare von Mosaik wie von ausgelegten kostbaren Hölzern vorhanden. Die Kunstschätze sind unzählbar und die Gemälde fast alle von den größten Meistern." Diese und ähnliche Beschreibungen englischer Schlösser erinnern daran, daß die römische Kaiserzeit (trotz aller Liebhabereien für Alterthümer) auch den Luxus der Durchführung bestimmter historischer Stile in der Zimmereinrichtung, durch Vereinigung von gleichzeitigen Meubles und Geräthen oder künstlerischer Nachbildung derselben, allem Anschein nach nicht gekannt hat.

Eine besondere Betrachtung verdient der Luxus des Silbergeschirrs. Den Gebrauch des goldnen Geschirrs hatte Tiberius bei Privatpersonen auf Opferhandlungen beschränkt, erst Aurelian gestattete ihn wieder allgemein. Doch scheint Tiberius' Bestimmung nicht streng aufrecht erhalten worden zu sein, wenigstens wird goldnes Geschirr hin und wieder er-

wähnt und war wol kaum seltner als in neuern Zeiten. Mit Silbergeschirr wurde großer Luxus getrieben: auch abgesehn von dem schon erwähnten Luxus derjenigen Silbergefäße, deren Hauptwerth in ihrem Alter und der Kunst der Arbeit (Cälatur) bestand, und die vorzugsweise als Prunkstücke dienten. In der frühern Zeit der Republik war Silbergeschirr in Rom so selten gewesen, daß einmal die carthagischen Gesandten bei jeder Mahlzeit, zu der sie geladen wurden, dasselbe von Haus zu Haus geliehene fanden: eine lange Reihe von Erwerbungen und Eroberungen machte es allmählich allgemein. Die Eroberungen Spaniens, des Peru der alten Welt (206), brachten unter anderm die Silbergruben bei Neu-Carthago in den Besitz des Staats, in denen (nach Polybius) 40000 Menschen arbeiteten, und die einen täglichen Reingewinn von 25000 Drachmen (etwa 19500 Mark) abwarfen. Dann häuften die Feldzüge in Syrien und Macedonien, die Eroberung von Carthago und Korinth, der Heimfall der Provinz Asia, die Eroberung der Provence, endlich die Kriege gegen Mithridates ungeheure Massen von Edelmetall in Rom. Ist auch die in Folge der Entdeckung von Amerika erfolgte Einfuhr desselben (durch welche die sich bis dahin in Europa auf 34 Mill. Lstr. belaufende Masse am Schlusse des 16. Jahrhunderts auf 130 Mill., am Schlusse des siebzehnten auf 297 Mill. gestiegen sein soll) ohne Vergleich größer gewesen: so war dagegen im römischen Alterthum die Anhäufung des Edelmetalls auf ein kleineres Gebiet beschränkt und konnte darum ähnliche Wirkungen hervorbringen, wie jene in den Jahrhunderten vom sechzehnten zum achtzehnten. Einige freilich sehr vereinzelte Thatsachen mögen von dem Gold- und Silberluxus in der letztern Periode eine Vorstellung geben.

Schon im 15. Jahrhundert war derselbe keineswegs gering. Zwar in Florenz liehen bei Festlichkeiten die befreundeten Familien einander das kunstreiche Silbergeschirr; für den gewöhnlichen Gebrauch bediente man sich neben silbernen Löffeln und Gabeln meist messingenen Tischgeräths. Doch welche Massen von Edelmetall sich in dem Besitze Einzelner befanden, zeigt das Verzeichniß der von dem Cardinal Pietro Riario, als er 1473 die Braut des Herzogs von Ferrara in seinem Palaste zu Rom beherbergte, zur Schau gestellten Kostbarkeiten: vier Leuchter der Capelle nebst zwei Engelfiguren von Gold, der Betstuhl mit Löwenfüßen ganz von Silber und vergoldet, ein vollständiges Kamingeräth ganz von Silber, ein silberner Nachtstuhl mit goldnem Gefäß darin u. s. w.; im Speisesaal ein großes Buffet von zwölf Stufen voll goldner und silberner, mit Edelsteinen besetzter Gefäße; außerdem das Tafelgeschirr lauter Silber, und nach jeder Speise gewechselt. In Frankreich nahm unter Ludwig XII. der Luxus der Vergoldung (an Bauten und architektonischen Ornamenten) ebenso sehr zu als der des Silbergeschirrs: große Herren und Prälaten hatten vergoldetes oder massiv goldenes. In Deutschland, das nach den Erträgen seiner Bergwerke im 15. Jahrhundert das damalige Peru Europas genannt worden ist, staunte Aeneas Silvius über die Allgemeinheit des Luxus in edeln Metallen, namentlich an Geschirren, Waffen und Schmuck. An den

Tafeln der Kaufleute aß man nach Wimpheling nicht selten aus Gefäßen von Silber und Gold, und bei Reisen ins Ausland ließen sie sich solche von 30, 50, 150 Pfund Gewicht nachsenden.

Im 16. Jahrhundert erwähnt Guicciardini das massive Silbergeschirr der Bürger in Flandern, und beklagt Holinshed die Einführung silberner Löffel in England. Das Silbergeschirr des Cardinals Wolsey schätzte man auf 150000 Ducaten. Im 17. Jahrhundert war in Spanien namentlich unter Karl II (1665—1700) der Luxus des Silbergeschirrs enorm, während (wie bemerkt) zugleich der größte Geldmangel herrschte. Als der Herzog von Albuquerque starb, brauchte man 6 Wochen, um sein silbernes nnd goldnes Tafelgeschirr zu wiegen und zu verzeichnen: darunter waren u. a. 1400 Dutzend Teller, 500 große, 700 kleine Schüsseln und 40 silberne Leitern, deren man sich bei der Benutzung der Silberschränke bediente. Der Herzog von Alba, der nach seiner Ansicht nicht reich genug an Tafelsilber war, besaß 600 Dutzend Teller und 800 Schüsseln von Silber. All dies Geräth wurde schon fertig aus Mexiko und Peru bezogen. In England nahm in dieser Zeit die Verwendung des Edelmetalls zu Verzierungen und Geräthschaften sehr zu. Die Civil- und Militärtrachten wurden mit Gold- und Silberborten und Stickereien verschwenderisch ausgestattet. Man sah bei Adligen und bei reichen Bürgern Spiegel und Gemälde in silbernen Rahmen, auch Tische, wenn nicht von massivem Silber, doch mit Silberblech bedeckt. In Frankreich besaßen viele adlige Familien Silber im Werth von 4—500000 Frcs., das man um so höher schätzte, je mehr es geschwärzt und verbogen war. Im Jahre 1689 verordnete Ludwig XIV zur Bestreitung der Kosten des Krieges gegen die große Allianz, daß alle Meubles von massivem Silber, die man bei den Großen in ziemlich beträchtlicher Zahl sah, in die Münze wandern sollten. Er selbst beraubte sich aller seiner Tische, Canapés, Candelaber und sonstiger Meubles aus massivem Silber (Meisterwerke des ausgezeichneten Goldschmieds Balin nach Zeichnungen von Le Brun); sie hatten 10 Millionen gekostet und brachten 3 ein. Der Ertrag aus den Silbermeubles der Privatpersonen belief sich auf dieselbe Summe. Neue Einschmelzungen im Jahre 1711 lieferten wieder 3 Millionen, doch wurde beide Male ein großer Theil der Geräthe durch Verheimlichung gerettet. Einen kurzen Aufschwung erlebte dieser Luxus in Laws Zeit (1710—20): 20 bis 25 Millionen Edelmetall wurde für Goldschmiedearbeiten verwendet. Ein Maler, der sich durch unsinnige Verschwendung auszeichnete, besaß außer einem fürstlichen Tafelgeschirr auch Tischchen, Spiegel, Orangenkübel, Blumentöpfe, Küchengeräthe aus massivem Silber. Zu den häufig in Silber gearbeiteten Gegenständen gehörten u. a. Wasserkrüge, Lichtputzer, Salzfässer u. s. w. In England scheint die Manufactur von Silbergeschirr unter Königin Anna einen plötzlichen Aufschwung genommen zu haben, worauf der vermehrte Gebrauch des Thees großen Einfluß übte. In der Zeit von 1765—1780 nahm der Gebrauch von silbernen Theemaschinen, Terrinen, Thee- und Kaffeekannen, Präsentiertellern und Weinkühlflaschen sehr zu; silberne Teller und Deckel verbreiteten sich bis

in die unterſten Klaſſen, Uhren bis zu den Aermſten, und die Vergoldungen der innern Wohnungsräume abſorbierten bereits viel Gold. „Das Haus manches Amſterdamer Kaufherrn that es (1792) in ſchwerem Prunk fürſtlichen Paläſten zuvor, und im Haag ſah man wol einzelne Gärten durch maſſive Silbergitter von der Straße geſchieden.“ Profeſſor Gottfried Sell, der eine reiche Holländerin geheirathet hatte, hielt in ſeinem Hörſaal in Göttingen ſilberne Spucknäpfe und ſilberne Candelaber. Die Juwelen des Grafen Wartenberg wurden bei der Taxation ſeines Vermögens nach ſeinem Tode (1711) auf 100598 Thlr., der Metallwerth der ſilbernen Geräthe und Meubles auf 18896 Thlr. geſchätzt.

Auch in den Paläſten der ruſſiſchen und polniſchen Großen ſah man im 18. Jahrhundert in Zimmern mit getünchten Wänden, rohem Holzwerk, plumpem und ſchlecht gearbeitetem Geräth, große Maſſen von Edelmetall. Fürſt W. W. Golizyn (1643—1714) beſaß 400 ſilberne Schüſſeln, Fürſt Alexander Danilowitſch Menſchikow († 1729) 72 Dutzend ſilberne Teller und 105 Pud (= 1686 Kilogr.) Tiſchſervice in Gold. Graf Peter Boriſſowitſch Scheremetjeff (Sohn des von Peter dem Großen in den Grafenſtand erhobenen Boris Petrowitſch) veranſtaltete auf ſeinem Gute Kuskowo bei Moskau Feſte für 2000 Perſonen, bei welchen für 60 in Gold gedeckt und ſerviert wurde. In dem Palaſt Karl Radziwills zu Nieswieſch waren tauſend goldne und ſilberne Koſtbarkeiten zur Schau geſtellt, darunter Tiſche aus gegoſſenem Silber, vor Allem die Statuen der zwölf Apoſtel, jede zwei Fuß hoch, aus lauterem Golde gegoſſen.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts befanden ſich in England wahrſcheinlich 10000 Familien, deren jede von Artikeln verſchiedener Art in Gold und Silber einen Werth (bloß nach dem Metallgewicht) von 500 Lſtr., und ungefähr 150000 Familien, deren jede für 100 Lſtr. (Anſchaffungskoſten) Luxusartikel aus Gold und Silber beſaß; kleine Artikel ſolcher Art als Ohrringe, Löffel und dgl. beſaßen auch die ärmſten Tagelöhnerfamilien. Frankreich verbrauchte 1855 (nach M. Chevalier) für 60 Millionen Frcs. Gold und Silber außer der Verwendung beider Metalle als Circulationsmittel; 1880 wol mehr als 70 Millionen. Faſt ebenſo groß iſt der Bedarf Englands, wo übrigens die Verarbeitung des Goldes für Schmuck und Geräthe ſich in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt hat, während die des Silbers ſtationär geblieben iſt.

In welchem Verhältniß der Silberluxus in Rom ſeit dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. zu dem des modernen Europa ſtand, wird nach den ungenügenden und vereinzelten Angaben, die wir beſitzen, ſchwerlich mit einiger Sicherheit beurtheilt werden können. Wenn es ſchon vor den Sullaniſchen Kriegen in Rom über 100 Schüſſeln von je 100 Pfund (röm., faſt 33 Kilogr.) gab, deren manche ihren Eigenthümern die Proſcription zuzogen; und wenn ein Sklav des Claudius, Rotundus, Dispenſator im diesſeitigen Spanien, eine Silberſchüſſel von 500, mehrere ſeiner Begleiter ſolche von 250 Pfund (röm.) beſaßen: ſo

hat man auch hier vielleicht eine diesen Zeiten eigenthümliche Art des Luxus zu erkennen, der Mode und Eitelkeit eine ungewöhnliche Verbreitung gab: wie z. B. in Paris im 13. Jahrhundert mit Prachtgefäßen (aus Gold, Silber, Krystall, mit Edelsteinen besetzt oder emailliert), „in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen suchte", großer Luxus getrieben wurde, während die Zimmer sehr dürftig meubliert waren. „Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt — Fürsten und Grafen häuften in Frankreich Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern."

Vermuthlich wirkte aber hier, und so vielleicht auch bei dem Silberluxus des römischen Alterthums die Absicht mit ein, sich einen Reservefonds oder einen stets bereiten, der Verminderung nicht wie Geld ausgesetzten, leicht umzusetzenden und zu verpfändenden, und im Nothfalle leicht fortzuschaffenden Schatz zu sichern. So legten die Bauern in Schweden zu Ende des 16. Jahrhunderts erübrigtes Geld in „starken döllpischen" silbernen Löffeln, im Gewicht von 3—4 Reichsthalern an; selbst arme Bauern, die kein Bett besaßen, hatten deren mindestens für sich und ihre Frauen, reiche sollen bis 50, ja in älterer Zeit eine halbe Tonne voll gehabt haben. Ebenso schafften im Anfange dieses Jahrhunderts und noch später reiche Hofbesitzer im Weichseldelta, wenn sie bereits silbernes Thee-, Kaffee- und Tischgeschirr, silberne Wagenverzierungen und Pferdegeschirr besaßen, silberne Spucknäpfe (nach glaubwürdiger Mittheilung auch silberne Nachttöpfe) an. Im Jahre 1720, wo der Law'sche Actienschwindel sich seinem Ende näherte, ersetzte in Paris Gold und Silber das Kupfer und Zinn auch in den gemeinsten Geräthen, selbst Nachttöpfen: auch diese Verwendung der Edelmetalle war doch wol nicht allein durch das Uebermaß des Luxus, sondern auch durch das Sinken der Actien veranlaßt. Bei den jetzigen russischen und polnischen Juden sind Ankäufe von Juwelen und Geräthen aus Edelmetall, die für ihr Vermögen und ihren sonstigen Besitz unverhältnißmäßig groß sind, ganz gewöhnlich; bettelhafte, mit Wallnüssen handelnde Juden kaufen in Königsberg silberne Leuchter u. dgl., „um ein Pfandstück zu besitzen". Wie im heutigen Orient, wo es „die Bedingung alles Reichthums ist, daß man ihn leicht flüchten könne", scheint auch im römischen Kaiserreich die Vorliebe für die Anlage in Juwelen, wenigstens in den östlichen Provinzen, bestanden zu haben: in einem Gleichniß Christi steckt der Kaufmann sein ganzes Vermögen in eine einzige Perle. Nicht Wenige mögen auch ebenso viel Grund gehabt haben, stets auf Alles gefaßt zu sein, wie der spätere Kaiser Galba, der unter Nero nicht einmal eine Spazierfahrt unternahm, ohne in einem zweiten Wagen eine Million Sesterzen in Gold mit sich zu führen. Die Anschaffung von Silber als Reservekapital mag in Folge der seit Nero eingetretenen Münzverschlechterung je länger desto beliebter geworden sein. Der früher aus möglichst reinem Silber geprägte Denar erhielt nun einen Zusatz von unedlem Metall, der unter Nero 5—10, unter Trajan 15, unter Hadrian beinah 20, unter Marc Aurel 25, unter Commodus 30,

unter Septimius Severus 50—60 Procent betrug; und obwol er so zu einer immer weniger vollwerthigen Scheidemünze herabsank, blieb sein Münzwerth doch der frühere. Schon zu Ende des 1. Jahrhunderts wurde bei größern Summen Goldzahlung ausbedungen.

Auf die Absicht einer Verwendung des Silbergeräths als Werthobject läßt auch die Sitte der genauen Eingravierung von Gewichtsangaben schließen, die offenbar auch bei Inventarisierungen dienten, da der Besitz in Silber regelmäßig nach dem Gewicht angegeben wird; ferner die Sitte, bei festlichen Gelegenheiten vorzugsweise Silbergeräth zu schenken. An den Saturnalien schenkten Arme oder Sparsame silberne Löffelchen, Reiche und Freigebige silberne Schüsseln und Pocale, selbst goldne Schalen. Martial klagt über die jährliche Abnahme der Saturnaliengeschenke eines Freundes: vor 10 Jahren habe er Silbergeräth im Gewicht von 4 Pfund erhalten, im fünften Jahr nur noch ein Schüsselchen im Gewicht von $^2/_3$ Pfund, im sechsten ein Schälchen, das knapp $^1/_2$, im siebenten und achten Löffelchen, die weniger als $^1/_6$ Pfund und als eine Nadel wogen. Bei Juvenal verschafft sich der Schlemmer die für seine kostspieligen Mahlzeiten erforderlichen Summen durch Verpfändung silberner Schüsseln und Zerbrechen eines Porträtmedaillons seiner Mutter. Ambrosius läßt den Wucherer zum Borger sprechen: er wolle, um ihm das gewünschte Geld zu schaffen, ererbtes Silbergeräth zerbrechen; es sei kunstvoll gearbeitet, er werde viel verlieren, keine Zinsen könnten die getriebenen Figuren ersetzen, aber um eines Freundes willen wolle er den Verlust nicht scheuen, nach der Zurückzahlung werde er es wieder zurecht machen lassen.

Einen Begriff von der Größe des Silberluxus in der frühern Kaiserzeit gibt die Nachricht des Plinius, daß Pompejus Paullinus (Schwiegervater des Seneca) als Befehlshaber der Armee im untern Germanien (im Jahre 58) 12000 Pfd. Silber (also gegen 4000 Kilogr.) mit sich geführt habe. Von dem Silbergeschirr, mit dem dort die Tafeln von Offizieren, Beamten, Kaufleuten besetzt waren, ist ohne Zweifel mit der Zeit vieles als Kriegsbeute und sonst in die Hände der rechtsrheinischen Deutschen gekommen. Der 1868 in Hildesheim gefundene Silberschatz bestand aus gegen 10 Stücken im Gewicht von mehr als einem Centner. Ein so großer Vorrath wie der des Pompejus Paullinus war selbstverständlich eine seltne Ausnahme. Alexander Severus, dessen Haushalt für einen kaiserlichen äußerst bescheiden war, hatte an seiner Tafel auch bei Gastmählern kein goldnes Geschirr, und silbernes nicht über 200 Pfund (65 $^1/_2$ Kilogr.). Doch mögen die Credenztische in manchen großen Häusern sehr viel glänzender ausgestattet gewesen sein.

Die übrigen Angaben des Plinius sind wenig geeignet, bestimmte Vorstellungen gewinnen zu lassen, zum Theil weil sie zu hyperbolisch sind, z. B. daß Frauen andere Badewannen als silberne verschmähten. Er bestätigt aber auch, daß der Gebrauch des Silbers bis zu einem gewissen Grade in den mittleren und unteren Ständen verbreitet war. Soldaten hatten Silberbeschlag an Schwertgriffen und Gürteln, silberne Kettchen an den Schwertscheiden, Frauen aus dem Volke trugen silberne

Spangen an den Füßen, und selbst Sklavinnen besaßen silberne Handspiegel. Die Ausgrabungen von Pompeji, dessen Bewohner nach der Verschüttung die meisten Häuser durchsucht und das Werthvollste daraus fortgeschafft haben, sollen bis 1837 über 100 Silbergefäße ergeben haben; doch der 1894 in der noch unberührten Villa eines Pompejaners bei Boscoreale gefundene Silberschatz besteht allein aus 97 Stücken (wovon über 90 zum Tafelgeschirr gehören). Auch in den Provinzen, namentlich Spanien und Gallien, sind Silbergefäße in nicht geringer Anzahl gefunden; der Fund von Bernay in der Normandie bestand aus 69 Gegenständen in getriebener Arbeit.

5. Der Luxus der Todtenbestattungen.

Im Luxus der Todtenbestattungen hat das römische Alterthum wol alle spätern Zeiten weit überboten. Manche im Wesen der römischen Cultur begründete Momente wirkten mit der Neigung, die Größe des Schmerzes auch durch Verschwendung zu bethätigen, und mit der Prachtliebe zusammen, um diesen Luxus zu einer außerordentlichen Höhe zu steigern: die Auffassung der Pflichten der Lebenden gegen die Todten, die Vorstellungen von deren Fortdauer und der Wunsch, ihr Andenken bei der Nachwelt als ein unvergängliches zu erhalten. Schon die Zwölftafelgesetze enthielten eine Anzahl von Bestimmungen zur Einschränkung des Bestattungsluxus. Eine derselben, daß man den Leichen kein anderes Gold auf den Scheiterhaufen oder in die Gruft mitgeben solle, als das, mit welchem ihre Zähne befestigt seien, zeigt zugleich, wie früh die Zahnheilkunde in Rom geübt worden ist.

Jede feierliche Bestattung verursachte beträchtliche Kosten schon durch den Leichenzug, dem Chöre von Flöten-, Horn- und Tubabläsern vorausgingen, und in welchem andere Chöre von Tänzern und Mimen Tänze und dramatische Scenen aufführten, wobei auch (wenigstens zuweilen) der Verstorbene selbst dargestellt wurde. Ganz besonders prachtvoll aber und entsprechend kostspielig waren die Leichenbegängisse von Personen des hohen Adels, bei welchen ein den Todten zu Grabe geleitender Zug der Ahnen das Hauptschauspiel war. Zu Darstellern derselben wählte man Personen (hauptsächlich Schauspieler), welche ihnen an Gestalt und Größe soviel als möglich glichen. Diese trugen die in den Atrien vornehmer Häuser oft seit Jahrhunderten aufbewahrten Bilder der Ahnen, d. h. deren dem Leben möglichst treu nachgebildete Wachsmasken vor dem Gesicht, und erschienen in den ehrenvollsten Trachten, zu deren Anlegung jene berechtigt gewesen waren: die curulischen Magistrate in der purpurumsäumten Toga, die Censoren in der Purpurtoga, die Triumphatoren im goldgestickten Purpur; unter dem Vortritt von Lictoren mit Ruthenbündeln und Beilen, und umgeben von allen übrigen Attributen der bekleideten Aemter und Würden. Die Zahl der Tragbahren und Wagen, auf welchen diese Gestalten der Vor-

zeit der Todtenbahre voraus zogen, belief sich oft auf mehrere Hundert. Als im Jahre 22 v. Chr. Junia Tertulla, die Schwester des Marcus Brutus, Gemahlin des Gajus Cassius starb, „gingen die Bilder von zwanzig der erlauchtesten (verwandten) Familien ihr voran, die Manlier, Quinctier und andre von eben so hohem und altem Adel, doch vor allen glänzten Brutus und Cassius, gerade darum, weil ihre Bilder nicht zu sehn waren" (Tacitus). Auch bei dem Leichenbegängnisse des Sohnes des Kaisers Tiberius, Drusus (im folgenden Jahre) war das Schauspiel durch das Gepränge der Ahnenbilder überaus prachtvoll. Man sah Aeneas als Stammvater des Julischen Geschlechts, die sämmtlichen Könige von Alba, den Gründer Roms, König Romulus, sodann den sabinischen Adel, Attus Clausus, den Urahnen des gewaltigen Stammes der Claudier und dessen übrige Häupter in unermeßlicher Reihe vorüberziehn. Mochte auch der Apparat solcher Darstellungen größtentheils von den verwandten Familien geliefert werden, welche die Masken aus ihren Ahnensälen hergaben, so erforderte der ganze Zug doch selbstverständlich einen nicht geringen Aufwand.

Sodann wurde ein großer Luxus mit Wohlgerüchen, sowol bei dem Leichenzuge selbst als bei der Bestattung getrieben, die man auf den Scheiterhaufen oder bei Begrabungen auf die Leiche selbst schüttete und träufelte. Deshalb wurden auch von Solchen, die den Todten und dessen Familie ehren wollten, Wohlgerüche zur Bestattung gesandt. Am allgemeinsten wurde der Weihrauch angewendet, „den man den Göttern körnerweise streute, zu Ehren der Leichen in Masse darbrachte". In Ostia wurden z. B. bei der Bestattung eines dem Decurionenstande angehörigen Jünglings auf Gemeindekosten zwanzig (römische) Pfund (6,55 Kilogramm), bei der Bestattung einer Frau aus der städtischen Aristokratie fünfzig Pfund (16,37 Kilogramm) Weihrauch verbraucht. Nach Plinius kostete von den drei im Handel befindlichen Sorten des Weihrauchs das (römische) Pfund je 6, 5 und 3 Denar (522, 435, 266 Pf.). Andre kostbarere Wohlgerüche scheinen, wie überhaupt, so auch bei Leichenbegängnissen, außerhalb Roms selten gebraucht zu sein. In Rom dagegen war bei Bestattungen der Reichen und Vornehmen die Verschwendung der theuersten Wohlgerüche Arabiens und Indiens oft eine ungeheure. Der Günstling Domitians Crispinus, der an jedem Morgen von Amomum triefte, duftete nach Juvenal „stärker als zwei Leichenbegängnisse". Bei Sullas Bestattung sollen die Frauen Roms so viel Spezereien und Wohlgerüche herbeigebracht haben, daß zwei sehr große Figuren, Sullas und eines Lictors „aus theurem Weihrauch und Zimmet" hergestellt werden konnten; beide wurden, wie es scheint, in dem aus 210 Wagen bestehenden Zuge der Ahnen mitaufgeführt. Bei der Bestattung Poppäas im Jahre 65 n. Chr., deren nach orientalischer Sitte mit Spezereien gefüllter Leib im Mausoleum Augusts beigesetzt wurde, soll Nero nach der Schätzung Sachverständiger mehr Wohlgerüche haben verbrennen lassen, als Arabien in einem Jahr erzeugte. Bei der Bestattung der Annia Priscilla, Gemahlin des Flavius Abascantus, Freigelassenen und Secretärs des Kaisers Domitian, im Jahre 95

deren Leib ebenfalls mumisiert in einem Marmorsarkophage beigesetzt wurde, erfüllten (nach einer poetischen Beschreibung) die Ernten Arabiens und Ciliciens, der Sabäer und Inder, so wie Safran und Myrrhen und der Balsam von Jericho mit ihren Düften die Luft.

Auch die Ausstattung der Scheiterhaufen war ein Gegenstand des Luxus. Allerdings wissen wir nur von denen der Kaiser, daß sie (wenigstens im 3. Jahrhundert) in mehreren Stockwerken pyramidalisch aufgebaut, über und über mit goldgestickten Teppichen, Gemälden und Reliefs bedeckt, den Flammen preisgegeben wurden. Doch da Plinius von der Bemalung der Scheiterhaufen spricht, darf man vermuthen, daß zuweilen auch bei der Bestattung von Privatpersonen diese Pracht nach Vermögen nachgeahmt wurde.

Die Urnen, in welche die Asche, so wie die Sarkophage, in welchen die Leichen beigesetzt wurden, waren oft durch Material und Arbeit kostbar. Goldne und silberne Urnen werden selten gewesen sein (Trajans in dem Postament seiner Ehrensäule beigesetzte Aschenurne war aus Gold), dagegen waren sie offenbar häufig aus theuern und seltenen Steinarten. Eine Urne aus orientalischem Alabaster umschloß die mit Setinerwein gelöschte Asche und die Gebeine des Philetus, eines Sklaven des Flavius Ursus (etwa im Jahre 90). In einem Columbarium kaiserlicher Freigelassenen und Sklaven aus den beiden ersten Jahrhunderten ist (außer mehreren plastisch verzierten marmornen Aschengefäßen) eine ebenfalls aus orientalischem Alabaster gearbeitete Urne eines kaiserlichen Sklaven Africanus gefunden worden, der sich dort auch laut der Inschrift „eine kleine Kapelle mit Gitter und goldenen Ornamenten" hatte machen lassen. Eine in einem Grabe zu Pompeji gefundene gläserne Aschenurne mit weißen, erhabenen Figuren auf dunkelblauem Grunde, welche eine Weinlese von Genien darstellen, gehört zu den schönsten aus dem Alterthum erhaltenen Glasarbeiten. Der Sarkophag, der die Ueberreste Neros enthielt, welche von seiner ehemaligen Geliebten Acte und seinen beiden Wärterinnen Ecloge und Alexandria bestattet wurden, war aus ägyptischem Porphyr; darauf stand ein Altar von carrarischem Marmor, rund herum lief eine Einfassung von thasischem (weißem) Marmor. Wie überaus reich Sarkophage und Urnen oft mit künstlerischem Schmuck ausgestattet waren, ist allbekannt.

Eine andere Art der Verschwendung wurde durch die Sitte veranlaßt, zugleich mit den Todten Gegenstände aller Art zu begraben oder zu verbrennen, deren sie sich im Leben bedient hatten, als Kleider, Waffen, Schmuck, Geräthe, Kinderspielzeug u. s. w. Diese Sitte beruhte auf der Vorstellung einer körperlichen Fortdauer der Abgeschiedenen, zugleich aber wollte man ganz besonders in dieser Verschwendung die Größe und Leidenschaftlichkeit des Schmerzes über den erlittenen Verlust offenbaren. Bei Lucian sagt ein Wittwer, daß er seine Liebe zu seiner seligen Frau durch Verbrennung ihres ganzen Schmucks und ihrer Kleider bei ihrer Bestattung bewiesen habe. Der Redner Regulus, der bei dem Verlust eines etwa 14 oder 15jährigen Sohns mit seinem Schmerze Ostentation trieb, ließ an dessen Scheiterhaufen die zahlreichen

Ponnys und Ponnygespanne, großen und kleinen Hunde, Nachtigallen, Papageien und Amseln schlachten, die der Knabe besessen hatte. Namentlich wurden die Leichen in möglichst prachtvolle Gewänder gehüllt dem Scheiterhaufen oder der Gruft übergeben. Selbst ein so strenger Philosoph wie Cato von Utica zeigte bei dem Tode seines geliebten Halbbruders Quintus Servilius Cäpio zu Aenus in Thracien, wie sehr ihn der Schmerz überwältigte, „auch durch den Aufwand bei der Bestattung und die Verbrennung von kostbaren Gewändern und Wohlgerüchen". Die Erben des in der weltbekannten Pyramide zu Rom bestatteten Gajus Cestius (eines Zeitgenossen Augusts) legten den Erlös der Attalischen (mit Gold durchwirkten) Teppiche, welche sie ihm nach dem Edict der Aedilen nicht, wie er im Testament bestimmt hatte, ins Grab mitgeben durften, zu der für die Erbauung der Pyramide erforderlichen Summe hinzu. Eine ernstliche Handhabung der den Bestattungsluxus einschränkenden Gesetze, welche den Aedilen oblag, hat übrigens in der Kaiserzeit wol ebenso wenig stattgefunden, als bei den übrigen Luxusgesetzen. Nero wurde in weißen golddurchwirkten Teppichen bestattet, deren er sich beim Empfange am letzten Neujahr vor seinem Tode bedient hatte; die oben erwähnte Annia Priscilla in thyrischem Purpur.

Ueber die Gesammtkosten sowol glänzender als bescheidener Bestattungen haben wir einige Angaben. Die Curie, d. h. der Stadtrath von Pompeji bewilligte bei dem Tode eines dortigen Aedilen außer dem Boden für das Grabmal 2000 Sesterzen (435 Mark) für das Leichenbegängniß, dieselbe Summe (und überdies eine Reiterstatue) bei dem Tode eines Duumvirn (des höchsten städtischen Beamten): dies galt also für die Ausrichtung einer ehrenvollen Bestattung dort schon als hinreichend. Ein Veteran in Lambessa hatte für Bestattung und Grabmal zusammen in seinem Testamente nur 2000 Sesterzen ausgesetzt, doch die Hinterbliebenen fügten noch 500 hinzu. Aber für die Bestattung eines Sorrentiners, der in seiner Vaterstadt die höchsten Aemter und Priesterthümer bekleidet hatte, bewilligte der dortige Stadtrath (außer zwei Statuen und dem Boden für das Grabmal) 5000 Sest. (1086 Mark). Ganz andre Summen wurden natürlich in Rom ausgegeben. Ein Cäcilius Claudius Isidorus, der in seinem vom 27. Januar 8 v. Chr. datierten Testament angab, daß er trotz großer Verluste 4117 Sklaven, 3600 Joch Ochsen, 257 000 Stück anderen Viehes und 60 Millionen Sesterzen (über 13 Millionen Mark) baar hinterlasse, hatte für seine Bestattung 1 100 000 Sest. (gegen 240 000 Mark) ausgeworfen. Diese Summe, welche Plinius ihrer Merkwürdigkeit wegen berichtet, war ohne Zweifel eine ganz exorbitante, denn auch die offenbar beträchtlichen Kosten der Bestattung Neros beliefen sich nur auf 200 000 Sest. (43 500 Mark). Bei der Bestattung Vespasians erhielt der Schauspieler, welcher den verstorbenen (wegen seiner Sparsamkeit viel gescholtenen und verspotteten) Kaiser darstellte, auf seine Frage, wie viel der Zug und das Leichenbegängniß koste, von den Procuratoren zur Antwort: 10 Millionen Sesterzen; worauf er ausrief, man möchte ihm 100 000 Sesterzen geben, dann möge man ihn in den Tiber werfen. Wie groß

die Pracht der Kaiserbestattungen auch schon damals gewesen sein mag, so ist es doch mindestens zweifelhaft, ob hier nicht, um die beabsichtigte komische Wirkung herbeizuführen, absichtlich eine fabelhafte Summe genannt wurde.

Einen noch größern Aufwand aber als die Leichenbegängnisse selbst, verursachte die Sitte angesehner und vornehmer Familien, die ganze Gemeinde an der Todtenfeier theilnehmen zu lassen, indem man (bei der Bestattung selbst oder später zum Gedächtniß der Verstorbenen) Bewirthungen und Schauspiele, namentlich Gladiatorenkämpfe veranstaltete. Zahlreiche Beispiele solcher Todtenfeste sind bereits aus der Zeit der Republik bekannt. Oft wurden sie letztwillig angeordnet. Nach Horaz hatte ein Staberius in seinem Testamente verfügt, daß seine Erben die Summe der Hinterlassenschaft in das Grabmal einhauen, falls sie dies unterließen, ein Kampfspiel von 100 Fechterpaaren und eine öffentliche Mahlzeit nach der Bestimmung eines bekannten Verschwenders Arrius geben sollten. Auch in den Städten Italiens bestand diese Sitte schon in der Zeit der Republik. So bewirthete z. B. ein Duumvir zu Sinuessa beim Tode seines Vaters die Bürger der Stadt mit Honigwein und Gebackenem (wol bei der Bestattung selbst), veranstaltete für sie und die Bewohner eines nahen Fleckens ein Gladiatorenspiel und für die Bürger und alle Angehörigen seines Geschlechts ein Gastmahl. Allem Anschein nach blieb dergleichen in der Kaiserzeit häufig. Der jüngere Plinius lobt einen Freund, daß er der Stadt Verona ein Fechterspiel versprochen habe, da er dort so allgemeine Liebe und Achtung besitze, und überdies dem Andenken seiner verstorbenen Frau, einer Veroneserin, eine solche Feierlichkeit schuldig sei. Freilich habe man auch so allgemein in ihn gedrungen, daß er es nicht abschlagen konnte. Doch verdiene seine Freigebigkeit in der Ausstattung noch besondres Lob, denn gerade in solchen Dingen zeige sich ein großer Sinn. Unter anderm war zu diesem Schauspiel eine Anzahl von Panthern aus Africa verschrieben worden. Unter Tiberius ließ einmal in einer Stadt Italiens der Pöbel den Leichenzug eines Officiers den Marktplatz nicht eher überschreiten, als bis er den Erben das Versprechen eines Fechterspiels abgetrotzt hatte. Statt der Bewirthungen bei Todtenfeiern erfolgten auch Geldvertheilungen. In Gabii vertheilte ein Seidenhändler bei der Einweihung des seiner Tochter errichteten Grabtempels (im Jahre 163) an die Honoratioren des ersten Standes je 5, an die des zweiten je 2, die Ladeninhaber innerhalb der Stadtmauern je 1 Denar, und zahlte außerdem 100 000 Sesterzen an die Stadtkasse, von deren Zinsen jährlich am Geburtstage seiner Tochter die Honoratioren der beiden ersten Stände öffentlich an besondern Tafeln gespeist werden sollten. Aehnliche Urkunden über Stiftungen zur Bestreitung jährlicher Gedächtnißmahle für Todte sind zahlreich erhalten.

Endlich stand die Pracht und Großartigkeit der Grabdenkmäler, sowie der Reichthum ihrer äußern und innern Ausstattung und Decoration nicht bloß im Verhältniß zu dem übrigen, in seiner Art einzigen Kunstluxus jener Zeit, sondern wurde durch mannichfache Rück-

sichten noch sehr erhöht; auch hier haben gesetzliche Einschränkungen allem Anschein nach so gut wie nichts gefruchtet. Denn so allgemeinen, oft bis zur Leidenschaft gesteigerten Wunsch, im Andenken der Nachwelt fortzuleben und seinen Angehörigen ein solches Fortleben zu sichern, meinte man am besten durch Bauten zu erreichen, deren hochragende, für die Ewigkeit gegründete, mit architektonischem und plastischem Schmuck aufs reichste ausgestattete Massen die staunenden Blicke noch der spätesten Geschlechter auf sich ziehn sollten. Sodann forderte der Cultus der Todten nicht bloß Räumlichkeiten und Vorrichtungen für die am Grabe abzuhaltenden Opfer, sondern veranlaßte auch öfter die Errichtung der Grabmäler in Form von Tempeln und tempelartigen (gewöhnlich zweistöckigen) Gebäuden. Endlich führte die Vorstellung von einem körperlichen Fortleben der Todten zur Anlegung der letzten Ruhestätten (der „ewigen Behausungen") in der Art von Wohnungen (sowie ihrer Ausstattung mit Gegenständen des Gebrauchs im Innern), welche auch oft mit Gärten umgeben wurden.

Bei dem Mangel an allgemeinen Begräbnißplätzen mußten diejenigen, welche nicht auf ihrem eignen Grund und Boden Grabstätten errichten konnten, geeignete Grundstücke, gewöhnlich an den Landstraßen erwerben. Diese häufigen Familienbegräbnisse waren in der Regel nicht bloß für die Angehörigen und Nachkommen des Stifters, sondern auch für seine männlichen und weiblichen Freigelassenen und deren Nachkommen bestimmt. In der Schenkung eines Begräbnißplatzes an die Gemeinde zu Sassina in Umbrien werden für jedes einzelne Grab hundert Quadratfuß bestimmt. Dieser Raum genügte aber schon für ein Familienbegräbniß; das eines Freigelassenen des Trajan, welcher Director des kaiserlichen Postbureaus in Rom war, hatte nicht mehr als $10^1/_4$ Fuß im Quadrat. Doch waren größere auch in der Zeit des Verbrennens nicht ungewöhnlich. Das Grabmal des N. Istacidius zu Pompeji z. B. hat einen Flächeninhalt von $15 \times 15 = 225$ Quadratfuß. Der Gemüsegärtenpächter Geminius Eutyches in Rom wollte das seine auf einer Fläche von 20 Fuß im Quadrat erbauen. Grabstätten von $25 \times 25 = 625$ Quadratfuß, von $25 \times 30 = 750$ Quadratfuß, von $26 \times 35 = 910$ Quadratfuß (die beiden letzteren in Ostia) waren offenbar nicht ungewöhnlich. Es gab deren aber auch, die einen Morgen (28000 Quadratfuß) umfaßten, und noch größere. Der Trimalchio des Petronius bestimmt seine Grabstätte, auf welcher sich außer dem Monumente Wein- und Obstpflanzungen, auch ein Wächterhäuschen befinden sollen, auf 20000 Quadratfuß. Als Preis des für das zu errichtende Grabmal gekauften Bodens werden einmal 10000 Sest. angegeben.

Von der Pracht so vieler Mausoleen, die an den Landstraßen Roms und der übrigen Städte Italiens aus der unabsehbaren Menge der geringeren Grabmäler in imposanter Masse und Höhe emporragten, stehen nur noch einzelne, wie die Grabthürme der Cäcilia Metella und des Plautius (an der Straße nach Tivoli), das Torre d'Orlando genannte Denkmal des Munatius Plancus bei Gaeta, und die Pyramide des Cestius. Die meisten sind spurlos oder bis auf mehr oder weniger

dürftige Trümmer verschwunden, und Martials Wort hat sich erfüllt, daß man seine Gedichte noch lesen werde, wenn Feigenbäume ihre Wurzeln in die hohen Marmordenkmäler des Licinus und Messalla treiben, ja wenn diese Massen zu Staub zerfallen sein würden. Daß auch an kleineren Orten Italiens der Aufwand für Grabdenkmäler verhältnißmäßig groß war, zeigen in Pompeji unter anderm die Ueberreste des einst sehr stattlichen Monuments der Mamia, eines tempelartigen Bauwerks mit Pilastern auf erhöhtem Unterbau. Das im Jahr 169 von dem oben erwähnten Seidenhändler in Gabii seiner Tochter errichtete Grabmal war laut der Inschrift ein Tempel mit der Bronzestatue der Verstorbenen als Venus und vier andern in Nischen aufgestellten Bronzestatuen, mit bronzenen Thüren, einem Bronzealtar und sonstigem Schmuck.

Auch in den Provinzen fehlt es nicht an bedeutenden, ja prachtvollen Denkmälern. Das Grabgebäude eines begüterten Mannes in Langres (wol aus der frühern Kaiserzeit) enthielt (nach dessen noch erhaltenen testamentarischen Bestimmungen) in einem vorspringenden Raum wahrscheinlich zwei Statuen des Verstorbenen, wol beide sitzend, aus bestem griechischen Marmor und bester Bronze zweiter Sorte. Vor dem Gebäude stand ein Altar „aus bestem carrarischen Marmor bestens gearbeitet", der Asche und Gebeine des Todten in sich schloß. Auf dem dazugehörigen Grundstück befand sich ein Teich und Obstgärten, welche ein Gärtner mit drei Lehrlingen in Ordnung zu halten hatte. Für die Instandhaltung des ganzen Complexes von Gebäuden waren (wie ohne Zweifel in der Regel) Bestimmungen getroffen.

Hier und da haben sich römische Grabdenkmäler auch in den Provinzen erhalten. Das 73 Fuß hohe, aus festem grauen Sandstein aufgeführte, reich ornamentierte und mit (ehemals polychromen) Bildwerken geschmückte der Secundinier zu Igel bei Trier gehört zu einer großen, in der Maas- und Moselgegend offenbar sehr beliebten Klasse von Denkmälern. Von vielen ähnlichen (sculptierten, mindestens 3 Meter hohen Obelisken, die auf der Vorderseite Porträts der Verstorbenen, auf den übrigen sehr realistische, ehemals bemalte Reliefdarstellungen aus ihrem Leben enthielten) sind Bruchstücke vorhanden, die theils aus Luxemburg, theils aus Arlon in Belgien stammen, besonders zahlreich aber durch Ausgrabungen in Neumagen (seit 1877/78) zu Tage gefördert worden sind. Die vom Volke für ein Grabmal des Pilatus gehaltene sogenannte Aiguille zu Vienne ist „eine hochragende auf einen Janusbogen gesetzte Pyramide, von gewaltigen Steinen aufgethürmt, ohne allen Schmuck". Das bis zur Spitze des Kegeldachs 17,90 M. hohe römische Mausoleum der Julier zu St. Remy (in der Nähe von Tarascon) ist in der Zeit des Uebergangs der Republik zur Monarchie einem Ehepaare von seinen drei Söhnen errichtet worden. Ein auf Stufen emporsteigender, mit malerisch bewegten Reliefdarstellungen der Thaten und des Ruhmes des verstorbenen Vaters geschmückter viereckiger Unterbau trägt eine ebenfalls viereckige, nach allen Seiten offene korinthische Bogenhalle, und diese wieder einen offenen Rundtempel von zehn

korinthischen Säulen mit einer kegelartigen Kuppel, welcher die Statuen der beiden Gatten enthielt. Der sogenannte Thurm der Scipionen bei Tarragona, ein großes freistehendes Denkmal rührt wol aus Augustischer oder wenig späterer Zeit her. In der ostjordanischen Landschaft stehn noch zahlreich die dort als römische Grabmonumente beliebten viereckigen Thürme, die zugleich als Taubenhäuser dienten. Das Denkmal des Präfecten der in Lambessa stationierten dritten Legion, Titus Flavius Maximus, ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinbau (eine in Africa übliche Form), im Ganzen 6—7 Meter hoch, wurde nach einer Erschütterung durch ein Erdbeben 1849 durch die dortige französische Garnison von Grund aus restauriert. Die in einer bleiernen Urne (welche bei der Berührung auseinander fiel) gefundene Asche des Todten ward in einer Umhüllung von Zink aufs Neue bestattet, und ein ganzes Bataillon erwies durch eine Salve den Manen des römischen Officiers die letzten militärischen Ehren. Das weit südlich von den Salzseeen gelegene, 1894 entdeckte Mausoleum eines Appulejus Maximus von El Amruni ist mit einer Darstellung des Abschiedes von Orpheus und Eurydice geschmückt. Heinrich Barth kam (1850) auf seinen Wanderungen von Tripoli in das Innere des Landes und auf der Reise nach Mursuk an zahlreichen, zum Theil sehr imposanten Ruinen römischer Grabdenkmäler vorüber, die in frühern Jahrhunderten Gegenstände der religiösen Verehrung der Berberstämme gewesen waren. Am nördlichsten Rande der Hammada (31—30° n. Br.) fand er deren zwei von etwa 48 und 25 Fuß Höhe, die „wie einsame Leuchthürme der Macht und Bildung aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene ragten", beide vortrefflich erhalten. Die Bauart ist bei beiden dieselbe: auf einer mehrstufigen Basis (welche die Grabkammer einschließt) erheben sich zwei vierseitige, mit korinthischen Eckſäulen geschmückte, reich mit Ornamenten und Sculpturen (darunter Porträts der Verstorbenen) ausgestattete Stockwerke, die von einer Pyramide gekrönt werden. Das südlichste dieser Monumente (ein vierseitiger einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefaßter Bau mit hohem Hauptgesimse, mit dreistufiger Basis) bei Altdjerma (Garama 26° 22′ n. Br.) beweist, daß die Römer längere Zeit die tripolitanische Wüstenstraße beherrscht haben.

Die Kosten der Grabdenkmäler, die oft testamentarisch bestimmt waren (wo dann zuweilen die Erben zu den ausgesetzten Summen freiwillig Zuschüsse machten), sind in einer Anzahl von Grabinschriften genau angegeben. Die Summen steigen von 200 bis 100 000 S. (43,5—21 750 Mark). Das Grabmal eines Decurionen des römischen Augsburg, welcher zu Epfach starb und bestattet wurde, kostete 6000 S. (1305 Mark); das des Legionspräfecten Flavius Maximus zu Lambessa das Doppelte. Die Grabmäler, deren Preise wir kennen, sind aber so gut wie sämmtlich für Soldaten und Officiere niederer Grade (höchstens Legionstribunen) in Algerien, und für Honoratioren der Städte Italiens und der Provinzen errichtete. Daß die Monumente der Großen Roms ganz andre Summen erforderten, zeigt schon der Preis desjenigen, das

Cato von Utica seinem Halbbruder zu Aenus in Thracien aus thasischem Mormor aufführen ließ, gegen 38000 Mark; doch in der Kaiserzeit wird auch diese Summe schwerlich für eine ungewöhnlich hohe gegolten haben. Ein einem Prätorianer aus seinem eignen Vermögen (frühestens unter Septimius Severus) von seinen Kameraden errichtetes Grabmal kostete sogar 200000 S. = 43500 Mark.

Das prachtvollste Mausoleum des gesammten römischen Alterthums war das Hadrians; und mag es auch alle übrigen soweit hinter sich zurückgelassen haben wie seine Villa bei Tivoli alle andern Villen, so gibt es immerhin einen hohen Begriff von der Pracht und Großartigkeit der Denkmäler, die in der Herrlichkeit dieses unvergleichlichen Baus gipfelte. Hadrian hatte ihn schon 6 Jahre vor seinem Tode begonnen, aber erst Antoninus Pius vollendete ihn im Jahre 139. Er konnte sich wol mit den Pyramiden Aegyptens messen und hat vielleicht selbst gewisse Details der innern Anlage derselben entlehnt. Der jetzt verschüttete quadratische Unterbau aus parischen, ohne Bindemittel zusammengefügten Marmorquadern überragte die Stadtmauer; jede seiner Seiten war nach Procopius eine Steinwurfsweite (104 Meter) lang. Der cylindrische Mittelbau von 73 Meter Durchmesser und Höhe (die Engelsburg) gibt nur von den kolossalen Dimensionen des Ganzen eine Vorstellung, über die architektonische Gestaltung und sonstige Ausstattung der höheren Theile ist nichts Gewisses bekannt. Eine Kolossalstatue Hadrians (vielleicht auf einem Viergespann) krönte dies Mausoleum, in welchem mit Ausnahme des Didius Julianus sämmtliche Kaiser und Mitglieder des Kaiserhauses von Hadrian bis auf Commodus bestattet worden sind. Die herrlichen, wol sämmtlich kolossalen Bildwerke „von Männern und Rossen", mit denen es ausgestattet war, standen entweder auf der Plattform des Unterbaus oder (nach der neuesten Reconstruction) über dem Hauptgesimse des cylindrischen Geschosses. Dieses plastischen Schmuckes wurde das Mausoleum ganz oder größtentheils schon im Jahre 537 beraubt. Als die Römer sich damals hier gegen die unter Witichis Rom belagernden Gothen vertheidigten, stürzten sie die Statuen auf die Köpfe der anstürmenden Feinde herab. Eine einzige derselben ist, wenn auch verstümmelt, noch vorhanden: der sogenannte Barberinische schlafende Faun, der beim Aufräumen des die Engelsburg umgebenden Grabens gefunden wurde und jetzt zu den Zierden der Glyptothek in München gehört. Im Uebrigen blieb das Denkmal bis zum Jahre 1379, wo es von den Römern zerstört wurde, im Ganzen wohlerhalten.

---

6. Der Sklavenluxus.

Die Anfänge des Sklavenluxus fallen mit dem Aufschwunge des Sklavenhandels in Folge der Eroberungen von Carthago und Korinth zusammen, die zugleich große Reichthümer und große Massen von Ge-

fangenen nach Rom führten. Die große Vermehrung des Sklavenbesitzes führte mit Nothwendigkeit zum Sklavenluxus: der Verkauf des Ueberschusses der Sklavenfamilien, die sich um so schneller vermehrten, je zahlreicher sie waren, und der Ertrag der Nutzungssklaven, deren Kaufpreise nicht hoch und deren Unterhaltung sehr wohlfeil war, gewährte zur Bestreituug dieses Luxus reichliche Mittel. Der Ertrag der Sklavenarbeit war ein sehr viel größerer als in neuern Zeiten, weil die Sklaven Geschäfte, Handwerke und Künste aller Art theils im Dienste und für Rechnung ihrer Herren betrieben, theils von ihnen an andre zu denselben Zwecken vortheilhaft vermiethet wurden: so daß in der That der größte Theil von dem, was im jetzigen Europa durch freie Arbeit geleistet wird, im römischen Alterthume von Sklaven gethan wurde. Die Sklaverei war es auch, die jenen in der modernen Welt undenkbaren Kunstluxus möglich machte, von dem später zu reden sein wird.

Der Sklavenluxus bestand theils in der Unterhaltung nutzloser Sklaven zu Luxuszwecken, theils (da sich der Luxus vorzugsweise auf die wohlfeilsten Waaren wirft) in der Verschwendung der Arbeitskraft, namentlich durch eine bis zum Uebermaß getriebene Arbeitstheilung, wobei auch die geringfügigsten Dienste durch besondere Sklaven versehen wurden. In dieser Beziehung glichen die römischen großen Haushaltungen denen aller Länder, in denen die Arbeitskraft fast werthlos ist, namentlich denen des frühern Rußland. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten manche Paläste in Moskau bis 1000 Bediente und darüber, die so schwach beschäftigt waren, daß einer vielleicht nur das Mittagstrinkwasser, ein anderer nur das Abendtrinkwasser zu holen hatte. Auch in Bukarest, wo man 1866 bei einer Bevölkerung von etwa 100 000 Seelen 30 000 Dienstleute zählte, wimmelten damals die Häuser von Domestiken. Jeder Diener hatte eine engbegrenzte Sphäre von Pflichten, und jede Bojarenfamilie von einigem Anspruch ihre Wäscherinnen, Bleicherinnen, Plätterinnen, ihre Badefrauen, Haarkräuslerinnen, Kammermädchen und Kinderwärterinnen, und ihren Schwarm von Lakaien, Köchen, Küchenjungen, Läufern, Kutschern, Pferdewärtern, Jägern u. s. w. In den Inschriften der gemeinsamen Begräbnißstätten von Sklaven und Freigelassenen großer römischer Kaiser kommen z. B. vor: Fackelträger, Laternenträger, Obersänftenträger, Begleiter auf der Straße, Verschließer der Kleider zum Ausgehn — die Besetzung dieser einen Abtheilung des Dienstes für die Ausgänge der Herrschaft gibt einen Begriff von der der übrigen. Die Verschwendung der Arbeitskraft wurde auch dadurch befördert, daß Manches, was jetzt durch Maschinen oder Instrumente geschieht, damals durch Menschen geleistet wurde: so hatte man statt der Uhren Sklaven, die stets die Tageszeit anzugeben wußten. Als Maßstab für die Zahl der Sklaven in großen Häusern mag es dienen, daß der Sänger Tigellius, unter August, der aus einem Extrem ins andre fiel, bald 200 bald 20 Sklaven hatte, und daß im Jahre 61 sich in dem Palast des Stadtpräfecten Pedanius Secundus (des höchstgestellten Mannes in Rom) 400 befanden.

Sodann suchte man so viel als möglich sich von persönlichen Anstrengungen und Bemühungen, auch geistigen, durch Uebertragung auf Sklaven zu befreien. „Bediene dich der Sklaven wie der Glieder deines Leibes, eines jeden zu einem andern Zwecke", hatte schon Demokrit gesagt; doch „das römische Haus war eine Maschine, in der dem Herrn auch die geistigen Kräfte seiner Sklaven und Freigelassenen zuwuchsen; ein Herr, der diese zu regieren verstand, arbeitete gleichsam mit unzähligen Geistern". Nicht nur dictierte man Secretären und Stenographen und ließ sich vorlesen, man hatte auch wahrscheinlich sehr häufig „Studiensklaven", die für ihren Herrn lasen, Notizen, Auszüge, Vorarbeiten und Untersuchungen aller Art machten. Bezeugt ist dies allerdings nur von den Kaisern, doch bei dem großen Werthe, der auf litterarische Bildung und Beschäftigung gelegt wurde, darf man annehmen, daß diese Abtheilung in den Sklavenfamilien vornehmer Haushaltungen gewöhnlich nicht fehlte. Nur so läßt sich z. B. die gewaltige schriftstellerische Thätigkeit des ältern Plinius bei einem durch geschäftsvolle Aemter scheinbar ganz ausgefüllten Leben begreifen, und namentlich zu seiner Naturgeschichte sind die massenhaften und vielartigen Vorarbeiten gewiß größtentheils, wo nicht durchweg von Sklaven und Freigelassenen gemacht worden. Und wenn Quintilian sagt, daß Seneca von Denen, die in seinem Auftrage Untersuchungen anstellten, öfter durch falsche Angaben betrogen worden sei, so ist auch hier gewiß an Sklaven und Freigelassene zu denken.

Das Streben, so wenig als möglich selbst zu thun, ja zu denken, wurde bis zur Lächerlichkeit übertrieben. Man wälzte nicht bloß die Mühe des Behaltens der Namen von Clienten und Anhängern auf das Gedächtniß der Nomenclatoren ab („wir grüßen mit fremdem Gedächtniß" sagt Plinius): es gab auch Leute, die sich von Sklaven erinnern ließen, um welche Zeit sie ins Bad, wann zur Tafel gehn sollten. Sie sind, sagt Seneca, so völlig erschlafft, daß es sie zu viel Anstrengung kostet, sich bewußt zu werden, ob sie Hunger haben. Einer von diesen Weichlingen hatte, als er aus dem Bade gehoben und in einen Ruhesessel niedergelassen worden war, gefragt: Sitze ich schon? Hundert Jahre später berichtet Lucian mit Erstaunen und Widerwillen, daß es bei den Vornehmen in Rom Sitte war, sich auf der Straße von vorausgehenden Sklaven benachrichtigen zu lassen, wenn irgend eine Unebenheit oder ein Anstoß zu vermeiden war, wenn der Weg eine Anhöhe hinauf oder einen Abhang hinabführte: „sie lassen sich erinnern, daß sie gehn, und wie Blinde behandeln". Die ihnen Nahenden mußten zufrieden sein, wenn sie stumm angeblickt und statt von dem Herrn von Jemandem aus dem Gefolge angeredet wurden. So konnte man auf den Gedanken kommen, selbst den Mangel eigner Bildung durch die Bildung von Sklaven zu ersetzen. Seneca erzählt, daß ein reicher Mann, den er noch gekannt hatte, Calvisius Sabinus, für unterrichtet zu gelten wünschte, obwol er ganz ungebildet und ohne Gedächtniß war. Er ließ nun einen seiner Sklaven den ganzen Homer auswendig lernen, einen andern den Hesiod, andre die neun lyrischen Dichter: diese Sklaven

mußten bei seinen Gastmählern hinter ihm stehn und ihm Verse angeben, die er in der Unterhaltung passend anbringen konnte. Jeder kam ihm auf 100000 S. zu stehn: „ebenso viele Bücherkisten", sagte einer seiner Parasiten, „würden dich weniger gekostet haben". Derselbe Spötter forderte ihn auf zu ringen, obwol er im höchsten Grade krank und hinfällig war. Wie ist das möglich? fragte Jener, ich lebe ja kaum! Sage das nicht! war die Antwort. Vergißt du denn, daß du so viele riesenstarke Sklaven hast?

Die eigentlichen Luxussklaven wurden besonders bei großen Gastmählern zur Schau gestellt, wo sie nicht nur die Gäste bedienen, sondern ihnen auch zur Augenweide und Unterhaltung dienen sollten. Sie waren nach Farbe, Race und Alter in Schaaren abgetheilt, in welchen keiner durch einen stärkern Flaum am Kinn, durch krauseres oder gelockteres Haar von den übrigen abstechen durfte. Schöne Knaben, „die Blüthe Kleinasiens", mit 100000 oder gar 200000 S. bezahlt, dienten als Mundschenken; man liebte es, an ihren Haaren die Hände abzutrocknen. Dagegen wurden Knaben aus Alexandrien verschrieben, weil die Bewohner dieser Stadt durch schlagfertigen und beißenden Witz berühmt waren: zu boshaften Antworten förmlich abgerichtet, hatten sie das Recht, ihren Spott voll frühreifer Verdorbenheit nicht bloß gegen den Hausherrn, sondern auch gegen seine Gäste zu richten. Frauen ließen kleine Kinder nackt um sich spielen und sich durch ihr unschuldiges Geschwätz unterhalten. Doch wurden auch, wie an den Höfen früherer Jahrhunderte, Zwerge, Riesen und Riesinnen, „echte" Cretins, angebliche Hermaphroditen und andre Abnormitäten und Mißgeburten gehalten und vorgeführt; es gab selbst in Rom einen „Markt der Naturwunder", auf dem „wadenlose, kurzarmige, dreiäugige, spitzköpfige" Menschen zu kaufen waren; die Zwerggestalt wurde durch künstliche Vorrichtungen hervorgebracht, und zahlreiche groteske Bronzefigürchen aus jener Zeit, welche die verschiedensten Verkrüppelungen und Verkrümmungen darstellen, bezeugen die Verbreitung einer so scheußlichen Liebhaberei.*)

Schluß.

Was uns an dem römischen Sklavenluxus hauptsächlich empört, ist nicht das Uebermaß der Verschwendung und Ueppigkeit, sondern die frevelnde Nichtachtung der Menschenwürde: also nicht eine der Seiten des damaligen Luxus, sondern eine der jederzeit und überall eintretenden Folgen der Sklaverei. Mit Ausnahme des Sklavenluxus, für den die

*) Über andre Arten des römischen Luxus sind wir zu wenig unterrichtet, um Vergleiche zwischen Alterthum und Neuzeit anstellen zu können, z. B. über den Luxus des Sports, namentlich der Jagd und der Rennen. Nach einer 1892 angestellten Berechnung erforderten die Kosten für Parforcejagden in ganz Großbritannien einen jährlichen Aufwand von 4½ Millionen Lstr. (90 Mill. Mark) ohne die Kosten für Wagen und deren Bespannung, Reisen usw.

jetzige Welt zum Glück wenig Analogieen mehr bietet, ergeben die Vergleichungen des antiken und modernen Luxus selten, daß der erstere den letztern überbot, öfter das Gegentheil. Dies Resultat kann nicht überraschen, wenn man erwägt, daß die zur Entwicklung des Luxus erforderlichen Bedingungen im Alterthum fast auf allen Gebieten in ungleich geringerm Grade vorhanden waren als in der Gegenwart.

Man vergißt nur zu leicht, nicht bloß wie klein die Welt der Alten im Vergleich zu der jetzigen, sondern auch um wie viel ärmer sie war, um wie viel weniger damals die Erde den Menschen bot. Das römische Reich hatte noch nicht zwei Drittheile des Flächeninhalts von Europa, und von der übrigen Welt war nur ein geringer Theil zugänglich. Die Länder des Ostens, wie überhaupt die barbarischen Länder, gaben an das römische Reich nur einen kleinen Theil ihrer kostbaren Erzeugnisse ab. In einem großen Theile seiner Provinzen hatte die Cultur erst begonnen, ihre Productionskraft war noch wenig entwickelt, und stand auch in den am höchsten cultivierten in vielen Beziehungen weit hinter der heutigen zurück. Die Ausbeutung der Natur für die Zwecke des Menschen, die künstliche Entwicklung und Steigerung ihrer Kräfte war trotz großer Fortschritte verhältnißmäßig noch unvollkommen. Die wichtigsten Erfindungen waren noch nicht gemacht, tausend Quellen zur Erhöhung des Lebensgenusses noch unentdeckt oder noch nicht erschlossen. Der Verkehr der Länder, der gegenseitige Austausch ihres Ueberflusses, trotz der kolossalen mit Recht bewunderten Anstrengungen des Römerthums für diese Zwecke, kam doch nicht entfernt dem heutigen gleich, und Handel und Industrie waren in vielen Beziehungen noch in der Kindheit. Dieselben Genüsse zu schaffen, mit Ausnahme derer, welche die Natur mit reicher Hand spendete — erforderte darum damals fast überall größere Mittel, größere Anstrengungen und Anstalten als heute.

Die relative Kleinheit und Armuth der römischen Welt bewirkte mit Nothwendigkeit, daß der Maßstab der Alten für eine große Anzahl von Erscheinungen ein andrer, geringerer war als der unsre: was ihnen kolossal, enorm erschien, ist es nicht immer auch für uns. Selbst die Riesenstadt Rom, die Hauptstadt der Welt, erreichte an Größe vielleicht niemals das heutige Paris, und stand weit hinter dem heutigen London zurück, von dessen Bevölkerung sie schwerlich selbst in ihrer glänzendsten Zeit auch nur ein Drittel gehabt hat. Daß aber der Luxus Roms den Zeitgenossen größer erschien als er der heutigen Welt erscheinen würde, dazu trug außer der Verschiedenheit des Maßstabes und außer jener durch die größere Naturgemäßheit des antiken Lebens bedingten Verschiedenheit der Auffassung noch der Umstand bei, daß, wie es scheint, der höchste Grad des Luxus viel ausschließlicher auf Rom beschränkt war, als er es jetzt auf die größten und reichsten Städte ist. Je mehr der Luxus Roms in der damaligen Welt im vollen Sinne des Worts beispiellos war, um so eher konnte er auch unermeßlich und ungeheuer erscheinen. Sehr richtig sagt Höck, daß „der Luxus des Alterthums sich in sehr viel engern Grenzen, sowol der bürgerlichen Gesellschaft als auch der Verbrauchsgegenstände hielt, und mit dem in unsern

Tagen, wo eine Menge ausländischer Nahrungs- und Kleidungsgegenstände in die armseligste Hütte eingedrungen ist und den Charakter des Unentbehrlichen angenommen hat, in keine Vergleichung zu stellen ist".

Wenn die bisherige Betrachtung ergeben hat, daß der römische Luxus nicht so maßlos und fabelhaft war als er nach den Aeußerungen der Alten erscheinen muß, so wird sie auch gezeigt haben, in wiefern die Ansicht Roschers der Einschränkung bedarf, daß Rom in der Kaiserzeit das großartigste Beispiel des unklugen und unsittlichen Luxus bietet, wie er bei verfallenden Nationen einzutreten pflegt. Es kann dies um so weniger unbedingt zugestanden werden, da ein großer Theil der Erscheinungen, die Roscher als charakteristisch für den gesunden Luxus reifer und blühender Nationen hervorhebt, auch in der damaligen Cultur hervortreten. Er bezeichnet als solche namentlich: die Rückkehr zur verlassenen Natürlichkeit, die Verbindung des Luxus mit Sparsamkeit, einen hohen Grad des Luxus der Reinlichkeit, die Liebe zur freien Natur. Die Erfüllung des ganzen Lebens und aller Klassen des Volks von diesem Luxus zeigt sich namentlich darin, daß gewisse feinere, zum Leben entbehrliche Waaren Gegenstände der Volksconsumtion werden. Eine solche Art des Luxus ist nur da möglich, wo keine allzu schroffe Ungleichheit des Vermögens im Volke stattfindet. Der Luxus des Staats richtet sich in Perioden höchster Cultur vornehmlich auf solche Dinge, welche vom ganzen Volke genossen werden können.

Die Dürftigkeit unsrer Nachrichten läßt freilich nur sehr unvollkommen erkennen, in wiefern diese Erscheinungen der römischen Cultur in der frühern Kaiserzeit eigenthümlich waren. Die verhältnißmäßig große Natürlichkeit der Kleidertracht ist schon erwähnt; der gleichheitliche Charakter tritt hier noch weit mehr hervor als selbst in unsrer jetzigen Tracht, wie vortheilhaft diese sich auch gerade dadurch vor der Tracht früherer Jahrhunderte auszeichnet. Doch freilich fand im römischen Alterthume keine Rückkehr zu einer verlassenen Natürlichkeit statt: sondern erstens blieb das antike Leben selbst in Zeiten der Entartung der Natur vielfach näher als das moderne, sodann trat hier wie in so vielen andern Beziehungen das Kaiserreich nur die Erbschaft der Republik an, deren durch ein halbes Jahrtausend in Kraft gewesene Sitten wenigstens während der ersten Jahrhunderte der Monarchie noch ihre Nachwirkung übten. Man brauchte eben nur einen Zustand festzuhalten, zu dem die neuere Zeit erst auf weiten Umwegen gelangt ist. Dasselbe auch dem Armen erschwingliche Kleidungsstück, die Toga, blieb die Feiertracht aller Bürger, vom Kaiser bis zum ärmsten Tribulen. Vielleicht war dieser fortdauernde Hang zur Gleichheitlichkeit der Grund, daß der Gedanke des Alexander Severus, den Beamten und Würdenträgern auszeichnende Trachten zu geben, nicht zur Ausführung kam. Eine „Kutschenaristokratie" kann es erst seit dem 3. Jahrhundert gegeben haben; vorher konnte in antiken Städten davon um so weniger die Rede sein, als man dort während der ersten Jahrhunderte nicht einmal reiten, geschweige denn fahren durfte. Trottoirs anzulegen wurden die römischen Städte durch Cäsars Stadtrecht verpflichtet und sind dieser Verpflichtung

auch nachgekommen: „hierin wie in allen Dingen die Wege- und Straßenbau betreffen, steht die Neuzeit durchaus auf den Schultern der Römer.“ Wenn Roscher ferner auch die Verdrängung der französischen Gärten durch die englischen als Symptom der Rückkehr zur Natürlichkeit anführt, so ist zu bemerken, daß die unter August aufgekommene Mode der geschornen Hecken (und ohne Zweifel auch der übrigen architektonischen Gartenanlagen) nicht sowol mit dem damaligen Luxus zusammenhängt, als vielmehr ihren Grund in einer Richtung des Naturgefühls hat, die dem Süden vorzugsweise eigen ist.

In wiefern der römische Luxus mit Sparsamkeit verbunden war, läßt sich nur in einigen Punkten beurtheilen. Daß in Rom, wo es soviel „glänzende Armuth“, soviel Scheinwesen aller Art gab, die Industrie thätig war, „wohlfeile Ersatzmittel für kostbare Prunkgegenstände“ zu schaffen, ist an und für sich wahrscheinlich; so hatte der Luxus mit Tischen aus kostbarem Holze schon in der ersten Kaiserzeit zur Anwendung des Fournierens geführt. Am massenhaftesten ist der Gebrauch wohlfeiler Ersatzmittel in der künstlerischen Decoration sowol der Wohnungen als der öffentlichen Gebäude gewesen, wie ihn vor allem die Mittelstadt Pompeji zeigt: wo Stuck, Thon, Terracotta, Gyps und Glas den Marmor und das Elfenbein, Bronze die edlen Metalle, lebhafter Anstrich das bunte Gestein, Copieen die Originale ersetzen, und der Schein einer heitern Pracht überall mit verhältnißmäßig sehr geringem Aufwande hervorgebracht ist. Wie das Kunstbedürfniß, das damals in einem, neuern Zeiten kaum begreiflichen Umfange verbreitet war, Befriedigung verlangte und fand, daran kann hier nur im Vorübergehn erinnert werden: diese edelste Seite des römischen Luxus muß einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben.

Am großartigsten entwickelt war der Luxus der Reinlichkeit. Die in römischen Städten so überaus häufigen (zum Theil so imposanten) Ueberbleibsel und Spuren von Wasserleitungen sind beschämend für die moderne, erst so spät zur vollen Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Anstalten gekommene Welt. Ihre Allgemeinheit in allen Theilen des römischen Reichs, so wie ihre Vortrefflichkeit kann hier nur durch Beispiele veranschaulicht werden. „Pompeji war eine wasserreiche Stadt; in allen nicht ganz geringen Häusern sprang das Wasser, zum Theil in größtem Ueberfluß; z. B. nicht weniger als 16 Strahlen im Hause der Vettier. Große Massen absorbierten die öffentlichen Bäder.“ In einer Anzahl andrer Städte Italiens bezeugen theils Bogenreihen, theils Inschriften (die als Erbauer öffentlicher Aquäducte Kaiser, Patrone, Magistrate, Privatpersonen, auch die Gemeinden selbst nennen), theils Röhren mit städtischen Stempeln das Vorhandensein von Leitungen (dies letztere in Triest, Bevagna, Circello, Pozzuoli, Canosa di Puglia u. a.), deren nicht für städtische Zwecke erforderliches Wasser zum Besten der Stadtkasse verwerthet wurde. Zu dieser Einnahme der Städte „steuerten außer den reichern Hausbesitzern, die sich das Wasser ins Haus leiten ließen, und den Grundbesitzern, welche (soweit dies überhaupt aus dem Aquäduct zulässig war) ihre Felder vermittelst desselben

bewässerten, hauptsächlich die Handwerker, welche des Wassers zu ihrem Gewerbe bedurften, besonders die Walker; dann aber auch Diejenigen, welche auf ihre Kosten Bäder (sei es für den Privatgebrauch, sei es aus Munificenz für die Aermern) anlegten".

Auch in den Provinzen war die Beschaffung guten und reichlichen Wassers überall eine Hauptsorge der Communen. Libanius rühmt von seiner Vaterstadt Antiochia, daß sie alle andern Städte durch die Fülle und Trefflichkeit ihres Wassers übertreffe. Die (achtzehn) Stadtbezirke suchten einander durch die Vorzüglichkeit ihrer Badeanstalten zu überbieten. „Soviel der Wohnhäuser, soviel sind auch der fließenden Wasser, ja sogar in den einzelnen Häusern oft mehrere, und auch die Mehrzahl der Werkstätten hat den gleichen Vorzug." „Bei uns fließen die öffentlichen Brunnen zur Zierde, da jeder innerhalb der Thüren sein Wasser hat. Und es ist dies Wasser so klar, daß der Eimer leer scheint, und so anmuthend, daß es zum Trinken einladet." In der Quantität des zugeführten Wassers, das gibt Libanius indirect zu, war anderwärts ebenso Bedeutendes geleistet worden, und von Smyrna z. B. wissen wir, daß dort jedes Haus seine eigne Leitung und manche mehr als eine hatten. In den Städten Pamphyliens und Pisidiens waren im 2. Jahrhundert n. Chr. Nymphäen besonders beliebt, eine Art von „Wasserschlössern", wo aus zahlreichen Mündungen reich verzierter Façadenbauten Ströme sich in geräumige Bassins ergossen; das besterhaltene ist das (dem Septizonium des Severus in Rom sehr ähnliche) Nymphäum von Side, wo das Wasser aus drei Nischen einer prächtigen, säulengeschmückten Marmorwand in neun Strömen in ein 4—500 Quadratmeter großes Becken fiel. In Alexandrien mußte in Cäsars Zeit, wo das den Privathäusern zugeführte Nilwasser dort einen Klärungsprozeß durchmachte, die Masse des Volks sich seiner in ungereinigtem Zustande bedienen, in dem es gesundheitsschädlich war; doch wird später für eine Versorgung der ganzen Bevölkerung mit gereinigtem Wasser gesorgt worden sein.

Auch in den africanischen Provinzen haben, soweit die bisherigen Forschungen urtheilen lassen, selbst kleine Orte die dort doppelt segensreiche Wohlthat der Versorgung mit gutem Wasser nirgend entbehrt. Verecunda erhielt seine Wasserleitung durch Antoninus Pius, in Lambäsis wurden Aquäducte durch Diocletian und Maximian hergestellt. Eine 25 Millien (5 g. Meilen) lange Leitung hatte dort 276 die dritte Legion ausgeführt. Einer ihrer Ingenieure war 152 nach Saldä (Bougie) gesandt worden, um einen Tunnel für eine dahin zu führende, schon 147—149 begonnene Wasserleitung zu bohren, der den dortigen Technikern nicht gelungen war. Die Stadt Thysdrus hatte ein vom Kaiser zur Leitung ihrer Verwaltung eingesetzter Commissar mit genügendem Wasser versehen, es durch die Straßen in die Bassins geleitet und unter gewissen Bedingungen auch den einzelnen Häusern gewährt. In Groß-Leptis, wo man das gute und schmackhafte Wasser des Flüßchens, an dem die Stadt liegt, in einem verdeckten Canal hätte leiten können, zog man es vor, reines Bergwasser hoch über der Erde in die Stadt zu führen, und leitete außerdem noch das Wasser des Cinyps herbei; von

beiden Leitungen sind bedeutende Reste vorhanden. Die Lage der südlichsten römischen Stadt in dem noch wenig erforschten Mauretanien, Sala (Rebat-Saleh, 34° n. B. am atlantischen Meere) ist durch die Ruine eines Aquäducts bezeichnet. Bogenreihen von solchen, zum Theil sehr großartige, stehen noch bei Cäsarea (Scherschell) Constantine und anderwärts. In dem Nymphäum von Bulla regia fiel das Wasser der mitten in der Stadt entspringenden Quelle über mehrere Terrassen in ein Bassin, um von hier aus weiter geleitet zu werden. Die Ruinen der riesenhaften Wasserleitung von Carthago begleiten den Reisenden in einer geraden Entfernung von acht g. Meilen, die aber durch deren Windungen mindestens verdoppelt wird. Zahlreich haben sich Systeme von Behältern und Cisternen erhalten, die zum Theil noch benutzt werden.

Nicht anders war es in den westlichen und nördlichen Provinzen. Die Wasserleitung von Segovia: „frisch erhalten, wie sie aus der Hand des Meisters hervorgegangen, erhebt sich leicht und schlank, in den edelsten Verhältnissen, und doch fest und unerschütterlich über der schmutzigen Stadt, und tränkt noch nach zwei Jahrtausenden die späten Abkömmlinge mit erquicklichem Wasser" (J. G. Rist 1804). Ausonius kann nicht Worte genug finden, um in Burdigala die marmorüberdachte herrlich klare Quelle Divona zu preisen, „die stürmisch mit dem bis zum Rande sie füllenden Strome durch zwölf Oeffnungen hervorbricht, nie erschöpft durch des Volkes vielfältige Nutzung"; im Jahre 1855 hatte Bordeaux keine stattliche Fontaine. Der großartige, in einer wilden, einsamen Thalschlucht den Gardon in drei Stockwerken von Arcaden überbrückende Pont du Gard ist ein Rest der Wasserleitung, die das treffliche Wasser der Quellen Airan und Eure 9 Lieues weit nach Nimes führte. Ein Gelehrter in Lyon macht (1854) bei Gelegenheit der von ihm herausgegebenen Inschriften der dortigen alten Röhren die bittere Bemerkung, ‚daß unsere Zeit, so stolz auf den Fortschritt der Mechanik und im Besitz ganz anderer Mittel als die Alten hatten, z. B. der Dampfkraft, selbst für große Städte in dieser Hinsicht bei weitem nicht das leistet, was die Römer selbst für die kleinsten Orte unter den erheblichsten Schwierigkeiten geleistet haben. Das alte Lyon lag auf einer Höhe, und war reichlich versorgt mit reinem und gesundem Quellwasser; das neue Lyon liegt in der Ebene, zwischen zwei Flüssen, die es überschwemmen, ohne ihm Trinkwasser zu gewähren, und muß sich mit stinkendem Wasser, unreinen Gräben und ungesunder Luft begnügen". Die römische Leitung ging von den Wassern des Mont Pila aus und nahm dann die des Gien Jaunon und Furand auf; sie überschritt die Thäler, zum Theil Abgründe von 200—300 Fuß auf 14 hohen Brückenbauten und durchlief eine Strecke von 15 Lieues. Die Leitungen von Trier, Metz, Mainz, Cöln und manche andre führten den Städten meist kalthaltiges, für die Römer an seiner schönen (der der Alpenseen gleichen) blaugrünen Farbe erkennbares Wasser zu, das Risse und andre kleine Schäden durch den Kalksinter, den es absetzte, bald selbst ausbesserte. Die Leitung von Cöln schöpft ihr treffliches Wasser in der Eifel 52 Kilo-

meter von der Stadt und führt es ihr in einem 70 (nach einer andern Angabe 88) Kilometer langen meist unterirdischen Canale zu. Als man unlängst bei Remagen zwei Wasserläufe zur Leitung faßte, ahnte man nicht, daß dies schon von den Römern genau an derselben Stelle geschehen war, und bewunderte nun ebenso sehr die geniale Einfachheit ihres Verfahrens wie die Sorgsamkeit der technischen Ausführung. In Rom wie an manchen andern Orten, hat sich an die Reste der Aquäducte die Sage geheftet, daß sie zur Leitung von Wein bestimmt gewesen seien: sie findet sich in Avenches und in Cöln. Diese Sage, charakteristisch für die Vorstellung von der Größe und Herrlichkeit der untergegangenen römischen Cultur, zeigt doch zugleich auch, wie ganz das Verständniß für die wirklichen Zwecke solcher Bauten spätern Zeiten verloren gegangen war.

Die Wasserleitungen versorgten, wie gesagt, die in Italien schon seit alter Zeit allgemeinen, später wol nirgend fehlenden öffentlichen und Privatbäder. In Italien gab es selbst dorfartige Orte, die mehr als eine für Geld zu benutzende Badeanstalt hatten; und vielleicht für keinen Zweck sind in den Inschriften der Städte Italiens so wie sämmtlicher Provinzen, Stiftungen und Vermächtnisse häufiger bezeugt als für Erbauung, Erhaltung, Ausstattung und unentgeltliche Freigebung öffentlicher warmer und kalter Bäder für Männer und Frauen, zuweilen sogar für Sklaven und Sklavinnen. Auch in den Provinzen erkannten selbst die kleinsten Communen es als Pflicht, ihren Angehörigen wohlfeile und gute Bäder zur Verfügung zu stellen. Nach der kürzlich entdeckten Gemeindeordnung eines Bergmannsdorfs im südlichen Portugal mußte der Pächter des dortigen öffentlichen Bades dasselbe von Tagesanbruch bis zur ersten Nachmittagsstunde für Männer, von da ab bis zur zweiten Nachtstunde für Frauen geöffnet halten; die erstern hatten ein Eintrittsgeld von etwa 3, die letztern von etwa 6 Pf. zu zahlen (das Doppelte der in Rom üblichen Sätze); frisches fließendes Wasser mußte in den kalten und warmen Bassins Vor- und Nachmittags vorhanden sein, und bis zu einer bestimmten Höhenmarke reichen; die Kessel mußten monatlich gereinigt und frisch mit Fett eingerieben werden. Die Sitte des täglichen Bades war nach Galen selbst für Landbewohner allgemein geworden: hierin erkennt er in sofern mit Recht eine Verweichlichung, als die Entbehrung sehr schwer ertragen wurde, während Seneca, seinem Standpunkte getreu, auch in der Zunahme der Reinlichkeit ein Symptom des Sittenverfalls erblickt, da man doch in der guten alten Zeit nur Arme und Beine täglich wusch, ein Bad aber nur am achten Tage nahm. Der Gebrauch der Seebäder, der sich bei uns so spät und mühsam durchgekämpft hat (das älteste deutsche Seebad Doberan ist erst 1793 eröffet), war wol an allen Küsten des Mittelmeers verbreitet, wie es von denen Italiens, Griechenlands und Aegyptens ausdrücklich bezeugt ist.

Daß auch auf den Naturgenuß — so weit das römische Alterthum dafür empfänglich war — sich keine Zeit besser verstanden hat als die damalige, und daß es mindestens schon im letzten Jahrhundert der

Republik „für die höhern Stände eine fast ausnahmslose Sitte geworden war, die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen", ist bereits ausgeführt worden. Schon damals konnten die Reichen und Vornehmen in der Regel aus verschiedenen Naturscenen und Klimaten für jede Jahreszeit das zusagendste wählen, aber auch in der Stadt war ein großer Garten der geschätzteste Theil eines Palastes und verdoppelte dessen Werth. Die Fenster der Speisesäle sollten eine Aussicht ins Grüne gewähren. Selbst auf flachen Dächern und Balkonen blühten Sträucher und Blumen, und mag auch dieser Luxus in einzelnen Fällen übertrieben worden sein, so darf man doch die hyperbolischen Schilderungen der beiden Seneca gewiß nicht buchstäblich nehmen. Auch an den Fenstern bescheidener Wohnungen sah man Blumen und Grünes; übrigens fehlte es Rom auch nicht an großen Gärten und Parken, diesen „Lungen der großen Städte", von denen ein Theil dem Volke offen stand. Und wenn zwei Communalbeamte von Signia (Segni) der Stadt einen Platz mit Gartenanlagen schenkten, so wird eine derartige Fürsorge für Gesundheit und Behagen der Stadtbewohner nicht vereinzelt gewesen sein.

Ueber die Verbreitung des Luxus in den untern und mittlern Schichten der Gesellschaft haben wir nur sehr spärliche Nachrichten, und diese beziehen sich fast ausschließlich auf Italien. Ihrem glücklichen Klima verdankten die Mittelmeerländer, daß das feinste Brodkorn, dessen Genuß im Norden erst nach großen Fortschritten der Cultur und des Wohlstandes allgemein geworden ist, seit alter Zeit die Volksnahrung bildete. Von Wein, Oel und Weizenmehl lebten in Italien selbst die Sklaven schon in Catos Zeit, und wie die römische Cultur den Wein in den Bierländern verbreitete, ist oben gezeigt worden. Die Ungleichheit des Vermögens war allerdings, zwar nicht so groß als in der gegenwärtigen Welt, doch immer noch groß genug. Aber erstens ist im Süden Armuth nicht nothwendig auch Elend. Sodann trug die Nachwirkung republikanischer Sitten in hohem Maße dazu bei, den Abstand zwischen Reichthum und Armuth auszugleichen.

Von den Reichen und Großen wurde immer noch erwartet, daß sie ihren Ueberfluß nicht bloß zur Unterstützung der Armuth verwenden würden, — was ja namentlich durch das so umfassend organisierte Institut der Clientel auch im hohen Grade geleistet wurde, — sondern auch, daß sie die Armen an ihren Genüssen in reichem Maße theilnehmen lassen, ihnen Vortheile und Vergnügungen aller Art gewähren würden, von denen sie in der modernen Welt meist ausgeschlossen sind. Die Menge, sagt Plutarch, haßt mehr den Reichen, der von seinem Vermögen nicht mittheilt, als den Armen, der öffentliche Gelder stiehlt; dies entschuldigen sie mit der Noth, in jenem erblicken sie eine hochmüthige Verachtung des Volkes. Und nach Lucian übten die Armen sogar oft eine Tyrannenherrschaft über die Reichen aus: diese mußten für jene Bäder bauen, Wettkämpfe und andere Schauspiele veranstalten, sie durch Geldvertheilungen günstig stimmen, und lebten doch immer in Angst und Schrecken vor der Unzufriedenheit ihrer Mitbürger. In

wie großartiger Weise die Wohlhabenden überall im römischen Reiche durch Anlagen und Bauten für den Nutzen und die Annehmlichkeiten der Gemeinden sorgten, wird später ausgeführt werden: und diese Leistungen kamen zum Theil (wie namentlich die Bäder) ganz besonders den Armen zu Gute. „Bauen und schenken" ziemte nach der damaligen Ansicht dem reichen Manne vor allem. Wie auf dem Gebiete der öffentlichen Anstalten und Bauten, so ging auch in der Sorge für die Ernährung des ärmern Theils der Bevölkerung die Freigebigkeit der Wohlhabenden mit den Maßregeln der Communalbehörden Hand in Hand. Stiftungen, Schenkungen und Vermächtnisse zu Ankäufen von Oel und Mehl behufs unentgeltlicher Vertheilung oder Lieferung zu Durchschnittspreisen waren häufig; auch Stiftungen, durch welche arme Eltern in den Stand gesetzt werden sollten, ihre Kinder bis zum erwerbsfähigen Alter zu erziehen, keineswegs ungewöhnlich; unter den uns bekannten gehört eine schon der Zeit Augusts an. Ferner gab es deren für das hülflose Greisenalter. Begräbnißplätze für Arme wurden nicht bloß von den Gemeinden, sondern auch von Einzelnen angelegt. Endlich wurden die Communen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens durch den Gemeinsinn reicher Bürger unterstützt. Um das Jahr 100 n. Chr. gab es in Como noch keine Lehrer für die höchste Stufe des Unterrichts, die Beredsamkeit, und die jungen Leute, die sich darin ausbilden wollten, mußten in dem freilich sehr nahen Mailand studieren. Der jüngere Plinius zeichnete, obwol kinderlos, den dritten Theil der für die Besoldung eines Lehrers erforderlichen Summe; und da er der Stadt auch eine Bibliothek von bedeutendem Werthe schenkte, und ein Kapital zur Erhaltung und Vermehrung derselben hinzufügte, dürfen wir annehmen, daß die Freigebigkeit der Municipalpatrioten nicht selten auch für die Lehrmittel sorgte.

Freilich wurde aber noch mehr als auf diese edlen Zwecke auf öffentliche Vergnügungen und Feste verwandt, nicht bloß von den Communen, sondern namentlich von Reichen, welche sich die Gunst ihrer Mitbürger zu erwerben wünschten. Von diesen forderte überdies die Sitte, daß sie auch bei ihren Privatfesten einen großen Theil der Gemeinde zuzogen. Feierte ein reicher Mann seinen Geburtstag, ließ er seinen Sohn mit der Männertoga bekleiden, richtete er die Hochzeit einer Tochter aus, trat er ein städtisches Amt an, weihte er einen auf eigene Kosten erbauten öffentlichen Bau ein: in allen solchen Fällen mußte er in der Regel den Gemeinderath, oft auch noch einen großen Theil der Bürgerschaft, im Ganzen viele hundert, ja tausend Personen und darüber zu Gast laden, oder ihnen statt der Bewirthung eine Gabe in Geld verabreichen. Die öffentlichen Lustbarkeiten waren hauptsächlich Bewirthungen der ganzen Gemeinde, für deren jährliche Wiederholung auch nach ihrem Tode reiche Leute zuweilen durch Stiftungen und Vermächtnisse sorgten, und Schauspiele, unter denen die des Amphitheaters, d. h. Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe die beliebtesten waren. Ohne Zweifel wurden die Wohlhabenden durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die keineswegs blöde geäußerten Volkswünsche zur Ver-

anstaltung solcher Feste oft geradezu gezwungen. In der Stadt am Golf von Neapel, in welcher ein Theil des Petronischen Romans spielt, erwartet man von einem der Honoratioren eine Bewirthung und Geldvertheilung, von einem andern ein dreitägiges Gladiatorenspiel; da er von seinem Vater 30 Millionen S. geerbt habe, könne er sehr wohl 400 000 S. (87 000 Mark) draufgehn lassen: dann werde er auch ewig mit Ruhm genannt werden.

Schließlich mögen aus der sehr großen Zahl von Inschriften aller Provinzen, in denen die Schenkungen von Bürgern an ihre Städte namhaft gemacht sind, beispielsweise drei angeführt werden, um zu zeigen, welche Summen auch in Städten zweiten Ranges die Reichen für den Nutzen und das Vergnügen der Gemeinden opferten. In Philadelphia in Lydien gab von zwei Bürgern, welche die höchsten Aemter und Priesterthümer bekleideten, der eine (außer einem ungenannten Beitrag an die Stadtkasse) beim Antritt der Aedilität 10 000 Denar; für ein „Kochen von 15 Tagen" (vermuthlich eine Volksküche) 5000, zur Errichtung der Vorhalle der Basilika 50 000, im Ganzen 65 000 Denar (über 56 000 Mark); der andre (außer mehreren nicht namhaft gemachten Schenkungen und Leistungen für sich und seine Söhne und der Veranstaltung einer Thierhetze) zum Ankauf von Getreide in verschiedenen Zahlungen 610 000 Denar, zur Erbauung eines Dachs des Theaters 10 000, den sieben Zünften der Stadt zur Errichtung je einer Statue 7000, im Ganzen 627 000 Denar (etwa 546 000 Mark). In einer Stadt Pamphyliens (Sillyon oder Aspendos) spendete eine Familie (außer Geld- und Getreidevertheilungen an 8 Gruppen der Stadtbewohner) zur Auferziehung von Kindern 300 000 Denar (251 000 Mark). Und so bezeugen hunderte von municipalen Inschriften, daß in allen Städten des Reichs die ganze Einwohnerschaft von dem Vermögen der Reichen einen erheblichen Theil mitgenoß, und daß diese viel mehr davon für die Gemeinde freiwillig opferten, als es bei der höchsten Einkommensteuer der Fall gewesen wäre.

Auch der Luxus des Staats und der Regierungen war in hohem Grade „auf solche Dinge gerichtet, welche vom ganzen Volke mitgenossen werden konnten". Auch die zum allgemeinen Gebrauche bestimmten kaiserlichen Prachtbauten Roms (vor allen die Thermen), die Schauspiele der Kaiser und Beamten, die Congiarien und Frumentationen — wie verwerflich dies alles auch zum größten Theil vom sittlichen wie vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus war — kamen doch einer ganzen Bevölkerung zu Gute; während bei den Luxusbauten und üppigen Festen moderner Höfe ungeheure Mittel nur zum Vortheil und Genuß einer kleinen Anzahl von Begünstigten verwandt wurden. Und denselben demokratischen Charakter hatte der öffentliche Luxus der Communen im ganzen römischen Reiche.

Ohne Zweifel hat der Luxus wie die ganze Cultur der frühern Kaiserzeit große Schattenseiten. Aber er war weder so thöricht und unsittlich, wie ihn der einseitige Rigorismus damaliger Schriftsteller dargestellt hat, noch so fabelhaft und ungeheuerlich, wie er in der ungesichteten Compilation von Meursius erscheint. Trotz aller Schäden

und Gebrechen war jene Cultur doch eine sehr hohe und reiche: „sie hat unzählige Keime ausgestreut, die noch heute Frucht tragen". In der Verfeinerung des Lebensgenusses wie in der Verbreitung und Verallgemeinerung des Wohlstandes und der übrigen materiellen Bedingungen eines gesunden Luxus hat diese Zeit nicht bloß das ganze übrige Alterthum übertroffen: ihr Luxus hat auch gar Manches hervorgebracht, was (zum Theil in verkümmerter Gestalt) in spätern Jahrhunderten segensreich fortgewirkt und das Dasein in unserm Welttheile menschenwürdiger gemacht hat; ja die damalige Menschheit hat manches Gut besessen, dessen späte Wiedererlangung noch in unserm Jahrhundert hoch angeschlagen oder gar erst angestrebt wird. So gilt denn auch hier das Wort Mommsens: „daß die römische Kaiserzeit mehr geschmäht als gekannt ist".

III.

Die Künste.

1. Architektur, Sculptur und Malerei.

a. Zwecke und Verwendung der Architektur.

Wäre auch von der Römerzeit jede andre Kunde verschollen, so würden die auf dem ganzen Boden der alten Welt in so großer Zahl stehn gebliebenen, zum Theil so gewaltigen Ruinen ihrer Bauten, so wie die unermeßlichen aus bergenden Schutt- und Aschendecken hervorgezogenen Ueberbleibsel der bildenden Künste schon allein laut genug bezeugen, welch hohe und reiche Cultur mit dem römischen Weltreiche zu Grunde gegangen ist. Bei weitem die meisten und bedeutendsten erhaltenen römischen Bauten stammen aus der Kaiserzeit. Sie stehn zum Theil in weiten Einsamkeiten als Marksteine jener Cultur, deren Herrschaft sich über ungeheure Gebiete erstreckte, die seit Jahrhunderten wieder der Barbarei oder völliger Verödung anheimgefallen sind: wie die gewaltigen Ruinen von Baalbek und Tadmor; die Hunderte von ganz aus Stein erbauten verlassenen, noch bewohnbaren Städten und Dörfern in Ostsyrien mit ihren eigenthümlichen Bogen- und Kuppelbauten, Grabpyramiden und Taubenthürmen; die überraschend wohlerhaltenen Reste so überaus zahlreicher römischer Städte in Kleinasien und Nordafrica. Manche sind erst im letzten Jahrhundert verschwunden: die in den französisch-spanischen Kriegen zerstörte Brücke von Almaraz stand noch 1806, die die Riesenschlucht des Rummel überwölbende, die den einzigen Zugang zu Constantine bildete, ist erst 1857 eingestürzt. Zum Theil beschämen diese Bauten in Ländern der heutigen Cultur mit ihrer imposanten Großartigkeit, ihrer unverwüstlichen Solidität, ihrer hohen, auch dem jetzigen Bedürfniß entsprechenden Zweckmäßigkeit noch immer Alles, was spätere Jahrhunderte ihnen an die Seite gestellt haben: wie die Brücken von Rimini, von Alcantara und Merida, der Pont du Gard, der Aquäduct von Segovia und so manche andre Römerbauten in den Mittelmeerländern. „Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst.“ Versucht man vollends, aus der unübersehbaren, verwirrenden Masse von Trümmern aller bildenden Künste ein Bild von der überschwenglichen Fülle und Mannigfaltigkeit des künstlerischen Schmucks zu gewinnen, in dem die so äußerst zahlreichen größern und reichern Städte des römischen Reichs prangten: wie gering und armselig erscheinen dann die modernen Be-

ſtrebungen, das öffentliche und Privatleben durch den Schmuck der Kunſt zu verſchönern und zu adeln.

Eine ſo großartige und umfaſſende Verwendung der Architektur und der bildenden Künſte ſetzt nicht nur eine Verbreitung der Cultur, ſondern auch des Wohlſtandes voraus, wie das ganze frühere Alterthum beides nicht gekannt hat. Das römiſche Kaiſerthum brachte der bis zum Tode erſchöpften Welt den allgemeinen Frieden, der mit geringen Unterbrechungen mehr als zwei Jahrhunderte dauerte; den aufs äußerſte ausgeſogenen Provinzen eine beſſere Vertheilung der Laſten und eine im Ganzen wenigſtens leidliche Verwaltung. Mit der wiederhergeſtellten Sicherheit und Ordnung, dem gewaltigen Aufſchwunge des Verkehrs „auf dem größten Freihandelsgebiet, das je exiſtiert hat", hob und verbreitete ſich Wohlſtand und Reichthum in einem Grade wie nie zuvor.

Am augenfälligſten gab ſich dies in der fortwährend im Wachſen begriffenen Schönheit und Pracht der Städte in faſt allen Provinzen kund. Auch die Zahl derſelben nahm durch neue Anlagen, Coloniſationen, Verleihungen von Stadtrechten und Vereinigungen mehrerer kleiner Orte zu einer Commune ſtetig zu. So namentlich in den galliſchen und ſpaniſchen Provinzen, wo früher die Gauverfaſſung in voller Geltung geweſen war. Im tarraconenſiſchen Spanien waren unter Auguſt von 293 Gemeinden nur 179 in Städten vereinigt, doch unter Antonius Pius gab es nach Ptolemäus dort bereits 248 Städte. Auch „in den öſtlichen Provinzen, in Galatien, in Cappadocien und den gräciſierten Theilen Syriens entſtanden zwar langſam, aber doch fortwährend neue Communen, und ſelbſt in den Uferländern der Donau und in Numidien und Mauretanien hatte die durch die militäriſche Beſatzung ſich vollziehende Romaniſierung zahlreiche neue Städteanlagen zur unmittelbaren Folge".

Nur auf eine Art der Entſtehung neuer Städte, die aus Lagern, ſoll hier näher eingegangen werden. In Africa verdankten die Städte Lambäſis (Lambeſſa) und Verecunda ihren Urſprung dem 146 errichteten Lager der dritten Legion. Aus den Baracken und Buden der dort nicht zugelaſſenen, in einer Entfernung von etwa einem Kilometer angeſiedelten Marketender, Frauen und Mädchen, Kaufleute, Händler, Lieferanten, Handwerker u. ſ. w. entſtanden jene beiden Ortſchaften, die Antoninus Pius ſofort als Gemeinden conſtituiert haben wird; Lambäſis erhielt Stadtrecht 207, Verecunda wol erſt durch Valerian und Gallienus. Lambäſis war mit dem Lager durch eine ſchöne mit Quadern gepflaſterte Straße verbunden, die durch einen dreithorigen Triumphbogen in die Stadt eintrat und durch einen andern Bogen hinaus auf den Weg nach Verecunda führte. Sie war reich an ſtattlichen Bauten aller Art (Tempeln, Thermen, einem Amphitheater, einem viele Quellen in eine große Leitung zuſammenfaſſenden Septizonium); vor dem Haupttempel war eine forumartige Anlage mit zahlreichen Statuen von Legationslegaten; im Jahr 208 erhielt die Stadt ihr Capitol. Als ſie für immer von der Legion verlaſſen wurde, iſt ſie ſchnell verfallen. Als die Byzan-

tiner die Städte Africas in Vertheidigungszustand setzten, errichteten sie dort aus Architraven, Friesen, Altären, Grabsteinen und Postamenten eine Citadelle; wie sie den Ort verließen, haben ihn die Franzosen bei der Besitznahme Algeriens gefunden.

In derselben Weise entstanden aus Ansiedelungen von Römern in Baracken (cannabae) neben den Lagern mehrere Städte in den nördlichen Provinzen, wo die Lager oft, wo nicht in der Regel in der Nähe schon bestehender einheimischer Niederlassungen errichtet wurden, die dann allmählich mit den römischen zu einem Gemeinwesen verschmolzen. Das Lager der 15. Legion wurde (wol unter Claudius) nach dem wie es scheint schon ansehnlichen keltischen Handelsplatz Carnuntum (St. Petronell in der Nähe von Wien) verlegt; bereits Hadrian erhob bei seinem dortigen Aufenthalte die römische Ansiedlung zur Stadt. In der Nähe des Lagers von Castra vetera (Xanten) waren in Folge des langen Friedens Bauten „nach Art einer Stadt" entstanden, die im Jahre 69 niedergerissen wurden, um nicht den aufständischen Barbaren als Stützpunkt beim Angriff des Lagers zu dienen. Der Complex von Ortschaften bei dem großen Lager von Mainz wurde eine römische Stadt erst unter Diocletian, ihre Blüthe fällt ins 4. Jahrhundert, diesem werden die noch erhaltenen Architekturstücke angehören, die einen Schluß auf sehr stattliche Bauwerke gestatten. Eine ähnliche Entstehungsgeschichte haben Straßburg, Alt-Ofen, Wien, Iglitza, Karlsburg gehabt.

In der im Jahr 152 gehaltenen Prunkrede des Aristides auf die Größe Roms kann man bei aller Ueberschwenglichkeit die Wirkung großer, ja überwältigender Eindrücke nicht verkennen, die allerdings vorzugsweise aus den östlichen Ländern stammten. Wann, heißt es dort, gab es so viel Städte auf dem Festlande und auf dem Meere, oder wann waren sie so durchaus geschmückt? oder welcher Herrscher der Vorzeit konnte jemals in seinem Reiche mit jeder Tagereise eine Stadt erreichen, manchmal auch an demselben Tage durch zwei und drei Städte wie durch Straßen fahren? Man möchte sagen, daß alle frühern nur Könige einer Wüste mit festen Plätzen waren, ihr allein aber über Städte herrscht. Unter euch heben sich jetzt alle griechischen Städte, und alle ihre monumentalen Zierden und Kunstwerke suchen bei euch Ehre einzulegen; mit Städten sind Küsten und Binnengegenden angefüllt, die theils unter, theils durch euch gegründet, theils vergrößert sind. Jonien steht durch Glanz und Schönheit an erster Stelle, und um wie viel es früher durch Schmuck und Anmuth andre Länder überragte, um so viel hat es nun selbst im Vergleiche zu seiner eigenen Vergangenheit gewonnen. Die große und stolze Stadt Alexanders ist eine Zierde eurer Herrschaft geworden, wie ein Halsschmuck einer reichen Frau unter vielen andern Besitzthümern. Die ganze Erde ist im Festkleide, sie hat ihre alte Tracht, das Eisen abgelegt, und sich zu Pracht, Zier und Lustbarkeit aller Art gewandt. Alle Städte beherrscht nur der eine Wetteifer, daß jede als die schönste und gefälligste erscheine. Alles ist voll von Ringplätzen, Wasserleitungen, Propyläen, Tempeln, Werkstätten und Schulen, und mit Fug darf man sagen, daß die Erde, die von Anbeginn krank war,

nun genesen ist. Unabläſſig kommen Gaben von euch, und von eurer gegen Alle gleichen Huld kann man keine Stadt vor andern bevorzugt finden. Die Städte ſtrahlen in Glanz und Lieblichkeit, und die ganze Erde iſt wie ein Garten geſchmückt.

Daß die Bewunderung des Rhetors für die Menge und Schönheit der Städte des Weltreichs in der That begründet war, beweiſen außer ihren zahlreichen Ruinen manche ſtatiſtiſche und ſonſtige Angaben. Bei der Angabe Aelians, daß Italien „einſt" 1197 Städte gehabt habe, iſt ebenſo ungewiß, auf welche Zeit ſie ſich bezieht, als worauf ſie beruht; vielleicht hat aber auch dies Land, trotz der Verödung mancher Orte, wie überhaupt ſeine höchſte Blüthe, ſo namentlich die größte Zahl bedeutender und reicher Städte in der Zeit von Auguſt bis Marc Aurel gehabt. Von den 18 „durch Reichthum, Bauart und Lage an Schönheit hervorragenden" Städten Italiens, welche die Triumvirn 711 den Soldaten als Lohn ausſetzten, nennt Appian als die anſehnlichſten Capua (das noch in Domitians Zeit nicht zu weit hinter Rom zurückſtand und noch von Auſonius zu den 14 berühmten Städten des Reichs gerechnet wird), Rhegium, Benevent, Venuſia, Nuceria, Ariminum und Hipponium (Vibo). In Mittelitalien zeugen Ruinen, wie die von Ocriculum und Aſiſium, von der Anſehnlichkeit auch der Mittelſtädte. Das ſehr ſelten genannte Centumcellä (Cività vecchia) war noch in Prokops Zeit bedeutend, groß und volkreich. In Unteritalien haben Pompeji und Herculaneum in der überraſchendſten Weiſe gezeigt, daß es auch Orten, die von den antiken Autoren nur ganz ſelten und beiläufig erwähnt werden, an zahlreichen ſtattlichen, mit beſcheidenem Luxus decorierten öffentlichen Bauten nicht fehlte. Neapel war unter Domitian eine prächtige, reich geſchmückte Stadt, mit vielen Tempeln, mit Plätzen, die von unzähligen Säulen eingefaßt waren. Unter den 63 Städten Siciliens war gegen Ende der Republik die größte und blühendſte Centuripä mit 10000 Bürgern, d. h. etwa 100000 Einwohnern; Syracus und Catina (Catania) nennt Auſonius unter den 14 berühmten Städten. Corſica hatte 32 Städte.

Im ciſalpiniſchen Gallien, das in Strabos Zeit die übrigen Landſchaften an Reichthum und Größe der Städte übertraf, ſind Verona und Ariminum (Rimini) am reichſten an römiſchen Bauten, die an den alten Glanz erinnern. Cremona war bis zur Zerſtörung im Jahr 69 ſehr reich, blühend und bevölkert. Ravenna, im Waſſer auf Pfählen gebaut, war ein antikes Venedig, auch hier war der Verkehr größtentheils nur durch Brücken und Boote möglich. Mediolanium erhob ſich erſt in der ſpätern Kaiſerzeit zur „erſten Stadt Italiens nach Rom an Größe, Bevölkerung und Reichthum", wie Prokop es nennt; ſeine Angabe, daß bei der Zerſtörung der Stadt durch Witichis 300000 Erwachſene männlichen Geſchlechts ums Leben gekommen ſeien, iſt allerdings ohne Zweifel ſtark übertrieben. In Venetien war in Auguſts Zeit die bedeutendſte Stadt Patavium (Padua), mit 500 Familien, die den Rittercenſus und darüber beſaßen. Aquileja, das große Emporium für den nordiſchen Handel „in mehr als einem Sinne die Mutterſtadt

Venedigs" galt im 4. Jahrhundert der Volkszahl nach als die vierte Italiens (nach Rom Capua Mediolanium). Außerhalb der sie umschließenden doppelten Mauer breiteten sich weite Vorstädte aus. Der Boden der bis in die Fundamente zerstörten Stadt ist reich an industriellen Erzeugnissen. An mehreren Orten Istriens stehn noch stattliche Ruinen aufrecht: so in Tergeste (Triest), Tarsatica (Fiume) Parentium (Parenzo). Doch die bedeutendsten Reste aus römischer Zeit hat Pola: einen ganz und einen größtentheils zerstörten Tempel, einen eleganten, reich verzierten Triumphbogen, das berühmte Amphitheater das 20—25000 Menschen fassen konnte; die letzten Reste eines im 17. Jahrhundert zerstörten Theaters sind erst vor etwa 30 Jahren hinweggeräumt; von den ebenfalls erst im 19. Jahrhundert eingerissenen Stadtmauern stehn noch 2 Thore.

Die Städte Galliens gibt Josephus nach einem officiellen Verzeichniß auf etwa 1200 an, und wenn ein großer oder der größte Theil noch in der Kaiserzeit dorfartig gewesen sein mag, so haben andrerseits auch manche, wenigstens im Narbonensischen Gallien, die heute auf demselben Boden stehenden Städte weit übertroffen. Unter den neun, die Pomponius Mela um die Mitte des 1. Jahrhunderts dort als die ansehnlichsten nennt, haben Vasio (Vaison) und Bäterrä (Béziers) wenig oder gar keine Reste aus dem römischen Alterthum aufzuweisen, nicht geringe Avenio (Avignon), wo sich unter andern Trümmer eines Triumphbogens aus der ersten Kaiserzeit befinden; sehr großartige Arausio (Orange), dessen Triumphbogen und Theater zu den am besten erhaltenen Bauten dieser Gattungen gehören. Die erste Stelle behauptete in Melas Zeit dort Narbo, die Residenz des Proconsuls und der größte Hafen Galliens, welche noch um die Mitte des 5. Jahrhunderts von Apollinaris Sidonius hochgepriesen wird; auch seinen einstigen Glanz bezeugen bedeutende Reste. Die imposantesten und am besten erhaltenen römischen Bauten in Europa außerhalb Italiens sind die von Nemausus (Nimes), das unter Hadrian und den Antoninen zu seiner höchsten Blüthe gelangte, und Arelate „dem zwiefachen" (da es sich seit Constantin auf beiden Rhoneufern ausbreitete), „dem gallischen Rom", wie es Ausonius nennt, das seinen Höhepunkt erst nach dem Niedergange von Lugdunum erreichte und noch im 5. Jahrhundert eine sehr blühende Handelsstadt war. Das Amphitheater von Nemausus konnte 20000, das von Arelate etwa 25000 Zuschauer fassen. Tolosa, das gegen Ende des 4. Jahrhunderts neben Narbo die erste Stelle einnahm, war eine fünffache Stadt, vier Städte hatte sie aus sich geboren, die sie mit ihren gewaltigen Backsteinmauern umschloß. Vienna, früher ein offener Flecken, eine Stadt erst seit August, und von ihm mit einer 3/4 d. Meilen langen Mauer umgeben, war reich an schönen Bauwerken; Ruinen eines Tempels (vielleicht Augusts und seiner Gemahlin Julia), Amphitheaters, Theaters, Thermengebäudes, einer Porticus sind noch vorhanden.

Vienna galt als die zweite Hauptstadt von ganz Gallien. Die erste war Lugdunum (Lyon), welche sich als Residenz des Statthalters von Lugdunensis, Centralpunkt für die Verwaltung, am Zusammenfluß zweier

großen Ströme und im Schnittpunkt der Hauptstraßen gelegen, schnell zu großem Glanz entwickelte und schon unter Nero an den herrlichsten Bauwerken reich war, deren jedes allein hingereicht hätte, eine Stadt zu schmücken. Seit die „große und reiche" Stadt 197 von den Soldaten des Septimus Severus zerstört worden war, scheint sie die alte Bedeutung nicht wieder gewonnen zu haben. Das „Städtchen der Pariser", wie der Kaiser Julian Lutetia nennt, auf der Seeinsel gelegen, hatte sich auf das linke Ufer ausgebreitet; bekannt sind dort die Ueberreste des sogenannten palais des thermes; ein in der Nähe des Pantheon aufgedecktes Amphitheater ist etwa im 3. Jahrhundert erbaut. Augustodunum („Augustusburg", ehemals Bibracte), die Hauptstadt der Aeduer, hatte wie Vienna, einen Mauerumfang von $^3/_4$ d. Meilen mit 220 Thürmen und 2 dreibogigen Stadtthoren; im 17. Jahrhundert waren dort noch bedeutende Reste eines Theaters und Amphitheaters das zu den größten bekannten gehörte (157 X 131 m), vorhanden.

In Aquitanien war um die Mitte des 1. Jahrhunderts die ansehnlichste Stadt Eliumberum (Auch). Burdigala (Bordeaux), gewiß, von jeher der wichtigste Handelsplatz an der atlantischen Küste, wird als bedeutend nicht vor dem Ende des 4. Jahrhunderts erwähnt, auch tragen die Ueberreste den Charakter der spätrömischen Zeit. Ihre Mauern bildeten ein Viereck mit hohen Thürmen und genau einander entsprechenden Thoren; ihre Straßen waren breit und regelmäßig, ihr Stolz die herrliche, die ganze Stadt überreichlich mit Wasser versorgende Quelle Divona.

In Belgica war die bereits unter August sehr volkreiche, noch im 4. Jahrhundert bedeutende Stadt der Remer Durocortorrum (Reims) die Residenz des Statthalters. Die (wahrscheinlich durch Claudius mit einer Militärcolonie besiedelte) Hauptstadt der Trevirer (Trier) nennt schon Mela eine sehr ansehnliche Stadt; ihr 6418 m langer Mauerring umschließt ein (nur auf dem rechten Moselufer gelegenes) Areal von 285 Hectaren, so daß ihr Umfang den des mittelalterlichen und bis vor Kurzen auch des modernen Triers um das doppelte übertraf; ihre Mauer (mit der Porta nigra) ist zu Anfang der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts erbaut. Ihre Glanzzeit war das 4. Jahrhundert, wo die Kaiser oft hier residierten; aus dieser stammen die Prachtbauten, von denen noch bedeutende Reste vorhanden sind; doch gehört das Amphitheater einer frühern Periode an. Die Ubierstadt, die unter Claudius eine römische Grenzfestung geworden war und im Jahr 50 als Militärcolonie ihren neuen Namen (colonia Agrippinensis, Cöln) erhalten hatte, war schon im Jahr 71 durch ihre Wohlhabenheit und ihr Wachsthum ein Gegenstand des Neides für die Deutschen auf dem rechten Rheinufer. Ihre (derselben Zeit wie die von Trier angehörige) Ringmauer umschließt einen Flächenraum von 97 Hectaren, auf dem eine Einwohnerschaft von 30000 Seelen Platz finden konnte. Cöln und Deutz sind ergiebige Fundstätten von Architekturstücken, Sculpturen, Mosaiken, Metallarbeiten, Glas- und Thongefäßen. In der westlichen Schweiz waren, wie die baulichen Trümmer beweisen, die Flecken Vin-

doniſſa (Windiſch, bis zur Verlegung der Grenze Standquartier einer Legion), Salodurum, Turicum, Louſanna zu Städten aufgeblüht; auch Baden bei Zürich war zu Anfang des 2. Jahrhunderts ein lebhafter „in ſtädtiſcher Weiſe gebauter" Ort. Die bedeutendſte Stadt dieſer Gegend, Aventicum (Avenches) ſtand „an Glanz und Stattlichkeit der öffentlichen Gebäude, an Luxus und Pracht der Wohnungen und Landhäuſer der reicheren Bewohner wol nur wenigen Provinzialſtädten des Weſtens nach". Ihre Mauern waren mit vielleicht gegen 100 Thürmen bewehrt, eine treffliche Leitung verſorgte ſie mit Waſſer, ſie hatte ein Theater und ein Amphitheater, welches letztere etwa 17 000 Zuſchauer faſſen konnte.

Das tarraconenſiſche Spanien (der Norden und die öſtliche Hälfte) hatte, wie bemerkt, bereits unter Auguſt 179, unter den Antoninen 248 ſelbſtändige Communen; die Hauptſtadt Tarraco war reich an Tempeln und öffentlichen Gebäuden aller Art, ſo wie an plaſtiſchen Kunſtwerken; Häuſer, Villen und Grabdenkmäler zeugten von ihrer Wohlhabenheit. Bätica (Sevilla, Cordova, Granada und Theile der angrenzenden Provinzen) beſaß ſchon unter Auguſt 175 Städte, unter denen Gades (von keiner Stadt außer Rom an Einwohnerzahl übertroffen; mit 500 Bürgern, die mindeſtens 400 000 Seſterzen im Vermögen hatten) zu den größten und reichſten der Monarchie gehörte. „Die Ruinen von Emerita Auguſta, der Hauptſtadt von Luſitania (einer der 14 Städte des Auſonius), erregten ſchon, damals noch vollſtändiger erhalten, das Staunen der arabiſchen Schriftſteller; obwol ſie ſeitdem Jahrhunderte lang als Steinbruch benutzt worden, ſind doch noch Circus, Amphitheater, Stadtmauer, Waſſerleitung, eine Brücke über das Anasthal von 81 Bogen, faſt vollſtändig erhalten, zahlreiche Tempelreſte, Statuen u. a. mehr oder weniger zerſtört.

Auch in Africa hat die Zahl und der Wohlſtand der Städte bis gegen das Ende des 3. Jahrhunderts wol ſtetig zugenommen. Bereits Ptolemäus zählt deren 324, darunter nur wenige als Flecken bezeichnete. In einem Seitenthal des Medſcherda (Bagradas) findet man in einer Zone von 55 000 Hectaren eine Gruppe von 6 Städten, deren Entfernung von einander nur wenige Kilometer beträgt; weiter ſüdlich auf der Hochebene, die ſich zu den Schotts (Salzſeen) und zum Meer abdacht, liegen die Städte noch ſo dicht (im Abſtand von 30 bis 40 Kilometer), daß man bequem in einer Tagesreiſe von einer zur andern gelangen kann. Die Militärcolonien, deren wir in beiden Mauretanien 33, in der Doppelprovinz Numidia-Africa (wo es in Plinius' Zeit nur 6 gab) 50 kennen, führten nicht bloß zur Vergrößerung, ſondern auch zur Vermehrung der Städte, da Dörfer, in denen Veteranen angeſiedelt wurden, ſich allmählich zu ſtädtiſcher Verfaſſung entwickelten. Auch bei manchen der als Zufluchtsörter für die Landbevölkerung bei Einfällen unabhängiger Stämme dienenden „Thürme" und Burgen vermehrte ſich die ſeßhafte Bevölkerung ſo, daß ſie Stadtrecht beanſpruchen konnten und erhielten. Von der Entſtehung der Lagerſtädte Lambäſis und Verecunda iſt die Rede geweſen. Landgemeinden, die als unſelbſtändige Glieder zu ſelb-

ständigen Stadtgemeinden gehörten, erwuchsen mit der Zeit selbst zu solchen, wie die Anfangs zum Communalverbande von Cirta gehörigen Orte Chullu, Mileu und Rusicade (Philippeville) etwa zu Ende des 3. Jahrhunderts; das letztere war reich an öffentlichen Gebäuden und statuarischem Schmuck. Ebenso erscheinen die 4 Landgemeinden Thignica, Thibursicum Bure, Thugga, Agbia unter Gallienus sämmtlich als Städte, und bedeutende Ruinen geben eine Vorstellung von ihrem Wohlstande.

Ueberhaupt ist die Blüthe der römischen Städte (die von der Zeit Hadrians bis zu der der Severe dauerte) in Africa vorzugsweise durch ihre Ueberreste bezeugt. Während solche, die für nahe gelegene arabische Orte als Steinbrüche dienen konnten, zum Theil so gut wie ganz von der Erde verschwunden sind, wie Carthago (das im 3. Jahrhundert mit Alexandria um die zweite Stelle nach Rom rivalisierte), Utica, Hadrumetum (Susa), geben von andern in der antiken Litteratur nie genannten, wie Uthina, Sereſſita (jetzt von ihren vier noch stehenden Thoren Umel-Abuab d. h. Mutter der Thore genannt), Cillium, Sufetula u. a. sehr ansehnliche Reste Zeugniß. In dem jetzt spärlich bewohnten, im Frühjahr von Fieberluft erfüllten Thale des Medscherda, einer africanischen Campagna, stößt man bei jedem Schritt auf Ruinen römischer Tempel, Bäder, Wasserleitungen; stellenweise deuten nur noch Trümmerhaufen die einstigen Ortschaften an, anderswo ragen wieder großartige Bauten mit Sculpturen und Inschriften bedeckt über das elende Gemäuer der hier eingenisteten arabischen Duars. In Groß-Leptis, von wo ganze Schiffsladungen von Säulen nach England und Frankreich gegangen sind, erkennt man in dem westlichen tief verschütteten Stadttheile noch zahlreiche Reste von Bauten, die sich durch Kostbarkeit des Materials so wie durch Menge und Größe der Säulen auszeichnen. Sehr umfangreich sind u. a. die Ruinen von Thamugadi (Timgad, einem unter Wüstensand begrabenen africanischen Pompeji), so wie die der Vaterstadt des Augustinus, Thagaste, und des Apulejus, Madauri. Theveste (Tebessa) ist „eine antike Stadt mit antiken Häusern, die noch bewohnt werden, wenn auch noch viel mehr in Schutt und Ruinen liegen"; ein Tempel, ähnlich der maison carrée in Nimes, Thermen, ähnlich denen des Caracalla, das Forum, eine Basilica und anderes ist wohl erhalten. Auch von den Hauptstädten des östlichen Mauretaniens Sitifi und Cäsarea sind große Ueberreste vorhanden; das letztere hatte einen Umfang von einer g. Meile, mindestens den achtfachen des heutigen Scherschell. Die Ruinen von Volubilis (Reste eines Triumphbogens, eines Tempels und der Umfangsmauer) bedecken, obwol sie lange als Steinbruch für das nahe Mikneс gedient haben, noch einen Hügel. Auf eine Zunahme der Gesammtbevölkerung während der Kaiserzeit läßt die Zunahme und dies Wachsthum der Städte um so mehr schließen, da nach Herodian um die Mitte des 3. Jahrhunderts auch die Ackerbau treibende Bevölkerung groß war. Nach Procop sollen in Africa durch die Vandalen 5 Millionen Menschen umgekommen sein.

Die Bevölkerung Aegyptens, das unter den Ptolemäern 7 Mill. Einwohner gehabt haben soll, war im 1. Jahrhundert auf etwa 8½

gewachsen (vielleicht 15—16000 auf einer deutschen Quadratmeile). Es sollte in alter Zeit 20000, unter den Ptolemäern 30000 Ortschaften gehabt haben. Noch immer war es reich an Städten, und wenn auch die Mehrzahl derselben klein und unberühmt war, so zählt Plinius doch gegen 40 bedeutende Städte auf, unter denen Alexandria, eine Weltstadt, die vielleicht 1 Million Einwohner hatte, mit Rom wie in andern Beziehungen so namentlich in der Pracht und Größe seiner Bauten wetteifern konnte. Arsinoe hatte mindestens 100000 Einwohner. Noch im 4. Jahrhundert hatte Aegypten mit Libyen und der Pentapolis zusammen 100 Bischofssitze.

Die Hauptstadt Syriens Antiochia stand an Umfang, Glanz und Volksreichthum Alexandria gleich; sie bestand aus vier, von besondern Mauern und einer Hauptmauer umschlossenen Städten, und hatte wie Alexandria zwei von bedeckten Säulengängen eingefaßte, einander rechtwinklig durchschneidende Hauptstraßen, deren längere 36 Stadien ($^9/_{10}$ geogr. M.) lang war. Durch die Trefflichkeit und Fülle ihrer Wasserleitungen übertraf sie nach Libanius alle Großstädte, und sie war die einzige, von der wir wissen, daß sie (im 4. Jahrhundert) Straßenbeleuchtung hatte. Die beiden einander ebenfalls rechtwinklig schneidenden Hauptstraßen von Apamea am Orontes (mit 117000 freien Einwohnern im Jahr 759/60 = 5/4 v. Chr.) waren $^1/_4$ und $^1/_8$ Meile lang; seine Akropolis, auf der jetzt ein Araberdorf von 100 Häusern steht, hatte wenigstens für 4—500 Häuser Raum. Von Apamea bis zur Wendung des Orontes gegen das Meer stehn an seinem rechten Ufer in einer Strecke von 20—25 deutschen Meilen Länge „heute noch die Ruinen von gegen 100 Ortschaften, ganze noch erkennbare Straßen, die Gebäude mit Ausnahme der Dächer ausgeführt in massivem Steinbau, die Wohnhäuser von Säulenhallen umgeben, mit Gallerien und Balkonen geschmückt, Fenster und Portale reich und oft geschmackvoll decoriert mit Steinarabesken, dazu Garten- und Badeanlagen, Wirthschaftsräume im Erdgeschoß, Ställe, in den Felsen gehauene Wein- und Oelpressen, auch große, ebenfalls in den Felsen gehauene Grabkammern mit Sarkophagen gefüllt und mit säulengeschmückten Eingängen". Es sind die Landwohnungen der Kaufleute und Industriellen von Apamea und Antiochia, Ansiedlungen, die der Zeit vom Anfang des 4. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts angehören, denen aber sicher ähnliche, minder dauerhafte Villenanlagen vorausgegangen sind: bis zu einem gewissen Grade kann der Wohlstand der syrischen Kaufmannswelt, von dem wir hier ein Bild haben, auch für die frühere Kaiserzeit vorausgesetzt werden. Das „heilige und sehr große Damascus" nennt Kaiser Julian „das Auge des ganzen Orients", und rühmt die Schönheit und Größe seiner Tempel, die Pracht und Reichlichkeit seiner Wasserleitungen. Samosata am Euphrat war eine große und volkreiche Stadt mit einem großen Zeustempel. Das schon in der ersten Kaiserzeit zum römischen Reiche gezogene Palmyra verdankte dem Karawanenhandel nach den Handelsplätzen am Euphrat und persischen Meerbusen seine Bedeutung und seinen Wohlstand, von dem „die noch heute stehenden Tempel der Stadt

und die langen Säulenreihen der städtischen Hallen so wie die massenhaften reich verzierten Grabmäler zeugen"; „mit Hülfe der großen unterirdischen Wasserleitungen und ungeheuern, künstlich aus Quadern angelegten Wasserreservoirs, von denen sich in der Umgegend noch Reste finden, muß der jetzt aller Vegetation baare Boden einst eine reiche Cultur entwickelt haben". Nach der Zerstörung der Stadt durch Aurelian (273) „suchte und fand der Handel andre Bahnen, und dem kurzen meteorartigen Aufleuchten Palmyras folgte unmittelbar die Oede und Stille, die seither bis auf den heutigen Tag über dem kümmerlichen Wüstendorf und seinen Colonnadenruinen lagert."

Unter den Städten Phöniciens waren Sidon und Tyrus (mit sechsstöckigen Häusern) die größten (Zabulon, sagt Josephus, hatte schöne Häuser, gleich denen in Sidon, Tyrus und Berytus); auch Ptolemais war eine große, Arados eine sehr volkreiche Stadt mit vielstöckigen Häusern. Unter den Städten Palästinas ragte nächst Jerusalem (mit 600 000 Einwohnern im Jahr 70), Gaza und die von Herodes prachtvoll erbaute Hafenstadt Cäsarea hervor: ihr Tetrapylon, ein Triumphbogen mit vier Thoren (wol auf dem Schnittpunct ihrer beiden Hauptstraßen) wurde noch im 4. Jahrhundert als Sehenswürdigkeit genannt.

Für Ostsyrien und das Nabatäerland brach mit der Einrichtung der Provinz Arabien und der Verlegung einer Legion nach der Hauptstadt Bostra (106) die einzige Epoche der Ruhe und guten Verwaltung an, deren diese Länder, jetzt eine fast unbewohnte, nur von Beduinen durchstreifte Wüste, sich jemals erfreut haben: der Zeit der römischen Herrschaft (von Trajan bis Justinian) gehören fast sämmtliche dort erhaltene bauliche Ueberreste an. In der Ledjâ, einem 13 Stunden langen und 8—9 Stunden breiten, jetzt fast menschenleeren, damals hoch cultivierten Lavaplateau, durch welches die Bostra mit Damaskus verbindende Römerstraße führte, und um sie zählt man die Ruinen von 12 größeren und 39 kleineren Ortschaften. Schon der erste Statthalter der neuen Provinz ließ Aquäducte bauen, die das Wasser vom Gebirge des Hauran nach Kanatha (Kerak) und Arrha (Rahâ) führten. Bostra, durch eine römische Straße mit dem persischen Meerbusen verbunden, nahm als Handelsplatz einen gewaltigen Aufschwung; es vermittelte nun neben Palmyra und Petra den Verkehr vom Osten zum Mittelmeer; seine langen Reihen steinerner Buden bezeugen noch jetzt seine damalige so wie die Möglichkeit seiner künftigen Größe. Die bei dem Mangel des Holzes ganz aus Stein aufgeführten Bauwerke des Hauran geben von der ganz eigenartigen dort in dem halben Jahrtausend zwischen Trajan und Mohammed blühenden Cultur ein überraschend anschauliches Bild. Durch die römische Herrschaft „erhielt das Bauen einen Anstoß, der nicht wieder zum Stillstand kam. Ueberall erhoben sich Häuser, Paläste, Bäder, Tempel, Theater, Aquäducte, Triumphbogen; Städte stiegen aus dem Boden binnen wenigen Jahren, mit der regelmäßigen Anlage, den symmetrisch geführten Säulenreihen, die die Städte ohne Vergangenheit bezeichnen und für diesen Theil Syriens während der Kaiserzeit gleichsam die unvermeidliche Uniform sind" (M. de Vogué).

Die östliche Abdachung des Hauran weist ungefähr 300 derartige verödete Städte und Dörfer auf, während dort jetzt nur 5 Ortschaften vorhanden sind; einzelne von jenen zählen bis 800 ein- bis zweistöckige, noch bewohnbare Häuser, durchaus aus Basalt gebaut, mit wohlgefügten ohne Cement verbundenen Quadermauern, meist ornamentierten oft auch mit Inschriften versehenen Thüren, die flache Decke gebildet durch Steinbalken, welche von Steinbogen getragen und durch eine Cementlage regenfrei gestellt werden. Die Bauweise ist im Ganzen die gewöhnliche griechische der Kaiserzeit mit einzelnen Anklängen an die ältere orientalische; doch mit einer durch das Fehlen des Holzes bedingten Entwicklung des Steinbogens und der Kuppel, die diesen Bauten technisch wie künstlerisch einen originellen Charakter leiht. Die Stadtmauer wird gewöhnlich nur durch die zusammen geschlossenen Rückseiten der Häuser gebildet und ist durch zahlreiche Thürme geschützt. Vor den Thoren liegen die oft unterirdischen oder mit künstlichem Steindach versehenen, zum Theil noch heute von den Beduinen in Stand gehaltenen Cisternen.

Unter den dortigen römischen Städten ist Gerasa von einer noch überall zu verfolgenden, 7—8 Fuß dicken, $1^1/_2$ Stunden langen Quadermauer umgeben; außer dem Haupttempel, zu dem 250 Säulen gehören, sind noch zwei kleinere Tempel, zwei (?) Amphitheater, mehrere große Bäder, Aquäducte und andre Reste übrig; die mit zum Theil noch gut erhaltenen Platten gepflasterte Hauptstraße war auf beiden Seiten von Säulengängen eingefaßt. Eine gräberreiche Nekropolis, welche die Größe der Bevölkerung beweist, umgibt die Stadt auf allen Seiten. Das erst von Kaiser Philipp dem Araber zur Stadt erhobene Philippopolis war nach seinen Ruinen ein bedeutender Ort, von einer rechteckigen Mauer umschlossen, von zwei gepflasterten Hauptstraßen kreuzweise durchschnitten, mit einem Theater, einer Wasserleitung, Bädern, Tempeln und zahlreichen andern öffentlichen Gebäuden. Die meist in den lebendigen Felsen gehauenen, größtentheils erst der Römerherrschaft angehörigen Prachtbauten von Petra (der alten Residenz der nabatäischen Könige) zeigen alle phantastischen Ausartungen des sinkenden Architektur- und Sculpturstils des 2. bis 3. Jahrhunderts. „Die Grabstätten, welche in die östlich und westlich von Petra aufsteigenden Felswände und in deren Seitenthäler eingebrochen sind, mit ihren oft in mehreren Reihen über einander gestellten dorischen oder korinthischen Säulenfaçaden und ihren an das ägyptische Theben erinnernden Propyläen sind nicht künstlerisch erfreulich, aber imponierend durch Masse und Reichthum. Nur ein hoher Wohlstand und ein reges Leben hat also für seine Todten zu sorgen vermocht."

Von den 500 Städten der Provinz Asia (welche die Küstenstriche und Inseln von Jonien, Aeolis und Doris, die Landschaften Phrygien, Mysien, Karien und Lydien umfaßte) ist wiederholt die Rede: auch diese Zahl beruht auf einer amtlichen Angabe. Eine der reichsten und prachtvollsten Städte nicht bloß dieser Provinz, sondern ganz Kleinasiens, deren Größe noch jetzt die Ruinen ihres Theaters und Amphitheaters bezeugen, war Kyzikus, die bedeutendste des Binnenlandes

Apamea (*Κιβωτός*). Von elf Städten, die sich im Jahr 26 n. Chr. um die Ehre bewarben, dem Kaiser Tiberius einen Tempel erbauen zu dürfen, wurden fünf als zu unbedeutend sogleich zurückgewiesen, darunter Laodicea; doch sagt Strabo von dieser Stadt, daß ihre Wollproduction und die Fruchtbarkeit ihres Bodens sie reich, und die Munificenz einiger Bürger groß gemacht hatte. Ein Hiero hatte ihr eine Erbschaft von mehr als 2000 Talenten (gegen 10 Mill. Mark) hinterlassen; überdies hatte er, und nach ihm der Rhetor Zeno, und der (von Antonius und August zur Königswürde erhobene) Polemo sie durch Bauten und Monumente verschönert. Hiernach mag man sich den Glanz und Reichthum der zur Bewerbung zugelassenen Städte Halikarnaß, Pergamus (mit 120000 Einwohnern), Ephesus, Milet, Sardes und Smyrna vorstellen. Unter ihnen galten Pergamus und Ephesus für die Zierden Asias, das letztere (die Residenz der Statthalter) für eine der volkreichsten und am schönsten gebauten Städte der Welt; doch Smyrna behauptete unbestritten den Ruhm der schönsten in der Provinz. Von Aphrodisias haben sich trotz der Benutzung der ältern Bauten zu einer im 4. Jahrhundert aufgeführten Mauer und der fortwährenden Ausbeutung der Trümmer als Steinbruch, bedeutende Reste aus römischer Zeit erhalten; desgleichen von Stratonicea. Von dem Wohlstande und der Blüthe von Aphrodisias geben die reichlichen, auf Inschriftsteinen erhaltenen, bis in die Zeit der Gordiane reichenden Nachrichten über den dort für Schauspiele gemachten Aufwand einen hohen Begriff. Die Hauptstadt der (wahrscheinlich unter Vespasian der Provinz Asia einverleibten) Insel Rhodus war (bis zu ihrer Zerstörung durch ein Erdbeben um die Mitte des 2. Jahrhunderts) die reichste und blühendste griechische Stadt, und zugleich eine der am schönsten und regelmäßigsten gebauten und an prachtvollen Anlagen reichsten Städte der Welt.

Im übrigen Kleinasien war das wasserlose zum Theil nur zur Weide geeignete Binnenland Phrygiens, Lykaoniens, Galatiens, Cappadociens auch in jener Zeit nur dünn bevölkert, doch die übrige Küste stand hinter Asia nicht weit zurück. Unter den Städten Bithyniens (von denen unten die Rede sein wird) stritten Nicäa und Nicomedia um den ersten Rang. Die letztere war nach Ammian von frühern Kaisern (namentlich Diocletian) so erweitert und verschönert worden, daß sie dem Kaiser Julian nach der Masse ihrer öffentlichen und Privatgebäude wie ein Theil von Rom erschien; außer Rom übertrafen es damals nur Antiochia, Alexandria und Constantinopel an Größe, keine an Schönheit. In der Provinz Pontus, wo die Hauptstadt des Königs Mithridates, Amasea, ein blühender Ort blieb, erwuchs Trapezunt erst in der römischen Kaiserzeit zu einer bedeutenden Stadt. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt von Cappadocien, Cäsarea, wurde im 3. Jahrhundert auf 400000 geschätzt. Die dort an der Grenze von Armenien erbaute Festung Melitene, von Trajan zur Stadt erhoben, wurde mit der Zeit groß und volkreich, und breitete sich nun unter dem Kastell aus. Die Ebene bedeckte sich mit Tempeln, Wohnungen für Behörden, Straßen und Markt, Läden und Magazinen, Säulenhallen, Bädern, Theatern und

allem was zum Schmuck einer großen Stadt gehört; Justinian ummauerte sie.

Doch die überraschendsten und reichsten Anschauungen von der Menge, Größe und Precht der Städte Kleinasiens in jener Zeit bieten die massenhaften, wohl erhaltenen Ruinen in Pamphylien und Pisidien, jetzt „einem vergessenen, verschollenen Winkel der Welt". Ein Dreieck, dessen Grundlinie, der Küstensaum von Adalia bis Side, 75 Kilometer lang ist und dessen Seiten 30 und 45 Kilometer betragen, also beträchtlich kleiner als das Dreieck, das die Städte Berlin, Küstrin und Frankfurt a. O. mit einander bilden, umschließt die fünf Städte Pamphyliens". (Attaleia Perge Sillyon Aspendos Side). Termessus, 3000 Fuß hoch auf einer von Höhen umgebenen Einsenkung mit dem Blick aufs Meer gelegen, ist „ein herrliches, überaus vollständiges Bild einer alten Stadt mit allen ihren wichtigen Bestandtheilen, Tempeln, Theater, Gymnasium, öffentlichen Bauten, die den schön und zierlich geordneten Marktplatz umringten, und Gräberfeldern, die sich an den Abhängen hinaufziehn". Perge erscheint wie ein bewohnter oder eben erst verlassener Ort. An den Burgberg schließen sich in einer Länge von 900 M. und einer Breite von beinahe 600 M. lückenlos die zinnengekrönten Mauern, auf denen von 70 zu 70 Schritten viereckige Thürme stehn, oft bis zu ihrer ursprünglichen Höhe erhalten. Die Straßen kreuzen sich regelmäßig, aus dem Hauptthor im Süden führt eine von Säulenhallen flankierte Straße auf die Mitte der Burg zu; Theater und Stadium konnten etwa je 11000 Zuschauer fassen. Unter den Ruinen von Aspendos ragt außer einem großartigen Aquäduct, der das Wasser auch über die Berge führte, neben den Trümmern des Stadiums das Theater mit der überladenen Marmorpracht seiner Scenenwand hervor, das etwa 7—8000 Zuschauer fassen konnte. Side zieht sich auf einer spitzen Halbinsel ins Meer hinaus, gegen das Festland abgemauert; eine zweite innere Festlandsmauer schließt das gewaltige, gleich einem Berge aus dem niedrigen Trümmerhaufen der Stadt emporsteigende Theater ein, das für mehr als 13000 Zuschauer Raum hatte. Von der dortigen prachtvollen Wasserkunst ist bereits die Rede gewesen. Die von Hallen eingefaßte Hauptstraße ist etwa 700 M. lang, 9 M. breit; die bedeckten Gangwege zerfallen jederseits in einen obern und einen untern; hinter dem letzten öffneten sich die Kaufläden. Die Ruinen von Selge zerfallen in zwei Massen: der stark befestigte obere Theil der Stadt, der zwei Akropolen nebst dem dazwischen liegenden Sattel (dem prächtigsten Bezirk) umfaßte, enthielt die öffentlichen und religiösen Gebäude. Im untern stehn noch fünf Säulen einer Colonnade, die einst den ganzen Marktplatz umzog; oberhalb derselben das auf 8—9000 Menschen berechnete Theater und das Stadium. Auch in dem 1000 M. hoch gelegenen Kremna, das unter August eine römische Colonie erhielt, gehören die meisten Bauten der mittlern und spätern Kaiserzeit an. Sagalassus liegt auf einem ansteigenden und zugleich wellenartigen Terrain: „indem jede der wellenartigen Erhebungen mit bedeutenden Gebäuden gekrönt war, die durch Säulenhallen und bei der Unebenheit des Bodens durch

breite Treppen und Terrassen mit einander verbunden waren, entstand ein überaus malerisches Bild, dessen Eindruck auch die ungeheuern Trümmer noch ganz hervorzurufen vermögen". Unter ihnen ist die Ruine eines korinthischen Tempels (vielleicht aus der Zeit Trajans) und die des Theaters, über dem sich wieder die Reste eines sehr großen Tempels befinden. Auch eine Kleinstadt wie Sillyon hatte ein Theater, ein Odeum und ein Stadium. „Am Ausgange des 2. Jahrhunderts v. Chr., so kurz vor dem nahenden Verfall, müssen diese Städte den Eindruck von großen einheitlichen Kunstwerken, von Idealbildern gemacht haben, mit ihrem malerischen Mauerringe, aus dem wohlgepflegte, gräberumsäumte Wege hinausführten, ihren gerade gezogenen Straßen, den öffentlichen Anlagen, Tempeln, Bädern, Gymnasien, Markthallen in jedem Quartier, darüber die Burg mit stolzen Säulenbauten, dem Wohnplatz der die Stadt beschützenden Götter." Die baulichen Anlagen der Küste Ciliciens sind ebenso gut erhalten, als die pamphylischen, „desto mehr tritt eine verhältnißmäßige Aermlichkeit im Material und der ganzen Bauweise hervor". Eine Ausnahme macht Antiochia am Kragos mit seinen beiden Hallenstraßen und dem prächtigen Marmortempel. Reste von Hallenstraßen haben sich auch in Pompejopolis, Seleukia am Kalykadnus und in Hierapolis-Kastaba erhalten. Von der einstigen Bedeutung von Mopsuestia zeugen eine ansehnliche Stadtbefestigung, ein Theater und eine große Wasserleitung. Das Innere der gänzlich verlassenen Stadt Anazarba ist tief verschüttet und überwuchert von einer üppigen Vegetation, aus welcher einzelne Säulen einstiger Hallenstraßen hervorragen; von andern aus dem Alterthum stammenden Bauten sind zwei großartige Wasserleitungen, ein Theater, Stadion und Amphitheater erkennbar.

Aber nicht bloß hier, sondern überall, wo „ein von der Verwüstung der anderthalb Jahrtausende, die uns von jener Zeit trennen, vergessener Winkel des Landes sich der Forschung erschließt, da ist das erste und mächtigste Gefühl das Entsetzen, fast möchte man sagen die Scham über den Contrast der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glück und dem Glanz der vergangenen Römerzeit". Als unter Claudius Lycien Provinz ward, verlegte man die alte Bergstadt Kragos in die Ebene; auf dem Marktplatz der neuen Stadt Sidyma stehen noch die Reste des viersäuligen dem Kaiser damals gewidmeten Tempels und einer stattlichen Säulenhalle, welche ein von dort gebürtiger und als Arzt zu Vermögen gelangter Bürger in seiner Vaterstadt baute. Statuen der Kaiser und verdienter Mitbürger schmückten den Markt; es gab in der Stadt einen Tempel ihrer Schutzgötter Artemis und Apollon, Bäder, Gymnasien für die ältere wie für die jüngere Bürgerschaft; vor den Thoren zogen sich an der Hauptstraße, die steil hinab nach dem Hafen von Kalabatia führte, Reihen hin von steinernen Grabmonumenten, stattlicher und kostbarer als die Pompejis und großentheils noch aufrecht. Dies Kragos-Sidyma gehörte nicht zu den Städten erster Klasse der kleinen Provinz Lycien, war ohne Theater, ohne Ehrentitel, eine kleine Provinzialstadt und durchaus eine Schöpfung der römischen Kaiserzeit.

Aber im ganzen Vilajet Aidin ist heute kein Binnenort, der für civilisierte Existenz auch nur entfernt diesem Bergstädtchen wie es war, an die Seite gestellt werden könnte.

Byzanz, die größte, sehr wohlhabende und volkreiche Stadt Thraciens, wurde bei der Einnahme durch Septimius Severus nach einer dreijährigen Belagerung 196 größtentheils zerstört, ihrer Theater, Bäder und allen Schmuckes, sogar des Stadtrechts beraubt; ihre gewaltigen, eine deutsche Meile langen Quadermauern, mit hohen, die Vertheidiger völlig deckenden Schutzwehren, und zahlreichen, kunstvoll angelegten Thürmen erregten noch als Ruinen Bewunderung. Im Innern des Landes, das in der Zeit seiner Selbständigkeit nur Dörfer und Fürstenburgen enthalten hatte, sind außer Philippopolis (das im Jahr 251, wo es den Gothen erlag, 100000 Einwohner gezählt haben soll) die größern Orte erst unter den Römern entstanden oder städtisch ausgebaut worden, namentlich unter Trajan und Hadrian (Hadrianopolis). Die Hauptstadt Macedoniens Thessalonike preist Lucian in einer dort gehaltenen Rede wegen ihrer Schönheit und Volksmenge, ihres Reichthums und Glanzes, und nennt sie eine mit allen wünschenswerthen Gütern geschmückte Stadt. Die Hauptstadt Dalmatiens Salonä, die als bedeutendster Handelsplatz in diesen Gewässern neben Aquileja eine der volkreichsten und wohlhabendsten des Occidents gewesen sein muß, war von einer Mauer mit 88 Thürmen und 3 Thoren umgeben. Ihre im 17. Jahrhundert noch sehr bedeutenden Ueberreste sind zu Neubauten verbraucht, doch Reste eines Theaters und Amphitheaters noch vorhanden. Der gewaltige Palast, den Diocletian sich in der Entfernung von etwa einer halben Meile am Meer erbaute, war nach Art eines Lagers angelegt und erschien von außen als ein von Mauern umschlossenes Rechteck (175 X 215 M.) mit 4 Thürmen an den Ecken. Die heutige Hauptstadt Spalato hat zum größten Theil innerhalb seiner Mauern Platz gefunden und dessen Tempel dienen ihr als Dom und Baptisterium. Auch in Jader (Zara) zeugen Säulen und Architravblöcke von entschwundner Pracht, und die Lage des alten Burnum bezeichnen zwei luftige Bögen bei Kistagen.

Griechenland (ohne Thessalien und Epirus) besaß, obgleich sehr verarmt und verödet, unter den Antoninen auf dem Festlande neben einer großen Zahl von Dörfern und Flecken noch über 100 Orte (davon 60 im Peloponnes), in denen ein wirkliches städtisches Leben fortbestand: die meisten ohne Zweifel sehr herabgekommen, doch hatten sich auch manche gehoben, wenigstens von Tithorea sagt es Plutarch. Von dem neuen Glanze, den Athen durch die Bauten Hadrians und des Herodes Atticus erhielt, wird unten die Rede sein. Die Hauptstadt und Residenz des Statthalters Korinth war auch als römische Colonie groß, reich, glänzend und stark bevölkert. Die von August als Denkmal des Seesiegs von Actium an dem südlichsten Punkt von Epirus ($1^1/_2$ Stunden n. von Prevesa) gegründete Stadt Nikopolis „blieb, wie die ausgedehnten Ruinen und zahlreichen Münzen beweisen, ebenfalls verhältnißmäßig blühend und bevölkert".

Auch in den nördlichen Ländern blühten die Städte in erstaunlich

kurzer Zeit empor. Selbst in dem sehr allmählich eroberten, durch Kriege und Aufstände fortwährend in Unruhe erhaltenen Britannien, wo die Spuren städtischen Lebens sehr gering sind, waren die römischen Orte an stattlichen Bauten nicht arm. Die Hauptstadt Camulodunum (Colchester) wurde im Jahr 61 (15 Jahre nach der Eroberung des Landes) von den aufständischen Einwohnern leicht eingenommen, weil man bei ihrer Anlage mehr für Annehmlichkeit als Festigkeit gesorgt hatte. Sie besaß eine Curie, ein Theater und einen Tempel des Claudius, in dem sich die römischen Soldaten zwei Tage lang halten konnten. Londinium (London) war ein durch Handel sehr lebhafter Ort: an beiden Orten und Verulamium (nahe St. Albans) zusammen wurden im J. 61 an 70 000 Bürger und Provinzialen von den Aufständischen erschlagen. „Die in bedeutendem Umfange auf dem Boden Londons gefundenen", zum Theil Prachtgebäuden angehörigen römischen Reste bestätigen diese Angabe vollkommen. Auch von Viroconium (Wroxeter, dem in Folge der 1859 begonnenen Ausgrabungen sogenannten „brittischen Pompeji") sind erhebliche Ruinen übrig. In Bath, wo keine Spur von städtischem Leben sich gefunden hat, sind bedeutende Reste von Thermen und einem Tempel, geringere auch von andern Tempeln entdeckt worden: an verschiedenen Orten Britanniens werden Tempel in Inschriften genannt. Agricola benutzte schon den ersten Winter seines Aufenthalts in Britannien 78 dazu, die zerstreuten und rohen und deshalb kriegslustigen Einwohner durch Lebensgenuß an Ruhe und Frieden zu gewöhnen, indem er Bauten von Tempeln, Foren und Wohngebäuden durch Ermahnungen und Unterstützungen förderte: und bald ging man zu Bädern und Säulenhallen über. So schnell schmückte sich auch diese abgelegenste Provinz mit Luxusbauten, deren besiegter Fürst Caraktakus nur ein Menschenalter früher beim Anblick Roms unbegreiflich gefunden hatte, daß die Besitzer solcher Pracht die armseligen Hüttchen von Wilden begehren konnten.

Die Ebene am rechten Rheinufer und das Neckargebiet bis zur rauhen Alp hinauf mit Einschluß des Schwarzwaldes (das Zehntland) ist nur vom Ende des 1. bis in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts in römischem Besitz gewesen: doch sind in Württemberg allein an 160 Orten Spuren römischer Niederlassungen gefunden worden, und das städtische Leben blühte innerhalb des neuen Grenzschutzes auf, fast wie auf dem linken Rheinufer: „Sumelocenna (Rottenburg am Neckar), Aquä (civitas Aurelia Aquensis, Baden-Baden), Lopodunum (Ladenburg hatten, wenn man von Cöln und Trier absieht, den Vergleich mit keiner Stadt der Belgica zu scheuen: auch die römische Ortschaft bei Wiesbaden (aquae Mattiacae) wird zu den bedeutendern gehört haben. Die Hauptstadt des mit dem nur sehr unvollkommen und spät romanisierten Rätien verbundenen Vindeliciens, die unter August gegründete und nach ihm benannte, schon zu Ende des 1. Jahrhunderts sehr ansehnliche Colonie Augusta Vindelicorum (Augsburg) bewahrt in ihrem Verlach noch die Erinnerung an das römische Amphitheater, und zahlreiche Inschriften und Sculpturen zeugen von ihrer einstigen Blüthe. Während sie aber in Rätien das einzige Centrum römischer Civilisation blieb, drang diese

in dem angrenzenden Noricum so tief ein, daß es „ein Vorland und gewissermaßen ein Theil Italiens" wurde. Die kleinen dortigen Standlager und selbst das von Marc Aurel eingerichtete Lager einer Legion Lauriacum bei Enns waren für die städtische Entwicklung Noricums ohne Bedeutung. Die großen Ortschaften, wie Celeja (Cilli), Aguontum (Lienz), Teurnia (unweit Spital), Virunum (Zollfeld bei Klagenfurt), der Centralpunkt der Provinz, von dem sehr ausgedehnte Reste übrig sind, im Norden Iuvavum (Salzburg) sind rein aus bürgerlichen Elementen hervorgegangen.

Dagegen in Pannonien stand und blieb die Civilisation ganz unter dem Einflusse der Lager der 3, später wie es scheint nur 2 Legionen; das Hauptquartier wurde wol unter Vespasian Carnuntum (Petronell östlich von Wien) und daneben Vindobona (Wien); von der neben dem ersten entstandenen Lagerstadt sind weit ausgedehnte Ruinen übrig. Erst seit dieser Zeit ging die Regierung daran, die Provinz, die bis dahin nur in ihrem westlichen Theil Städte gehabt hatte, wie Emona (Laibach) und Savaria (Stein am Anger) städtisch zu organisieren. In dem westlichen ursprünglich norischen Gebiet erhielt Scarbantia (Oedenburg am Neusiedler See), zwischen Save und Drau Siscia (Szizek) und Sirmium (Mitrovitza) Stadtrecht unter den Flaviern, an der Drau Pötovio (Pettau) unter Trajan, Mursa (Esseg) unter Hadrian Colonialrecht. Die Hauptorte waren Sirmium und Savaria, das unter seinem alten Namen bis zur magjarischen Eroberung im 10. Jahrhundert fort bestand und an römischen Resten sehr reich ist.

Noch geringer als in Pannonien war die Entwicklung der Städte in Mösien. Auch hier ging die italische Civilisation von den Lagern aus, von denen die bei Singidunum (Belgrad), Viminacium (Kostolatz) wahrscheinlich die ältesten waren; die Bedeutung der letztern Stadt beweist ein großes Ruinenfeld und die Menge der von hier durch das benachbarte Serbien verschleppten Kunstreste. In Untermösien (zwischen Balkan und Donau) entstanden die Anfänge einer römischen Civilisation erst mit der Gründung der Legionslager von Novä (bei Svischtova), Durostorum (Silistria) und Troesmis (Iglitza bei Galatz).

Auch in der jüngsten und nach 170 Jahren wieder aufgegebenen Provinz Dacien (Siebenbürgen, Banat, Moldau und Walachei) haben anderthalb Jahrtausende nicht völlig zu zerstören vermocht, was die römische Herrschaft in so kurzer Zeit geschaffen hat. In dem ganz neu mit Ansiedlern aus verschiedenen Provinzen (namentlich Dalmatien und Kleinasien) bevölkerten Lande entwickelte sich das römische Städtewesen schneller und kräftiger als in den übrigen Donaulandschaften. Eine Fülle der mannichfaltigsten Ueberreste aller Art bezeugt die Existenz von weit über 100 mehr oder minder blühenden römischen Orten, größtentheils in Siebenbürgen. Sarmizegetusa, die von Trajan zur römischen Colonie umgeschaffene Landeshauptstadt, blieb der Mittelpunkt der Provinz und die Residenz des Statthalters: zwölf walachische Dörfer erfüllen heute den Raum ihres einstigen Umfangs, noch sieht man den Felsen ihres Capitols und die Arena ihres Amphitheaters. Von der Bedeutung des

militärischen Centrums der Provinz, Apulum, zeugt das weite Trümmerfeld um das heutige Karlsburg. Eine Reihe von Dorfgemeinden in Dacien erwuchs zu Städten, und die Militär- und Straßenstationen, mit denen das Land wie mit einem Netze überzogen war, gewannen mit der Zeit mehr oder weniger stadtartige Bedeutung.

Nach all diesen Thatsachen, die sich noch sehr vermehren ließen, kann man nicht an der buchstäblichen Wahrheit der Aeußerung Trajans (in einem Brief an Plinius) zweifeln: daß es in keiner Provinz an kundigen und erfinderischen Architekten fehle. Ein sehr großer Theil derselben stand im Staatsdienst, namentlich als Ingenieure und Bautechniker bei den Armeen, doch dürfte die Zahl der Privatbaumeister bei weitem größer gewesen sein.

Sowol für die Communen als für die einzelnen Bürger war der im Alterthum in so hohem Grade entwickelte und auch in jener Zeit noch durch die relative Selbständigkeit der Gemeinden genährte Municipalpatriotismus (eine der besten Seiten des antiken Städtelebens) der stärkste Sporn, nach Kräften, ja selbst mit großen Opfern zur Ausstattung der Städte mit nothwendigen und nützlichen Bauten und Anstalten, sowie zu ihrer Verschönerung auf jede Weise beizutragen. Der in der antiken Menschheit so mächtig wirkende Trieb, sich ansehnlich, würdig und prächtig darzustellen, beherrschte die Gemeinden nicht weniger als die Einzelnen, und trieb sie allem Anscheine nach nicht selten zu Anstrengungen, die ihr Vermögen überstiegen. Dazu kam besonders in den griechischen Ländern die Eifersucht der Städte auf einander, „diese alte Krankheit der Hellenen", und das daraus entspringende Trachten einander zu überbieten.

Die römischen Colonieen sollten „Abbilder der Hauptstadt im Kleinen" sein, was sich selbst in der Anwendung von Namen römischer Localitäten zeigt: die (je 7) Bezirke zweier von August colonisierter Städte, Ariminum und Antiochia in Pisidien, sind allem Anscheine nach mit denselben von Gegenden Roms entlehnten Namen (wie Cermalus, Aventin, Velabrum, Tuskerquartier) bezeichnet gewesen: und wahrscheinlich wurden solche in Colonieen häufig angewendet, doch nicht bloß hier. So hatte Falerii eine heilige Straße, Ostia ein Marsfeld, Benevent eine esquilinische, Herculaneum eine palatinische Region, Lyon und die Kattenhauptstadt Mattiacum einen Vatican, Aquileja eine Region Isis und Serapis u. s. w. Das Recht, ein Capitol zu besitzen, das wie das römische Tempel des Jupiter, der Juno und Minerva trug, oder die Statue des Marsyas (wie ebenfalls in Rom) auf dem Forum aufzustellen, scheinen (bis auf Caracalla) nur Colonieen gehabt zu haben. An einigen Orten wie Cöln, Trier, Florenz, Cagliari hat sich die Erinnerung an die Capitole in Benennungen von Kirchen („St. Maria im Capitol" u. dgl.) erhalten.

Die Ausführung der städtischen Bauten erfolgte entweder durch eigens ernannte Baucommissare (curatores operum) oder durch die (jährlich wechselnden) obersten Gemeindebeamten, die sie in der Regel an den mindest Fordernden in Accord gaben, und nach der Vollendung abnahmen. „Wenn die Städte eine Vergebung von Tempelbauten oder

Errichtungen von Kolossen ausschreiben", sagt Plutarch, „so hören sie die Künstler an, die sich um die Uebernahme bewerben, und ihre Anschläge und Risse vorlegen; dann wählen sie den, der bei den geringsten Kosten die beste und schnellste Ausführung verspricht.

Den Umfang, die Bedeutung und die Zwecke der städtischen Bauten mögen zunächst einige Mittheilungen aus der Correspondenz veranschaulichen, die Plinius (in den J. 111—113 etwa) als Statthalter von Bithynien mit Trajan führte. Zu allen städtischen Neubauten bedurfte es der kaiserlichen Erlaubniß. Für Prusa am Olympos erwirkte Plinius diese zum Bau eines neuen Bades, wie es „die Würde der Stadt und der Glanz der Regierungsperiode" erforderte; der Bau erfolgte auf der Stelle eines in Ruinen liegenden Hauses, und so wurde zugleich die häßlichste Stelle der Stadt verschönert. Zu Nicomedia war eine Wasserleitung, die der Stadt 30 329 000 S. (gegen 6 600 000 Mark) gekostet hatte, unvollendet geblieben, dann abgebrochen worden, ebenso eine zweite, für die bereits 200 000 S. ausgegeben waren. Nun ertheilte Trajan die Erlaubniß zum Bau einer dritten, die auf Bogen (theils aus Quadern, theils aus Backstein) das Wasser auch in die höhern Theile der Stadt führen sollte: Plinius versicherte, daß sowol der Nutzen als die Schönheit des Baus der Regierungszeit Trajans höchst würdig sein werde. Kurz vorher hatte dieselbe Stadt den Bau eines neuen Forums neben dem alten begonnen. Zu Nicäa hatte der Bau eines Theaters bereits mehr als 10 Mill. S. (2 175 000 Mark) verschlungen; Privatleute hatten sich anheischig gemacht, es aus eigenen Mitteln mit mannichfachen Verschönerungen auszustatten, namentlich einen Säulengang oberhalb des Zuschauerraums und Basiliken im Umkreise aufzuführen. Aber noch vor Vollendung des Hauptgebäudes zeigten sich so große Risse, daß eine Reparatur kaum zu lohnen schien. Gleichzeitig wurde an Stelle des abgebrannten Gymnasiums ein weit größeres und weitläufigeres gebaut, dessen Mauern aber der mit der Fortführung des (von einem Andern begonnenen) Baus beauftragte Architekt trotz der kolossalen Dicke von 22′ röm. (=20,73′ pr.) für zu schwach erklärte, um die in Aussicht genommene Belastung zu tragen. Zu Claudiopolis befand sich eine ungeheure städtische Badeanstalt im Bau. Zum Bau eines Aquäductes, der das Wasser aus einer Entfernung von 16 Millien (über 3 geogr. Meilen) nach Sinope führen sollte, gab Trajan der Stadt die Erlaubniß, falls der Bau ihre Kräfte nicht überstiege, da er sehr zur Erhöhung der Gesundheit und Annehmlichkeit beitragen würde. Die schöne und prächtige Stadt Amastris hatte unter andern herrlichen Bauwerken eine sehr stattliche und lange Straße, die aber ein übelriechendes Rinnsal ihrer ganzen Länge nach durchfloß: auch hier genehmigte Trajan dessen Bedeckung aus städtischen Mitteln.

Dieselbe Wohlhabenheit der Städte und dieselbe Verwendung großer Mittel für bauliche Zwecke, wie sie diese Angaben für Bithynien erweisen, darf für die meisten Provinzen des römischen Reiches in jener Zeit vorausgesetzt werden. Bauten, die für eine ganze Landschaft wichtig waren, wurden von mehreren Städten gemeinsam ausgeführt: wie die

im J. 105/6 vollendete Brücke von Alcantara von elf Municipien der Provinz Lusitanien.

Zu den regelmäßigen städtischen Einnahmen gehörten die Antrittsgelder, welche die zu Ehrenämtern und Priesterthümern erwählten Männer und Frauen, sowie die in den Gemeinderath (Decurionat), den zweiten Stand (die Augustalität) oder dessen Vorstand (den Sevirat) Erwählten an die Stadtkasse zu zahlen hatten, und welche nach der Bedeutung des Orts und des Amts sehr verschieden waren. Sie betrugen für den Duumvirat 2000, 3000, 4000, 10000 S. (die letzte Summe in Pompeji), für die Aedilität 4000, auch 20000, für den Decurionat 1000, 2000, 20000, für das Priesterthum des Pontifex 10000, auch 55000, für den Flaminat 2000, 10000 (zu Verecunda und Diana in Numidien), 12000 (zu Lambäsis in derselben Provinz), 2000 für den Sevirat. Die Summe von 400000 S., die eine zu Kalama in Numidien auf Lebenszeit zur Flaminica erwählte Frau zum Bau eines Theaters versprochen hatte, war eine ganz ungewöhnlich hohe. Aber es war wol überall Sitte, über den Minimalsatz hinauszugehn, oder andere Leistungen hinzuzufügen, die auch anstatt der Zahlungen erfolgen konnten, als Schauspiele, Volksbewirthungen oder Bauten. So zahlte z. B. ein T. Flavius Justinus in Porto Torres auf Sardinien für die Erwählung zum höchsten Amt (der quinquennalitas) 35000 S. und legte überdies auf eigene Kosten ein Bassin an, in welches er auch das Wasser hineinleiten ließ. In Aeclanum ließen einmal die Quattuorvirn für das Geld, das sie für die Erwählung zu diesem Ehrenamt zu zahlen verpflichtet waren, auf den Beschluß des Gemeinderaths einen Weg durch den Viehmarkt führen und pflastern. In Lanuvium (Città Lavigna) wurden die aus den Antrittsgeldern der Priester geflossenen Kapitalien neben andern Einnahmen (mit Erlaubniß von Sever und Caracalla) zum Bau von Thermen verwendet u. s. w.

Derselbe Municipalpatriotismus, der die Städte trieb nach Kräften oder selbst über ihre Kräfte in Bauten mit einander zu wetteifern, beseelte gewöhnlich auch ihre wohlhabenden Bürger. Zum Theil spornte diese auch die Ruhmbegier, ihre Namen in würdigster Weise auf großen Bauwerken durch Inschriften auf die Nachwelt zu bringen, deren Unvergänglichkeit gesetzliche Bestimmungen gewährleisteten. Aber auch schon der Ehrgeiz, der seine Befriedigung in den städtischen Aemtern, in Belobungen, Bekränzungen, Statuen, Ehrenplätzen u. dgl. fand, trieb Manche, große Summen für öffentliche Bauten herzugeben, ja nicht selten sich zu ruinieren: und die öffentliche Meinung, die, wie in den alten Republiken, noch immer von den Angesehenen und Reichen große Leistungen für die Gemeinde erwartete, ja forderte, bestimmte ohne Zweifel Viele selbst wider ihren Willen zu großen Opfern. In der That sind die in der damaligen Zeit in allen größern und vielen kleinern Städten der ganzen Monarchie fort und fort von Privaten zu Communalzwecken freiwillig gegebenen Beisteuern wahrhaft erstaunlich, und namentlich die aus Privatmitteln aufgeführten Bauten haben wahrscheinlich an sehr vielen Orten die städtischen an Umfang und Be-

deutung weit übertroffen, deren Einschränkung sie ja auch eben ermöglichten und veranlaßten. Oeffentliche Bauten aus Privatmitteln bedurften keiner kaiserlichen Erlaubniß, „außer wenn sie aus Rivalität gegen eine andre Stadt unternommen wurden, oder Veranlassung zum Aufruhr wurden, oder in der Umgegend eines Theaters oder Amphitheaters stattfanden". In größter Menge sind in der Litteratur, noch mehr in den Denkmälern aller Provinzen Zeugnisse von gemeinnützigen Bauten Einzelner erhalten, von den geringfügigsten bis zu wahrhaft fürstlichen. Zahlreiche Inschriften bezeugen die Errichtung der größten öffentlichen Gebäude, wie Tempel, Portiken, Theater, Amphitheater, Brücken, durch reiche Privatpersonen aus eigenen Mitteln. Andere Inschriften zeigen, daß auch minder Wohlhabende zur Wohlfahrt und Behaglichkeit der Städte beizutragen bemüht waren, indem sie z. B. Straßen pflastern, die öffentlichen Spielplätze ebnen und einfassen, Sonnenuhren aufstellen, auf den Märkten Buden für die Verkäufer und Steintische für die Waaren errichten ließen, für Normalmaße und Gewichte sorgten u. dgl. Seit durch Nerva die Städte die Erlaubniß zur Annahme von Legaten erhalten hatten, erfolgten auch Vermächtnisse zu öffentlichen Bauten sehr häufig, und es war keineswegs selten, daß Testamente den Erben die Verpflichtung zur Ausführung eines Bades, Theaters oder Stadiums auferlegten.

Einige Beispiele werden die Allgemeinheit der Betheiligung Einzelner an der Verschönerung ihrer Städte, sowie die Großartigkeit solcher Leistungen veranschaulichen. Nach der Zerstörung Cremonas im J. 69 wurden Foren und Tempel durch die Munificenz von Bürgern wieder hergestellt. Der Großvater der dritten Frau des j. Plinius erbaute zu Como in seinem und seines Sohnes Namen eine prachtvolle Colonnade und schenkte der Stadt ein Capital zur Verschönerung der Thore. In Oretum (in Tarraconensis) ließ ein Bürger „auf die Bitte des Raths und der Bürgerschaft zu Ehren des göttlichen (d. h. Kaiser-) Hauses" eine Brücke für 80 000 S. (17400 Mark) bauen und gab bei ihrer Einweihung Circusspiele. In Thagaste (Numidien) errichtete ein römischer Ritter eine Porticus für 300000 S. (65250 Mark). Der Arzt Crinas ließ Mauern in seiner Vaterstadt Massilia und andre Mauern für beinahe 10 Mill. S. (2175000 Mark) erbauen; die beiden Brüder Stertinius, Leibärzte des Claudius, erschöpften ihr Vermögen durch Ausstattung der Stadt Neapel mit Bauwerken. Die Inschrift an dem Postament einer Ehrenstatue eines Bürgers von Citium auf Kypros meldet, daß derselbe ein Theater von Grund auf nebst allem Zubehör auf eigene Kosten habe aufführen lassen. Dio von Prusa, dessen Großvater sein ganzes Vermögen für Communalzwecke geopfert hatte, erbaute in seiner Vaterstadt eine Colonnade bei den Thermen, nebst Läden und Werkstätten; den Boden allein hatte er mit 50000 Drachmen (etwas über 39000 Mk.) bezahlt. C. Antius A. Julius Quadratus, der um 106 das Proconsulat der Provinz Asia bekleidete, war nach Aristides von Gott gesandt worden, um die gealterte Stadt Pergamus zu verjüngen, und hatte sie zu dem gemacht, was sie nun

war; wenn andre Geschlechter von der Stadt abstammten, so konnte man sagen, die Stadt stamme von ihm: „sie selbst bekannte es laut in den Rathssälen, den Theatern, den Versammlungsplätzen, in welchem Theil man will, da ja Alles durch Jenen verschönert ist.“ Die meisten noch mit Weihinschriften versehenen öffentlichen Gebäuden in den Städten Pamphyliens und Pisidiens sind von Privaten errichtet.

In den griechischen Ländern waren es ganz besonders die Sophisten, die einen Theil der oft ungeheuern, durch ihre Kunst erworbenen Reichthümer zur baulichen Verschönerung ihrer Geburts- oder Wohnorte verwandten. Nicetes legte in Smyrna glänzende Straßen an und erweiterte die Stadt bis an das nach Ephesus führende Thor. Alexander von Cotyäum erbaute (nach dem übertreibenden Ausdruck des Aristides) diese seine Vaterstadt fast ganz neu. Damianus von Ephesus (ein Schüler des Aristides und Hadrian) verband (unter Anderm) den dortigen Dianentempel mit der Stadt durch eine bedeckte Halle von der Länge eines Stadiums (589'), damit die Andächtigen auch bei Regenwetter in den Tempel gehn könnten, und in dem heiligen Bezirke selbst erbaute er einen ungeheuren Saal zu Opferschmäusen, der aufs prachtvollste mit Pavonazzetto geschmückt war. Auch seine Nachkommen wurden in Ephesus „wegen der Geringschätzung des Geldes“ hochgeehrt.

Doch selbst die größten derartigen Leistungen verdunkelte die beispiellose, mehr als fürstliche Munificenz des Herodes Atticus (geb. zu Marathon um 101, gest. um 177), der an Reichthum und Rang zu den Ersten seiner Zeit gehörte (er war Consul 143), unter den damaligen Virtuosen der Redekunst (Sophisten) unbestritten der erste war. Sein Ehrgeiz war, seinen Namen nicht minder durch massenhafte prachtvolle und gemeinnützige Bauten, als durch seine von der Mitwelt hoch bewunderten Reden auf die Nachwelt zu bringen: von jenen sind zahlreiche Reste und noch mehr Nachrichten, von diesen nichts erhalten. Schon als Herodes im Jahr 125 Präfect der freien Städte Asias war, hatte ihn sein Vater Tiberius Claudius Atticus in den Stand gesetzt, gegen die Stadt Troas (Alexandreia) eine großartige Freigebigkeit zu üben: zu den 3 Mill. Drachmen, die ihr Hadrian zu einer Wasserleitung bewilligt hatte, ermächtigte er ihn, die noch erforderlichen 4 Mill. (über 3 Mill. Mk.) zuzulegen. Die Freigebigkeit des Herodes erstreckte sich später auch auf Italien, wo er die Stadt Canusium (Canosa di Puglia) mit einer Wasserleitung versorgte, galt aber hauptsächlich Griechenland, vor Allem seinem Vaterlande Attika und dessen Hauptstadt, in deren Nähe er in dem reizenden, noch jetzt als Sommeraufenthalt benutzten Kephisia den Abend seines Lebens in vornehmer Zurückgezogenheit verbrachte. Er ließ den Städten in Euböa, in Peloponnes, in Böotien Unterstützungen zufließen, half dem herabgekommenen Oricum in Epirus auf, baute in Korinth ein bedecktes Theater, in Olympia eine Wasserleitung mit großartigem, die ganze Altis überragenden Nymphäum in Form eines Nischenbaues, in Thermopylä Bassins zu Schwefelbädern und schmückte zu Delphi das Stadium mit pentelischem Marmor. Selbst die Durchstechung des korinthischen Isthmus hatte er

ins Auge gefaßt. In Attica ließ er in dem Demos Myrrhinus einen Tempel der Athene herstellen, in Athen selbst das panathenäische Stadium des Lykurgus innerhalb 4 Jahren aufs prächtigste vollständig mit penteliſchem Marmor auslegen; errichtete auf einem der Felshügel oberhalb seiner Langseiten einen Tempel der Glücksgöttin mit deren elfenbeinernem Bilde, und erbaute am Fuße der Akropolis zu Ehren seiner gestorbenen Gemahlin Regilla ein mit Cedernholz gedecktes Theater (Odeum) für etwa 6000 Personen, das nach Pausanias an Größe und Pracht der Ausstattung alle ähnlichen Bauten übertraf (und jetzt wieder bloßgelegt ist).

Man sieht, daß die Freigebigsten unter den Reichen und Vornehmen ihre Munificenz nicht auf ihre eigenen Städte beschränkten, wenn es auch vielleicht Niemand dem Herodes gleichthat, der, als er des Mordes der Regilla angeklagt vor Gericht stand, und sein Gegner sich einer Wohlthat gegen eine Stadt Italiens rühmte, erwidert haben soll: „auch ich könnte Vieles der Art von mir sagen, wenn ich auf der ganzen Erde vor Gericht gezogen würde."

Es war wol die Regel, daß Municipalen, die sich zum Senatorenstande (durch den sie aufhörten Bürger ihrer Vaterstadt zu sein) oder sonst zu hohen Stellungen in Rom aufgeschwungen hatten, und römische Große, die als Patrone oder anderweitig zu einer Stadt in Beziehung standen, ihr durch Bauten und Zuwendungen ihre Anhänglichkeit und ihr Wohlwollen bewiesen. Der j. Plinius, der in seinem Testament seine Vaterstadt Como mit einem bedeutenden Capital zur Erbauung, Einrichtung und Instandhaltung von Thermen bedachte, erwies der Stadt Tifernum Tiberinum, die ihn sehr jung zum Patron erwählt hatte, seine Erkenntlichkeit durch den Bau eines Tempels, dessen Einweihung er mit einem Festmahl beging. Die sehr vornehme Ummidia Quadratilla, die in Rom einen Palast in der 12. Region bewohnte und etwa im Jahr 107 fast 80jährig starb, stammte aus Casinum: eine dort gefundene Inschrift meldet in vier Zeilen, daß sie den Casinaten auf eigene Kosten ein Amphitheater und einen Tempel erbaute. Dasumius (wahrscheinlich der Urheber des S. C. Dasumianum 101) hatte seine Vaterstadt Corduba mit öffentlichen Bauten zu schmücken begonnen, deren Vollendung und Uebergabe er in seinem (im Jahr 109 verfaßten) Testament einer Commission rechts- und sachverständiger Personen übertrug. Ein Dasumius Tullus (Consul unter Marc Aurel) vollendete zu Tarquinii den Bau von Thermen, zu welchen sein Vater P. Tullius Varro (Consul unter Trajan) der Stadt 3300000 S. (717850 Mark) vermacht hatte, indem er das Capital vergrößerte und den Bau erweiterte: auch bei dieser Munificenz war ohne Zweifel der Grund einer der angegebenen.

Auch kaiserliche Freigelassene statteten nicht selten ihre Geburtsorte und andre Städte mit Bauten aus. Cleander z. B., der mächtige Freigelassene des Commodus, verwandte einen Theil seines ungeheuern Vermögens auf Häuser, Bäder und „andre, sowohl Einzelnen als ganzen Städten nützliche Anstalten". Endlich bethätigten auch abhängige oder

befreundete Fürsten ihre Freigebigkeit und Prachtliebe vor Allem durch Bauten, und nicht bloß in ihren eignen Ländern. Herodes der Große, der Judäa mit zahlreichen großartigen Bauwerken und Anlagen hauptsächlich zu Ehren Augusts füllte, unter welchen die von ihm geschaffene Hafenstadt Cäsarea die großartigste war, schmückte auch die Städte Phöniciens, Syriens, Kleinasiens und Griechenlands aufs reichste und prächtigste. Athen, Sparta, Nikopolis, Pergamus waren nach Josephus voll von seinen Gaben; in Antiochia hatte er eine bis dahin sehr schmutzige, zwanzig Stadien (½ deutsche Meile) lange Straße mit Marmorplatten gepflastert und mit einer ebenso langen Colonnade zum Schutz gegen den Regen ausgestattet. Auch die übrigen Herodeer bauten viel, namentlich Herodes Antipas, der Gründer der neuen glänzenden Hauptstadt Tiberias.

Zu den Motiven dieser Munificenz gehörte für die Fürsten wie für die hochgestellten Männer Roms das Beispiel, ja die directe Aufforderung der Kaiser (eine solche erließ z. B. Nerva in einer „herrlichen Rede"): sowie die Kaiser ihrerseits offenbar mit durch die Absicht bestimmt wurden, eine möglichst ausgedehnte Nachahmung ihres Beispiels zu veranlassen. Sie veranstalteten fort und fort große öffentliche Bauten nicht bloß in Rom, sondern auch in den Städten Italiens und selbst der Provinzen: und unterstützten diese namentlich bei den so häufigen Calamitäten, wie Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Erdbeben, in freigebigster Weise zu den erforderlichen Neubauten.

Große Brände haben wahrscheinlich oft ungeheure Verheerungen angerichtet, obwol sie außerhalb Roms selten berichtet werden. In Nikomedia hatte kurz vor Plinius' Anwesenheit eine Feuersbrunst gewüthet: in dieser so bedeutenden Stadt waren weder Feuereimer noch Spritzen vorhanden, noch überhaupt von Seiten der Commune die geringste Sorge für Löschanstalten getroffen. Den Antrag des Plinius auf Errichtung einer Gilde von (höchstens 150) Zimmerleuten, die hauptsächlich als Feuerwehr dienen sollten, lehnte Trajan als bedenklich ab, und ordnete nur die Anschaffung der nöthigen Geräthschaften und die Aufforderung der Hausbesitzer an, erforderlichen Falles unter dem Beistande des Volkes zu löschen. Aber auch in den Städten, wo Gilden von Zimmerleuten und Verfertigern von Lappendecken bestanden (welche letztere, wie noch im 17. und 18. Jahrhundert in Holland und Bremen Schiffssegel, mit Wasser getränkt zum Feuerlöschen dienten), haben sie schwerlich viel ausgerichtet; da ja auch die größte und bestorganisierte Feuerwehr, die 7000 Mann starke Nachtwache der Stadt Rom, gegen die dortigen unaufhörlichen Brände so wenig vermochte. Auch anderwärts nahmen diese gewiß nicht selten große Dimensionen an. Im Jahre 57/58 brannte Lyon so völlig ab, daß Seneca, wenn auch mit noch so großer Uebertreibung sagen konnte, man suche es vergebens; eine Nacht habe diese große Stadt völlig vernichtet, und so viele herrliche Bauwerke, deren jedes allein eine Stadt hätte schmücken können, in Schutt gelegt. Der Aufbau erfolgte langsam, denn im Jahr 65 bewilligte Nero dazu die Summe von 4 Mill. S., welche die Lugdunenser

früher bei dem großen Brande Roms angeboten hatten. Auf einen sehr großen Umfang des Brandes in Bologna im Jahr 53 läßt die zur Unterstützung bewilligte Summe von 10 Mill. Sesterzen schließen.

In einem am Schlusse der selbstverfaßten Regierungsgeschichte Augusts hinzugefügten Anhange heißt es: die Geschenke, die er in Italien und den Provinzen Städten, die durch Brand und Erdbeben zerstört waren, zugewendet habe, seien zahllos. Durch anderweitige Nachrichten sind solche Unterstützungen von ihm bezeugt für Neapel, Paphos auf Cypern, Chios, mehrere Städte Kleinasiens, wie Laodicea am Lykos, Thyatira, Tralles. Auch Vespasian „stellte sehr viele Städte im Reiche schöner wieder her, die durch Brand oder Erdbeben gelitten hatten"; und die Bemerkung des Tacitus, daß Laodicea nach einem Erdbeben im Jahr 60 sich aus eignen Mitteln ohne Staatshülfe wieder erhoben habe, zeigt, daß diese letztere in solchen Fällen in der Regel erfolgte. Noch existiert ein in Puteoli dem Tiberius von 14 Städten Kleinasiens errichtetes Monument, die (12 im Jahr 17, die beiden andern 23 und 29) durch Erdbeben mehr oder weniger zerstört waren, und die er beim Wiederaufbau reichlich unterstützt hatte. Die Weltchronik des Eusebius verzeichnet in der Zeit von August bis Commodus elf Erdbeben, davon 10 in Griechenland und im Orient, aber auch für diese Länder ist das Verzeichniß durchaus unvollständig. Unter andern fehlt darin das ungeheure Erdbeben, das zwischen 138 und 142 auf dem griechischen Festlande Sicyon, von den Inseln Rhodos und Kos, in Asien Lycien und Karien furchtbar verwüstete. Die erforderlichen Neubauten ließ Antoninus Pius mit bedeutenden Summen aufs herrlichste ausführen. Stratonicea erhielt allein 1 Mill. S. Ganz besonders war Lesbos wie die nahen Inseln und das gegenüberliegende Festland von Erdbeben heimgesucht; eines derselben verwüstete im Jahr 151/52 Mytilene und erschütterte auch Kleinasien. Unter den von Eusebius verzeichneten Erdbeben waren die bedeutendsten das von 115 (das u. a. Antiochia etwa zum dritten Theil völlig zerstörte), das von 122 (das Nicomedia und Nicäa hart beschädigte) und das von 178 (das ganz Jonien erschütterte, am furchtbarsten aber Smyrna verwüstete). Bei den beiden letzten wird die in umfassendster Weise zum Wiederbau geleistete kaiserliche Hülfe ausdrücklich erwähnt. Im Westen war namentlich Campanien „niemals vor diesem Uebel sicher"; im J. 63 am 5. Februar wurde Pompeji sehr hart, Herculaneum in geringerem Grade, einigermaßen auch Neapel und Nuceria durch ein Erdbeben beschädigt.

Aber die durch Verwüstungen veranlaßten Neubauten waren nur ein geringer Theil der Bauunternehmungen, die von allen Regierungen (mit Ausnahme der des Tiberius) in großem Maßstabe in und außerhalb Roms betrieben wurden, nicht bloß zum Besten der damit bedachten Städte, sondern gewiß auch, um große Massen freier Arbeiter lohnend zu beschäftigen. Doch haben die Julischen und die Flavischen Kaiser bei ihren gemeinnützigen Bauten außerhalb Roms vorzugsweise oder ausschließlich Italien berücksichtigt: so baute Claudius den Emissar des

Fucinersees und den neuen Hafen bei Ostia (Portus) mit mächtigen Molen und einem sehr hohen Leuchtthurm, Nero den Hafen von Antium und die Leuchtthürme von Puteoli und Ravenna. Vespasian scheint sich (abgesehn von seinen großen Neubauten in Rom) im Wesentlichen auf Herstellung des dort, in Italien und den Provinzen Zerstörten beschränkt zu haben, ohne doch (wenigstens in Rom) alles Begonnene vollenden zu können; und da während der kurzen Regierung des Titus wieder ein großer Brand einen Theil Roms in Asche legte, fand Domitian dort selbst Raum genug zur Befriedigung seiner fast leidenschaftlichen Bauluft; übrigens ließ er auch in Italien einige Straßenbauten ausführen.

Trajan, der gleich bei seinem Regierungsantritte seine großen, zum Theil alle früheren überbietenden Bauunternehmungen in Rom in Angriff nahm, und sie in seiner spätern Regierungszeit in solchem Umfange betrieb, daß er in Rom und der Umgegend kaum Techniker genug hatte, sorgte auch für das übrige Italien in der großartigsten Weise, namentlich durch Straßen-, Hafen- und Wasserbauten, führte aber außerdem in den Provinzen (auch abgesehn von seinen Städte- und Colonieanlagen) bedeutende Werke aus; das größte von allen war nach Dio die (auf 20 Pfeilern ruhende, 1017 Meter lange) Donaubrücke. Ihre nach der Abtragung stehengebliebenen Pfeiler schienen ihm da zu sein um zu zeigen, daß der menschlichen Natur nichts unmöglich sei.

Die Bauten Hadrians, dessen erster Regierungsact ein Erlaß rückständiger Steuern im Betrage von 900 Mill. S. (über 195 Mill. Mark) war, geben einen gleich hohen Begriff von den unerschöpflichen Hülfsquellen des römischen Reichs, wie von der rastlosen Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. Er, der Rom mit den glänzendsten Prachtgebäuden schmückte (zu denen die Erneuerung des 110 abgebrannten Pantheon 125 bis 130 gehörte), in Tibur sich einen auch architektonisch überreich ausgestatteten Feensitz schuf, ließ sich auf den Reisen, in denen er von 121 bis 134 sein ganzes Reich durchzog, von einem militärisch organisierten, in Cohorten getheilten Heer von Architekten, Bauhandwerkern, Technikern und Künstlern begleiten, die überall die Ausführung seiner nie versiegenden Pläne durch einheimische Arbeiter leiten konnten. Darunter waren auch Gründungen neuer Städte wie Pons Aelius am Pictenwall, Hadrianotherä in Mysien, Hadrianopolis in Thracien (Adrianopel), Aelia Capitolina auf den Trümmern von Jerusalem und Antinoopolis in Aegypten.

Von den Bauten, mit denen Hadrian, wie sein Biograph sagt, fast alle von ihm berührten Städte schmückte, kennen wir in den nördlichen und westlichen Provinzen nur einzelne, wie einen Augustustempel zu Tarraco, eine zu Ehren Plotinas erbaute Basilika in Nemausus, eine Wasserleitung in Sarmizegetusa, eine der „unzähligen", die seinen Namen trugen. Aus dem langen Verzeichnisse seiner noch jetzt nachweisbaren Bauten im Orient und Griechenland, wo fast jede Stadt Wohlthaten von ihm aufzuweisen hatte, mehrere ihn mit Recht als ihren „Erretter" und „Gründer" priesen, oder sich, wie Palmyra und Petra in Arabien, nach ihm benannten, genügt es hier einige hervorzuheben.

Auf dem Isthmos schuf er aus dem höchst gefährlichen und beschwerlichen Bergpfade der skironischen Klippen durch umfassende Felsarbeiten und kolossale Substructionen eine etwa 6000' lange, bequeme, für Lastwagen gangbare Kunststraße, deren Möglichkeit man heute an dieser Stelle kaum noch begreift; führte aus dem Hochthale von Stymphalos in einem gewaltigen Aquäduct eine Ueberfülle kühlen Bergwassers nach Korinth, und schmückte diese Stadt mit prächtigen Thermen. Vor Allem aber erhob er Athen zu neuem Glanz, dessen südöstlichen Theil er in eine „neue Hadriansstadt" umschuf: ihr Kern war der colossale höchst prächtige Tempel des olympischen Zeus, der 600 Jahre unvollendet gestanden hatte, von 104 über 60' hohen korinthischen Säulen (auf den Frontseiten in 3, auf den Langseiten in 2 Reihen) umgeben, von denen 15 noch stehn. Unter seinen Bauten in der übrigen Stadt war ein Bibliothekgebäude mit 120 Säulen und Wänden aus phrygischem Marmor (Pavonazzetto), dessen Gemächer mit Alabaster, vergoldeten Felderdecken, Bildern und Statuen prangten, und ein Gymnasium mit 100 Säulen aus libyschem Marmor (Giallo antico). Die von Hadrian begonnene Wasserleitung, die seiner Neustadt in Athen Wasser aus Kephisia zuführen sollte, vollendete 140 Antoninus Pius, der überdies den Curort zu Epidaurus aufs reichste ausbaute, und in Rom und Italien mehrere bedeutende Bauwerke theils herstellte (wie den Leuchtthurm von Portus und die Häfen zu Terracina und Puteoli), theils neu ausführte, wie den Hafen zu Cajeta, ein Bad zu Ostia, einen Aquäduct zu Antium, Tempel zu Lanuvium. Außerdem setzte er viele Städte durch Geldunterstützungen zur Ausführung neuer, wie zur Restauration älterer Bauten in Stand, und baute unter anderm, wie bemerkt, in den von dem Erdbeben zwischen 138 und 142 betroffenen Gegenden, ferner in Syrien und Carthago. Von Septimius Severus sah man in sehr vielen Städten herrliche Bauwerke. Unter den späteren Kaisern war Diocletian (nach einem feindseligen christlichen Berichte) von einer maßlosen Leidenschaft des Bauens beherrscht, die schwere Belastungen der Provinzen zur Folge hatte. „Hier entstanden Basiliken, dort ein Circus, hier eine Münze, dort eine Waffenfabrik, hier ein Palast für seine Gemahlin, dort für seine Tochter." Oft mußte behufs der Neubauten ein Theil der Stadt geräumt werden und die Einwohner mit Frauen und Kindern ausziehn, wie nach einer Einnahme durch Feinde. War Alles zum Ruin der Provinzen fertig gebaut, so erklärte er es für schlecht, es solle anders werden; dann mußte wieder zerstört und umgebaut werden und das Neuerrichtete vielleicht nochmals fallen. In der That aber stand seine fast fieberhafte Bauthätigkeit ganz im Dienste des Staates. Ueberall erhoben sich auf sein Geheiß monumentale Bauten, in Alexandria, in Antiochia und Palmyra, in Mailand und Carthago. Seine Thermen in Rom übertrafen an Größe und Pracht selbst die Caracallas. Die kolossale Bauthätigkeit Justinians, der sich auch dadurch gleichsam als ebenbürtiger Nachfolger der römischen Kaiser zu legitimieren strebte, hat Prokop zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung in drei Büchern gemacht.

Diese Nachrichten werden einige Vorstellung davon geben, wie großartig die Kaiser für die bauliche Ausstattung der Städte in Italien und, namentlich seit Trajan, auch in den Provinzen sorgten. Doch den ganzen Umfang der kaiserlichen Bauten außerhalb Roms auch nur annähernd zu schätzen sind wir schwerlich im Stande, da Erwähnungen und Spuren derselben sich nur gelegentlich und zufällig, und sicher sehr unvollständig erhalten haben. Wenn z. B. Aristides in dem Briefe, in dem er Marc Aurel und Commodus um die Wiederherstellung Smyrnas nach dem Erdbeben von 178 bittet, sich beiläufig auf die Fürsorge beider Kaiser für die Städte Italiens beruft, die sie aus ihrem Verfall aufgerichtet und erhoben haben: so ist hier wie in der Angabe der Biographie Marc Aurels, „daß er wankenden Städten Hülfe geleistet habe", doch wol auch an Förderung und Unterstützung städtischer Bauten zu denken. Die so überaus glänzenden öffentlichen Bauten der Kaiser in Rom selbst bedürfen hier keiner besondern Aufzählung und Beschreibung.

Neben den im ganzen römischen Reiche während der beiden ersten Jahrhunderte fort und fort in den größten Dimensionen betriebenen öffentlichen Bauten wurde die Architektur überall auch für Privatzwecke vielleicht in umfassenderer Weise in Anspruch genommen, als zu irgend einer andern Zeit, da nicht nur der Privatwohlstand ein verhältnißmäßig sehr hoher und weitverbreiteter war, sondern auch diese Kunst (wie bereits erwähnt) mehr als irgend eine andre den Neigungen und Tendenzen dieses Zeitalters zu entsprechen vermochte. Von der Pracht und Großartigkeit der Palast- und Villenbauten in Italien ist die Rede gewesen. In wie hohem Grade sich aber der Luxus der Privatbauten auch in die Provinzen verbreitet hatte, bezeugen außer einzelnen Nachrichten noch heute Ueberreste römischer Wohngebäude in allen Theilen des Reichs; so die bereits erwähnten, so wohl erhaltenen von Villen am Orontes. Auch von denen des Damianes bei Ephesus ist schon die Rede gewesen. Eine der zahlreichen Villen des Herodes Atticus, in Kephisia (nordöstlich von Athen), hatte elegante, reichlich versorgte, von Licht strahlende Bäder, lange und bequeme Wandelbahnen. Auch in der höchsten Gluth gewährte das Haus, noch mehr sehr große Haine Schatten und Kühlung, und von allen Seiten ertönte das melodische Rauschen der Wasser und der Gesang der Vögel. Daß auch bei der Ausstattung des Innern nicht gespart war, darf man daraus schließen, daß Herodes beim Tode seiner Gemahlin Regilla die Räume seines Hauses, nicht bloß mit schwarzem Anstrich, schwarzen Vorhängen und Teppichen, sondern auch mit schwarzem Marmor dekorieren ließ. Die Vorstadtvilla der Laberier bei Uthina (unweit Tunis) enthielt 67 Mosaikfußböden mit figürlichen Darstellungen. Ein in der Gegend von Constantine gefundenes Mosaik zeigt ein herrschaftliches Schloß, einen ausgedehnten mehrstöckigem Bau mit flankierenden Thürmen, den Besitzer selbst zu Pferde jagend; ein andres seinen Marstall mit beigeschriebenen Namen der Pferde. Auf einem bei Hadrumetum (Suza) gefundenen Mosaik sitzt die Gutsherrin sich fächelnd unter einer Palme; ein Diener hält den Sonnenschirm über ihr und ein Hündchen an der Leine. In den prachtvollen Villen und Gärten von

Carthago überließen sich die Vandalen einer ebenso zügellosen Schwelgerei wie die früheren Besitzer. Aus dem 5. und 6. Jahrhundert haben wir Schilderungen des Lebens auf den behaglich und herrschaftlich eingerichteten Landsitzen an den Ufern der Garonne mit seinen mannichfachen Lustbarkeiten, wie Falkenjagden und Fahrten auf schönen Flußgondeln, die nicht bloß mit hohen Geländern, Polstern und Zeltdach, sondern auch mit Mosaiktischen und kunstvoll gearbeiteten Würfelspielen ausgestattet waren. An diese heimathlichen Ufer fand sich Ausonius durch die ebenfalls mit Wein bepflanzten und mit Villen geschmückten der Mosel erinnert, und zahlreiche Funde hier und an der Saar zeigen, daß die ganze Gegend, selbst heute unwirthliche Gebiete der Eifel, angefüllt waren mit römischen Landhäusern von sehr umfassender Anlage und reicher Ausstattung, namentlich mit Mosaikfußböden (wie die Villen zu Nennig bei Trier und Kreuznach) und Sculpturenschmuck (wie die Villa zu Welschbillig), in denen durch vorgelegte Säulenhallen dem Bedürfnisse nach Aussicht Rechnung getragen war. Auch im Zehntlande waren die Villen, wie zahlreiche Ueberreste zeigen, mit Bädern und Wasserleitungen ausgestattet, mit Marmorornamenten, Sculpturen, Mosaiken und Bronzen geschmückt. Ueberhaupt darf man sich nach den Ausgrabungen in den Rheinlanden und der Schweiz die Wohnungen der Wohlhabenden auch in den Grenzprovinzen nicht ohne den Schmuck der Mosaik und Wandmalerei vorstellen. Selbst in den vereinzelten römischen Ansiedelungen der niemals völlig romanisierten Ostschweiz fehlt Beides nicht, wenn auch der künstlerische Werth dieser Decorationen sehr gering ist. Auch Britannien erhielt mit der Zeit, wie die erhaltenen Reste (besonders Mosaiken) schließen lassen, in seinen mittlern und südlichen Theilen so viele große und reich decorierte Villen als nur irgend eine andere Provinz des römischen Reichs. Sogar vorübergehende Aufenthalte erhielten eine den Ansprüchen eines verwöhnten Geschmacks entsprechende Gestalt. Unter den Maßregeln, die Hadrian zur Herstellung der gelockerten Disciplin in den Heeren Germaniens traf, war auch die Wegräumung von Speisesälen, Colonnaden, Krypten und Gärten aus den dortigen Lagern.

b. Verwendung und Zwecke der Plastik und Malerei.

α. Decorative Kunst.

Schon allein durch die wahrhaft unermeßliche Thätigkeit der Architektur auf einem so ungeheuren Gebiete war eine höchst umfassende Beschäftigung der sämmtlichen bildenden Künste bedingt, die überall zur Ausschmückung und Decoration des Aeußern und Innern von Bauten aller Art in reichem Maße in Anspruch genommen wurden. Nirgend, am wenigsten in Rom, erhob sich ein bedeutenderer öffentlicher Bau, zu dessen Verzierung nicht auch der Meißel des Bildhauers mit thätig gewesen wäre, neben dem nach Bedürfniß Stuckateur, Ciseleur, Schnitzer, Gießer, Maler und Mosaicist mitarbeiteten. Statuen, einzeln und in Gruppen, füllten Giebel und Dächer, Nischen, Intercolumnien und

Treppenwangen der Tempel, Theater (das des Scaurus hatte 3000 Bronzestatuen), Amphitheater, Basiliken und Thermen, schmückten Brückenportale und -geländer, und Bögen aller Art, wie von Stadtthoren und Viaducten. Vor Allem Triumphbögen pflegten mit Reiterfiguren, Tropäen, Vier- und Sechsgespannen, die von Victorien gelenkt wurden, bekrönt zu sein. Reliefs und Medaillons zierten die Friese, Reliefs oder Malereien die Wandflächen, Gewölbe und Decken prangten mit Stuckverzierungen oder buntem Farbenschmuck, die Fußböden mit schimmernden Mosaiken. Alle architektonischen Glieder, Pfosten und Schwellen, Gesimse und Fenster, selbst Dachrinnen waren mit plastischem Schmuck wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn überschüttet.

Schon von der Masse öffentlicher Anlagen und Bauten, die in Rom allein während der ersten Jahrhunderte neben- und nacheinander wie durch Zauber aus der Erde wuchsen, ist es kaum möglich, sich eine Vorstellung zu machen. Schon diese unaufhörlichen, sich drängenden großen Unternehmungen waren hinreichend, neben den Architekten und Bauhandwerkern einem ganzen Heer auch von bildenden Künstlern und Kunsthandwerkern vollauf dauernde Beschäftigung zu geben. Agrippa, der während seiner Aedilität (33 v. Chr.) durch großartige Bauten für die Versorgung Roms mit Wasser thätig war, legte in diesem einen Jahre nach Plinius 700 Bassins, 500 Röhrenbrunnen, 130 Reservoirs (castella) — worunter mehrere prachtvoll geschmückte — an, und verwendete zur decorativen Ausstattung dieser Werke 400 Marmorsäulen und 300 Bronze- und Marmorstatuen. Die spätern derartigen Anlagen standen hinter denen Agrippas wol nicht zurück: auch Claudius leitete das Wasser des von ihm gebauten Aquäducts „in sehr viele und sehr reich verzierte Bassins". Das Bassin des Orpheus in der fünften, das des Ganymedes in der siebenten Region hatten ohne Zweifel von Bildwerken, die sie schmückten, den Namen. Domitian baute u. a. in allen Regionen Roms so viele und so große Durchgangs- und Triumphbogen mit Viergespannen und Triumphinsignien, daß darüber gespottet wurde. Die Pracht dieser Bauten veranschaulicht eine Abbildung des auch von Martial beschriebenen Triumphthors, das nach der Rückkehr Domitians aus dem Sarmatenkriege im Januar 93 errichtet wurde: Medaillonbüsten schmückten die Räume über den Bogenöffnungen, Reliefs oder runde Sculpturen Gebälk und Attika, zwei Elephantenquadrigen, beide von kolossalen Figuren des Kaisers aus vergoldeter Bronze gelenkt, krönten den Bau. Wie überreich das alle Prachtbauten Roms verdunkelnde Forum Trajans und dessen Theile (die Basilika Ulpia, der Triumphbogen und der ihm von Hadrian errichtete Tempel) auch mit plastischem Schmuck ausgestattet waren, lassen, außer großen (zum Theil durch die Ausgrabungen des ersten Napoleon zu Tage geförderten) Trümmern, ebenfalls Abbildungen auf Münzen ahnen.

Ueberhaupt entbehrten die öffentlichen Plätze Roms wie der übrigen Städte den Schmuck der Plastik so wenig als die Gebäude: natürlich bestand er dort vorzugsweise oder ausschließlich aus freistehenden Statuen. Der ungeheure Vorrath derselben in griechischen und asiatischen

Städten war auch durch die systematischen, zwei Jahrhunderte fortgesetzten Plünderungen der Römer (die selbst die Marktplätze der kleinsten Orte wie Andros und Mykonos geleert hatten, um die Foren und Tempel Roms zu füllen) nur theilweise erschöpft worden. Eine sehr umfassende Plünderung erfolgte durch Nero, dessen Commissar, der Freigelassene Acratus, „fast die ganze Welt zu diesem Zwecke bereiste und kein Dorf überging". Rhodus allein war angeblich von ihm wie von allen frühern Kunsträubern verschont worden; dort befanden sich (vermuthlich nach amtlichen Verzeichnissen) unter Vespasian 3000 Statuen, doch schätzte man die Summen der zu Athen, Olympia und Delphi befindlichen nicht niedriger: nach dieser Angabe muß für Griechenland und die Inseln allein die Gesammtzahl von 10—20 000 in jener Zeit eher zu klein als zu groß erscheinen. Aber selbst noch drittehalb Jahrhunderte später wurden zur Ausstattung der neuen Reichshauptstadt Constantinopel die Reste dieses Reichthums noch nicht völlig aufgebraucht. Die Beamten der Kanzlei des Kaiser Constantius fanden in den „alten Städten" immer noch genug zu rauben, „und Prachtwerke, die der Zeit getrotzt hatten, wurden über das Meer geführt, um Söhnen von Walkern ihre Wohnungen glänzender zu schmücken als die Kaiserpaläste". Wie reich an Kunstwerken die griechischen Länder aber nach allen Plünderungen und Zerstörungen des Alterthums und Mittelalters immer noch blieben und welche Schätze sie bargen, das zu ermessen ist erst unserm Jahrhundert beschieden gewesen, in dem nach den Gestalten des Phidias die Venus von Melos, der Hermes des Praxiteles und die Trümmer des Pergamenischen Zeusaltars der Welt wieder gegeben worden sind.

Schmückte nun gleich im Alterthum ein großer Theil der Sculpturen die öffentlichen Gebäude, namentlich (als Weihgeschenke) die Tempel, so blieb von einem solchen Reichthume doch immer genug übrig, um auch Straßen und Plätze mit ältern und neuern Erz- und Marmorbildern von Göttern und Heroen, von verdienten und geehrten Männern und Frauen zu bevölkern; und wie während der ersten Jahrhunderte nicht bloß die Lücken dieses Vorraths sich wieder füllten, sondern auch sein Bestand sich noch vermehrte, wird bald ausführlich nachgewiesen werden.

Die Städte Italiens (außer Rom) und der westlichen Provinzen hatten zu Anfang der Kaiserzeit allerdings einen statuarischen Schmuck, der sich mit dem seit der Alexandrinischen Zeit angesammelten der griechischen messen konnte, nicht aufzuweisen. Ganz ohne solchen Schmuck waren jedoch auch sie schon in der spätern Zeit der Republik nicht mehr. Vitruv sagt, die Güte des auf dem Gebiet von Tarquinii (am See von Bolsena) gebrochenen Steins beweisen die Monumente der Stadt Ferentinum (in Etrurien): dort sind große trefflich gearbeitete Statuen, kleine Figuren (wol Reliefs) und zierliche Blumen- und Akanthusornamente aus diesem Stein, die, obwol alt, so neu erscheinen, als wären sie eben fertig geworden. Zu den neu aufgestellten Statuen gehörten wahrscheinlich in vielen Städten Italiens die der siegreichen

Könige und Feldherren Roms, in derselben Auswahl, wie sie August 752 in den Säulenhallen des Marstempels auf seinem Forum aufgestellt hatte. In Arezzo sind sieben Postamente derselben gefunden worden: des M. Valerius Maximus, Appius Claudius Cäcus, Q. Fabius Maximus, L. Aemilius Paullus, Tib. Sempronius Gracchus, C. Marius, L. Licinius Lucullus; in Pompeji zwei (des Aeneas und Romulus), in Lavinium eines (des Aeneas Silvius, Sohnes des Aeneas und der Lavinia); vielleicht gehörte auch der in Otricoli gefundene und der von Plutarch in Ravenna gesehene Marius zu derselben Reihe.

Ueberhaupt wurde eine angemessene Ausstattung der öffentlichen Plätze mit Statuen zu den wünschenswerthesten Zierden der Städte gerechnet und allgemein erstrebt; wenigstens die Foren der großen Orte werden überall von Säulenhallen umgeben und mit Bildsäulen geschmückt gewesen sein, wie beides von dem Forum zu Arles noch im 5. Jahrhundert bezeugt ist. In Cirta (Constantine) verengten einmal die Statuen das Forum so sehr, daß Raum zum Gehen darauf geschafft werden mußte. Hier hatte der Ehrgeiz oder Bürgersinn Solcher Gelegenheit sich zu bethätigen, deren Mittel zur Ausführung öffentlicher Bauten nicht hinreichten. Wie diese wurden auch Statuen theils aus den Antrittsgeldern der Priester und Beamten oder als Aequivalent derselben errichtet, oder ihre Herstellung testamentarisch angeordnet. Ein Provinzialpriester von Bätica, der zugleich die höchsten Priesterthümer und städtischen Aemter in Corduba bekleidet hatte, ließ dort in Anerkennung der sämmtlichen ihm von der Stadt erwiesenen Ehren, Statuen im Gesammtwerth von 400000 S. (87 000 Mark) aufstellen, welche Summe auf eine Zahl von 40—130 Statuen schließen läßt. Die für öffentliche Gebäude und Plätze bestimmten Statuen waren wol meistens Kaiser- oder Götterbilder. Unter den letztern werden Bilder der Laren oder des Genius der Stadt in der Regel um so weniger gefehlt haben, als auch auf dem Forum Roms der Genius des römischen Volkes (seit Aurelian eine Statue aus Gold oder vergoldeter Bronze) stand. In welcher Ausdehnung auch im Westen die überhandnehmende Verschwendung persönlicher Ehrendenkmäler dazu beitrug, die öffentlichen Plätze der Städte mit Statuen zu füllen, wird unten gezeigt werden.

Aber vielleicht noch in höherm Grade als die Ausschmückung der Plätze und öffentlichen Gebäude nahm die der Privatbauten die Thätigkeit der bildenden Künste in Anspruch: denn auch für Paläste, Landhäuser, Parke und Gärten galt eine reiche Ausstattung mit künstlerischem Schmucke jeder Art als unentbehrlich. Bilder und Statuen schmückten schon in Sullas Zeit ein reiches Haus ebenso regelmäßig als Teppiche und Silbergeräth, und nicht minder die Landhäuser der Großen. Es war eine Ausnahme, wenn sie fehlten, wie in dem des Sejus bei Ostia und später in den Villen Augusts, wo statt der Kunstwerke Alterthümer und naturhistorische Seltenheiten zur Decoration dienten. Cicero ließ für die sogenannte Academie in seinem Tusculanum Ankäufe von Kunstwerken durch Atticus machen. Für megarische, von diesem erworbene Statuen wies er 20400 S. (gegen 3600 Mark) an;

außerdem hatte Atticus für ihn Herculeshermen aus pentelischem Marmor mit Bronzeköpfen und eine Hermathena gekauft, und Cicero bat, ihm noch so viel als möglich andre geeignete Kunstsachen anzuschaffen; ausdrücklich bat er um Reliefs, die man in die Stuckbekleidung eines kleinen Atriums einlassen könnte, und zwei mit erhabener Arbeit verzierte Brunneneinfassungen. Alles von Atticus gekaufte sollte nur im Tusculanum verwandt werden, die Villa bei Gaeta wollte er ausstatten, wenn er einmal Ueberfluß haben werde. Dagegen mit dem Ankaufe von vier oder fünf Statuen (worunter Bacchantinnen und ein Silen), den Fabius Gallus für ihn gemacht hatte, war er unzufrieden, weil sie ihm viel zu theuer waren und nicht in die Academie paßten. Er hatte dort in einer Colonnade neue Ruheplätze anlegen lassen, diese wünschte er mit Gemälden zu schmücken: denn wenn ihn überhaupt etwas aus diesem ganzen Gebiet interessierte, so war es die Malerei. Je weniger aber Cicero Liebe und Verständniß für Kunst besaß, desto schlagender beweist sein Beispiel die damalige Allgemeinheit der Mode, Häuser und Landsitze künstlerisch zu decorieren.

In der Kaiserzeit hat diese Mode mehr zu- als abgenommen. Wenn das Haus eines Reichen abbrannte, schafften die für den Neubau beisteuernden Freunde schon „nackte Marmorstatuen", herrliche Bronzen von berühmten Künstlern, alte Ornamente aus kleinasiatischen Tempeln und Minervenbüsten für die Bibliothek herbei. Betrat man Bäder von Freigelassenen, so staunte man über die Menge der Statuen, mit denen sie geschmückt waren. Besonders Villen und Gärten mögen wol oft von Kunstwerken dermaßen angefüllt gewesen sein, daß man von „marmornen Gärten" sprechen konnte. Rund um eine Quelle im Garten des Arruntius Stella z. B. stand eine Schaar von Marmorfiguren schöner Knaben, in einer Grotte daneben sah man einen Hercules: die Ausstattung des Uebrigen wird entsprechend gewesen sein. Der reiche Domitius Tullus hatte in seinen Magazinen einen solchen Vorrath der herrlichsten Kunstwerke (um die er sich nicht kümmerte) daß er einen sehr weitläufigen Park an demselben Tage, wo er ihn, gekauft hatte, mit sehr zahlreichen und alten Statuen ausstatten konnte. Silius Italicus besaß mehrere Villen, auf jeder sah man eine Menge von Statuen und Bildern. In den Gärten des Regulus in Trastevere war eine sehr große Fläche durch ungeheure Säulengänge eingenommen, das Ufer mit den Statuen des Besitzers gefüllt. Die künstlerische Decoration der Häuser und Gärten Pompejis dürfen wir als eine in den Städten Italiens allgemeine voraussetzen. In dem 1894/95 ausgegrabenen Hause der Vettier, dessen Wände im Ganzen 192 Bilder enthalten, ist der reiche plastische Schmuck des (jetzt wieder hergestellten) Gartens fast vollständig erhalten: von 12 Statuetten, die Wasserstrahlen in Marmorbecken entsandten, sind noch 9 vorhanden, auch mitten im Garten stehen Sculpturen.

Wären aus frühern Jahrhunderten mehr und genauere Ausgrabungsberichte erhalten, so würde sich vielleicht von der künstlerischen Ausstattung mancher römischen Villen eine eben so deutliche Vorstellung

gewinnen lassen, wie sie uns alte Aufzeichnungen von der sogenannten Villa des Epicureischen Philosophen in Herculaneum geben. Dort war in einem großen Hof ein länglicher, an beiden Enden halbkreisförmig abgeschlossener Teich mit Gartenstücken umgeben, und der ganze Platz mit Säulen besetzt, aus denen oben Balken bis in die Gartenmauer gingen, so daß sich eine Laube um die ganze Anlage zog. Unter der Laube waren Abtheilungen zum Waschen oder Baden, abwechselnd halbrund und eckig; in jedem Winkel stand ein marmorner Terminus mit einer Bronzebüste, zwischen den Säulen abwechselnd Hermen (Römerköpfe und Götterbüsten, griechische Dichter und Weise, Portraits nach dem Leben und der Idee) und weibliche Bronzefiguren. Vor jeder Herme war ein kleines Bassin, aus einer Schale am Boden erhob sich ein Säulchen mit einer zweiten muschelartigen Schale, die den Wasserstrahl emporsandte. Um einen andern kleinen Teich waren zehn Statuetten von Putten, Satyrn und Silenen gruppiert, als Wassergießer, in der Mitte ritt Silen auf einem Schlauch. Aus dem Garten führte ein langer Gang zu einer erhöhten runden Loggia, wahrscheinlich im Meere selbst angelegt, deren Boden mit einem runden Mosaik aus Africano und Giallo geschmückt war. Die zehn schönen Statuen des Apollo und der Musen, welche später als Achill mit den Töchtern des Lycomedes ergänzt in den Antikentempel zu Sanssouci kamen, sind 1729 in den Ruinen des sogenannten Landhauses des Marius zu Frascati gefunden worden. Die jetzt in Madrid befindliche Sammlung des Ritters Azara, hauptsächlich aus (mindestens 30) Büsten bestehend, stammt ganz oder größtentheils aus den von Azara 1779 in der sogenannten Villa der Pisonen von Tivoli gemachten Ausgrabungen.

Alle derartigen Anlagen übertraf die Villa Hadrians zu Tivoli durch den Reichthum ihrer künstlerischen Ausstattung eben so sehr als durch ihren Umfang; sie schloß eine ganze Kunstwelt in sich. Aus ihren unerschöpflichen Ruinen haben sich der Vatican, die Farnesina, das capitolinische Museum, die Villa Albani bereichert. Schon unter Alexander VI. hatte man begonnen, diese Statuenschachte auszubeuten. Aus den Grabungen, die der Cardinal Ippolito d'Este, wie es scheint unter Leitung Pirro Ligorios (1530—86), des Erbauers der Villa d'Este in Tivoli, veranstaltete, scheint nur ein sehr kleiner Theil des Statuenvorrathes derselben herzurühren. Im 18. Jahrhundert wurden die Ausgrabungen im größten Maßstabe und fast durchaus mit Rücksicht auf den Kunsthandel betrieben: auch wurden sehr bedeutende Funde gemacht, von denen Benedict XIV. mehreres, besonders die neuägyptischen Statuen des Canopus- oder Serapisheiligthums, dem capitolinischen Museum einverleibte.

Allerdings sind nun sehr vielfach zur Decoration auch ältere Werke der Malerei und Sculptur verwendet worden, wie z. B. in jenem Parke des Domitius Tullus, in dem von Vespasian erbauten prachtvollen Friedenstempel. Aber theils war dies nicht überall möglich, theils konnten selbst die umfassendsten Plünderungen der griechischen Länder dem ins Grenzenlose wachsenden Bedürfniß gewiß nur zu einem geringen Theil

genügen, besonders da die häufigen und massenhaften Zerstörungen von Kunstwerken, hauptsächlich durch die wiederholten ungeheuern Brände Roms schon im 1. Jahrhundert immer neue Lücken hervorbrachten, deren Ausfüllung immer neue Massenproduction erforderte. Bei weitem der größte Theil der Nachfrage nach künstlerischem Schmuck ist also nicht durch den alten Bestand, sondern durch die Production von Kunstwerken befriedigt worden, um so mehr, da in sehr vielen Fällen Beziehungen auf die Gegenwart verlangt werden.

Es ist aber nicht bloß die Massenhaftigkeit der künstlerischen Production zu decorativen Zwecken, durch die sich der damalige Kunstbetrieb von jedem spätern unterscheidet: ein viel wesentlicherer Unterschied beruht auf der viel größern Allgemeinheit ihrer Verwendung. Denn die Verbreitung des Kunstbedürfnisses in der damaligen Welt, das die Production auf allen Gebieten der bildenden Künste zu befriedigen hatte, ist beispiellos: und beispiellos wie der kolossale Umfang ihres Schaffens ist auch die Universalität, mit der sie einer Unzahl der verschiedenartigsten Wünsche, Forderungen und Liebhabereien Genüge leistete, den höchsten und gemeinsten, den ausschweifendsten wie den bescheidensten; mit der sie den Sultanslaunen der Herren der Erde diente, während sie zugleich die arme Zelle des Sklaven freundlicher machte. Die Kunst aller neuern Zeiten ist mehr oder weniger aristokratisch gewesen, sie hat mehr oder weniger ausschließlich für eine kleine Minorität von Bevorzugten gearbeitet. Sie hat im Dienste der Kirche, der Macht, des Reichthums gestanden, und nur unter besonders günstigen Umständen beigetragen, die Existenz der mittlern, nie der untersten Schichten der Gesellschaft zu verschönern. Sie hat in großen Centren des nationalen Lebens, in Hauptstädten und an Fürstensitzen gewohnt und diesen vereinzelten Punkten einen Glanz verliehen, den ganze Provinzen und Länder entbehrten und noch entbehren. In Wechselwirkung mit dieser Ausschließlichkeit hat stets die Beschränkung der Genießbarkeit ihrer Schöpfungen auf kleine Kreise gestanden: zur Voraussetzung des Verständnisses derselben hat in der Regel eine Bildung und Abstractionsfähigkeit gehört, die den Massen immer gefehlt hat. So hat die moderne Kunst nur für verhältnißmäßig Wenige existiert. Die Kunst der römischen Kaiserzeit producierte für alle Bildungsgrade und alle Klassen der Gesellschaft, und verbreitete darum auch Verständniß und Genußfähigkeit für einen sehr viel größern Theil ihrer Leistungen und in sehr viel weitere Kreise. Sie schuf fein gedachte und virtuos ausgeführte Cabinetstücke zum Hochgenusse der Kenner und füllte zugleich Tempel, Hallen und Plätze mit allgemein verständlichen Figuren, und lange Wände und Fußböden mit bunten Schildereien, die auch das Gassenpublicum fesselten. Ihre Werke machten nicht bloß die Hauptstadt der Welt zu einer Stadt der Wunder, sie verliehen auch den Municipien und Colonieen Italiens und der Provinzen einen allerdings nach der Wohlhabenheit, der Cultur und dem Geschmack ihrer Bewohner sehr verschiedenartigen, im Verhältniß zu neuern Zeiten aber jedenfalls höchst reichen Schmuck, und dieser Schmuck wurde auch dort keineswegs nur für die öffentlichen

Bauten beansprucht. Die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji hat der modernen Welt zu ihrem Erstaunen offenbart, wie allgemein und in wie hohem Grade die Decoration der Privatwohnungen durch Plastik und Malerei auch in Mittelstädten des Kaiserreichs zu den unentbehrlichsten Annehmlichkeiten selbst bescheidener Existenzen gerechnet ward.

Eine reiche Anwendung von kostbaren Materialien in der Architektur, von Marmor- und Bronzefiguren zur Decoration der Räume konnte natürlich nur in den Häusern und Gärten der Wohlhabendsten stattfinden: zum Luxus dieser aber gehörten besonders die Letzteren ganz allgemein, und nicht bloß in Rom. Auch in den Häusern von Pompeji und Herculaneum ergoß sich das Wasser der Brunnen aus Urnen und Schläuchen von marmornen und bronzenen Satyrn, Silenen und Nymphen. Doch mit der Allgemeinheit des Kunstbedürfnisses in den mittlern und untern Klassen stand eine umfassende Anwendung wohlfeiler Materiale nothwendiger Weise in Wechselwirkung, namentlich des Thons und Stucks. Stuckreliefs und -ornamente, oft bemalt, besonders an Gesimsen, Decken und Gewölben waren, wie Plinius sagt und die Ausgrabungen der verschütteten Städte bestätigen, in den Häusern allgemein. Gypsbüsten schmückten die Räume, besonders Bibliotheken und Studierzimmer Derer, denen marmorne und bronzene zu theuer waren: überall sah man in Martials und Juvenals Zeit bei den Heuchlern des Stoicismus und sonstigen Afterphilosophen die Gypsköpfe des Demokrit, Chrysipp, Zeno, Plato und andere mit struppigen Bärten. Aus Thon sind architektonische Verzierungen an Säulen, Fenstern, Gesimsen und Dachrinnen, und Friese zur Decoration der äußern und innern Wände, Formen, in denen sie gearbeitet wurden, zahlreich erhalten; oft sind auch solche Thonornamente und -reliefs bemalt, theils mit einer Farbe, theils mit den natürlichen Farben der dargestellten Gegenstände; und gerade in diesen geringen und fabrikmäßigen Arbeiten sind die herrlichsten Erfindungen, die edelsten Gestalten reproduciert, die der Blüthezeit der griechischen Kunst ihren Ursprung verdanken.

Noch allgemeiner als die Plastik in weichen Stoffen, vielfach auch mit ihr in Verbindung, wurde (wo die Marmorincrustierung unerschwinglich war) die Malerei zum Schmucke der Wohnräume verwendet. Farbendecoration war von Stuckbekleidung unzertrennlich. Wie in Pompeji die Zimmer der bessern Häuser in heiterm, mit keckem Pinsel flüchtig hingeworfenem und doch oft hinreißend schönem malerischen Schmucke prangen, ist allbekannt; und daß die Wandmalerei in den Wohnungen soweit verbreitet war als die römische Cultur überhaupt, zeigen außer Ueberresten in den Provinzen zahlreiche gelegentliche Erwähnungen. Wenn übrigens auch die Entdeckung von Herculaneum und Pompeji allein hingereicht hat, die Vorstellungen von der antiken Malerei je länger je mehr umzugestalten, so ist doch klar, daß diese und andere vereinzelte Funde uns nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil des mit der Zeit im ganzen römischen Reich angesammelten Bildervorraths, folglich nur einen beschränkten Theil der Gegenstände und Stoffe kennen

lehren, welche die Decorationsmalerei behandelte. Mythologische Bilder werden allerdings zu allen Zeiten die gewöhnlichsten gewesen sein; der Kampf bei den Schiffen vor Troja wird als ein gewöhnliches Wandbild erwähnt. Doch daß historische Darstellungen nicht fehlten, beweist (außer den esquilinischen Bildern von Kriegsereignissen und Szenen aus der Gründungssage Roms) die Beschreibung, welche Apollinaris Sidonius von der Villa Burgus des Pontius Leontius gibt. Dort waren (außer Scenen aus der jüdischen Geschichte) auch Ereignisse des dritten Mithridatischen Krieges gemalt: wie Mithridates dem Meergott Rosse opfert, die Belagerung von Cyzicus und die Entsetzung der Stadt durch Lucull; man sah einen Soldaten durch das Meer schwimmend einen Brief emporhalten. Von einem des Krieges völlig Unkundigen sagte man in Griechenland, er habe ihn nicht einmal auf einer Wand gemalt gesehn, aber ohne Zweifel waren Schlachtenbilder nicht bloß dort häufig. Daß zu den Gegenständen der Wandmalerei auch komische Scenen aus dem Thierleben gehörten, erwähnt gelegentlich der Fabeldichter Phädrus, in dessen Zeit (unter Tiber) man in den Tabernen Roms häufig den Krieg der Mäuse und Wiesel gemalt sah.

Wie die Verwendung der übrigen Künste zur Decoration, so blieb namentlich auch die der Wandmalerei bis in die letzten Zeiten des Alterthums im römischen Reiche allgemein. In dem Maximaltarif des Diocletian vom Jahr 301, der auch für alle gangbaren Arbeiten die höchsten Tagelöhne festsetzt, werden unter den zum Hausbau erforderlichen Handwerkern folgende mit aufgezählt: der Marmorarbeiter (hauptsächlich für Incrustation von Wänden und Fußböden, auch wol für Ornamente), der Mosaicist, der Tüncher, der Wandanstreicher, der Bildermaler; ferner werden Preise für den Bronzeguß in Reliefs und Statuen, für das Modellieren von Figuren (in Stuck und Thon) und für die sonstige Stuckarbeit angesetzt. Dieselben Arbeiter werden auch in einem Erlaß Constantins vom J. 337 an den Reichsverweser der westlichen Provinzen über die Freiheit der Künstler und Handwerker von communalen Leistungen aufgeführt, gehörten also auch damals noch zu denen, die in der Regel in den dortigen Städten ansässig waren. Noch größere Privilegien ertheilte Valentinian den Malern (aber nur den freigebornen) in einem Erlaß an den Statthalter von Africa vom Jahr 374. Unter anderm sollten sie Locale und Werkstätten auf städtischen Grundstücken zur Ausübung ihrer Kunst ohne Miethe erhalten, sich in jeder Stadt niederlassen und von den Beamten nicht gezwungen werden dürfen, ohne Bezahlung heilige, d. h. kaiserliche Porträts zu liefern oder öffentliche Bauten auszumalen. Die bis in die letzten Zeiten fortdauernde Verwendung der Steinsculptur zu decorativen Zwecken zeigt sich aufs anschaulichste auch in dem früh aufgezeichneten Bericht vom Martyrium der fünf Steinmetzen unter Diocletian, dessen Verfasser die Arbeiten in den Steinbrüchen Pannoniens (dem Local der Erzählung) offenbar aus Autopsie kannte. Der Kaiser ließ nach seinem Berichte dort aus Porphyr Säulen mit Blätterkapitälen, ferner Wasserbehälter in Wannenform (conchae) und Becken (lacus) theils mit Früchten und Acanthus-

blättern, theils mit Figuren in erhabener Arbeit verziert, ausführen. Er bestellte auch Victorien und Liebesgötter, wasserspeiende Löwen, Adler und Hirsche und Bilder vieler Thierarten, alles offenbar als Ornamente, vielleicht für große marmorne Brunneneinfassungen und Bassins: was auch für jene Zeit eine durchgehende Anwendung der Steinornamentik, soweit sie in der Architektur und Tektonik zulässig war, voraussetzen läßt.

Wie in der Plastik, so scheinen auch in der Wandmalerei bis in das späteste Alterthum die Gegenstände und (wo diese der Gegenwart entnommen waren) die Darstellungsweisen der frühern Zeiten, wenigstens zum großen Theil, beibehalten worden zu sein. Im kaiserlichen Palast zu Mailand stellte ein Gemälde die Cäsaren thronend, scythische Fürsten zu ihren Füßen dar: Attila ließ es 452 in der Art umgestalten, daß die erstern vor den letztern in demüthiger Haltung, Tribute darbringend erschienen. Im Speisesaale des kaiserlichen Palasts zu Aquileja waren Constantin und Fausta, beide als Kinder gemalt: das Mädchen reichte dem Knaben einen mit Gold und Edelsteinen geschmückten Helm mit einem wallenden Federbusch. Ausonius (der ein Epigramm auf ein Gemälde gedichtet hat, das den Kaiser Gratianus, einen Löwen durch einen einzigen Pfeilschuß erlegend vorstellte) sagt, daß man auch damals mythologische Scenen häufig auf Wänden dargestellt sah; er beschreibt ein Wandgemälde in dem Speisesaal eines Aeolus zu Trier: Heroinen, welche die Liebe zu einem tragischen Schicksal geführt hat, peinigen und binden Cupido. Libanius erwähnt Bilder, welche die Liebschaften der Götter darstellten, und beschreibt zwei in der aus Pompeji bekannten Weise staffierte Landschaften; die eine mit ländlichen Gebäuden, verschiedenen Menschen und Thieren, einem zweirädrigen, beladenen, von Ochsen gezogenen Wagen, einem Tempel mit Bäumen; die andere mit einer bekränzten Festgesellschaft, die im Freien unter einem zwischen Bäumen ausgespannten Zeltdache schmaust, im Hintergrunde eine Stadt mit Mauern und Thürmen. Apollinaris Sidonius (Bischof zu Clermont um 450), dem die ganze heidnische Kunst wegen ihrer Gegenstände, noch mehr wegen ihrer Nacktheit verhaßt war, ließ die innern Wände des Bades auf seinem Landgut einfach weißen: „da steht, sagt er, keine Darstellung zur Schau, die durch die nackte Schönheit gemalter Körper häßlich ist, und wie sie die Kunst ehrt, so den Künstler verunziert"; da sind keine Komödianten mit lächerlichen Fratzen und bunten Harlekinstrachten, keine verschlungenen Ringerpaare. Auch die Gegenstände der von Luxorius, welcher unter dem Vandalenkönige Thrasamund (496—523) in Africa dichtete, beschriebenen Bilder wird man für längst gebräuchliche (oder in üblicher Weise behandelte) zu halten haben: Fridamal einen Eber erlegend; Romulus, wie er auf der Mauer Roms seinen Bruder Remus tödtet; Diogenes, von einer Dirne am Barte gezupft, hinter seinem Rücken von einem Liebesgott verhöhnt. Daß endlich auch die christliche Kunst (auf welche hier nicht eingegangen werden soll) bis zu einem gewissen Grade sich an die überlieferten Motive und Gestalten halten mußte, ist bekannt. Die Wichtigkeit der Malerei im Dienst der Kirche wurde früh erkannt. Paulinus von Nola sagt (403), daß die

Betrachtung der Bilder in einer Säulenhalle bei der dortigen Basilika des heiligen Petrus (Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament und der Geschichte der Märtyrer) den zum Feste des Heiligen massenhaft herbeiströmenden, des Lesens unkundigen Pilgern die angemessenste Unterhaltung bot, und sie von fleischlichen Genüssen zurückhielt. „Die Bilder sind die Bücher der Ungelehrten" ist ein Ausspruch Gregors des Großen.

Weit zahlreichere Reste als von den Wandmalereien haben sich von den so viel dauerhaftern Mosaiken der Fußböden in fast allen Provinzen erhalten, wie in Spanien, Frankreich, England, der Schweiz, den Rheinlanden, Bayern, Salzburg, Siebenbürgen, Nordafrica (wo deren bereits Hunderte entdeckt sind): sie machen die Allgemeinheit auch dieser Decoration, die sogar das Alterthum überdauert hat, unzweifelhaft.

Dieselbe Allgemeinheit des künstlerischen Schmuckes wie die Wohnungen zeigt der Hausrath. Schon allein die Geräthe und Möbel der pompejanischen Häuser, deren größter Theil doch wol von den fliehenden Einwohnern gerettet, oder aus der lockern Aschendecke sofort wieder herausgegraben sein wird, Tische, Bänke, Sessel, Sofas, Candelaber, Gefäße, Lampen, Dreifüße, Toilettenutensilien und andere Schmuckgegenstände aller Art, haben der modernen Kunstindustrie eine kaum zu erschöpfende Fülle geschmackvoller Vorbilder geliefert. Und nicht bloß um marmorne und bronzene Candelaber rankte sich der Schmuck phantastischer Vegetationsformen, nicht bloß silberne und goldene Schalen und Kannen prangten in getriebener Arbeit und mit schön verzierten Henkeln, gläserne Prachtvasen mit figurenreichen Reliefs in verschiedenen Farben: auch das irdene Geschirr des Armen, die Siegelringe aus Glasfluß, die thönerne Lampe, die bei später Arbeit leuchtete — alles hatte seinen bildlichen Schmuck, und namentlich die Deckel der Thonlampen haben einen reichen Schatz von künstlerischen Gegenständen und Motiven bewahrt. Juvenal schildert die Einrichtung eines blutarmen Gelehrten oder Dichters: da war ein kurzes Bett und eine alte Kiste mit göttlichen griechischen Gedichten, an denen ungebildete Mäuse nagten, doch auch eine marmorne Tischplatte mit sechs Henkeltöpfchen, darunter ein hoher gehenkelter Becher, und die Figur eines liegenden Centauren. Figuren und Figürchen (sigilla), die als Zimmerschmuck dienen konnten, waren darum auch stets willkommene Geschenke, und gehörten zu denen, die man in der Saturnalienzeit regelmäßig austauschte: man kaufte sie dann in Rom auf einem eigens eröffneten Markte, sonst auch in den Läden der ebenfalls nach ihnen benannten Sigillarstraße. Unter den Saturnaliengeschenken, für die Martial Aufschriften gedichtet hat, sind: Figuren aus Thon (der Lieblingsknabe des Brutus, Hercules, ein Buckliger), aus Marmor (ein Hermaphrodit, Leander), aus korinthischer Bronze (Hercules, Apoll als Eidechsentödter), aus Silber (Minerva), aus Gold (Victoria), außerdem zwei Bilder (Hyacinthus und Danae). Ueberhaupt aber waren Kunstwerke gewöhnliche Geschenke; schon Horaz entschuldigte sich gleichsam, daß er nicht im Stande sei, eine Arbeit von Scopas oder Parrhasius zu schenken; Seneca, der empfiehlt, zu Geschenken nicht schnell vergängliche Dinge zu wählen, sagt, er schenke lieber Silbergeräth als Gold, lieber Statuen als Kleider und

Teppiche; und unter den Gaben, die ein beschäftigter Rechtsanwalt in Martials Zeit an seinem Geburtstage von dankbaren Clienten erwarten durfte, waren auch Werke „des Phidiassischen Meißels".

Am deutlichsten aber zeigt sich in den Grabdenkmälern, wie die bildende Kunst jener Zeit auch dem Geringsten und Unbeglücktesten ihre Gaben spendete. Zwar die Sarkophage mit ihrem reichen Reliefschmuck waren, wenn auch ohne Zweifel im Verhältniß zu modernen Preisen wohlfeil, doch in der Regel nur für Wohlhabende erschwinglich; aber wenigstens im 1. Jahrhundert war nicht das Begraben sondern das Verbrennen der Todten die Regel, in der Gräberstraße von Pompeji hat sich kein Sarkophag gefunden, das Begraben ist erst zu Ende des 1. oder im 2. Jahrhundert wieder aufgekommen, und allmählich immer allgemeiner geworden. Jene kleinen, oft so überraschend schönen, reich „mit Leben verzierten" marmornen Urnen aber, in denen „die Asche noch im stillen Bezirk sich des Lebens zu freuen scheint", sind offenbar größtentheils aus den Werkstätten untergeordneter Kunsthandwerker hervorgegangen, und wol auch für Unbemittelte nicht zu theuer gewesen. Vor Allem schmückte die Malerei die innern Räume der Grabmäler ganz allgemein, wie namentlich auch die Beibehaltung dieser Decoration in christlichen Grüften beweist, gewiß nicht selten auch die Außenwände: auch die „übertünchten" Gräber des Evangelisten waren gewiß zum Theil bemalte. Selbst die Columbarien (große Gewölbe mit langen übereinander liegenden Reihen von Nischen für Aschenurnen), die Ruhestätten kleiner Leute, auch der Sklaven, also der Niedrigsten und Unseligsten, sind zuweilen freundlich wie Wohnräume mit Wandbildern decoriert, die, manchmal recht leidlich, die unbenutzten Stellen der Pfeiler und Wände füllen. Wenn hier eine neue Urne in der für sie gekauften Nische beigesetzt wurde, mögen die Leidtragenden mit Wohlgefallen den Schmuck betrachtet haben, den sie aus ihren kleinen Ersparnissen für die Wohnungen ihrer Todten angeschafft hatten. Da waren mythologische Scenen, Bilder aus dem täglichen Leben, Landschaften, Thier-, Blumen- und Fruchtstücke; da schoß Hercules dem Prometheus den Geier von der Leber weg, Ulysses blickte gerührt auf den sterbenden Hund Argos, groteske Pygmäen ergriffen vor einem Krokodil die Flucht, Gaukler tanzten einen Castagnettentanz, eine Giraffe mit einer Glocke um den Hals ward, wie im Amphitheater, von ihrem Wärter geführt u. dgl. m.

β. Monumentale Kunst.

Neben dieser unermeßlichen Beschäftigung der Sculptur und Malerei für decorative Zwecke ging eine Verwendung beider Künste für monumentale im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. zur Verewigung von Personen und Ereignissen her, die weder vorher noch nachher jemals in so riesenhaften Dimensionen betrieben worden ist als in den beiden ersten Jahrhunderten, und selbst noch im dritten und vierten kolossal war.

Wie überall war die Kunst den Römern auch hier nicht Zweck sondern Mittel. Sie als Mittel zur Erhöhung der Schönheit, Pracht

und Behaglichkeit ihrer Wohnungen und Städte zu verwenden, haben sie erst durch die Eroberung der griechischen Länder gelernt; sie als Mittel zur Fixierung des Erlebten und Geschehenen für Mit- und Nachwelt, zur Verewigung der Gesichtszüge und Gestalten geehrter und geliebter Personen zu benutzen, war ein nationales römisches Streben, das sich schon in der alten Sitte der adligen Geschlechter offenbart, bemalte Wachsmasken der Ahnen aufzubewahren. Sehr alt war auch in Rom die Sitte der öffentlichen Aufstellung von Ehrenstatuen, sie reicht mindestens in die Zeit der Decemvirn (450=304) zurück, die älteste mit Sicherheit nachzuweisende ist die des griechischen Dolmetschers derselben auf dem Forum; diese, so wie alle aus den beiden nächsten Jahrhunderten bekannten, waren aus Bronze (die man zu Götterbildern seit 485=269 zu verwenden angefangen hatte), die erste aus vergoldeter Bronze war die Reiterstatue des Besiegers des Antiochus, Acilius Glabrio, von dessen Sohn im Tempel der Pietas 573=181 errichtet. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts (etwa 300 v. Chr.) scheinen die Könige und berühmten Männer der ersten Republik Statuen erhalten zu haben. Nach dem zweiten Punischen Kriege waren Capitol und Forum bereits mit Statuen überfüllt. Von dort wurde ein Theil derselben im Jahr 575=179 entfernt, und vom Forum ließen 596=158 die Censoren sämmtliche Ehrenstatuen von Beamten, die nicht auf Volks- oder Senatsbeschluß gesetzt waren, wegräumen. Schon Cato wollte lieber, daß die Leute frügen, warum ihm keine, als warum ihm eine Statue gesetzt sei; er hatte zu klagen, daß deren in den Provinzen sogar schon Frauen errichtet wurden, und bald geschah dies in Rom selbst. Die gleichzeitige Statue der Mutter der Gracchen Cornelia sah man noch in Plinius' Zeit in der Porticus der Octavia (wo ihre durch Feuer beschädigte, später zur Aufstellung einer Statue von Tisicrates verwendete Basis kürzlich wieder aufgefunden worden ist).

Auch die Sitte, über große Thaten und Ereignisse dem Volke durch Bilder zu berichten, kam früh auf. Zuerst stellte M.' Valerius Maximus Messalla das Bild seiner siegreichen Schlacht gegen die Carthager und Hiero in Sicilien 490=264 v. Chr. auf einer Wand der Curia Hostilia aus. Solche Bilder auf Holz und Leinwand wurden namentlich in den Triumphzügen getragen, wie in dem des M. Marcellus ein Bild der Einnahme von Syrakus (212). Aemilius Paullus ließ zur Illustration seines Triumphs im Jahr 168 einen Maler (Metrodorus) aus Athen eigens kommen. L. Hostilius Mancinus, der zuerst ein Außenwerk von Carthago im Jahr 148 eingenommen hatte, ließ Bilder der Stadt, der Belagerung und Erstürmung auf dem Forum aufstellen, die er dem Volke selbst erklärte, und sich dadurch so populär machte, daß er (141) das Consulat erhielt. Tiberius Gracchus ließ ein Gastmahl im Tempel der Freiheit malen, das die Beneventaner seinem Heer im Jahre 214 nach dem in der Nähe erfolgten glücklichen Gefecht gegeben hatten. Man sah darauf besonders die in das Heer eingestellten Sklaven mit den Zeichen der ihnen zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit geschenkten Freiheit. Ein Bild eines Gladiatorenkampfes stellte

zuerst (im Dianentempel zu Aricia) ein L. Terentius Lucanus (im 6. oder 7. Jahrhundert) aus.

Diese Verwendung der bildenden Künste zur Veranschaulichung und Verherrlichung von Personen und Ereignissen, sowol bei bestimmten Veranlassungen als für die Dauer, fand auch in der Kaiserzeit im weitesten Umfange statt. In dem „Hervortreten des schildernden Princips", „in dem breiten illustrierenden Ton der Darstellungen" nähert sich die damalige Malerei in Zweck und Behandlung in hohem Grade der altägyptischen und der späteren altassyrischen, ihre Werke den Gemälden der Paläste von Theben, den Alabastertafeln derer von Ninive, den babylonischen Teppichen. Namentlich die römischen Kaiser selbst redeten durch sie zum Volke. Bilder vertraten in dieser Zeit ohne Presse die Stelle von Manifesten und Proclamationen, wie man auch im Mittelalter in Florenz und Rom durch historische und allegorische Bilder sich an das Volk wendete; durch solche entflammte z. B. Cola di Rienzi die Römer. Jeder Triumph beschäftigte eine Menge von Künstlern, welche die Natur des besiegten Landes und die Geschichte des Feldzugs den Zuschauern des Aufzugs durch bildliche Darstellungen aller Art zu veranschaulichen hatten; vermuthlich konnten hierbei oft, wo nicht in der Regel, Skizzen von Malern benutzt werden, welche zu diesem Zwecke den Heeren beigegeben waren. Bei dem Triumphe des Vespasian und Titus über Judäa wurden Schaugerüste von drei bis vier Stockwerken mit goldgestickten Teppichen behängt, mit Ornamenten aus Gold und Elfenbein geschmückt, getragen; theils auf diesen theils auf andern Bildern war der Krieg in seinem ganzen Verlaufe dargestellt. „Da sah man ein reiches Land verwüsten, ganze Schaaren von Feinden fallen, fliehen, oder als Gefangene abgeführt werden, ungeheure Mauern unter den Stößen von Belagerungsmaschinen einbrechen; man sah starke Festungen erstürmen, die Ringmauern volkreicher Städte ersteigen, das Heer sich ins Innere ergießen und alles mit Mord erfüllen, die Wehrlosen flehend die Hände erheben; man sah Feuer in Tempel schleudern, Häuser über den Bewohnern zusammenstürzen, und nach vieler Verwüstung und Trauer Wasserströme nicht über bebaute Felder, noch zum Trunk für Menschen und Thiere, sondern durch die von allen Seiten brennende Stadt sich ergießen." So wehten auch dem Don Juan d'Austria bei seinem Einzuge in Brüssel (1. Mai 1571) Banner voraus, deren Malerei die Schlacht von Lepanto und andere große Scenen seines Lebens verherrlichte. Im Alterthume fehlten bei Triumphen auch plastische Darstellungen nicht: namentlich Figuren der nach antiker Weise personificierten Berge, Flüsse, Länder und Städte. Noch heute sehen wir auf einem Relief des Titusbogens, wie bei dem Triumph über Judäa die liegende Statue des Jordan getragen wurde, und wenn Triumphe über deutsche Völker bevorstanden, wurden ganz gewiß kolossale Figuren des Rhein bestellt. In dem Triumphzuge Octavians nach der Schlacht bei Actium sah man ein Bild der Kleopatra mit der Natter am Arm.

Auch die künstlichen Scheiterhaufen, die bei der Consecration verstorbener Kaiser nach asiatischem Gebrauche auf dem Marsfelde errichtet

wurden, und aus mehreren in Pyramidenform sich allmählich verjüngenden Stockwerken bestanden, deren oberstes die Bahre mit dem Todten trug, waren äußerlich über und über mit goldgestickten Decken, Elfenbeinreliefs und Gemälden bekleidet, die ohne Zweifel das Leben des vergötterten Herrschers darstellten. Wenn diese ganze in echt barbarischer Weise zur Vernichtung bestimmte Pracht in heller Flamme aufloderte, schwang sich vom Giebeldache des Tabernakels auf dem obersten Stockwerke ein Adler in die Luft.

Nichts aber zeigt so sehr, in welchem Grade man sich gewöhnt hatte, die Malerei zur momentanen Veranschaulichung des Geschehenen zu benutzen, als ihre Verwendung vor den Schranken der Gerichte. Schon in der letzten Zeit der Republik wurden Anklagen wenigstens in Volksversammlungen durch Schildereien unterstützt, welche die angeblichen oder wirklichen Verbrechen der Angeklagten vor Augen stellten. Der Tribun A. Gabinius zeigte und erklärte im Jahr 67 dem Volk ein Bild der tusculanischen Villa des Lucull, um es von der Ueppigkeit des Consulars zu überzeugen. Als Galba zu Cartagena im Jahr 68 seine Truppen aufforderte gegen Rom zu ziehn, ließ er auf dem Tribunal vor sich, gleichsam als stumme Ankläger Neros, möglichst viele Porträts von Männern aufstellen, die Opfer seines Despotismus geworden waren. Ein Angeklagter, den sein Gegner auf einer Leinwand in verschiedenen Scenen als unverbesserlichen Spieler hatte malen lassen, bald bis aufs Hemd entblößt, bald im Schuldgefängniß, bald von seinen Freunden losgekauft, sagte zu den Richtern: ich habe doch auch manchmal gewonnen. Quintilian hatte selbst zuweilen gesehn, wie die Richter durch abschreckende Bilder des Angeklagten auf Holz oder Leinwand gegen diesen eingenommen werden sollten. Er mißbilligte dieses Mittel höchlich, weil damit der Ankläger sich das Armuthszeugniß ausstelle, daß ein stummes Bild beredter sei als er selbst.

Wie es gemalte Anklagen gab, gab es auch gemalte Bettelbriefe. Die angeblichen oder wirklichen Schiffbrüchigen führten in der Regel Bilder bei sich, die sie auf einer dunkelblauen Meeresfläche von dem Wrack ans Land schwimmend darstellten, und solche wurden auch in den Tempeln als Votivtafeln aufgehängt, namentlich in denen der Isis, als der Schutzpatronin der Schifffahrt; man weiß, sagt Juvenal, daß die Maler von der Isis ernährt werden. Nur im Vorbeigehn mag hier der zahllosen Votivbilder und -reliefs gedacht werden, die das gefährliche Ereigniß, aus dem der Darbringer entronnen war, möglichst genau mit allen Einzelheiten vor Augen stellten: Arbeiten, die zwar (wie die andern zuletzt erwähnten) in überwiegender Mehrzahl von untergeordneten Kunsthandwerkern geliefert wurden, doch sicherlich nicht ohne zahlreiche Ausnahmen; denn die Reichen und Vornehmen ließen natürlich auch solche Arbeiten von guten Künstlern ausführen. Tacitus erwähnt z. B., daß Domitian, der bei der Erstürmung des Capitols in der Nacht des 18. December 69 in großer Gefahr geschwebt hatte, auf der Stelle der Wohnung eines Tempeldieners, in der er versteckt gewesen war, dem Jupiter Erhalter eine Kapelle erbauen und darin einen Altar

aufstellen ließ, der mit der Darstellung seiner Gefahren in Marmor geschmückt war.

Ueberhaupt aber dürfte die Darstellung persönlicher Erlebnisse in Bildern und Sculpturen keineswegs ungewöhnlich gewesen sein. Wie die Amme des großen Schauspielers Roscius einst ihren im Freien schlafenden Säugling von einer Schlange umwunden gefunden, hatte Pasiteles in einem Relief aus Silber dargestellt. Im Roman des Apulejus will die Braut, die mit Hülfe des Esels den Räubern entflohn ist, ein Bild dieses Ereignisses im Atrium ihres Hauses aufstellen lassen. In dem Hause des Trimalchio bei Petron sind verschiedene Wände einer Colonnade mit der Ilias und Odyssee, einem Gladiatorenspiel, und der ganzen Laufbahn des Hausherrn in theilweise allegorischer Darstellung bemalt. Man sieht ihn als Knaben auf einem Sklavenmarkt, als künftigen Liebling Mercurs mit dem Caduceus in der Hand, von Minerva in Rom eingeführt. Dann folgen Bilder, auf denen er rechnen lernt, Cassierer wird u. s. w., alles mit Unterschriften; am Ende der Wand wird er von Mercur auf eine hohe Tribüne gehoben, ihm zur Seite steht eine Glücksgöttin mit dem Füllhorn und drei Parzen, die goldne Fäden spinnen. Wie überhaupt in diesem Roman, darf man auch hier Schilderungen des in gewissen Kreisen der Gesellschaft Ueblichen voraussetzen, wenigstens annehmen, daß derartige Geschmacklosigkeiten nicht gerade unerhört waren. Das Grabmal, das Trimalchio sich bestellt, erinnert übrigens daran, daß auch auf solchen Monumenten Ereignisse aus dem Leben der Verstorbenen dargestellt wurden, und zwar gewiß oft in breitester Ausführlichkeit. Trimalchio will auf dem seinigen eine von ihm veranstaltete Bewirthung der ganzen Gemeinde abgebildet haben: ihn selbst soll man auf einer erhöhten Bühne sitzen sehn, in einer purpurumsäumten Toga, fünf goldne Ringe an den Fingern, wie er aus einem Beutel Geld unter das Volk streut, ringsumher Tafeln, an denen die ganze Bürgerschaft sich gütlich thut. Ein Grabstein mit Darstellungen, die den hier beschriebenen ähnlich sind, das Denkmal eines Sevirn der Augustalen in Brescia, hat sich erhalten. Namentlich die hohen, obeliskenartigen Grabmäler der Maas- und Moselgegend sind (wie das der Secundinier zu Igel) auf allen Seiten mit Scenen aus dem Leben der Verstorbenen geschmückt. Sie zeigen uns den Hausherrn zu Pferde von der Jagd heimkehrend, die Hausfrau im Ankleidezimmer, von ihren Sklavinnen bedient, Kaufleute im Contor am Zahltisch, im Waarenhause an der Schnellwage, Küfer im Weinkeller, einen Obstverkauf, Gutsbesitzer, denen ihre Pächter Schafe, Fische, Geflügel, Eier bringen, einen mit Fässern beladenen Flußkahn u. s. w., und beweisen, „daß in diesem schönen Lande bereits vor anderthalb Jahrtausenden friedliche Thätigkeit, heiterer Genuß und warmes Leben pulsiert hat".

Aber nicht bloß Erlebnisse, auch bedeutende Träume wurden durch die bildenden Künste verewigt. Eine Darstellung des wichtigsten der zahlreichen Träume, die dem Severus die Herrschaft vorher verkündigten, in sehr großem Maßstabe in Bronze ausgeführt, hatte Herodian auf dem Forum zu Rom gesehn. Severus hatte geträumt, daß er Pertinax

auf einem königlich geschmückten Pferde über die heilige Straße reiten sah; aber am Anfange des Forums angekommen, warf das Pferd den Reiter ab, hob Severus auf seinen Rücken und blieb mitten auf dem Forum mit ihm stehn. Cassius Dio hatte in Mallos in Cilicien das Bild eines Traumorakels gesehn, das dem S. Quintilius Condianus dort von dem Heros Amphilochus ertheilt worden war, und das jener sich hatte malen lassen: ein Knabe, der zwei Schlangen erwürgt, und ein Löwe, der ein Hirschkalb verfolgt. Daß und wie dies auf den Untergang der beiden Brüder Quintilius hindeutete, erkannte man erst, als derselbe im Jahre 183 erfolgt war. In Lebena auf Kreta weihte nach einer noch vorhandenen Inschrift ein Diodorus dem Asklepios für die Herstellung seiner Augen „zwei Traumgesichte" (d. h. bildliche Darstellungen derselben).

Die denkwürdigsten Vorgänge und Begebenheiten sollten durch plastische und malerische Darstellungen nicht bloß für bestimmte Veranlassungen veranschaulicht, sondern für alle Zeiten dem Andenken der Nachwelt erhalten werden. Schlachten und Belagerungen, Friedensschlüsse und Verträge, Triumphe, Standreden, Wohlthätigkeitshandlungen, Opfer, Jagden u. s. w. der Kaiser, ferner Schauspiele, besonders Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, wurden während der ganzen Kaiserzeit in allen Maßstäben massenweise durch Sculptur, Malerei und Mosaik verewigt, seit dem 3. Jahrhundert hauptsächlich durch die beiden letztern Künste, da theils die Technik der Plastik immer unbehülflicher wurde, theils große bunte Schildereien ohne Zweifel dem Geschmack wie dem Illusionsbedürfniß der Massen mehr zusagten. Der traurige Verfall, den schon die Reliefs am Triumphbogen des Severus zeigen, läßt vermuthen, daß z. B. die gewiß sehr umfangreiche Darstellung seiner sämmtlichen Thaten in einer, wahrscheinlich von seinem Sohne erbauten Säulenhalle, in Malerei oder Mosaik ausgeführt war. Wenn nach dem Tode eines verhaßten Regenten seine Statuen und Denkmäler umgestürzt und zerstört wurden, blieben auch solche Bilder natürlich nicht erschont. So ließ der Senat ein großes vor der Curie aufgestelltes Bild, auf dem Maximinus einen von ihm über die Germanen erfochtenen Sieg hatte malen lassen, nach seinem Falle verbrennen. Doch vieles entging auch in solchen Fällen der Zerstörung, besonders im Innern der kaiserlichen Schlösser. Noch in Diocletians Zeit sah man in den Gärten des Commodus in einer im Bogen geführten Colonnade ein Mosaikbild, das ihn mit seinen Freunden (darunter dem spätern Prätendenten Pescennius Niger) der Isis opfernd darstellte.

Porträtbilder lieferte die Malerei natürlich vorzugsweise für innere Räume, also mehr für private als öffentliche Zwecke, doch waren neben Ehrenstatuen auch Ehrenbilder (die in Tempeln oder öffentlichen Gebäuden angebracht wurden) besonders in griechischen Städten nicht selten. Nero ließ sich auf Leinwand in einer Figur von 120 Fuß (= 35½ Meter) Höhe malen. Herodian hatte ein Bild gesehn, auf dem ein Leib zwei Köpfe, den Alexanders des Großen und den Caracallas trug. Elagabal kündigte sich durch ein großes (selbstgemaltes)

nach Rom vorausgesandtes Bild dort an, auf dem er in einheimischer Priestertracht seinem Gotte opfernd dargestellt war, mit dem Befehl, es im Senatssaal über der Statue der Victoria anzubringen. In Rom malte er sich selbst als Delicatessen- und Salbenhändler, Garkoch, Schenkwirth und Kuppler. Eine fünffache Bildtafel im Palast der Quintilier zeigt den Kaiser Tacitus in fünf verschiedenen Trachten. Die Einfachheit der Kleidung des Claudius Gothicus sah man noch in Julians Zeit an dessen Bildern. Als Constantin die Statuen des alten Maximianus niederreißen ließ, verschwanden auch seine Bilder von den Wänden. Daß gemalte Porträts der Kaiser auch in Privathäusern häufig waren, darf man aus dem Antrage des Kaisers Tacitus an den Senat schließen: das jeder (Senator) ein Bild des (verstorbenen) Aurelian besitzen solle; und die Bilder des Alexander Severus in ganzer Figur, in einfacher weißer Tracht, die man noch in Constantins Zeit sah, werden zum Theil Einzelporträts gewesen sein. Ein Bild des Trajan, das bei der Geburt des Alexander Severus (in einem Tempel) auf das Bett seiner Mutter herabfiel, verkündigte diesem die künftige Herrschaft; und die Aehnlichkeit Theodosius' des Großen mit Trajan ließ sich aus den Bildern des Letzteren feststellen. Die „Sitte der Könige", sich zur Brautwahl Porträts von Prinzessinnen senden zu lassen, von welcher Honorius bei Claudian spricht, dürfte im Orient heimisch gewesen sein, und von dort sich in den Westen verbreitet haben. Die jüdische Fürstin Alexandra sandte auf den Rath des Dellius an Marc Anton Porträts ihrer beiden Kinder, des sechzehnjährigen Aristobulus und der Gemahlin des Herodes Mariamne, um durch die wunderbare Schönheit Beider ihn für ihr Anliegen (die Verleihung des Priesterthums an Aristobulus) günstig zu stimmen.

Auch im Privatleben wurde die Porträtmalerei ganz allgemein in Anspruch genommen, um die Züge und Gestalten berühmter und interessanter, geliebter und verehrter Personen für Einzelne wie für größere Kreise festzuhalten. Ein Porträt der durch ihr Verhältniß zu dem jugendlichen Pompejus berühmten, wunderschönen Courtisane Flora stellte Metellus Dalmaticus in dem von ihm restaurierten und mit Gemälden und Statuen geschmückten Kastortempel am Forum auf. Die Freunde des Atticus in Athen besaßen das Porträt Epicurs auf Bildtafeln, Trinkbechern und Ringsteinen. Die Bilder der damals gesuchtesten Porträtmaler Roms, Sopolis und Dionysius, füllten noch in Plinius' Zeit die Gallerien, für Frauenporträts war jedoch Beiden die jungfräuliche Malerin Iaja aus Cyzicus vorgezogen worden, die auch sich selbst im Spiegel gemalt hatte. Die Angabe des Plinius, daß die Porträtmalerei durch die Mode der bronzenen und silbernen Medaillons völlig verdrängt worden sei, bezieht sich zunächst auf die Atrien vornehmer Häuser; eine große Verbreitung dieser Medaillons war durch ihre Kostbarkeit ausgeschlossen.

Bereits in der letzten Zeit der Republik entstanden in Folge der Beliebtheit von Porträtbildnissen Zusammenstellungen von solchen, die durch den Buchhandel verbreitet wurden. Atticus gab eine Sammlung

n Porträts berühmter Römer mit kurzen Unterschriften biographi-
en Inhalts heraus; Varro ein großes Werk, das 700 Bildnisse von
riechen und Römern (Staatsmännern, Feldherren, Dichtern, Schrift-
llern, Gelehrten, Künstlern u. s. w.) enthielt und diesen nach dem
sdruck des Plinius durch seine Versendung in alle Länder eine Art
lgegenwart verlieh. Mindestens blieben die Porträts der Autoren
r ihren Schriften gewöhnlich. Seneca spricht von den Werken großer
ister, die sammt deren Bildnissen kopirt sind. Martials erste Sammlung
n Sinngedichten war mit dem Bildnisse des Dichters geschmückt; er
wähnt eine kleine Pergamentausgabe des Virgil mit einem solchen, und
zeichnet philosophische Bücher als diejenigen, welche durch Köpfe mit
uppigem Haar und Bart verunziert werden. Vermuthlich ist auch
i den Augenkrankheiten, welche (nach Galen) Maler sich durch Malen
f weißem Pergament zuzogen, an diese Titel- und andere illustrierende
ilder der Bücher zu denken. Der nestorianische Christ Honein (geb.
a 809) sagt, daß in den alten Rollen, aus denen er griechische Au-
ren ins Syrische und Arabische übersetze, am Anfang jedes Buchs
es Philosophen dessen Figur auf einem Hochsitz, vor dem die Schüler
nden, abgebildet war. Die Bibliotheken wurden nicht bloß mit Büsten
d Hermen, sondern auch mit gemalten Porträts der Schriftsteller
schmückt. Der jüngere Plinius bestellte bei einem Freunde in einer
tadt Oberitaliens (im Lande der Insubrer) Bilder des Cornelius
epos und T. Catius, die dort geboren waren, für die Bibliothek eines
dern Freundes: er bittet die Copieen der dort vorhandenen Porträts
nem möglichst zuverlässigen Künstler zu übertragen.

Ohne Zweifel hatte man wenigstens in jeder größeren Stadt die
ahl zwischen mehreren Künstlern und war in der Lage, sich nur für
nen bewährten entscheiden zu dürfen. Martial ließ sich für den an
r Donau commandierenden Cäcilius Secundus malen; sein Porträt
r die Bibliothek des Stertinius Avitus kann ebenfalls ein gemaltes
wesen sein; er erwähnt ferner Porträts des Tragödiendichters Memor,
s Cäsonius Maximus, des (im Alter von 20 Jahren verstorbenen)
monius Rufus als Kind, des M. Antonius Primus (das er mit
iolen und Rosen bekränzte): sämmtlich wie es scheint Brustbilder.
tatius hatte die Mutter des Claudius Etruscus nicht persönlich ge-
nnt; aber ihr Bild zeigte ihm, daß ihre außerordentliche Schönheit
m Ruf entsprach. Daß Familien von ihren verstorbenen Angehörigen
cht bloß plastische sondern auch gemalte Bildnisse machen ließen, war
fenbar ganz gewöhnlich. Die Züge des Antinous kannte Pausanias
s dessen Statuen und Bildern, letztere waren besonders zahlreich in
inem Tempel zu Mantinea, wo er meist als Dionysos gemalt war.
ommodus ließ seine Geliebte Marcia als Amazone malen. Die
utter des Sophisten Alexander Peloplaton war, wie ihre Gemälde
wiesen, von seltener Schönheit und der Helena des Eumelus ähnlich.
in Bild des Sophisten Varus aus Perge sah man in dem dortigen
empel der Artemis. Plotinus, der sich weigerte einem Maler oder
ildhauer zu sitzen, wurde ohne sein Wissen von dem besten damaligen

Maler Carterius gemalt, der seinen Vorträgen beiwohnte und dann sein Porträt nach der Erinnerung ausführte. Auch der Spott Lucians über die Thorheit Derer, die den Porträtmalern auftrugen, sie zu verschönern, „etwas von der Nase abzunehmen, die Augen schwärzer zu machen" u. s. w. (was besonders Frauen thaten), setzt eine allgemeine Anwendung der Porträtmalerei voraus; desgleichen die Bemerkung Plutarchs, daß die Maler nur nach der Aehnlichkeit des Gesichts, in welchem sich der Charakter offenbart, strebten, um die übrigen Körpertheile sich aber wenig kümmerten. Die Rede des Malers, der sich in ein von ihm porträtiertes Mädchen verliebt hat, war ein Thema der griechischen Rhetorenschule.

Einen überraschenden Einblick in die von ägyptischen Griechen geübte Porträtmalerei haben uns die zahlreichen auf Holz gemalten Bildnisse gewährt, die im Fajum am Mörisee zum Vorschein gekommen sind; sie waren bestimmt über dem Gesichte der Mumie in deren Umhüllung eingelassen zu werden. „Diese meistens aus der römischen Periode stammenden, theils in Wachsfarben (enkaustisch) theils in Temperafarben, theils in gemischter Technik ausgeführten Porträts bieten überaus lebensvolle Darstellungen von Männern und Frauen von höchst individuellem Gepräge, die besten unter ihnen, können es an Schärfe der Charakteristik mit modernen Bildnissen aufnehmen."

Die zur Aufstellung in unbedeckten, besonders öffentlichen Räumen bestimmten Bildnisse von Personen konnten fast nur plastische sein. Ein immerhin nicht geringer Theil derselben hat sich erhalten, von einem bei weitem größeren die mit Inschriften versehenen Postamente; und diese äußerst zahlreichen Ueberbleibsel, verbunden mit Nachrichten der Schriftsteller, lassen uns von der wahrhaft unglaublichen Menge, so wie den Gattungen und Veranlassungen dieser Monumente einen ganz anderen Begriff gewinnen, als die angeführten dürftigen Nachrichten von der Verwendung der Malerei zu persönlicher Darstellung. In der That ist nichts so geeignet von der Unermeßlichkeit der künstlerischen Production in den beiden ersten Jahrhunderten eine annähernde Vorstellung zu geben, als eine Betrachtung der Hauptgattungen der zum öffentlichen oder Privatgedächtniß bestimmten persönlichen Bildwerke dieser Zeit.

In erster Reihe stehen hier die Büsten, Medaillons und Statuen der Kaiser und Personen der kaiserlichen Familien. Ein öffentlich aufgestelltes Bild des regierenden Kaisers konnte schon darum in keiner Stadt, in keinem Lager, fehlen, weil es bald Gegenstand eines überall eingeführten und geforderten Cultus war. Schon zu Ehren Cäsars hatte der Senat beschlossen, „daß seine Statue in den Städten und in allen Tempeln Roms sein sollte". August hatte den Cult seiner Person auf die Provinzen beschränkt, Tiber die Aufstellung seiner Statue unter den Bildern der Götter überhaupt verboten, und nur unter den zum Schmucke der Tempel dienenden Kunstwerken erlaubt. Noch Caligula erließ in Anfange seiner Regierung ein ähnliches Verbot, das er aber

schnell zurücknahm; und bald hatten, wie Josephus sagt, alle unterworfenen Völkerschaften Stadt für Stadt neben den andern Göttern auch seine Bildsäule aufgestellt. Vielleicht schon seit dem Anfange des Kaiserthums, jedenfalls wol seit der Mitte des 3. Jahrhunderts bestand die Sitte, daß bei jedem Regierungsantritt lorbeerbekränzte Bilder des neuen Kaisers (die allerdings auch gemalte sein konnten und in der spätern Zeit wol in der Regel solche waren) in die Provinzialstädte gesandt wurden; Trompetenschall kündigte sie an, ein langer Zug von Soldaten schritt dem reich geschmückten Träger des Bildnisses voraus, das Volk zog ihm zum festlichen Empfange mit Lichtern und Weihrauchfässern entgegen. Verfolgten, namentlich Sklaven boten die Kaiserbildnisse ein Asyl, man huldigte ihnen wie den Götterbildern mit Opfern und Spenden von Weihrauch und Wein. Unter Domitian war die auf das Capitol führende Straße nicht breit genug für die Heerden von Opferthieren, die dort fortwährend hinauf geführt wurden, um, wie Plinius sagt, die scheußlichen Bilder des Despoten mit so viel Blut zu verehren, als er selbst Menschenblut vergoß. Die Weigerung der Adoration wurde als Majestätsbeleidigung bestraft, und war der Hauptgrund der Christenverfolgungen. Doch auch in der christlichen Zeit dauerte der heidnische Cultus der Kaiserbildnisse fort, und Theodosius II. sah sich im Jahre 425 veranlaßt, ihn durch einen eigenen Erlaß einzuschränken, damit „eine Verehrung, welche die Menschenwürde übersteigt, der Gottheit gewahrt bleibe". Noch viel strenger als die Weigerung der Adoration wurde jede Antastung oder Beleidigung der Kaiserbildnisse geahndet, am schärfsten bei Soldaten. Schon im Jahre 15 wurde Granius Marcellus, Prätor von Bithynien, der einer Statue Augusts den Kopf abgenommen hatte, um den Tibers aufzusetzen, wegen Majestätsverletzung angeklagt und entging mit Noth der Verurtheilung; bald galt es als Kapitalverbrechen, bei dem Bilde Augusts einen Sklaven geschlagen, die Kleider gewechselt zu haben. Ausdrücklich bemerken die Juristen des 3. Jahrhunderts, daß wer verworfene Statuen der Kaisers einschmelze, sich der Majestätsverletzung nicht schuldig mache; ebenso wenig, wer schadhaft gewordene ausbessere, wer eine durch einen Steinwurf zufällig treffe; auch den Verkauf von noch nicht consecrierten Kaiserbildnissen erklärten Sever und Caracalla für nicht strafbar: um so selbstverständlicher ist, daß es die Einschmelzung oder sonstige Antastung von bereits consecrierten war.

Je schwerer nun unter der Regierung verhaßter Kaiser der Zwang der Verehrung ihrer Bildnisse ertragen wurde, desto leidenschaftlicher tobte sich die lange verhaltene Volkswuth bei einem Regierungswechsel in ihrer Zerstörung und Beschimpfung aus. Am allgemeinsten war vielleicht der Ausbruch der Volkswuth beim Tode Domitians, und darum auch die Zerstörung seiner Denkmäler die gründlichste. Ganz Rom war mit seinen prahlenden, häufig kolossalen Monumenten (die besonders zahlreich am Aufgange von der heiligen Straße zum Palatium standen), und nicht das Capitol allein mit seinen goldenen und silbernen Statuen und Bildnissen angefüllt (andere wurden dort nicht zugelassen, und auch

dieſe nur von einem beſtimmten Gewicht), ſondern, wie Caſſius Dio ſagt, faſt das ganze Reich. Auf die Nachricht von ſeiner Ermordung machte der Senat ſeine Freude nicht bloß durch laute Schmähungen des Gefallenen Luſt, ſondern beſchloß, daß ſogleich Leitern gebracht, ſeine Medaillons und Bildniſſe herabgeriſſen und auf den Boden geſchmettert; dann daß ſeine Inſchriften überall ausgemeißelt, und ſein ganzes Gedächtniß getilgt werden ſolle. Der Umſturz und die Zerſtörung ſeiner zahlloſen koſtbaren Statuen, ſagt der jüngere Plinius 4 Jahre ſpäter, war ein der allgemeinen Freude gebrachtes Opfer. Man freute ſich, das übermüthige Geſicht gegen den Boden zu ſchlagen, mit Eiſen, mit Beilen dagegen zu wüthen, als wenn die Schläge verwunden und Schmerzen zufügen könnten. Niemand konnte ſeine Freude und den ſo ſpäten Jubel ſoweit mäßigen, daß es ihm nicht als eine Rache erſchien, den Körper und die Glieder zerriſſen und verſtümmelt, endlich das finſtere und abſchreckende Geſicht in die Flammen geworfen und geſchmolzen zu ſehn. Dieſe oder eine ähnliche Stelle hat die von Procop erzählte Sage veranlaßt: Domitian ſei in Stücke zerriſſen worden, ſeine Gemahlin habe mit Erlaubniß des Senats die Stücke des Körpers zuſammengeſetzt und darnach eine Bronzeſtatue gießen laſſen; dieſe, die am Aufgange zum Capitol vom Forum rechter Hand ſtand, war nach Procop die einzige vorhandene Domitians, und zeigte die größte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Juſtinian. Aehnliche Zerſtörungen wie die Bildniſſe des Domitian erfuhren die des Commodus, Maximinus (die Gemälde des Letztern wurden zum Theil mit ſchwarzer Farbe überzogen) und andere: in Folge der unaufhörlichen Empörungen, Bürgerkriege und gewaltſamen Thronwechſel in den ſpäteren Jahrhunderten wiederholten ſich ſolche Scenen immer von neuem bis in die letzten Zeiten des Alterthums. Daß in dieſen (wie natürlich nicht ſelten auch früher) ſtatt der Zerſtörung meiſt eine Umwandlung der Bildniſſe ſtattfand, bezeugt Hieronymus: wenn ein Tyrann getödtet wird, werden auch ſeine Statuen und Bilder umgeſtürzt, und nachdem nur das Geſicht verändert und der Kopf abgenommen iſt, das Geſicht des Siegers aufgeſetzt, um ſpäter mit neuen Köpfen vertauſcht zu werden, während der Körper derſelbe bleibt.

Doch in den beiden erſten Jahrhunderten iſt, ſo viel wir wiſſen, Domitian der einzige Kaiſer geweſen, deſſen Bildniſſe überall vernichtet wurden und der Zerſtörung nur ausnahmsweiſe entgingen. Denn die Statuen und Denkmäler des Commodus müſſen wenigſtens zum Theil wieder aufgerichtet worden ſein. Am erſten Januar 193 hatte der Senat mit leidenſchaftlichen Acclamationen die Niederreißung der Bildſäulen „des Vaterlandsfeindes, des Mörders, des Gladiators" decretiert, und an Stelle einer der Curie gegenüber ſtehenden, ihn (wie ſo viele andere) als Hercules mit drohend geſpanntem Bogen darſtellenden Statue, die der Göttin der Freiheit errichten laſſen. Im Jahr 197 wurde derſelbe Senat von Severus gezwungen, Commodus als Gott anzuerkennen. Selbſtverſtändlich ſicherte die Conſecration auch die fernere Dauer der Bildniſſe, und veranlaßte ſelbſt die Errichtung neuer,

Wie Severus die Apotheose des Commodus und Pertinax, so ließ Macrinus die des Caracalla, durch dessen Ermordung er auf den Thron gelangt war, vom Senat beschließen, bei welcher Gelegenheit er die Errichtung von zwei Statuen Severs in Triumphaltracht, sechs Caracallas (zwei Reiterstatuen, zwei stehende in kriegerischer, zwei in bürgerlicher Tracht) verfügte. Außer Domitian sind die nicht unter die Götter versetzten Kaiser der beiden ersten Jahrhunderte Tiber, Caligula, Nero, Galba, Otho, Vitellius gewesen (die von Nero, wol nach dem Tode der Octavia, aufgehobene Consecration des Claudius wurde von Vespasian wiederhergestellt). Die auch von all diesen zum Theil verhältnißmäßig sehr zahlreich erhaltenen Bildnisse und Denkmäler bezeugen hinlänglich, daß die Consecration keineswegs eine unerläßliche Bedingung der Erhaltung war. Daß sie diese aber am wirksamsten sicherte, ist selbstverständlich. In Tarraco, der Hauptstadt des diesseitigen Spaniens und zugleich dem Mittelpunkte des dortigen Kaisercults, war einer der angesehensten Männer vom Provinziallandtage „zur Instandhaltung der Statuen des vergötterten Hadrian" eigens erwählt worden. In den Besitz des j. Plinius waren mit verschiedenen Grundstücken auch die auf denselben errichteten Statuen der früheren Kaiser übergegangen und dort von ihm erhalten worden. Schon unter Nerva hatte er zu Como einen Tempel erbauen wollen um sie darin aufzustellen, doch verzögerte sich die Ausführung, und im Jahr 101 erbat und erhielt er nochmals von Trajan die Erlaubniß jene Statuen nach Como zu versetzen und die Trajans hinzuzufügen. Die Consecration trug aber auch zur Vermehrung der betreffenden Denkmäler bei, in sofern die immer wachsende Gruppe der vergötterten Kaiser und Kaiserinnen (bis zur Consecration Caracallas 20 Kaiser und 6 Kaiserinnen, bis auf die Zeit Constantins oder Julians vielleit 36 oder 37 göttliche Personen) zu monumentalen und Cultuszwecken auch als Ganzes neu hergestellt wurde. So baute Domitian zu Rom eine Colonnade, der Kaiser Tacitus einen Tempel der vergötterten Kaiser, Alexander Severus errichtete auf dem Forum des Nerva ihre Kolossalstatuen. Zuweilen verband sich mit dem officiellen Cultus eine unbefohlene allgemeine Verehrung zur Erhaltung und Erneuerung kaiserlicher Bildnisse. Mit anhänglichster Pietät hielt die römische Welt die verklärte Gestalt Marc Aurels unter den guten Geistern fest, zu denen sie sich im Gebet wandte: länger als ein Jahrhundert nach seinem Tode sah man noch in vielen Häusern seine Statue unter den Hausgöttern.

Schon weil die möglichst schnelle Aufstellung der kaiserlichen Bildnisse in allen Städten und Lagern zu den ersten Sorgen jeder neuen Regierung gehörte, müssen auch in allen Centralpunkten Italiens und der Provinzen Bildhauer und Maler zur Verfügung gewesen sein; vielleicht gehörten sie regelmäßig zu dem amtlichen Gefolge der Statthalter, Feldherrn und hohen Beamten. Daß von Galba, der erst nach der Ankunft der Nachricht von Neros Tode (8. Juni 68) aus Spanien aufbrach und Italien in langsamem Marsche erreichte, sich zur Zeit seiner Ermordung (15. Januar 69) dort „in allen Municipien" Bild-

nisse befanden, ist eben so wenig überraschend, wie daß noch vor der Schlacht von Cremona (gegen Ende 69), im Lager der Flotte zu Ravenna Bildnisse des Vitellius umgestürzt werden konnten, der erst zu Ende des Mai in Oberitalien erschienen war. Aber schon auf dem Marsche von Cöln über Lyon nach Italien waren ihm, bevor er noch Vienne erreicht hatte, an mehreren Stellen Reiterstatuen errichtet worden, deren Zusammensturz als übles Vorzeichen galt. Der Beschluß der Errichtung einer Statue der jüngern Faustina in Olympia, deren Postament noch vorhanden ist, kann erst gefaßt sein, nachdem ihr Vater durch die Adoption von Seiten Hadrians Thronerbe und Mitregent geworden war, d. h. nach dem 25. Februar 138; die Inschrift des Postaments muß aber eingehauen sein, bevor die Nachricht von dem am 10. Juli desselben Jahrs (zu Bajä) erfolgten Tode Hadrians nach Griechenland gelangte. Die Herrschaft der beiden Gordiane dauerte, wie es scheint, höchstens 36 Tage; gleich nach der Proclamierung des ältern hatten sich die Städte Africas mit seinen Statuen und Bildern geschmückt. Die Herrschaft des Pupienus und Balbinus dauerte drei Monate (April bis Juli 238). Als Maximinus zu Anfang des Mai vor Aquileja ermordet wurde, stürzte man dort seine Statuen und Bildnisse um, und nöthigte seine in die Stadt zugelassenen Soldaten, die der beiden Senatskaiser zu adorieren; der Consul Claudius Julianus beglückwünscht in einem an Pupienus und Balbinus (wol gleich nach ihrer Ernennung) erlassenen Schreiben die Legionen und Hilfstruppen, „die bereits im ganzen Reiche eure Bildnisse anbeten." In den Lagern machte schon die Herstellung und Erneuerung der kaiserlichen und sonstigen Medaillonbilder, mit denen auch die Feldzeichen geschmückt waren, die Anwesenheit von Künstlern wünschenswerth, die dann auch zu andern Zwecken verwendet werden konnten; Caracalla ließ z. B. von Alexander dem Großen auch in den Lagern zahlreiche Statuen errichten.

Die Statuen und Bildnisse der regierenden Kaiser fehlten aber nicht bloß an keinem Orte der Monarchie, sondern waren an allen größern auch zahlreich. Sie schmückten wol in der Regel die öffentlichen Plätze und Gebäude, besonders die der Regierung, Verwaltung und Rechtspflege. Apulejus äußert in seiner vor dem Proconsul Claudius Maximus in Sabrata (Tripolis) gehaltenen Vertheidigungsrede seinen Unwillen, daß „vor diesen Statuen des Kaisers Pius" der Sohn der Mutter schändliche Dinge vorwerfe. Für die Aufstellung an solchen Orten mögen die Statthalter und sonstigen Regierungsbeamten gesorgt haben: aber auch landschaftliche und Provinzialverbände, so wie alle wohlhabendern Communen mußten den Kaisern ihre Huldigung durch Errichtung von Statuen darbringen: und wenn dies in ausgezeichneter Weise geschehen sollte, mußten es mehrere oder kolossale oder ungewöhnlich kostbare sein. Eine eigene Gesandtschaft z. B. überbrachte an Caligula im ersten Jahre seiner Regierung die ihm vom Provinziallandtage der Provinz Achaja (Synode der Panhellenen) votierten Ehrenbezeugungen; zu diesen gehörte auch der Beschluß ihm eine große Menge von Statuen zu errichten, doch Caligula nahm nur vier an, die an den Orten der

heiligen Spiele (Olympia, Delphi, Nemea und auf dem Isthmus) stehn sollten. Am zahlreichsten und ansehnlichsten werden die Bildsäulen der Kaiser in denjenigen Provinzialhauptstädten gewesen sein, deren Tempel die Mittelpunkte des von den Festgemeinschaften der Landtagsabgeordneten geübten, von den Provinzialpriestern geleiteten Kaisercults bildeten. Aber auch sonst muß es bildliche Darstellungen der Kaiser überall für die Zwecke des Cultus gegeben haben, an welchem sich alle Communen betheiligten. In Aegypten ist sogar, um die Kosten für die in den Tempeln aller Orten aufzustellenden Kaiserstatuen aufzutreiben, dem Volk eine (durch Scherbenquittungen für Elephantine bezeugte) „Statuensteuer" auferlegt worden, welche wie eine Kopfsteuer für alle Unterthanen in gleicher Höhe normiert war.

Endlich aber durften auch Privatleute sehr oft nicht unterlassen, ihre Loyalität auf diese Weise zu bezeugen, namentlich in Rom selbst. Wenn man zur Zeit der Antonine die Bildnisse der Kaiser dort überall „in Wechselcomptoiren, Läden und Werkstätten, unter allen Vordächern, auf allen Vorplätzen, in allen Fenstern" aufgestellt sah, freilich meist schlecht gemalt und plump bossiert: so werden auch in reichen und vornehmen Häusern gute Bilder und Statuen von ihnen nicht gefehlt haben. Ueberdies war auch die öffentliche Aufstellung von Kaiserstatuen durch Privatpersonen in den größern Städten keineswegs selten.

Von sämmtlichen Kaisern ist vielleicht Hadrian derjenige gewesen, der in allen Provinzen durch die zahlreichsten Denkmäler geehrt wurde, gewiß aber nirgend durch so viele, als in dem von ihm mit Wohlthaten am reichsten bedachten Griechenland. Mehrere von einzelnen Gemeinden, ganzen Cantonen, größern Volksverbänden errichteten Statuen Hadrians lassen sich dort an verschiedenen Orten nachweisen, wie zu Delphi, Olympia, Theben, Syros, Koronea und auf Samothrake: bei weitem aber die meisten in Athen, das ihm am meisten verdankte, und wo auch die umfassendsten Nachforschungen stattgefunden haben. In jedem der dreizehn keilförmigen Abschnitte des kürzlich bloßgelegten Dionysostheaters hat eine Statue Hadrians gestanden, welche bis auf eine (die große, schon früher vom Rath und Volke errichtete des Kaisers als Archonten) von den zwölf Phylen (Stämmen) Atticas nach der von ihm veranstalteten prachtvollen Feier der Dionysien im Frühjahr 126 dargebracht waren. Zwei andere erwähnt Pausanias im Kerameikos und auf der Akropolis im Parthenon. Ein ganzer Wald von Statuen Hadrians aber befand sich in und bei dem von ihm ausgebauten (129 geweihten) Tempel des olympischen Zeus. Wahrscheinlich vor den Fronten standen zwei Statuen des Erbauers aus thasischem und zwei aus ägyptischem Marmor, vor den Säulen (wol der ringsum laufenden Colonnaden) bronzene von überseeischen Städten, an andern Stellen andere von griechischen Städten, so wie von Privatpersonen, einzeln oder gemeinschaftlich gestiftete Standbilder, von denen noch zahlreiche Postamente und Inschriften vorhanden sind. Alle überragte eine von den Athenern hinter dem Tempel errichtete „sehenswerte Kolossalstatue". Doch können die uns bekannten Statuen Hadrians nur ein kleiner Theil

der sämmtlichen in Athen vorhandenen gewesen sein, wenn die gut bezeugte Nachricht wahr ist, daß die Athener einst dem Demetrius von Phaleron 360 Statuen errichtet hatten. Gegen Hadrian hatten sie vielleicht mehr Grund zur Dankbarkeit, gewiß aber mehr Veranlassung, diese in der überschwänglichsten Weise zu äußern; überdies war die Herstellung von Statuen weniger kostspielig als 450 Jahre früher.

Wie sehr nun aber auch die Provinzen und Städte wetteifern mochten, ihre Treue und Loyalität gegen den regierenden Kaiser durch zahlreiche Bildsäulen zu bekunden, so dürfte doch deren Menge und Pracht in Rom immer am größten gewesen sein. Augusts sagt in der Denkschrift über seine Thaten, daß ihm zu Rom etwa 80 silberne Statuen (theils auf dem Boden, theils auf Viergespannen stehend, theils Reiterstatuen) von Staaten und Einzelnen errichtet worden seien, die er sämmtlich einschmelzen ließ, um in dem Tempel des Apollo auf dem Palatin von dem gewonnenen Gelde im Namen der Stifter und dem seinigen goldene Weihgeschenke (besonders Dreifüße) aufzustellen. Man kann hiernach nicht anders als glauben, daß seine bronzenen und marmornen Standbilder in Rom bereits zu seinen Lebzeiten nach Hunderten, im ganzen Reich vielleicht nach Myriaden zählten, so fabelhaft solche Zahlen gegenwärtig auch klingen mögen. Wenn übrigens in der Zeit der werdenden Monarchie die sich in so massenhaften Darbringungen äußernde Unerthänigkeit noch weit von ihrer größten Verbreitung und Stärke entfernt war, und überdies von August geflissentlich im Zaume gehalten wurde, so ist doch keinem spätern Kaiser wie ihm als Erretter der Welt und Begründer der neuen Ordnung gehuldigt worden, auch dauerte seine Herrschaft 44 Jahre; und so mag denn allerdings die Zahl der ihm (während seines Lebens wie nach seinem Tode) errichteten Denkmäler größer gewesen sein, als bei irgend einem andern Regenten. Von diesem Vorrath haben sich denn auch nicht ganz unbeträchtliche Ueberreste erhalten.

Uebrigens hat noch im Anfange unsers Jahrhunderts die Production eines Herrscherbildnisses durch die Sculptur trotz ihrer so vielfach gehemmten Entwickelung und der Kostbarkeit ihrer Arbeiten verhältnißmäßig große Dimensionen angenommen. Der erste Napoleon beherrschte (unmittelbar oder durch die von ihm abhängigen Fürsten) ein im Verhältniß zum römischen Kaiserreiche nur kleines Gebiet; das Bedürfniß nach Darstellungen seiner Person, schon darum ein sehr viel geringeres, weil dieselbe nie der Gegenstand eines religiösen Cultus war, wurde ganz überwiegend durch die zeichnenden und vervielfältigenden Künste befriedigt: dennoch sind in den drei Jahren von 1809 bis 1812 von Carrara etwa 1500 Büsten von ihm nach Chaudet in die Welt gestreut worden.

Nur sehr selten und ausnahmsweise können in den ersten Jahrhunderten Kaiserbildnisse durch Umarbeitung oder neue Benennung älterer hergestellt worden sein: weil Diejenigen, die durch das Denkmal geehrt werden sollten, in einem solchen Verfahren, wie Dio von Prusa mit Recht sagt, eher eine Beleidigung als eine Huldigung er-

blicken konnten. Vorgekommen war dergleichen in Griechenland schon in der Zeit der Republik. Von falschen Inschriften fremder Statuen spricht Cicero im J. 50; zwei Kolosse des Eumenes und Attalus waren zu Athen auf den Namen des Antonius umbenannt worden. Pausanias sah vor dem Heratempel bei Mykenä eine Statue, nach der Inschrift des Augusts, die aber nach dortiger Angabe eine des Orest war. Doch ist dies außer dem bereits angeführten das einzige bekannte Beispiel der Umbenennung einer fremden Statue zu einer kaiserlichen aus der frühern Kaiserzeit. Seit dem Jahr 15 wagten wol Wenige um des Gewinns oder Ersparnisses willen auch noch so heimlich eine Handlung, deren Entdeckung sie der Gefahr einer Anklage auf Majestätsbeleidigung aussetzen konnte. Dio hat den Rhodiern, die mit der Ehre der Statue mehr als freigebig waren, aber sehr oft statt neue aufzustellen, nur ältere auf den Namen des zu Ehrenden umtaufen oder umarbeiten ließen, die Unwürdigkeit dieses Verfahrens in einer langen Rede vorgehalten. Es sei, sagt er u. a., um so weniger zu entschuldigen, als sie ja doch fort und fort auch wirklich neue Bildsäulen errichteten, nämlich für die Kaiser und die hohen Beamten; ja man würde ihnen keine Vorwürfe machen, wenn sie wenigstens bei allen „außer den Kaisern" in gleicher Weise verführen; eine derartige Herstellung von Kaiserbildnissen erschien ihm also als ganz undenkbar. Philo erzählt, daß die Alexandriner alle dortigen Synagogen, die sie nicht zerstören konnten, durch Aufstellung von Bildern Caligulas entweihten, in der größten stellten sie seine Bronzestatue auf einem Viergespann auf. In der Eile aber hatten sie kein neues auftreiben können, sondern ein altes verrostetes, schadhaftes aus dem Gymnasium genommen, welches, wie manche sagten, einer älteren Kleopatra dediciert gewesen war. „Was für einer Anklage die Aufstellenden sich dadurch aussetzten, ist klar; ja schon dann, wenn es ein neues aber eines Weibes, oder eines Mannes, aber ein altes, ja wenn es überhaupt einem Andern gewidmet war. Mußten die, welche zu Ehren des Kaisers eine solche Aufstellung gemacht hatten, sich nicht offenbar hüten, daß er, der alles auf ihn Bezügliche besonders wichtig nahm, eine Anzeige erhielt?" — Aber auch bei andern als kaiserlichen Monumenten scheint das Anbringen neuer Köpfe und Inschriften statt der Errichtung neuer Figuren in der frühern Kaiserzeit keineswegs häufig gewesen zu sein; hauptsächlich geschah es wol in denjenigen griechischen Städten, wo der Vorrath von alten Statuen sehr groß war. Nicht bloß sind die bekannten derartigen Fälle vereinzelt, sondern Dio sagt auch in der Rede, in der er den Rhodiern diese „seit einiger Zeit" bei ihnen eingerissene Unsitte vorhält, daß andere weniger reiche, zum Theil äußerst arme Städte wie Athen, Sparta, Byzanz, Mitylene sich davon völlig frei erhielten. Allem Anschein nach war es im damaligen Griechenland eben nur Rhodus, wo dies Verfahren in großem Umfange geübt wurde, man sagte, daß die dortigen Statuen wie Schauspieler die Rollen wechselten.

Was von den Kaiserbildnissen gilt, gilt zum größten Theil auch von denen der Kaiserinnen und designierten Thronfolger, zum großen

Theil selbst von denen anderer Angehörigen des Kaiserhauses. Wenn in der Zeit, wo Tiber während seines Aufenthalts auf Rhodus in tiefster Ungnade stand, die Bewohner von Nimes nach seinem Zerwürfnisse mit Gajus Cäsar seine Statuen und Bildnisse umstürzten, so wird es damals so gut wie dort, deren in allen größern, namentlich aber in denjenigen Städten gegeben haben, die (wie Nimes) zum Kaiserhause in Beziehung standen. Bei der Nachricht vom Tode der Cäsaren Gajus und Lucius beschloß die Stadt Pisa (deren Patron der Letztere gewesen war) die Errichtung eines mit den Spolien der von ihm besiegten Völker geschmückten Bogens, auf dem seine Statue im Triumphalschmuck und zu dessen beiden Seiten vergoldete Reiterstatuen von Gajus und Lucius stehn sollten. Aehnliches wird auch in andern Städten geschehn sein. Dem zur Thronfolge bestimmten Aelius Verus ließ Hadrian nach seinem Tode in einigen Städten Tempel bauen und „im ganzen Reiche" Kolossalstatuen errichten. Die Darstellung des Antinous hat bekanntlich die Malerei und Sculptur in den verschiedensten, wo nicht in allen Provinzen beschäftigt.

Auch die höchsten Beamten, die Leiter der Regierung wurden im ganzen Reich durch Monumente in ähnlicher Weise wie die Kaiser geehrt, besonders natürlich, wenn sie deren erklärte Günstlinge waren. Als Sejan im Zenith seiner Macht stand, wurden ihm von Senat und Ritterschaft, den Tribus und den vornehmsten Männern Roms so viele Bildsäulen errichtet, daß, wie Cassius Dio sagt, Niemand ihre Zahl anzugeben vermocht hätte, besonders seit Tiberius auf den Beschluß des Senats sein Bronzestandbild im Theater des Pompejus hatte aufstellen lassen. Allgemein wurden Bilder und Statuen des Kaisers und seines andern Ich neben einander gestellt, selbst in den Lagern, mit einziger Ausnahme der syrischen Armee: und Tiber ließ es geschehn, daß die Bildnisse seines Günstlings dort auf den Sammelplätzen der Legionen, so wie auf den Foren und in den Theatern der Städte verehrt wurden. Der jähe Fall Sejans im Jahre 31 war das Signal zum Umsturz seiner Denkmäler. Seine Statuen, sagt Juvenal, wurden an Seilen von den Postamenten herabgerissen und auf dem Boden geschleift. Beilhiebe zerschmetterten die Räder der Zweigespanne, und die Beine der unschuldigen bronzenen Gäule, bald schmolz in den knatternden, von Blasebälgen angefachten Feuern der Gußöfen das vom Volk angebetete Haupt und verknisterte der ganze kolossale Sejanus, und aus dem Antlitz, das im ganzen Reiche das zweite war, wurden Töpfe, Pfannen, Becken und Nachtgeschirre verfertigt. Ganz Aehnliches wird von dem Günstlinge Severs Plautianus berichtet, der von ebenso schwindelnder Höhe ebenso plötzlich herabstürzte. Dio sagt, daß ihm nicht nur viel mehr, sondern auch größere Statuen und Bilder errichtet wurden als den Kaisern, und nicht bloß in den andern Städten, sondern auch in Rom, und nicht bloß von Privatpersonen, sondern auch vom Senat. Grade dies trug dazu bei, den Argwohn Severs zu erregen; nach Plautians Fall wurden „im ganzen Reich seine Statuen umgestürzt".

Wenn aber nothwendig die Zahl Derer sehr klein war, denen im

ganzen Reiche Statuen errichtet wurden, so war dagegen die Menge Derjenigen, denen diese Ehre innerhalb bestimmter Gebiete oder an einzelnen Orten widerfuhr, unglaublich groß. Sie war vor Allem die gewöhnlichste Huldigung der Provinzialen gegen alle Römer, die wirklich oder scheinbar die Macht hatten ihnen zu schaden oder zu nützen, in erster Reihe natürlich die Statthalter. Schon in den letzten Zeiten der Republik war es allgemein üblich, daß diesen in den Provinzen Tempel erbaut wurden. Cicero hatte in Cilicien als Proconsul „Statuen, Tempel, Viergespanne" abzulehnen: aber Verres hatte die Gemeinden Siciliens gezwungen, nicht bloß ihm selbst, sondern auch seinem Vater und seinem Sohne (einem Knaben) eine Menge von Standbildern zu errichten; in Syrakus waren deren so viele, daß es schien, er habe ihrer dort nicht weniger aufgestellt als weggenommen. Außerdem sah man von ihm in Rom vergoldete Reiterstatuen, die von den römischen Kaufleuten, den Getreideproducenten, dem Provinzialverbande Siciliens gestiftet waren. Das entsetzliche Satrapenregiment jener Zeit hat nun zwar die Monarchie sehr eingeschränkt, doch nie ganz beseitigt; und wenn immer noch die Provinzialen direct oder indirect gezwungen wurden, ihre Plünderer und Tyrannen durch Denkmäler zu ehren, so konnten sie diese Ehre überhaupt keinem Statthalter vorenthalten, ohne damit eine Anklage auszusprechen. Nach Dio entschuldigten die Rhodier die Verwendung alter Statuen zu neuen Ehrenbezeugungen damit, daß es eine Nothwendigkeit sei, so viele hohe Beamte zu ehren, und eingestandenermaßen geschah es sehr häufig nicht wegen ihrer wirklichen Verdienste, sondern nur wegen ihrer Macht. Jeden, der zu ihnen kam, fürchteten sie, und glaubten ihre Freiheit in Gefahr, wenn sie einmal von einem kein Bronzestandbild aufstellten. Mußten sie wirklich jeden Ankommenden freundlich anwedeln wie gemeine Hunde, und Haß und Zorn besorgen, wenn sie nicht Dem und Jenem schmeichelten, dann, meinte Dio, stand es schlimm um sie.

Die Ehre der Statue wurde auch (namentlich in Griechenland) angesehenen Römern, die sich in außeramtlicher Stellung dort aufhielten, desgleichen vornehmen Römerinnen erwiesen; wie besonders in Athen die Inschriften zahlreicher Postamente aus der ersten Kaiserzeit beweisen. Um so unerläßlicher war es für Städte und Provinzen sich für wirkliche Wohlthaten auf diese Weise dankbar zu bezeigen, vor Allem für die Uebernahme ihres Schutzes und ihrer Vertretung (des Patronats). In den Städten Siciliens sah man überall auf den Foren Reiterstatuen der Marceller als der Patrone der Insel. Der Held des Apulejanischen Romans, aus einer in Thessalien angesehenen Familie stammend, wird in Hypata zum Gegenstande eines öffentlichen Scherzes gemacht; worauf die Magistrate ihn um Entschuldigung bitten, und ihm anzeigen, daß die Stadt um ihn zu versöhnen, ihn zum Patron gewählt und die Aufstellung seines Bildnisses in Bronze beschlossen habe. Von den amtlichen und halbamtlichen Stellungen in den Provinzen gaben schon die subalternen einen Anspruch auf diese Ehre. Dem Vater des Vespasian, Flavius Sabinus, der die Erhebung des Waarenzolls von $2\frac{1}{2}$ Procent in der

Provinz Asia gepachtet hatte, waren dort Bildnisse und lobende Inschriften aufgestellt worden. Titus hatte, wie Sueton sagt, als Militärtribun in Germanien und Britannien sich den Ruhm der Energie und zugleich der Mäßigung erworben, „wie sich aus der Menge und den Inschriften seiner Statuen und Bildnisse in beiden Provinzen ergibt.“ Unter den (mindestens dreizehn) in Barcelona nachweisbaren Statuen des L. Licinius Secundus, der Amtsdiener des mächtigen L. Licinius Sura in dessen drei Consulaten (98. 102. 107) war, sind drei von den Gemeinderäthen spanischer Städte errichtet worden. Bei einer so grenzenlosen Verschwendung der monumentalen Ehren konnte eine wirkliche Auszeichnung auch von Unterthanen nur durch ungewöhnlich große und kostbare Denkmäler erfolgen; und es ist wol nicht zu sehr übertrieben, wenn Apulejus zum Ruhme des Consularen Aemilianus Strabo (Consul 156) sagt, daß alle Provinzen sich Glück wünschen, ihm vier- und sechsspännige Wagen (mit seinem Standbilde) zu errichten.

Die Errichtung von Statuen war auch in den Städten der ganzen Monarchie eine allgemeine Belohnung wirklicher oder angeblicher Verdienste Einzelner um die Gemeinde. Der anfänglich seltene Gebrauch der Bildnißstatuen wurde später, wie Plinius sagt, von der ganzen Welt aus einem höchst menschenfreundlichen Ehrgeiz aufgenommen; Statuen fingen an eine Zierde der Foren aller Municipien zu sein; so wurde das Gedächtniß von Menschen auf die Nachwelt gebracht, auch ihre Ehren zur Kenntniß aller Zeiten auf den Postamenten verzeichnet, damit man sie nicht bloß auf den Gräbern läse. Tausende von erhaltenen Postamenten mit griechischen und römischen Inschriften bezeugen dies. Pompeji hat mehr Porträtstatuen von verdienten Bürgern, Gönnern und Beschützern der Stadt gehabt als irgend eine moderne Hauptstadt. Auf dem Forum waren (außer den 5 Kolossalstatuen von Kaisern und Mitgliedern des Kaiserhauses) für Reiterstatuen in Lebensgröße wol 70 bis 80 Plätze vorgesehn, und hinter jedem derselben einer für ein Standbild; doch sind vielleicht nicht alle diese Plätze besetzt gewesen. Die Vorhalle des Macellum enthielt 25 Statuen, 8 der offne Raum des städtischen Larentempels, 21 die Vorhalle des Gebäudes der Eumachia. Schwerlich hat aber die Zahl der dortigen Ehrenstatuen die durchschnittliche der Mittelstädte überstiegen. An einer wol zu Anfang des 2. Jahrhunderts angelegten Doppelhalle zu Termessos in Pisidien sind 46 Basen von Standbildern verdienter Männer und Frauen gefunden worden, die einst vor oder zwischen den Säulen gestanden haben (darunter 26 von Siegern in Wettkämpfen, 15 von Beamten, Priestern und Priesterinnen). Eine Ueberfüllung der Foren mit Statuen, die den Verkehr behinderte, wie in Cirta (wo auch einmal eine gestohlen wurde), mag nicht selten gewesen sein. Ruhmbegier und Municipalpatriotismus verbanden sich, wie bemerkt, mit der Rücksicht auf die öffentliche Meinung, um die Wohlhabenden und Angesehenen zu Leistungen für ihre Communen anzuspornen, und diese setzten ihrerseits einen Ruhm darin, durch zahlreiche Monumente zu bezeugen, daß Viele es sich zur Ehre geschätzt hatten, ihnen Opfer zu bringen, und daß sie ihrerseits wohl im Stande

sein, Solche zu belohnen, und zugleich ihre Stadt zu schmücken. Schwerlich konnte eine reiche und ansehnliche Familie in einer größern Stadt einige Generationen hindurch ihren Wohnsitz gehabt haben, ohne in die Nothwendigkeit versetzt worden zu sein, sich die Ehre der Statue zu verdienen. Dio von Prusa rühmt, daß seine Großväter und andere Vorfahren, sein Vater (der lange Zeit der Stadt vorgestanden hatte), seine Brüder und Verwandten von der Stadt geehrt worden seien durch viele Statuen, öffentliche Begräbnisse, Kampfspiele an ihren Gräbern und viele andere Auszeichnungen: seiner Mutter war nach ihrem Tode nicht bloß ein Standbild sondern auch ein Tempel errichtet worden.

Auch die Bekleidung mancher (nur der Aristokratie der Provinzen zugänglichen) hohen Würden hatte die Ehre der Statue mehr oder minder regelmäßig zur Folge, wie namentlich die des höchsten Provinzialpriesterthums. In einem unlängst bekannt gewordenen, die Ehrenrechte desselben bestimmenden Gesetz in Narbo wird den nach Ablauf ihres Amtsjahrs abtretenden Provinzialpriestern das Recht eingeräumt, sich auf einen (wahrscheinlich durch den Provinziallandtag zum Beschluß erhobenen) Antrag ihres Nachfolgers eine Statue selbst zu setzen. Postamente solcher Statuen sind in Tarraco und Lugdunum zahlreich gefunden worden; doch hier nicht von den Priestern selbst, sondern in Lugdunum ausnahmslos, in Tarraco in weitaus überwiegender Zahl (52 unter etwa 70) von der Provinz, seltner von den Heimathsgemeinden oder den eignen Angehörigen auf Beschluß des Landtags gesetzt, und zwar ist in Spanien auch auf die an der Würde ihrer Gatten Theil nehmenden Priesterinnen diese Ehre entweder sofort oder im Laufe der Zeit erstreckt worden. Aehnliche Bestimmungen werden auch in den übrigen Provinzen bestanden haben.

Um von der Allgemeinheit der Ehre der Statue in den Städten Italiens so wie aller Provinzen eine Vorstellung zu geben, genügt es, diejenigen Verdienste anzuführen, die am häufigsten durch diese Ehre belohnt wurden. Hauptsächlich waren es große zum Besten der Stadt gebrachte Geldopfer und persönliche Leistungen: nächst den bereits erwähnten so häufigen Verschönerungs- oder Nützlichkeitsbauten, Zuwendungen und Schenkungen zu den verschiedensten Zwecken (z. B. zum Ankauf von Getreide bei Theuerungen), ganz besonders häufig aber (einmalige oder jährlich wiederkehrende) Bewirthungen der gesammten Bürgerschaft, bei denen auch Geld vertheilt zu werden pflegte; ferner Schauspiele aller Art (namentlich Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe), endlich freiwillig übernommene und auf eigene Kosten ausgeführte Gesandtschaften an die Kaiser und Statthalter. Aber neben diesen gewöhnlichsten Veranlassungen für die Ehre der Bildsäule gab es noch viele andere. Auch eine ausgezeichnete Wirksamkeit in einem Lehramt gab Anspruch darauf; und nicht bloß die weltberühmten Professoren der Beredsamkeit, die Schaaren von Schülern aus weiter Ferne herbeizogen, erhielten sie, sondern zuweilen wurden auch bescheidene Schullehrer, wenn sie Gelehrte von Ruf waren, mindestens nach ihrem Tode so geehrt. Von Horazens Lehrer Orbilius Pupillus, der als fast

100jähriger Greis in einer Dachkammer starb, sah man zu Benevent auf dem Capitol eine sitzende Statue im griechischen Mantel mit zwei Bücherbehältern; zu Präneste eine des M. Verrius Flaccus über seinem dort auf dem Forum auf Marmortafeln eingegrabenen Kalender. Auch litterarische Leistungen (von Einheimischen und Fremden) wurden wenigstens in Griechenland durch diese Anerkennung belohnt, mit der die Städte zuweilen nur zu freigebig verfuhren. Nach Dio von Prusa hatten die Athener einem höchst unbedeutenden Dichter (vielleicht dem Improvisator Q. Pompejus Capito) eine Bronzestatue, und zwar neben der des Menander aufgestellt. In Halikarnaß wurde der Tragödiendichter C. Julius Longianus aus Aphrodisias (unter Hadrian), der bei seinem dortigen Aufenthalt durch mannichfaltige poetische Vorträge „die Aeltern erfreut und die Jüngern gefördert" hatte, durch mehrere Bronzebüsten geehrt, die an den besuchtesten Orten, im Heiligthum der Musen und im Gymnasium der Epheben „neben dem alten Herodot" aufgestellt wurden; seinen Schriften wies man einen Platz in der öffentlichen Bibliothek an; außerdem ließ der Verein der Bühnenkünstler sein Bild in ganzer Figur malen, um es in Aphrodisias an einem von ihm zu wählenden Orte aufstellen zu lassen. Der Dichter Maximus von Apamea erhielt in Kyzikus, wo er in einem poetischen Wettkampfe zweimal den Preis davon getragen hatte, auch ein Standbild. Doch wird man natürlich vor den auswärtigen Berühmtheiten überall die einheimischen geehrt haben, unter diesen erhielten namentlich auch Künstler aller Art Statuen. So in Ostia ein Athlet oder Musiker, der in allen Welttheilen Siegespreise errungen hatte, „wegen seiner hervorragenden Virtuosität und großen Ergebenheit gegen seine Vaterstadt"; in Präneste der erste Pantomime seiner Zeit, M. Aurelius Agilius Septentrio, „wegen seiner ungemeinen Liebe für seine Mitbürger und seine Vaterstadt". Auch Frauen wurde diese Ehre sehr häufig erwiesen. Es war ferner Sitte, Verstorbenen Statuen zu errichten, um ihre Angehörigen, namentlich Eltern zu trösten und zu ehren, selbst kleinen Kindern. In Brixia hat der Gemeinderath einmal für einen Knaben, der in dem Alter von 6 Jahren 2 Monaten 5 Tagen gestorben war, eine vergoldete Reiterstatue decretiert, um den überlebenden Vater zu erfreuen: so gemein war also diese Art von Monumenten allmählich geworden, in denen noch Cicero einen Beweis für die Maßlosigkeit seines Zeitalters gefunden hatte. Eine noch höhere, doch ebenfalls nicht selten von städtischen Behörden beschlossene Auszeichnung war eine Statue auf einem Zweigespann. Eine solche hatte für einen dem Ritterstande angehörigen Patron der Stadt Präneste die dortige Bürgerschaft zum Dank für ein von ihm gegebenes glänzendes zweitägiges Gladiatorenspiel verlangt; doch der Gemeinderath beschloß ihm nur eine Reiterstatue zu setzen. Für einen vom Kaiser ernannten Verwalter des städtischen Zinsbuchs in Panhormos (Palermo) war von der dortigen Einwohnerschaft eine größere Anzahl von Statuen auf Zweigespannen dringend verlangt worden, und es wurde ihm als Bescheidenheit angerechnet, daß er sich mit zwei solchen und (vermuthlich) drei Reiterstatuen begnügte.

Eine andere Steigerung der Ehre war die Errichtung von mehreren Statuen derselben Person. Auf diese Weise belohnten z. B. die Athener ihren reichen (auch als epischen Dichter bekannten) Mitbürger Julius Nicanor, der (unter August) die von ihnen aus Geldnoth verpfändete oder verkaufte Insel Salamis für sie zurückkaufte: in rühmenden Inschriften wird er als „neuer Homer" und „neuer Themistokles" gepriesen. In der Zeit der Antonine erhielt ein P. Lucilius Gamala für seine zahlreichen Bauten und Schenkungen zu Ostia zwei Bronzestatuen, wovon eine vergoldet. Artemidor, Sohn des Theopomp, eines Freundes des August, erhielt in seiner Vaterstadt Knidos „drei marmorne, drei goldne und drei bronzene Büsten", außerdem stand eine goldne Büste von ihm in dem dortigen Artemistempel. In Aphrodisias beschloß man für einen Unbekannten „vergoldete Porträtmedaillons und Statuen aus Marmor und Bronze in Tempeln und an öffentlichen Orten, die er selbst wählen sollte", zu errichten. Einer Priesterin in Kalama in Numidien, die eine außerordentliche Freigebigkeit gegen die Stadt bewiesen hatte, beschloß der Gemeinderath fünf Statuen zu setzen. Ebenso viele Statuen der Sosia Falconilla wurden nach deren Tode ihrem Vater Q. Pompejus Sosius Priscus (Consul 169) von der Gemeinde zu Cirta angeboten, von denen er jedoch nur eine annahm.

Die Fünfzahl erklärt sich in diesen beiden Fällen wol daraus, daß von den zehn Curien, in die hier wie in anderen Städten Africas die Bürgerschaft getheilt gewesen sein wird, je zwei sich zur Errichtung einer Statue vereinigt hatten. Doch zu Hippo Regius in Numidien hatte einem Kaiserpriester und obersten Magistrat zum Dank für ein prachtvolles Gladiatorenspiel und andere Verdienste jede Curie aus eignen Mitteln eine Statue (wohl auf seiner Villa) errichtet, und auch sonst finden sich in africanischen Städten Errichtungen von Standbildern durch „sämtliche Curien", wie in den Städten andrer Provinzen durch sämmtliche Stadtbezirke (vici); so in Alexandria Troas, wo es deren zehn gab; in Rom hatten schon in Sulla's Zeit sämmtliche Bezirke dem sehr populären Marius Gratidianus Statuen gesetzt, die Sulla nach dessen scheußlicher Ermordung umstürzen ließ. Einem C. Valerius Camillus beschloß nach einer in Avenches gefundenen Inschrift (etwa in Claudius' Zeit) die Gemeinde der Helvetier sowohl für sich als für ihre einzelnen Gaue Statuen zu errichten. Auf dieselbe Weise statteten, wie es scheint, die sämmtlichen zwölf Phylen Atticas dem Tiberius Claudius Atticus ihren Dank für eine allgemeine Bewirthung ab: eine Ehre, die bis dahin vielleicht nur dem Kaiser Hadrian erwiesen worden war.

Sehr häufig, wo nicht in der Regel, erfolgte übrigens die Errichtung der Statuen auf Kosten der Geehrten. Man liest auf ihren Inschriften die Formel: „mit der Ehre zufrieden, hat er die Kosten erlassen" so äußerst oft, daß man nicht zweifeln kann, die Statuen seien in sehr vielen Fällen erst decretiert worden, nachdem eine vertrauliche Erklärung der zu ehrenden Personen erfolgt war, daß sie die Kosten selbst tragen würden. Ausnahmsweise ließ Jemand auch wol

zu, daß die erforderlichen Beiträge gesammelt wurden, um sie dann zurück zu erstatten. In Forum Sempronii (Fossombrone) ließ der Gemeinderath einmal eine im geheimen votierte Statue fertig zu dem Geehrten hinschaffen, damit er sie nicht aus zu großer Bescheidenheit, wie schon früher einmal ablehne. In Griechenland übernahmen öfter die Angehörigen des durch Votierung einer Statue Geehrten die Kosten der Errichtung.

Zu den ausgezeichneten Fremden, denen man diese Ehre erwies, gehörten im 2. Jahrhundert außer Dichtern besonders die bedeutendsten der von Ort zu Ort ziehenden Virtuosen der Beredsamkeit (Sophisten). So hatte Aristides an mehreren Orten Statuen erhalten; eine derselben zu Smyrna war ihm gemeinschaftlich von Alexandria, Hermopolis magna, Antinoe und den Griechen des Delta errichtet worden. Eine Statue des Verfassers einer dem Dio von Prusa beigelegten Rede, welche die Stadt Korinth in ihrer öffentlichen Bibliothek hatte aufstellen lassen, war bald nachher verschwunden. Apulejus sagt in seiner Dankrede für die ihm vom Gemeinderathe zu Carthago votierte Statue, ihm sei diese Ehre bereits an andern Orten erwiesen worden; auch in mittelmäßigen Städten habe es dazu nicht an den Kosten für die Bronze und der Thätigkeit eines Künstlers gefehlt. Als der Philosoph Demonax einmal nach Olympia kam, votierten ihm die Eleer eine Bronzestatue: er lehnte sie ab, weil sie damit einen Tadel ihrer Vorfahren ausdrücken würden, die dem Sokrates und Antisthenes keine gesetzt hätten. Bildnisse des Apollonius von Thana hatte der Kaiser Aurelian in vielen Tempeln gesehn. Der unter Domitian wegen Fälschung verurtheilte Philosoph Flavius Archippus in Bithynien hatte die Ehre der Statue dort öfter erhalten. Noch in der Zeit des Severus war es gewöhnlich, daß Philosophen durch Statuen geehrt wurden. Den Arzt und medizinischen Schriftsteller Heraclitus ehrte seine Vaterstadt Rhodiopolis in Lycien (im 1. Jahrhundert n. Chr.) mit einer vergoldeten Büste und „der Statue für wissenschaftliche Bildung" (d. h. einer solchen wie sie Gelehrten und Schriftstellern gewöhnlich errichtet wurde); auf dieselbe Weise war er von den Gemeinden zu Alexandria, Rhodus, Athen, von dem dortigen Areopag, den dortigen Epikurischen Philosophen und der „heiligen" Genossenschaft der dramatischen Künstler geehrt worden.

Wie in den Municipien diese Ehre im Namen der Stadt (wenn nicht durch die gesammte Bürgerschaft) durch den Gemeinderath decretiert zu werden pflegte, so in Rom bis auf Diocletian durch den Senat. Für Lucilius Longus, einen der ältesten und nächsten Freunde Tibers, beschloß der Senat nach dessen Tode im Jahre 23 unter andern Ehren eine Statue auf dem Forum des Augusts auf öffentliche Kosten; denn damals, sagt Tacitus, wurde noch alles im Senat verhandelt. Caligulas Verbot, einem Lebenden ohne seine ausdrückliche Erlaubniß eine Statue oder ein Bildniß zu setzen, hob das selbständige Beschlußrecht des Senats auf; doch Claudius stellte es wieder her, da er sogar (im Jahr 45) die öffentliche Aufstellung der Bildsäulen durch Private von der Er-

laubnis des Senats abhängig machte: nur Solchen, die ein öffentliches Gebäude auf eigene Kosten aufgeführt hatten, oder deren Verwandten, war es in demselben gestattet. Bis dahin hatte es Jedermann frei gestanden, sein Bildniß gemalt oder in Stein und Erz öffentlich aufzustellen. Die Folge war eine Ueberfüllung Roms mit persönlichen Denkmälern gewesen, welcher Claudius durch eine neue Vertheilung abhalf. Doch eine Errichtung von Statuen in Tempeln (wie z. B. der des Antonius Musa, des Arztes Augusts, aus freiwilligen Beiträgen im Aesculaptempel) dürfte nach wie vor Privaten erlaubt gewesen sein.

Da übrigens der Senat diese Ehre sicherlich immer, wo nicht auf den Befehl so doch im Einverständnisse mit den Kaisern votierte, so wird die Errichtung von Statuen ebenso gut auch ihnen zugeschrieben. Von Tiberius sagt z. B. C. Dio, daß er viele Verstorbene durch Bildsäulen ehrte. Lebenden wurden (abgesehen von den Mitgliedern des Kaiserhauses) Statuen überhaupt nicht oft gesetzt; gegen Todte dagegen waren Senat und Kaiser mit dieser Ehre freigebig. Unter Nerva erhielt der sehr jung verstorbene Vestricius Cottius eine Statue; unter Marc Aurel die Vornehmsten der durch die Pest Hingerafften und die im Marcomannenkriege gefallenen Adligen, die letztern auf dem Trajansforum. Bei einem Regierungsantritte scheinen in der Regel die verstorbenen Verwandten des neuen Kaisers Statuen erhalten zu haben. Claudius wäre unter Caligula fast des Consulats (37) entsetzt worden, weil er die Ausführung und Aufstellung der Statuen der verstorbenen Brüder des Kaisers, Nero und Drusus († 30), nachlässig betrieben hatte. Nero erbat noch im J. 54 vom Senat eine Statue für seinen Vater Gnäus Domitius. Antoninus Pius „nahm die (vom Senat) für seinen Vater, seine Mutter, seine Großeltern und Brüder, die sämmtlich schon todt waren, decretierten Statuen gern an.“ Marc Aurel ehrte sogar die Freunde seiner Eltern nach ihrem Tode durch Statuen. Severus setzte deren seinen verstorbenen Angehörigen, seinen Eltern, seinem Großvater und seiner ersten Gemahlin.

Doch auch Lebenden erwiesen Senat und Kaiser zuweilen diese Ehre; so Trajan seinen besonders geschätzten Freunden Sosius Senecio, Cornelius Palma und Publius Celsus. Marc Aurel, der für seinen Lehrer in der Philosophie Junius Rusticus nach dessen Tode im Senat mehrere Statuen forderte, verlangte eine für seinen Lehrer in der Beredsamkeit, Fronto, offenbar noch bei dessen Lebzeiten. Auf seinen und seines Mitregenten Commodus' Antrag votierte der Senat dem Präfecten des Prätoriums M. Bassäus Rufus drei Statuen: eine vergoldete auf dem Forum Trajans, eine in bürgerlicher Tracht in dem Tempel des Pius, eine im Harnisch in dem des rächenden Mars. Statuen gehörten auch zu den militärischen Belohnungen. Constantius ließ z. B. die der Führer eines kühnen Ausfalls aus dem von den Persern (359) belagerten Amida in Armenien (Diarbekir) auf einem belebten Platze zu Edessa aufstellen, wo sie Ammian noch sah.

Mit Statuen waren in Rom vor Allem die sämmtlichen Foren mit ihren Colonnaden und die bedeutendsten Tempel und deren Vor-

plätze gefüllt; das alte Forum und der Vorplatz des Jupitertempels auf dem Capitol schon in der Republik. Von hier versetzte August eine Anzahl von Statuen berühmter Männer wegen Mangel an Raum auf das Marsfeld. Auf dem Forum Augusts wurden bis auf Trajan die vom Senat decretierten Triumphalstatuen aufgestellt, nach Trajan gewöhnlich auf dessen Forum. Ueberhaupt wurde dieses je länger je mehr „der Mittelpunkt des Glanzes und der Auszeichnung" schon seit der Zeit der Antonine, wovon auch zahlreiche (bis ins 6. Jahrhundert hinabreichende) dort gefundene Postamente zeugen. Eine sehr seltene Ehre war eine Statue auf dem Palatium, die der Senat dem Vater des Kaisers Otho (L. Otho) für die Entdeckung eines Mordanschlags auf Claudius votierte. Dort, „über den Triumphalstatuen auf dem Forum" ließ Nero auch im Jahr 65 die Statuen des (nachherigen Kaisers) Nerva und des Tigellinus aufstellen. Sejan erhielt auf den Beschluß des Senats eine Statue im Pompejustheater, weil er die Ausbreitung eines Brandes, der darin im Jahr 22 ausgebrochen war, verhindert hatte. Passienus Crispus, der sich als Anwalt in Centumviralprocessen ausgezeichnet hatte, erhielt eine Statue in der Basilica Julia.

Die (lebensgroßen) Statuen der Obervestalinnen standen im Peristyl des jetzt wieder aufgedeckten Vestalinnenhauses ringsum unter der Säulenhalle; sechzehn davon sind ganz oder bruchstückweise erhalten, außerdem 30 Postamente mit Inschriften, von welchen 27 der Zeit vom Anfange des dritten bis zum achtzigsten Jahr des vierten Jahrhunderts angehören. Errichtet waren diese Statuen, deren feierlicher Ernst an dieser Stelle für den Beschauer etwas Ergreifendes hatte, theils von Priestercollegien und einzelnen Priestern, theils von nahen Verwandten (meist Brüdern und Schwestern mit ihren Familien), theils Untergebenen, Freigelassenen und Solchen, die den Obervestalinnen zu Dank verpflichtet waren. Von Zeit zu Zeit muß hier immer durch Wegräumung älterer Statuen für neu aufzustellende Platz geschafft worden sein, zumal da die denselben Personen gesetzten sehr zahlreich sein konnten; wir kennen sieben einer Flavia Publicia aus der Mitte des 3. Jahrhunderts.

Derartige von Privatpersonen errichtete Denkmäler werden selbstverständlich weit seltener erwähnt als öffentliche, aber ob sie weniger zahlreich waren ist die Frage. Zu ihnen gehören u. a. die von den Collegien (Zünften, religiösen und anderen Genossenschaften) ihren Patronen, Patroninnen und sonstigen Gönnern, von Soldaten ihren Befehlshabern u. s. w. gesetzten Statuen. In Palmyra war es im 2. und 3. Jahrhundert offenbar gewöhnlich, daß die an einer Karavanenreise theilnehmenden Kaufleute dem Karavanenführer (*συνοδιάρχης*), der sich ihre Zufriedenheit erworben, eine Statue errichten ließen. Besonders häufig aber waren die beliebten und berühmten Bühnenkünstlern, Musikern, Athleten und Wagenlenkern von ihren Anhängern und Verehrern errichteten Denkmäler: die der Wagenlenker waren wol größtentheils von den Factionen gestiftet. Die Menge solcher Statuen in dem eigenthümlichen Kostüm des Circus fiel in Rom um die Mitte des 2. Jahr-

hunderts den Fremden auf, und nicht bloß diese sondern auch die von Pantomimen sah man mit Götterbildern zusammen (d. h. in Tempeln) aufgestellt. Daß übrigens solche Künstler auch von den Gemeinden mit Standbildern geehrt wurden, und nicht bloß in Griechenland, ist bereits erwähnt worden. Und so werden die Denkmäler der berühmten sehr zahlreich gewesen sein. Nero zwang den schon alten Tragöden Pammenes zum Wettkampf, um nach erlangtem Siege seine Statuen beschimpfen zu können. Berühmte Athleten kannte man aus ihren an vielen Orten aufgestellten Bronzestatuen. Solche wurde besonders von den Genossenschaften der Athleten errichtet; in manchen Spielen Griechenlands waren sie ein Theil des dem Sieger zuerkannten Preises; in den Leonideen zu Sparta erhielten die Sieger hundert Drachmen zu einer Büste.

In den mannichfachsten Verhältnissen des Privatlebens war die Errichtung einer Statue oder Büste ein gewöhnlicher Ausdruck der Freundschaft und Hochachtung, der Ehrerbietung und Dankbarkeit. Schüler erwiesen diese Ehre ihren Lehrern, geheilte Patienten ihren Aerzten, freigesprochene Angeklagte ihren Vertheidigern, Clienten und Freigelassene ihren Patronen (wie der ältere Plinius berichtet, in deren Atrien), Gastfreunde vornehmen Gästen. Der Obervestalin Campia Severina (im 3. Jahrhundert) errichtete Jemand eine Statue, der ihr den Ritterstand und eine militärische Beförderung verdankte; ein Andrer, weil er auf ihre Empfehlung zum Leiter der Verwaltung der kaiserlichen Bibliotheken ernannt worden war. Für einen D. Junius Melinus, der in der Stadt Cartima in Bätica zuerst römischer Ritter geworden war, hatten seine Freunde dort noch während seines Lebens eine Statue bestellt; als er (wie es scheint vor der Errichtung) starb, setzte die Mutter sie dem Todten auf eigene Kosten. Von den oben erwähnten dreizehn Statuen des consularischen Amtsdieners L. Licinius Secundus zu Barcelona ist eine von den Sevirn der Augustalen zu Barcelona, zu denen er gehörte, eine von einem Collegium, zwei von einzelnen Sevirn, vier von Freunden, eine von einem Freigelassenen errichtet worden. Doch auch höher Gestellte bezeugten Geringeren auf diese Art ihre Achtung. Der Consular Aemilianus Strabo hatte in einem Schreiben an den Gemeinderath zu Carthago erklärt, dort dem Apulejus eine Statue errichten zu wollen, und Apulejus äußert sich für diese Ehre überschwänglich dankbar.

Endlich war es offenbar zu allen Zeiten häufig, daß Privatpersonen sich selbst bei Lebzeiten durch Statuen verewigten, was ja, wie bemerkt, zu Rom vor dem Jahr 45 an öffentlichen Orten hatte geschehen können. Wie seitdem dort der Senat, so mußte in den übrigen Städten der Gemeinderath zur öffentlichen Aufstellung von Privatdenkmälern die Erlaubniß geben, beziehentlich den Platz anweisen. In einer Stadt in Südspanien wurde einem lebenslänglichen Augustalen außer öffentlicher Bewirthung (cenae publicae) vom Gemeinderath ein Platz angewiesen, um Statuen für sich, seine Frau und Kinder zu errichten, was auch geschah. Auf eigenem Grund und Boden stand selbstverständ-

lich die Errichtung beliebiger Denkmäler Jedermann frei. Regulus hatte in seinem Garten jenseits des Tiber eine sehr weite Strecke mit unermeßlichen Colonnaden bebaut, das Ufer mit seinen Statuen besetzt; wie er denn (nach der Ansicht seines erbitterten Gegners Plinius) bei großem Geize verschwenderisch, bei all seiner Verrufenheit prahlerisch war. Seinem im Jahr 104 im Knabenalter verstorbenen Sohn ließ er eine Menge Statuen und Bildnisse errichten, betrieb die Herstellung in allen Werkstätten, ließ ihn in enkaustischen und anderen Gemälden, in Bronze, Silber, Gold, Elfenbein, Marmor abbilden. Ebenso will Claudius Etruscus bei Statius die Züge seines in hohem Alter gestorbenen Vaters in „leuchtendem Stein" in Elfenbein und Gold, und auf Tafeln mit farbigem Wachs verewigen lassen.

Wie unter den öffentlichen, so werden auch unter den Privatdenkmälern die Bildnisse der Todten, gemalte wie gemeißelte, zahlreicher gewesen sein, als die der Lebenden. Herodes Atticus ehrte nicht bloß seine verstorbene Gemahlin Annia Regilla durch eine Menge von Monumenten, sondern errichtete auch von seinen Pflegesöhnen Achilles und Polydeukes († nach 130) nach deren Tode „auf Feldern, in Gebüschen, an Quellen und unter schattigen Platanen" Marmorstatuen, die sie jagend, sich zur Jagd rüstend, oder davon ausruhend vorstellten; Inschriften (die zum Theil noch erhalten sind) sprachen Verwünschungen gegen jeden aus, der diese Figuren verstümmeln oder von der Stelle rücken würde. Ein Theil der Monumente von Verstorbenen schmückte natürlich ihre Gräber. Auch unter diesen waren öffentliche, deren Errichtung nicht selten mit einem Begräbniß auf öffentliche Kosten verbunden wurde. Sehr häufig wurden in Testamenten über die am Grabe zu errichtenden Statuen Bestimmungen getroffen; so z. B. von einem Duumvirn in Brixia über sieben Statuen nebst Postamenten, die ihm, seinem Sohn und fünf anderen Personen gesetzt werden sollten. In einer nordafricanischen Stadt vermachte Jemand der Gemeinde ein Kapital, von dessen Zinsen eine jährliche Geldvertheilung an seinem Geburtstage, außerdem aber die Errichtung seiner Statue für 3200 S. in jedem siebenten Jahre bestritten werden sollte. In einer Stadt Südspaniens verordnete eine Frau, daß ihr eine Statue für 8000 S. (1740 Mark) errichtet, und verschiedene Geschmeide daran angebracht werden sollten, mit genauer Angabe der Zahlen der (goldenen) Glieder und Perlen, aus denen die einzelnen Schnüre bestehen mußten; ihr Sohn fügte noch silberne mit Edelsteinen besetzte Armbänder und einen Jaspisring für 7000 S. hinzu. In dem Testament eines begüterten Mannes in der Gegend von Langres wird die Errichtung eines zweistöckigen Grabmals angeordnet, dessen Oberstock einen nach vorn offenen, etwa durch Säulen abgeschlossenen Raum (exedra) bilden sollte: hier sollten zwei Statuen des Verstorbenen stehen, eine sitzend, „aus dem besten überseeischen (wol griechischen) Marmor", und eine aus der besten Bronze zweiter Sorte (die zu öffentlichen Publicationen verwandt wurde — aes tabulare), mindestens fünf Fuß hoch. Vor dem Gebäude sollte ein Altar „aus bestem carrarischem Marmor aufs beste gemeißelt" die

Gebeine des Testators enthalten. Der Trimalchio Petrons (dessen testamentarische Bestimmungen mehrfach an die dieser Urkunde erinnern) bestellt für sein Grabmal seine Statue mit einem Hündchen, nebst Kränzen und Salben am Boden; zu seiner Rechten soll die seiner Frau stehn, eine Taube in der Hand, und ebenfalls ein Hündchen an einem Bande haltend. Der Freigelassene Abascantus, Secretär Domitians, errichtete seiner Gemahlin Priscilla ein palastartiges Grabmal, in welchem ihr Bild mehrmals wiederholt in den Gestalten verschiedener Göttinnen stand, als Ceres und Ariadne in Bronze, als Maja und keusche Venus in Marmor. Verstorbene in der Gestalt von Gottheiten darstellen zu lassen war überhaupt nicht selten, doch die Darstellung nach dem Leben die Regel. Ein großer Theil der erhaltenen Porträtstatuen und -büsten stammt von Grabdenkmälern. Die Wanderer, welche zwischen diesen rechts und links von den Landstraßen sich hinziehenden Monumenten den Thoren großer Städte zuschritten, sahen sich gleichsam von langen Reihen von Erz- und Marmorbildern der Männer und Frauen früherer Geschlechter begrüßt, ehe sie in das Gewühl des Lebens der Gegenwart eintraten.

Uebrigens dürfte auch die Errichtung von Denkmälern hervorragender Männer aus älterer Zeit durch ihre Verehrer und Bewunderer immer häufig gewesen sein. So ließ Caracalla nicht bloß „in allen Städten" Bildnisse und Statuen von Alexander dem Großen, theils allein theils zusammen mit dem seinigen aufstellen (das letztere namentlich zu Rom auf dem Capitol und sonst in Tempeln), sondern auch von Sulla und Hannibal.

Die Herstellung persönlicher Denkmäler ist bis in das späteste Alterthum nicht bloß durch die Malerei, sondern auch durch die Plastik in verhältnißmäßig großem Umfange betrieben worden. Die Sucht sich durch prunkende Bildwerke, namentlich vergoldete Bronzestatuen zu verewigen wurde noch zu Ende des 4. Jahrhunderts von Ammian zu den charakteristischen Neigungen des römischen Adels gezählt. Von den hervorragendsten Schriftstellern und Dichtern dieser Zeit wurde die Ehre der Statue dem Rhetor Marius Victorinus, dem Claudianus und Apollinaris Sidonius (sämmtlich auf dem Trajansforum) zu Theil; und Ausonius sagt, wenn er die Zuschrift des Kaisers, die seine Ernennung zum Consul enthielt, überall anschlagen ließe, würde er mit so vielen Statuen geehrt werden, als die Bücher Seiten haben. Noch unter Zeno wurden zu Rom Standbilder errichtet, und es gab deren dort auch von Theoderich (die Rusticiana umstürzen ließ). Unter den gewiß zahlreichen Statuen Justinians zu Constantinopel wird seine kolossale Reiterstatue aus Bronze auf dem Augusteum die hervorragendste gewesen sein: auf der Linken hielt der Kaiser die Weltkugel mit dem Kreuz und die Rechte war wie gebietend nach Osten ausgestreckt.

γ. Religiöse Kunst.

Das dritte große Kunstgebiet außer dem decorativen und monumentalen, auf dem eine unaufhörliche Massenproduction einem in der

ganzen römischen Welt verbreiteten Bedürfnisse zu entsprechen hatte, war das religiöse. Hier konnte freilich für die eigentlichen Cultuszwecke fast allein die Plastik thätig sein, Malerei und Mosaik nur für die Decoration der heiligen Räume in Anspruch genommen werden. Die Natur, die Stärke und allgemeine Verbreitung des Götterglaubens in jener Zeit, von dem der Bilderdienst unzertrennlich war, wird später ausführlich behandelt werden. Mindestens von der großen Zahl der bedeutenderen Gestalten der römisch-griechischen Götterwelt hatte damals noch keine ihre Verehrung eingebüßt, dagegen hatten die Kulte zahlreicher früher auf enge Gebiete beschränkter Fremdgötter, namentlich des Orients sich über das ganze Weltreich verbreitet: die Zahl der göttlichen Personen war also gewachsen. Doch das Ansehn und die Verbreitung der einzelnen Götterdienste nahm in Folge verschiedener Einflüsse nicht selten erheblich ab oder zu. Namentlich der zur Schau getragene Eifer einzelner Kaiser für bestimmte Culte (wie Augusts für den des Apollo, Domitians der Minerva, Commodus' der Isis und des Hercules, Severs des Hercules und Bacchus) konnte nicht ohne Wirkungen bleiben: jede dieser Regierungen machte den von ihr ausgezeichneten Dienst in weiten Kreisen zum herrschenden, und trug im entsprechenden Maße zur Vervielfältigung seiner Idole bei. Die Massen von Götterbildern, die in Folge der zunehmenden Theokratie sich in allen größern, an Tempeln reichen Städten gesammelt haben müssen, sind wir völlig außer Stande uns vorzustellen. Die Angabe einer Legende, daß auf dem Capitol zu Trier hundert Götzenbilder gestanden haben, ist an sich nichts weniger als unglaublich oder erstaunlich.

Der Eifer die Götter zu verehren und ihre Gnade durch fromme Werke aller Art zu gewinnen, bethätigte sich mit Vorliebe durch Schenkungen und Stiftungen zu Cultuszwecken, vor Allem von Götterbildern und zwar nicht bloß für die Tempel; sie galten wie bemerkt auch als der würdigste Schmuck für öffentliche Plätze und Bauten. Die zufällig bei dem ältern Plinius erhaltene Nachricht, daß die Hauptstadt der Arverner (Clermont) einen kolossalen Merkur ausführen ließ, dessen Herstellung zehn Jahre dauerte und wofür der Künstler an Honorar allein 400000 S. (87000 Mark) erhielt, gibt einen sehr hohen Begriff von dem auch in den Provinzen für Götterbilder gemachten Aufwande. Beschäftigte nun deren Herstellung in allen Größen und Materialien, so wie in allen Abstufungen des künstlerischen Werths, tausende von Werkstätten im römischen Reiche, so liegt die Annahme nahe, daß diese Fabrikation zahlreiche Specialitäten hatte. Eine derselben kennen wir durch Zufall: die der Genienarbeiter, deren Läden und Werkstätten sich zu Rom, wie es scheint in größerer Anzahl, hinter dem Castortempel befanden.

Sodann ist zu glauben, daß bei jedem größern Tempel eine Ansiedelung von Künstlern und Kunsthandwerkern bestand, die den zuströmenden Gläubigen die Möglichkeit gewährte, sowol durch fromme Darbringungen und Stiftungen (von Götterbildern, Weihgeschenken, Votivtafeln) der Gottheit ihre Verehrung zu erweisen, als auch An-

nken aller Art von dem Heiligthum in die Heimath mitzunehmen: ese Künstler konnten dann auch zu den fort und fort erforderlichen eparaturen und Decorationsarbeiten herangezogen werden. Von dem uen Gotte in Schlangengestalt mit Menschenantlitz, den Alexander n Abonuteichos seinen Gläubigen vorwies und Glycon nannte, waren gleich in Paphlagonien und den angrenzenden Landschaften Gemälde d plastische Darstellungen in Bronze und Silber zu haben. Allkannt ist der Silberschmied Demetrius, der zu Ephesus Nachbildungen s Tempels der großen Artemis verfertigte, was dort vielen Arbeitern ien großen Verdienst gab; selbstverständlich müssen. Andere Nachdungen des berühmten Bildes der Göttin zu allen Preisen geliefert ben. Derartige Andenken für Wallfahrer mag auch ein Händler mit fenbeinsachen verkauft haben, dessen Inschrift in der Nähe des Tempels r Feronia am Soracte gefunden ist. Dasselbe läßt sich für alle großen d vielbesuchten Tempel voraussetzen, wenn es auch nur für den der hrodite auf Knidos nachweisbar ist, deren (thönerne) Idole sich in eegefahr wunderthätig erweisen sollten: schon aus dem Anfange des Jahrhunderts v. Chr. wird berichtet, daß ein Schiff aus Naukratis s einem furchtbaren Sturm aufs wunderbarste durch ein spannenges Aphroditebild von alterthümlicher Arbeit gerettet wurde, das ein itreisender Kaufmann in Paphos gekauft hatte und bei sich trug. eine Thonfiguren der Göttin von Cypros, theils stehend theils sitzend uch mit einem Kinde in den Armen) finden sich häufig theils an verschiedenen Orten der Insel selbst, theils anderwärts, wie in Athen, yrien, Bagdad, Kyrene, der Krim u. s. w.: sie halten (wenigstens eilweise, vielleicht durchweg) die strengen Formen alterthümlicher Vorder fest.

Dreifach war also die Aufgabe, welche die römische Cultur den lbenden Künsten stellte: dem Glauben Bilder der Gottheit zu schaffen d die ihr geweihten Räume würdig zu schmücken, das Gedächtniß n Personen und Ereignissen der Nachwelt zu überliefern, die Wohngen der Lebenden wie der Todten mit heiterer Pracht zu füllen. bes dieser Bedürfnisse war im Wesen der römischen Cultur, wie sie h seit dem Beginne des römischen Weltreichs gestaltete, tief begründet: e drei verbreitete sie über die Welt, die sie sich je länger desto völliger terwarf; und darum folgte ihr die Kunst, die jene Forderungen lein zu erfüllen vermochte, überall bis an die Grenzen ihres ganzen geheuren Gebiets.

Die bisher mitgetheilten Thatsachen beweisen dieses schon hinnglich. Aber freilich, wollte man deren (was sehr leicht wäre) noch eit mehr häufen: niemals würde es doch gelingen ein deutliches Bild eser Massenproduction der Künste, die (auf einem Gebiet von über nderttausend Quadratmeilen) Jahrhunderte lang unabläßig fortdauerte, entwerfen. Wir Modernen kennen das Kunstbedürfniß und die ihm tsprechende künstlerische Thätigkeit nur als verhältnißmäßig seltene, olierte und engumgrenzte Erscheinungen. Jenes eine ganze Welt erfüllende

Kunstbedürfniß, das mit der römischen Cultur untergegangen ist, bleibt uns bis auf einen gewissen Grad unfaßlich; die Thatsache, daß es wirklich nach allen Richtungen hin völlige Befriedigung fand, behält für uns etwas Fabelhaftes, wie viele Zeugnisse sie auch unzweifelhaft machen. Bei dem Versuch, die Ueberfülle der in Tausenden von Städten Jahr aus Jahr ein neu entstehenden und trotz aller Zerstörung sich immer mehr häufenden Werke sämmtlicher bildenden Künste sich vorzustellen, erlahmt die Phantasie.

Einen Blick freilich in diese versunkene Kunstpracht der römischen Welt hat uns die Entdeckung der verschütteten Städte gewährt: und wenn sie uns auch nur ein winziges Theilchen des ungeheuren Ganzen und noch dazu in sehr entstellter Gestalt zeigt, immer bleibt diese Anschauung unschätzbar. Denn hier erhält man den Eindruck, daß ein so verschwenderisch ausgestreuter Reichthum in der That unerschöpflich sein mußte. Daß sich Herculaneum und Pompeji durch künstlerischen Schmuck vor andern Städten Italiens irgend wie ausgezeichnet hätten, läßt sich durchaus nicht annehmen, im Gegentheil führt Alles darauf, daß sie uns höchstens das durchschnittliche Maß desselben kennen lehren. Ostia war schon im 15. Jahrhundert eine unerschöpfliche Fundgrube von Antiken; die Menge der Statuen, Sarkophage, Mosaiken und Trümmer setzte dort damals einen Florentiner in Verwunderung. Ausgrabungen in Aricia, die nur neun Jahre dauerten (1787—1796), haben den größten Theil der stattlichen Sculpturensammlung des Cardinal Despuig zu Palma auf Majorca geliefert. Auch Werke wie der Jupiter von Otricoli, die Minerva von Velletri u. s. w. lassen eine hohe Meinung von dem Schmuck der Mittelstädte gerechtfertigt erscheinen. Wie sie aber durch die Pracht und den Reichthum der großen Städte (als Capua, Bononia, Ravenna) und der besonders glänzend ausgestatteten Orte (z. B. Antium) weit überboten wurden, ebenso müssen diese wieder hinter Rom zurückgestanden haben.

Von den Kunstwerken Roms haben wir einige Zahlenangaben. Sie sind theils in statistischen Notizen am Schluß einer Stadtbeschreibung aus dem 4. Jahrhundert (Curiosum) erhalten, denen aber eine nachlässig bearbeitete Urkunde aus dem 1. zu Grunde liegt; theils stammen sie wol aus einer vollständigern Redaction dieser Notizen, die der Rhetor und Bischof von Meletine Zacharias bei Abfassung seiner Kirchengeschichte im Jahre 546 benutzte. Wie viel von diesen Angaben aus dem 1. Jahrhundert (etwa der Zeit der Stadtvermessung Vespasians) herrührt, wie viel aus spätern Verzeichnissen (z. B. denen des zuerst unter Constantin begegnenden curator statuarum) hinzugethan ist, läßt sich nicht ermitteln; auf jeden Fall sind sie sehr unvollständig. Verzeichnet sind darin: 2 Kolosse (der Bronzekoloß Augusts in der Gestalt Apollos, im Tempel des letztern auf dem Palatin, und der von Vespasian in einen Sonnengott verwandelte Neros), 22 kolossale Reiterstatuen, 80 vergoldete und 74 oder 77 elfenbeinerne Götterbilder (nur außerhalb der Tempel aufgestellte sind hier gezählt) und 3785 Bronzestatuen „von Kaisern und andern Feldherrn". Nicht gezählt sind also die

übrigen Porträtstatuen aus Bronze, die gewiß auch sehr zahlreichen profanen Marmorstatuen, die marmornen und unvergoldeten bronzenen Götterbilder, die natürlich um sehr vieles zahlreicher waren als jene kostbaren. Rechnet man dazu die in den Tempeln, öffentlichen Gebäuden (Thermen, Portiken, Theatern u. s. w.), Palästen und Privathäusern befindlichen, so begreift man, daß nach allen Zerstörungen (namentlich durch die so häufigen, zum Theil ungeheuern Feuersbrünste) und Verwüstungen der frühern und spätern Jahrhunderte noch Cassiodor sagen konnte: in Roms Mauern scheine noch ein zweites Volk von Statuen zu wohnen. „Eine große Menge dieser Zierden erhielt sich bis ins 7. Jahrhundert, wo Constans II (seit 641) bei seiner Anwesenheit in Rom eine Plünderung vornahm, nach welcher nicht viel Bedeutendes übrig geblieben sein kann." Und dennoch haben die auf dem Boden der Stadt ausgegrabenen Ueberbleibsel der Marmorwerke allein hingereicht, so viele Paläste und Museen zu füllen.

c. Der Kunstbetrieb.

Die bisherige Betrachtung hat die Verbreitung eines für die heutige Welt fast unglaublichen Kunstbedürfnisses über das ganze Gebiet der römischen Cultur, die Unentbehrlichkeit der sämmtlichen bildenden Künste für Staat, Religion und Privatleben gezeigt. Selbstverständlich stand die Ausbreitung sowie die Höhe und der Umfang ihrer Leistungen im Ganzen überall im Verhältniß zu der Herrschaft der Cultur, in deren Dienste sie thätig waren. Wo diese fest, dauernd und tiefgreifend war, entfaltete sich ihr Leben reich, großartig und glänzend. So z. B. allem Anschein nach auch an der äußersten Ostgrenze des Reichs in den Städten der ostjordanischen Landschaft Batanäa und in Palmyra; in Samosata fand Moltke „einen Marmorfries von so schöner Arbeit, wie ich nie gesehn, Laubwerk, Vögel, Stiere, alles so wohl erhalten, als ob es eben fertig geworden wäre." Wo die römische Cultur nur für kurze Zeit und an der Oberfläche haftete, kam die Kunstübung nicht über kümmerliche Anfänge hinaus; ganz aber hat es daran selbst in den am unvollkommensten romanisierten Grenzlandschaften nicht gefehlt. Dies bezeugen theils inschriftliche Angaben über Errichtung von Statuen, z. B. in Mösien und Dacien, theils Ueberreste von Bildwerken, die nur an Ort und Stelle gearbeitet sein können. An den am weitesten südlich von Tripolis vorgeschobenen Posten der dritten Legion, am Rande der Hammada, konnten Grabdenkmäler von Officieren mit Sculpturen ausgestattet werden. Von den Mithräen der Rheinlandschaften, die zu den allerbedeutendsten dieser Gattung von Denkmälern gehören, ist keines aus Marmor, die besten aus feinem Jurakalk. Sämmtliche dortige Arbeiten aus diesem Material sowie aus Sandstein, rühren von provinziellen Bildhauern und Steinmetzen her, deren große Mehrzahl allerdings nur eine handwerksmäßige Geschicklichkeit besaß, die jedoch zum Theil römische Muster nachahmten. Aus Jurakalk ist auch das in

Cöln gefundene Fragment einer Gruppe des mit Anchises aus Troja fliehenden Aeneas, eine tüchtige Arbeit, spätestens aus Trajanischer Zeit. Recht gute Arbeiten einheimischer Künstler sind auch die beiden Minervenstatuen von Oehringen in Würtemberg (vicus Aurelii im Zehntlande), aus einem feinkörnigen gelben Sandstein, wie er in der Umgegend bricht, und auch zu den römischen Denkmälern in Heidelberg, Ladenburg, Osterburken u. s. w. besonders gern benutzt wurde. Das treffliche Orpheusmosaik zu Rottweil ist aus Steinen der Gegend gearbeitet, und der auf dem berühmten Neptunsmosaik von Bilbel an der Nidda genannte Künstler verräth sich durch seinen Namen Pervincus (der auch in Mainz und südlich davon mehrmals vorkommt) als ein Nichtrömer. Auch in England sind Inschriften eines Erzgießers und eines Bildhauers gefunden worden. In der Malerei dürfte übrigens wie in der Mosaik der Abstand der provinziellen Leistungen von den italischen geringer gewesen sein als in der Sculptur. Die bessern Wandmalereien der römischen Villen im belgischen Gallien stehn den pompejanischen nicht nach.

Abgesehn nun von der sehr verschiedenen Höhe der Entwicklung in den mehr oder weniger cultivierten Ländern zeigen die Kunstreste in allen Theilen des römischen Reichs im Großen und Ganzen eine durchgehende Uebereinstimmung, nicht bloß in der Composition und Behandlung, sondern auch in den Motiven und Gegenständen. Nur auf einem Gebiet, dem keltischen, darf vielleicht von einer eigenartigen Kunstentwicklung gesprochen werden. Gegenüber dem „malerischen Gestaltengewimmel" der Reliefs am Grabmal der Julier zu St. Remy machen die übrigen Reliefs der Kaiserzeit fast den Eindruck „einer Rückkehr zu der schlichtern Art der frühern Zeit". Besonders aber tritt in den zahlreichen und bedeutenden, aus dem 2. und 3. Jahrhundert stammenden Grabmonumenten der Maas- und Moselgegend, die zu den interessantesten Leistungen provinzieller Künstler gehören, eine selbständige und entschieden realistische Richtung hervor und zugleich eine „Frische und Gewandtheit der Formgebung, wie sie italische Monumente nach Hadrian nicht aufzuweisen haben". Die in Italien für Sarkophage so beliebten mythologischen Darstellungen fehlen hier ganz; die Reliefs, die diese Denkmäler schmücken, sind Darstellungen von Scenen aus dem täglichen Leben der Verstorbenen, die sich durch größte Lebenswahrheit auszeichnen, und in denen eine ungemeine Sorgfalt auf genaue Wiedergabe aller Einzelheiten verwandt ist. Von italischen Arbeiten weichen sie so sehr ab, daß Kenner dieser letztern anfänglich an ihrer Entstehung im römischen Alterthum zu zweifeln pflegen. Auch im Aufbau und der Ornamentik haben sie manches Eigenthümliche. Die Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Kunstrichtung im belgischen Gallien ist um so merkwürdiger, da in den Rheinlanden die Art der Kunst durchaus durch italischen Einfluß bestimmt ist. Man glaubt hier einen von Massilia ausgegangenen hellenisierenden Kultur- und Kunststrom längs Rhone und Saone bis zur Mosel verfolgen zu können.

Noch zwei Provinzen nehmen in Bezug auf die Kunst in ganz andrer Weise eine Sonderstellung ein: Aegypten, das einzige Land, in

dem eine uralte einheimische, von der universal gewordenen griechisch-römischen grundverschiedene Kunstübung fortbestand, und Palästina, wo die Religion die Bevölkerung mit Abscheu gegen die bildenden Künste erfüllte.

Die beispiellose Stabilität, die Aegypten vor allen Ländern des Alterthums auszeichnet, zeigt sich namentlich auch darin, daß dort Baukunst, Malerei und Sculptur unter den römischen Kaisern im Wesentlichen in derselben Weise geübt wurden, wie in der ganzen seit dem Verlust der nationalen Selbständigkeit vergangenen Zeit. Wie manche Wandlungen die Kunst auch in so vielen Jahrhunderten erfahren hatte, namentlich durch fremde Einflüsse und eine schon unter den Ptolemäern eingetretene Verrohung, der flüchtigen Betrachtung waren sie im Alterthum ebensowenig wahrnehmbar wie in der Gegenwart. Von Sculpturen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., deren Entstehungszeit sich aus datierten Inschriften ergibt, haben sogar Kenner des ägyptischen Alterthums geglaubt, daß sie 3000 Jahre v. Chr. gearbeitet sein könnten. Nicht bloß die Tempelbauten der ägyptischen Götter wurden in der römischen Kaiserzeit nach den uralten Traditionen ausgeführt, auch die Technik aller übrigen Künste hatte sich im Wesentlichen unverändert erhalten. Die Wände der Tempel füllten sich noch immer mit denselben Sculpturen, denselben Hieroglyphen, die Vergoldung der sculptierten und architektonischen Ornamente erfolgte in derselben Weise, die Farben der Gemälde waren noch immer so lebhaft und dauerhaft wie zur Zeit der Erbauung der Paläste von Theben und der nubischen Grotten. Daß aber neben der einheimischen Kunst in Aegypten auch eine griechisch-römische bestanden hat, ist zweifellos. Schon eine völlige Abschließung Aegyptens gegen die angrenzende Provinz Cyrenaica wäre kaum denkbar: und hier bezeugen bedeutende Ueberreste, daß Architektur, Sculptur und Malerei auch in römischer Zeit eine hohe Blüthe gehabt haben. Nach dem Bericht eines englischen Reisenden „muß jeder Theil der Stadt Cyrene und ihrer Vorstädte an Statuen überreich gewesen sein" und würden Ausgrabungen gewiß viele vortreffliche Sculpturen zu Tage fördern. Doch die Verwendung der Kunst dieses Nachbarlandes in dem römischen Aegypten hätte allein dem Bedürfniß nicht entsprechen können. In einer Provinz, in der ein römischer Statthalter mit seinem Hofe residierte, die eine stehende Besatzung von zwei Legionen hatte, in der Römer und Griechen zahlreich wohnten und noch mehr reisten, mußten auch griechische Künstler und Kunsthandwerker zu Kunstunternehmungen aller Art stets zur Verfügung sein. Wenn solche, wie die in Fajum gefundenen Porträts zeigen, auch für Aegypter arbeiteten, darf man um so eher annehmen, daß bildliche Darstellungen der in Aegypten lebenden Griechen und Römer von ihnen und nicht von ägyptischen Künstlern ausgeführt wurden. Schon von Antonius und Kleopatra waren dort zahlreiche Statuen errichtet worden, von denen die erstern nach der Schlacht von Actium umgestürzt wurden, die letztern stehn blieben; Statuen Augusts wurden 8 oder 9 Jahre später aus den Grenzdistricten Philä, Elephantine, Syene von den dort (730/31) eingefallenen Aethiopen als Siegeszeichen fort-

geschleppt; später ist in Aegypten (wie erwähnt) zur Errichtung von Kaiserstatuen eine allgemeine Steuer eingeführt worden; und der erste dortige römische Präfect, Cornelius Gallus, ließ die seinigen im ganzen Lande aufstellen. Eine Steintafel in Philä mit einer von ihm herrührenden Urkunde (über die Unterdrückung eines Aufstandes in der Thebaide, April 125) enthält ein Bild des Kaisers (in Gestalt eines gegen einen in die Kniee gesunkenen Gegner ansprengenden Reiters) in vertieftem Relief, „das der ägyptischen Kunst fremd ist." Andere von den Schriftstellern der Kaiserzeit erwähnte Bildwerke wird man eher ägyptischen, in nationaler Weise arbeitenden Künstlern zuschreiben. Vitrasius Pollio, Procurator in Aegypten unter Claudius, machte einen Versuch den Porphyr der großen, damals eröffneten Brüche am rothen Meer (mons Claudianus) zu Statuen zu verwenden, und sandte Proben davon nach Rom; einige Ueberbleibsel dieser ohne Zweifel an Ort und Stelle ausgeführten Sculpturen scheinen noch vorhanden zu sein; doch die Neuerung fand keinen Beifall, erst im 3. Jahrhundert ist der Geschmack an Bildwerken aus Porphyr aufgekommen. Auch aus dem Stein von Memphis wurden Statuen (vielleicht vorzugsweise ägyptischer Gottheiten) gearbeitet. Noch in der Zeit Diocletians sah man im Palast des Pescennius Niger zu Rom dessen Porträtstatue aus schwarzem thebäischem Marmor, die er von dem „Könige der Thebäer" oder „von der Gesammtheit der Thebäer" zum Geschenk erhalten hatte.

Der auf religiösen Satzungen beruhende Widerwille der Juden gegen die bildenden Künste ist bekannt; sie lassen, sagt Tacitus, keine Bildnisse in ihren Städten, geschweige denn in den Tempeln; weder wird in dieser Weise den Königen geschmeichelt, noch den Kaisern Ehre erwiesen. Selbst das Betreten von Orten, an denen sich heidnische Bilder befanden, erschien den Strengsten unzulässig. Rabbi Gamaliel der Zweite (unter Hadrian) rechtfertigte seinen Besuch des Bades der Aphrodite zu Acco (Ptolemais) damit, daß das Bild der Aphrodite um des Bades willen, nicht das Bad um des Bildes willen da sei. Die Essener gingen so weit, daß sie die Städte nicht betraten, um nicht durch Thore gehn zu müssen, auf denen Statuen waren, weil sie es für unerlaubt hielten unter Bildern zu gehn. Schon diese Nachricht erinnert daran, daß in Palästina (in den Städten mit theilweise oder überwiegend heidnischer Bevölkerung) die Thore und so gewiß auch andre öffentliche Bauten den Schmuck der Sculptur keineswegs entbehrten, daß also an solchen Orten der jüdische Bilderhaß höchstens die Ausübung der Künste durch Juden, aber nicht durch Fremde, noch die Einführung fremder Kunstwerke zu hindern vermochte. Schon Herodes der Große hatte seine Prachtbauten mit Sculpturen geschmückt, ohne sich an das Aergerniß zu stoßen, das er den Orthodoxen gab. An der Einfahrt des von ihm angelegten Hafens von Cäsarea standen drei Kolosse, und in dem dortigen Tempel Augusts Kolossalstatuen des Kaisers und der Roma; in den Gärten seines überprächtigen Palastes zu Jerusalem waren Teiche voll eherner Kunstwerke, durch welche das Wasser ausströmte. Bei dem Ausbruche des Jüdischen Krieges wurde der Palast des Tetrarchen Herodes Antipas in Tiberias

wegen der wider das Gesetz verstoßenden Bildwerke zerstört, mit denen er ausgestattet war. Bei Cäsarea Philippi sind mehrere Nischen in eine Felswand eingehauen, in denen einst Götterbilder gestanden haben mögen.

Selbst zur Darstellung lebender Personen war die Verwendung der bildenden Künste in Palästina keineswegs unerhört. Die von der Fürstin Alexandra an Antonius gesandten Porträts ihrer Kinder sind bereits erwähnt. Ueber den Tod des Königs Agrippa († 44) erhob sich in Cäsarea und Sebaste ein roher Jubel; die Soldaten schleppten die Statuen seiner drei Töchter (von 16, 10 und 6 Jahren) auf die Dächer der Bordelle, und übten an ihnen den scheußlichsten Frevel. Als Caligula den Proconsul von Syrien P. Petronius mit der Aufstellung seiner Kolossalstatue im Tempel zu Jerusalem beauftragte, ließ dieser die erfahrensten Künstler aus Phönizien kommen, und übertrug ihnen die Ausführung, die in Sidon erfolgte, das Material lieferte er ihnen. Nachdem Agrippa schon den Kaiser bewogen hatte von seinem Vorhaben abzustehn, kam dieser nochmals darauf zurück, und ließ nun einen Koloß aus vergoldeter Bronze in Rom selbst arbeiten, um den Aufruhr zu vermeiden, den der Transport der in Sidon ausgeführten Statue durch das Land erregt haben würde.

Ueberhaupt dürfte ein nicht geringer Theil der für die Provinzen bestimmten Kunstwerke in Rom bestellt und gearbeitet worden sein, vielleicht selbst für Provinzialen, gewiß in der Regel für die Kaiser bei ihren auswärtigen Bauten und Kunstunternehmungen. Arrian fand bei Trapezunt an der Stelle, wo Xenophon und Kaiser Hadrian das Schwarze Meer erblickt hatten, eine Statue des Letztern, die zum Andenken an seinen dortigen Besuch errichtet war, sie wies auf das Meer. Da sie aber weder ähnlich noch gut gearbeitet war, bat Arrian den Kaiser, eine seiner würdige Statue in derselben Stellung zu senden. Auch für einen dortigen schönen Mercurtempel aus Quadersteinen, in dem aber die Statue des Gottes schlecht war, erbat Arrian eine neue von fünf Fuß Höhe, und eine des Philesios (eines dort verehrten von Hermes abstammenden Heros) von vier Fuß. Ebenso wird die Statue der Victoria, die sich im Jahr 61 im Tempel des Claudius zu Camoludunum angeblich umgedreht hatte (so wie die selbstverständlich dort befindliche Statue des Kaisers) aus Rom nach Britannien gesandt worden sein. Nicht weniger außerhalb Roms gefundene Sarkophage tragen den deutlichen Stempel stadtrömischer Arbeit, nicht bloß in Italien, sondern z. B. auch ein in Kreta gefundener des Cambridger Museums. Die Ausführung von Bildwerken in größtem Umfange war in Rom um so leichter, als dorthin die Erträge der (wie die meisten Bergwerke zur Domäne gehörigen) Gold- und Silberbergwerke, Kupfergruben und Marmorbrüche zur See und auf dem Tiber gelangen konnten: an dessen Hafen unter dem Aventin das kolossale Marmorlager des kaiserlichen Rom unlängst aufgedeckt ist. Vermuthlich war in Rom ein zahlreiches, zum Ineinandergreifen wohl organisiertes kleines Heer von Künstlern und Kunsthandwerkern, wie Hadrian es auf seinen Reisen mit sich führte, im kaiser-

lichen Dienste fortwährend beschäftigt: und es mußten schon ungewöhnlich große oder sehr eilig betriebene Kunstunternehmungen sein, bei denen man genöthigt war, Künstler von außen herbeizuziehn, wie Alexander Severus bei der Errichtung einer Menge von Kolossalstatuen, besonders der vergötterten Kaiser. Zahlreiche Bildhauerwerkstätten, in denen Statuen, vollendete und skizzierte Köpfe, verschiedene Marmorsorten, Bildhauergeräthe aller Art (bei der Legung der Fundamente der Chiesa nuova und anderer Gebäude auf Monte Giordano) gefunden worden sind, waren in der neunten Region (zwischen der Porticus der Europa, dem Circus Agonalis und der Via Recta), aber gewiß auch an andern Orten.

Daß sich aber auch in den sämmtlichen Marmor- und sonstigen Steinbrüchen, die Statuenmaterial lieferten, fortwährend zahlreiche Bildhauer und Steinmetzen befanden, die Sculpturwerke theils anlegten und aus dem gröbsten arbeiteten, theils ganz ausführten, davon sind noch an verschiedenen Orten Spuren vorhanden. Ein abbozzierter, dann verworfener 10,6 Meter langer Koloß des Apollo in Naxos liegt noch unvollendet wie er ist in den Marmorbrüchen, aus denen er gemeißelt wurde. Aus dem bei Megara gebrochenen Muschelmarmor arbeitete man dort die sehr geschätzten und verbreiteten „megarischen Sculpturen". In dem alten Luna wird die Production von Marmorarbeiten aller Art eine noch sehr viel umfassendere gewesen sein als in dem heutigen Carrara, wo es (1871) nicht weniger als 115 Bildhauerwerkstätten jeder Art gab, und von 10000 Einwohnern (außer vielen Fremden) 3000 durch die Bildhauerei und Marmorindustrie Beschäftigung fanden.

Ein sehr interessantes Zeugniß für die Ausführung der Sculpturen in den Brüchen selbst liefert auch der Bericht von dem Märtyrertode des Claudius und seiner Gefährten unter Diocletian. Dem Verfasser dieses allem Anscheine nach auf mündlichen Ueberlieferungen oder schriftlichen Aufzeichnungen von Zeitgenossen oder doch den Ereignissen nahe stehenden Personen beruhenden Berichts ist die ganze (in Diocletians Zeit noch in weitesten Umfange geübte) römische Kunstthätigkeit bekannt, die Gegenstände und technischen Ausdrücke geläufig. Er kannte (wie bemerkt) jedenfalls das Local seiner Erzählung, die Steinbrüche Pannoniens (wahrscheinlich in der Nähe von Mitrovitz an den Ausläufern der Fruschka-Gora) und die dortigen Arbeiten aus eigener Anschauung, hatte vielleicht selbst an den letztern theilgenommen. Seine genauen Angaben, namentlich von Zahlen, machen durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit. Nach ihm wurden dort drei Gesteinarten gewonnen, zwei Statuenmarmore, die dem thasischen (weißen) und prokonnesischen (schwarz und weiß gefleckten) glichen und auch so benannt wurden, und ein Grünsteinporphyr; alle drei finden sich dort noch jetzt, nebst zahlreichen Trümmern römischer Bauten. Dort arbeiteten unter der Leitung von fünf Theoretikern (philosophi) 622 Steinhauer (quadratarii), in Districte oder Gruben (officinae, deren Untherabtheilungen loca hießen) vertheilt, die im Stande waren künstliche und umfangreiche Sculpturen zu liefern. Aus thasischem Marmor wurde auf Diocletians Befehl u. a. eine 25′ hohe Figur des Sonnengottes

mit seinem (bildlich verzierten) Viergespann hergestellt; aus Grünsteinporphyr Säulen und Säulencapitäle, künstlich verzierte Becken und Wannen, alles vielleicht für Diocletians Thermen in Rom. Die Arbeit an einer „mit wunderbarer Kunst ausgeführten" Säule mit Blättercapitäl dauerte 3 Monate, eine zweite erforderte nur 26 Tage. Die Zufriedenheit des Kaisers mit den Arbeiten der fünf christlichen Künstler (des Claudius und seiner vier Gefährten) erweckte den Neid der Directoren. Da Diocletian außer mehreren ornamentalen Arbeiten auch eine Statue des Aeskulap bei den Christen bestellt, liefern sie das Uebrige zur Zufriedenheit, verweigern aber die Anfertigung eines Götzenbildes, worauf die Philosophen die Statue durch andere Arbeiter aus prokonnesischem Stein innerhalb 30 Tagen vollenden lassen.

An vielen Orten wurden gewiß Bildwerke im Vorrath zum Verkauf gearbeitet, am meisten wol immer noch in Griechenland und Kleinasien, welche Länder ja auch in der Kaiserzeit die meisten Künstler nach Rom sandten, außerdem aber vermuthlich noch eine nicht unbedeutende Ausfuhr von Sculpturwerken hatten. Die alexandrinischen Indienfahrer, die in Cana im glücklichen Arabien anlegten, hatten für den dortigen König Statuen als Geschenke an Bord. Apollonius von Thana trifft in dem Romane des Philostrat im Piräeus ein nach Jonien bestimmtes Schiff, das von seinem Eigenthümer, einem Kaufmann, mit kostbaren Götterbildern, theils von Gold und Marmor, theils von Gold und Elfenbein befrachtet ist. Ueberhaupt waren es gewiß vorzugsweise Götterbilder und sonstige Cultusgegenstände, die nicht bloß auf Bestellung, sondern auch für den Vertrieb durch den Handel, also gewiß auch im Auftrage von Kaufleuten und Händlern gearbeitet wurden, außerdem ein großer Theil der zur Decoration bestimmten Kunstwerke. In den Läden der „Händler mit Thon- und Bronzefiguren" in den römischen Colonieen der Rhein- und Donaulandschaften konnten die dortigen Ansiedler ohne Zweifel alle Arten der kleinen in diesen Gegenden so häufig gefundenen Götterbilder, namentlich die vorzugsweise beliebten des Mercur und der Fortuna kaufen. Daß die Anfertigung von Götterbildern die Haupterwerbsquelle der bildenden Künstler und Kunsthandwerker war und blieb, ergiebt sich auch daraus, daß solche, die Christen geworden waren, erklärten, die ihnen nun zum Vorwurf gemachte Thätigkeit nicht aufgeben zu können, da sie sonst nicht wüßten, wovon sie leben sollen. Außerdem beriefen sie sich darauf, daß Moses eine eherne Schlange verfertigt habe.

Sodann ist bei den Sarkophagen die fabrikmäßige Anfertigung schon durch ihre Masse, noch mehr dadurch unzweifelhaft, daß manche so gefunden sind, wie sie in den Lagern der Fabrikanten zum Verkauf standen, fertig bis auf die letzten Meißelschläge, die erst nach erfolgter Bestellung gethan werden konnten. Die öfter in der Mitte angebrachten Porträtmedaillons haben nämlich häufig nur die ungefähren Formen eines Gesichts, so daß ihnen die Züge des zu Bestattenden noch zu geben waren; ebenso ist unter der Ueberschrift aller Epitaphe D. M. (dis manibus) die Stelle für den Namen leer gelassen. Endlich wird ein

großer Theil der schablonenmäßig gearbeiteten Ehrenstatuen zu dem Vorrathe der Bildhauerwerkstätten gehört haben, natürlich ebenfalls mit unausgeführten Köpfen, die dann nach der Bestellung die gewünschte Porträtähnlichkeit erhielten, oder mit ausgehöhltem Halse behufs Einlassung der besonders gearbeiteten Köpfe, wie sie noch zahlreich vorhanden sind. Namentlich bei den Statuen im Harnisch sind die Köpfe (auch die Beine) vielfach von anderer Hand hinzugefügt.

Aber nur ein Theil der Kunstwerke konnte anderswo als am Orte der Aufstellung oder Verwendung gearbeitet werden. Bei allen bessern persönlichen Denkmälern mußte die ganze, auch bei den schlechtern doch in der Regel wenigstens die letzte Ausführung an Ort und Stelle erfolgen. Ebenso ist sicherlich der überwiegend größte Theil der künstlerischen Decorationsarbeit, besonders Malereien, Mosaiken und Stuckaturen in den Räumen selbst, die sie schmücken sollten, ausgeführt. Auch die schnelle und massenhafte Verbreitung der Kaiserbildnisse läßt sich nur durch Versendung allein, wenn auch von zahlreichen Punkten, nicht erklären. Ein Theil der Künstler, so wie der Unternehmer größerer künstlerischer Arbeiten, welche die erforderlichen Arbeiter auf allen Kunstgebieten im Dienst hatten oder für Lohn beschäftigten, wird von Ort zu Ort gewandert sein; dergestalt, „daß ganze Colonieen, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heran zu ziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittlern Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernst religiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte" (Goethe). Einer dieser wandernden Künstler, Zenon aus Aphrodisias rühmt von sich in einer Inschrift, daß er im Vertrauen auf seine Kunst viele Städte durchzogen habe: Statuen mit demselben Namen in Syracus und Rom rühren wol ebenfalls von ihm her. Ein Novius Blesamus hatte laut seiner Grabschrift Rom und das ganze Reich mit seinen Statuen geschmückt; ein Mosaikarbeiter zu Perinth laut der seinigen seine Kunst in allen Städten vor allen andern geübt. Große Leistungen verbreiteten den Ruhm der Künstler weit und schnell. Zenodorus, der für Clermont die erwähnte kolossale Mercurstatue ausgeführt hatte, wurde von Nero nach Rom berufen, um dessen Kolossalstatue dort zu verfertigen.

Doch nach Lucians „Traum" war das Leben der Bildhauer (wenigstens im Vergleich zum Wanderleben der Sophisten) in der Regel ein seßhaftes, und gewiß gab es an allen größern Orten auch ansässige Künstler, denen es an fortwährender Beschäftigung nicht fehlte. Dies ergibt sich noch für das 4. Jahrhundert aus dem Schreiben Constantins an den Statthalter der Provinzen Spanien, Gallien und Britannien vom Jahre 337; wonach die in den Städten sich aufhaltenden Künstler und Handwerker von communalen Leistungen frei sein sollten, damit sie ihre freie Zeit auf Erlernung ihrer Kunst verwenden und sowol selbst um so kundiger werden, als ihre Söhne unterrichten könnten: zu den namentlich aufgeführten gehören außer den Architekten und Bau-

handwerkern Maler, Bildhauer (von denen die Verfertiger der Statuen noch besonders unterschieden werden) und Mosaicisten (zwei Gattungen). Bildhauerwerkstätten werden an keinem auch nur mittelmäßigen Orte gefehlt haben; gefunden sind solche (außer in Athen und Rom) auch in Thysdrus und in Pompeji; in der letztern befanden sich Geräthe zur Steinsculptur, Marmorstatuen, Hermen, Büsten, Tische mit verschiedenen Füßen und ein unfertiger marmorner Mörser. Die in anderen Städten Italiens, so wie in den Provinzen zum Vorschein gekommenen Inschriften von Künstlern sind (mit Ausnahme Griechenlands und Kleinasiens) nicht zahlreich.

Obwol nun ohne Zweifel an den verschiedenen Orten der römischen Monarchie Kunst und Kunsthandwerk auch von zahlreichen seßhaften Leuten betrieben wurden, und sich sogar nicht selten (wie in älterer Zeit) in denselben Familien forterbten (wie es auch der Erlaß Constantins voraussetzt) so lassen sich doch locale und provinzielle Stile und Eigenthümlichkeiten nur ausnahmsweise erkennen. Als das hauptsächlich Charakteristische der Kunst des Kaiserreichs erscheint vor Allem ihre bei der Ausbreitung über ein so weites Gebiet doppelt auffallende Gleichförmigkeit in Gegenständen, Auffassung, Behandlung und selbst Technik. Mit Ausnahme Galliens, besonders des belgischen, wo jene eigenartige neue Kunstrichtung entstand, und Aegyptens, wo die uralte nationale fortdauerte, ist bei den Ueberresten der Kunst im ganzen Reich der Eindruck der Gleichartigkeit der weitaus überwiegende, und selten sind Differenzen wahrnehmbar, die nicht aus der Verschiedenheit der nachgeahmten Vorbilder, aus der höhern oder geringeren Blüthe der Epoche und aus der größeren oder geringeren Kunstfertigkeit der Künstler herzuleiten wären. Man kann es keinem Mosaikbilde ansehn, ob es in Tunis oder England, in Andalusien oder Salzburg ausgegraben ist. Bei der Analyse von bemaltem Stuck, von der Wandbekleidung römischer Häuser zu Bignor in Sussex fand Sir Humphry Davy dieselben Farbenbestandtheile, wie in dem bemalten Stuck der Titusbäder und der Häuser von Pompeji und Herculaneum; und ebenso stimmt die Wandmalerei der römischen Villen im belgischen Gallien und der pompejanischen nicht bloß in Decoration und Technik überein, sondern auch die Zubereitung des Wandbewurfs so wie die Art des Farbenauftrags sind im Wesentlichen dieselben wie dort. Ueberall arbeiteten Steinmetzen und Bildhauer nach italischen Vorbildern. Im Echernthal bei Hallstadt ist ein römisches Grabdenkmal in Giebelform gefunden worden, das ein Medaillonporträt zwischen einer liegenden weiblichen Figur und einem Genius darstellt: ähnliche Monumente gibt es in Huesca in Aragonien, in Frankreich, Italien und Dalmatien.

Diese Gleichförmigkeit erklärt sich nur zum Theil durch die Wanderungen der Künstler und den Vertrieb der Kunstwerke im Wege des Handels. Ihr Hauptgrund ist erstens, daß die Entwickelung der griechischen Kunst bereits abgeschlossen war, als sie in den Dienst der römischen Cultur trat. Diese Entwicklung war eine beispiellos reiche gewesen. Ein unermeßlicher Schatz von Ideen und Formen war durch

sie geschaffen, Darstellungs- und Behandlungsweise nach allen Seiten hin aufs vollkommenste durchgebildet worden. Mit dieser Erbschaft konnte auch eine epigonische Zeit, der es an eigner schöpferischer Kraft gebrach, noch Jahrhunderte lang Haus halten, ohne arm zu erscheinen. Dieser Zeit nun gereichte das treue Festhalten an der Tradition — einer der Hauptunterschiede aller antiken Kunst von der modernen — doppelt zum Segen. Weit entfernt nach einer unmöglich gewordenen Originalität zu streben und den kostbaren Erwerb der frühern glücklichen Perioden durch fruchtloses Experimentieren Preis zu geben, hat sie ihn vielmehr lange Zeit mit lobenswerther Einsicht erhalten und verwerthet. Fort und fort bewegte sich die Kunst in gewohnten Kreisen und löste auch die neuen Aufgaben nach altbewährten Gesetzen. So ist das auf den ersten Blick Unbegreifliche möglich geworden, daß sie sich noch Jahrhunderte nach Abschluß ihrer Entwicklung auf einer bewundernswürdigen Höhe behauptete, daß namentlich die Sculptur in der Zeit eines, wenn auch langsamen Sinkens noch Werke schaffen konnte, denen die moderne Plastik wenig an die Seite zu stellen vermag; daß auch trotz der ungeheuren Massenproduction ein Rest des Formenadels sich selbst bis in die spätesten Zeiten erhielt.

War nun das mit dem Mangel an Originalität in Wechselwirkung stehende Festhalten an der Tradition der eine Hauptgrund für die Gleichförmigkeit der damaligen Kunst, so lag der andere in dem nivellierenden Einfluß der römischen Cultur. Auf allen Gebieten war Rom das Vorbild für die übrigen Städte des Reichs, aber auf diesem mit dem größten Recht. Hier war „durch die aus Griechenland, Asien und Aegypten entführten, in Tempeln und öffentlichen Gebäuden, in Palästen und Villen aufgehäuften Kunstwerke aller Zeiten und Schulen, jeder Technik und Art ein unerschöpfliches Material für Kunstbildung vorhanden"; hier waren die bedeutendsten Künstler der Welt versammelt, hier wurden die größten und fortwährend neue Werke geschaffen, hier war eine hohe Schule für Kunst, wie es nie wieder eine ähnliche gegeben hat. Dem Verlangen der Provinzialen, von Allem was in der Hauptstadt in Gunst und Ansehn stand, Nachbildungen zu besitzen, dem Anspruche der in den Provinzen für kürzere oder längere Zeit ansässigen Römer, den gewohnten Kunstluxus nicht ganz zu entbehren, kam die Thätigkeit einer weit verbreiteten, aus den Provinzen nach Rom und von dort in die Provinzen zurückströmenden Masse von Künstlern und Handwerkern entgegen: und so vereinigte sich Alles, um ein und denselben Kunstgeschmack für das ganze Reich zum herrschenden zu machen.

Die decorative und religiöse Kunst konnte ihre Aufgaben größtentheils durch unveränderte Reproduction aus dem vorhandenen Vorrathe lösen, die monumentale fand hier wenigstens für fast alle Gegenstände Vorbilder und Muster; und wo einfache Wiederholung unzulässig war, konnten meist „durch Umbildung und Ausbildung der ursprünglichen Motive neue Wendungen des Gedankens ausgedrückt", durch Variationen, Modificationen, Trennungen und Verbindungen das Vorhandene in ein scheinbar Neues umgestaltet werden. „Namentlich geschah dieses dadurch,

daß man entweder Figuren aus ihrem natürlichen Zusammenhang loslöste und selbständig machte, oder mit andern in Verbindung brachte, oder auch ursprünglich selbständige Figuren mit andern gruppierte, und es ist nicht zu leugnen, daß durch dies Verfahren, das in der römischen Poesie seine leicht erkennbaren Analogien hat, manche durch Form und Gedanken ausgezeichnete Leistung hervorgerufen worden ist. So ist z. B. die sich im Schilde des Mars spiegelnde Venus in eine Siegesgöttin umgewandelt worden, die den Sieg auf dem Schilde verzeichnet: und diese findet sich nicht bloß als Statue, sondern auch auf Sarkophagreliefs, wo überhaupt besonders häufig Figuren, Motive und Gruppen aus ältern Werken entlehnt und in verschiedener Weise zu neuen Compositionen verwandt sind. Sodann ist sie mit Mars zusammengestellt, den die Arme, mit welchen sie den Schild gehalten, dann umfaßten: auch diese in der Kaiserzeit sehr beliebte Zusammenstellung wiederholt sich auf Sarkophagen und in vier noch vorhandenen Statuengruppen." In derselben Weise ist eine bekannte treffliche Gruppe „Orest und Elektra" mit Festhalten der Composition wie des poetischen Motivs in eine neue „Orest und Pylades" umgeschaffen worden. An der sogenannten Thusnelda in der Loggia de' Lanzi in Florenz gehört dem Künstler nur die höchst gelungene Charakteristik der dargestellten nationalen Eigenthümlichkeit, die großartige Anlage entlehnte er trauernden Frauengestalten der ältern Kunst. Auch für die durch neu eingeführte Culte erforderlichen Darstellungen wurden alte Formen zum Theil sehr glücklich verwendet. Erst seit der Kaiserzeit gewann der Mithrasdienst im Westen Verbreitung: auch in den Reliefs der Mithrashöhlen begegnen wir nur bekannten, aus dem Vorrath griechischer Kunst entlehnten Gestalten; namentlich der auf dem Stier knieende Gott ist nichts als eine Umbildung einer Figur der stieropfernden Siegesgöttin, und ebenso sind auch die übrigen Gestalten dieser Composition entlehnt, und nur ihre Zusammenstellung und die Zuthat einiger Symbole neu. Ein anderes Beispiel dieses allgemein angewandten Verfahrens berichtet Josephus: in dem von Herodes erbauten Augustustempel zu Cäsarea war die kolossale Statue des Kaisers eine Nachbildung des Phidiassischen Jupiter zu Olympia, „die hinter ihrem Vorbilde nicht zurückstand", die der Roma eine Nachbildung der Juno des Polyclet zu Argos. Eine mehr oder minder freie Nachbildung des Motivs der Phidiassischen Statue zeigt eine ganze Reihe von Kaiserstatuen mit nacktem Oberkörper und um die Schenkel geschlagenem Mantel. Ueberhaupt sind bei Porträtstatuen die Gestalten, wie gesagt, in der Regel nach ältern Typen gebildet. Die sogenannte Pudicitia im Vatican sowie die „Herculanerinnen" gehören zu dem großen Vorrath weiblicher Gewandstatuen, deren Motive theils auf die attische Kunst des 4. Jahrhunderts, theils auf die hellenistische Zeit zurückgehen, und bei der Gleichartigkeit griechischer und römischer weiblicher Tracht sich in Rom unmittelbar verwerthen ließen; sie kehren namentlich in einer Anzahl von Sepulcralstatuen wieder.

Namentlich aber zu decorativen Zwecken genügte nicht bloß die

unveränderte Wiederholung älterer Werke vollständig, sondern es war offenbar auch der Wunsch der meisten Besteller, die allbekannten und allbeliebten Gestalten in möglichst treuen Copieen zu besitzen. Lucian nennt folgende im Hof eines atheniſchen Privathauſes aufgeſtellte Statuen: den Diskoswerfer des Myron, den Diadumenos des Polyclet, die Tyrannenmörder des Kritias und Neſiotes — ſelbſtverſtändlich ſämmtlich Copieen dieſer berühmten Werke. Natürlich wurden die berühmteſten auch am meiſten vervielfältigt. So ſind die noch jetzt ſo zahlreichen Wiederholungen der Venus, des Faun und Apollo des Praxiteles, und eine Menge andrer (z. B. der — ſelbſt nicht originalen — ſogenannten Mediceiſchen Venus) von zum großen Theil unbekannten Urbildern entſtanden. Wären nicht die Inſchriften der Statuen größtentheils verloren, ſo würden wir von dieſen letztern vermuthlich manche kennen: eine Venus im Palaſt Chigi zu Rom iſt laut der Inſchrift von einem Menophantos nach einem Original in Alexandria Troas copiert. Dieſe Copieen ſind in allen Provinzen verbreitet geweſen. In Soiſſons hat ſich eine Gruppe aus dem Kreiſe der Niobiden (der jüngſte Sohn mit ſeinem Pädagogen), in Trier eine Copie der Venus von Melos und der Matteiſchen Amazone gefunden. Der am Hofe Auguſts aufgewachſene König Juba II. von Mauretanien, der ebenſo wie ſeine Gemahlin Kleopatra Selene, eine Tochter von Antonius und Kleopatra, ein lebhaftes Intereſſe für griechiſche Kunſt und Literatur hatte, ſchmückte ſeine, fortan Cäſarea genannte Hauptſtadt Jol (Scherſchell) mit Copieen von Werken aus der beſten Zeit der griechiſchen Sculptur, von denen mehrere dort gefunden ſind (zwei Copieen einer Frauenſtatue aus der Zeit des Phidias, ein Dornauszieher, ein Flöte blaſender Faun, eine Venus als Meergöttin). König Agrippa ſchmückte nach Joſephus die ganze Stadt Berytus in Phönizien „durch Aufſtellung von Statuen und Copieen alter Werke“; unter alten Werken ſind hier wol gewiß die der griechiſchen Blüthezeit zu verſtehn, obwol die ſchon in Quintilians Zeit verbreitete, ſeit Hadrian ſehr geſteigerte Richtung auf das Alterthümliche, ſelbſt die Incunabeln der Kunſt, zahlreiche Nachbildungen auch der vorphidiaſſiſchen Plaſtik veranlaßte.

Die Bildhauer, „die alte Meiſterwerke unterſchiedlos aus allen Stilepochen copierten“, dienten gewiß nicht ſelten geradezu einem kunſtgeſchichtlichen Intereſſe. In den Bronzen, welche die Villa des Beſitzers der Bibliothek in Herculaneum ſchmückten, ſind es nur Portraits, die der Gegenwart angehören, „und auch hier nur der Realismus der Köpfe, nicht die Haltung, nicht die Gewandung. Alles ſonſt ſind Wiederholungen der Werke früherer ſchöpferiſcher Kunſtalter. Aber an der Stelle der erloſchenen Erfindungskraft hat ſich geſchichtliche Kennerſchaft verbreitet und feinſinniges Geſchick der Imitation; mit unwandelbarer Treue und Beſcheidenheit ordnet man ſich den Alten unter. Der ſtrenge männliche Formenadel des einen Meiſters, der weiche Linienfluß und die ſeelenvolle Anmuth des andern, die Kraft und Fülle der Charakteriſtik eines dritten, die Härte und Zierlichkeit eines Cultusbildes, oder deſſen geheiligte Grundformen durch den Naturalismus der vollendeten Kunſt

im einzelnen flüßig gemacht: das alles ist hier vertreten; und gewiß ist eine solche Production nicht ohne Liebhaber denkbar, die dergleichen zu unterscheiden, zu schätzen, zu genießen wußten."

Dieselbe völlige Abhängigkeit der Kunst von früheren Zeitaltern zeigt sich auch auf allen anderen Gebieten. Quintilian spricht von Malern, die sich darauf beschränkten, fremde Bilder auf's Genaueste zu copieren, Lucian von freien Nachbildungen und Umbildungen älterer Gemälde. Nicht bloß die Mittelbilder der pompejanischen Wände sind im Großen und Ganzen freie Nachbildungen von kunstmäßigen Tafelbildern, besonders Kabinetsbildern der Diadochenzeit: auch in der gesammten dortigen Wanddecoration des sogenannten dritten und vierten Stils hat man wol mit Recht Nachwirkungen der phantastischen Pracht erkannt, die sich bei den Festen der Ptolemäer entfaltete. Die Erhaltung von Mosaikfußböden in den verschiedensten Provinzen zeigt, daß auch hier dieselben Gegenstände überall wiederholt wurden: Nereiden und Meerungeheuer besonders in Bädern, Nachbildung von Speiseresten in Eßzimmern (diese Gattung war so allgemein, daß ihr Name — asarotum — geradezu für Mosaik gebraucht wird), Köpfe von Dichtern und Weisen etwa in Bibliotheken und Studierzimmern u. s. w.

Auch bei der Verzierung von Geräthen und Gebrauchsgegenständen wurden fort und fort dieselben Muster reproduciert, sowol in Nachbildungen von Künstlerhand als in der fabrikmäßigen Massenproduction. Der bereits erwähnte Bildgießer Zenodorus copierte zwei von Kalamis ciselierte Becher so genau, „daß in der Kunst der Arbeit kaum ein Unterschied war". Die Darstellungen auf den in Hildesheim, Boscoreale und anderwärts gefundenen Silbergefäßen sind Reproductionen älterer Muster, besonders alexandrinischer. Auch Gemmen, Glasflüsse und andre Erzeugnisse der Glasfabrikation zeigen bald mehr bald minder gelungene Copieen derselben Vorbilder, die zahlreichsten aber die im ganzen römischen Reich in größter Masse vorhandenen Thonwaaren, die Erzeugnisse eines ungemein reich und mannigfach ausgebildeten Kunsthandwerks (Friesplatten, Stirnziegel, Gefäße mit erhabenen Ornamenten und Figuren, besonders Lampen), das, wie gesagt, die edelsten und anmuthigsten Erfindungen griechischer Kunst bis an die äußersten Grenzen römischer Cultur verbreitet hat. „Alle diese Thonwaare ist in Formen gepreßt, und die mechanische Vervielfältigung erklärt es, daß überall im römischen Reich, in Africa, Spanien, Gallien, an der Themse, am Rhein, an der Donau, in Cilicien dieselben Formen, dieselben Figuren, dieselben Reliefs, dieselben Ornamente, dieselben eingepreßten Namen der Töpfer sich gleichmäßig wiederholt finden. — Indessen ist die römische Waare nur zum allgeringsten Theil direct eingeführt; man fand es bequemer, die Formen und Stempel den Töpfereien zu liefern. Daher zeigen sich in dem, was an Ort und Stelle zu beschaffen war, in der Mischung und Bearbeitung des Thons, in Färbung und Firniß, überall Verschiedenheiten; was durch Form und Stempel hervorgebracht wurde, bleibt sich dagegen überall gleich. Es würde nicht schwer fallen, aus dem an verschiedenen Orten gefundenen Thongeschirr den Vorrath

einer wohlassortierten römischen Thonwaarenfabrik an Formen und Stempeln in ziemlicher Vollständigkeit wieder herzustellen. Darin aber verräth sich ein Mangel an Verständniß bei den Provinzialtöpfern, daß nicht selten die einzelnen Stücke der Formen verkehrt zusammengesetzt sind. Bei einer Anzahl dieser Verzierungen kann man auch noch den Weg verfolgen, auf dem sie dahin gekommen sind. Zum Theil kennen wir die Originale, einzelne Figuren oder Gruppen, als Kunstwerke von selbständiger Bedeutung, welche in Rom beliebt waren, und deshalb auch zur Verzierung angewandt wurden. Dieselben finden wir nun auf größeren architektonischen Gliedern, Metopen oder Friesplatten, dann auf Sarkophagreliefs, und endlich auf Thongefäßen wieder. So wurde von Rom aus, indem man den Kunstgeschmack der Mode über das ganze Reich dictierte, auch den Unbemittelten in der Provinz noch eine gewisse Theilnahme an den Kunstschätzen der Hauptstadt ermöglicht."

Unter den früheren Zeitaltern, von denen die (wie gesagt, nur auf dem Gebiet der Portraitbildnerei originelle) Kunst der Kaiserzeit abhängig war, hat die hellenistische Periode einen weit größeren Einfluß geübt, als die klassische des 5. und 4. Jahrhunderts; und zwar ist dieser Einfluß allem Anscheine nach weit mehr von der alexandrinischen Kunst ausgegangen, als von der attisch-pergamenischen: wie auch die alexandrinische Poesie für die römische in deren bester Zeit maßgebend gewesen ist, und die alexandrinische Musik auf die römische bestimmend eingewirkt hat. Noch mehr aber als der eigentlichen Kunst kam die unermeßlich reiche Tradition der noch in hohem Grade schöpferischen hellenistischen Epoche dem Kunsthandwerk zu Gute: ihre Verwerthung erstreckte sich bis in die bescheidenen Werkstätten der Töpfer, Steinmetzen, Zimmermaler, Gold- und Silberschmiede. Wenn es überhaupt im Alterthum keine feste Grenze zwischen Kunst und Handwerk gab (wie denn auch die alten Sprachen keine scharf unterscheidenden Bezeichnungen für beides haben), so waren beide vollends in einer Zeit durch tausendfache Uebergänge verbunden, wo die Production in so überwiegendem Maße nur Reproduction war, wo von dem Künstler in der Regel nur Ausführung oder Verwendung fremder Erfindung gefordert ward. Da auch der Handwerker Auge und Hand an vorzüglichen Mustern bildete, reichte für ihn technische Fertigkeit hin, um gute Nachahmungen zu liefern, und so eroberte gleichsam das Handwerk einen großen Theil des Gebiets, das in anderen Zeiten der eigentlichen Kunst gehört hat; und es entwickelte sich auf diesem Boden in einem Umfange, wie es eben nur bei einem bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiteten Bedürfnisse möglich war. Die Entdeckung der Zimmerdecorationen einer Mittelstadt wie Herculaneum hat hingereicht, um auf dem Gebiete der damaligen hochentwickelten Pariser Kunstindustrie eine wahre Umwälzung zu bewirken. Der Geschmack für die neue, a la grecque genannte Manier steigerte sich (nach den Berichten Galianis aus den Jahren 1763 und 1767) zum Uebermaß. Alle Goldschmiede, Juweliere, die Maler der Wagen- und Thürstücke, Tapezierer, Ornamentenmacher konnten ohne die Pitture di Ercolano nicht mehr auskommen.

Der Kunstbetrieb war aber in der römischen Kaiserzeit vielfach nicht bloß ein handwerksmäßiger, sondern (auch außerhalb der Gebiete, für welche dies bereits bemerkt ist) ein geradezu fabrikmäßiger. Wie die Ausführung der Bauten, so wurde auch die von künstlerischen Arbeiten, besonders solchen, die größere Kräfte erforderten, sehr häufig, wo nicht in der Regel, Unternehmern überlassen, die zum Theil selbst Künstler waren, zum Theil aber nur Künstler beschäftigten. Nach einer schon erwähnten Angabe Plutarchs wurden auch zur Errichtung von Kolossen Concurrenzen ausgeschrieben, und die Arbeit dem Künstler übertragen, der bei den geringsten Kosten die beste Ausführung in Aussicht stellte. Ein Durchschnittsmaß künstlerischer Leistungsfähigkeit durfte bei jedem Unternehmer vorausgesetzt werden, während ein ungewöhnlich hoher Grad derselben um so seltener war, je weniger er erfordert und geschätzt wurde. So konnte bei der Auswahl und den Anerbietungen der Preis und die Zeitdauer der Ausführung in erster Linie maßgebend sein.

Sowol die hohe und reiche Entwicklung des Kunsthandwerks, als der fabrikmäßige Kunstbetrieb bedingte eine weitgetriebene Arbeitstheilung, von der sich manche Spuren nachweisen lassen. Es gab, wie gesagt, eigene Genienarbeiter, es gab auch eigene Geschäfte für Fabrication von Grabdenkmälern. Es gab Arbeiter, die nur den Statuen die Augen (aus einem farbigen Material) einsetzten. Alle größeren Kunstunternehmungen setzen ein Zusammenwirken einer größeren Anzahl verschiedener Künstler und Handwerker unter einer einheitlichen Leitung voraus. So ist die in der letzten Periode Pompejis (nach dem Erdbeben von 63) ausgeführte Decoration der Wände in den dortigen Häusern, wo „die Verzierungen wie aus einem Geiste entsprungen, und aus demselben Topfe gemalt sind", wol wenn nicht durchweg, so doch zum größten Theil offenbar durch ein und dieselbe Malergesellschaft erfolgt, in der Anstreicher, Arabesken-, Blumen-, Thier-, Landschafts- und Figurenmaler an denselben Wänden nach und nebeneinander arbeiteten; nur so konnte die Ausmalung eines großen Theils der Häuser, wie jede andere künstlerische Massenproduction, mit der erforderten Schnelligkeit geleistet werden. Die Festigkeit allgemein anerkannter Normen und Traditionen, denen gegenüber die künstlerische Individualität in den Hintergrund trat oder doch darauf verzichtete, sich in vollem Maße geltend zu machen, hatte im Alterthum von jeher das Zusammenarbeiten zweier oder mehrerer Künstler an einem Werke ebenso häufig gemacht als es in der modernen Kunst gegenwärtig selten ist, und hierin hat sich allem Anschein nach in der Kaiserzeit nichts geändert. Einige Analogieen für diesen Gebrauch der antiken Plastik bietet die Malerei der frühern Jahrhunderte der neuern Zeit mit ihren ebenfalls festeren Schultraditionen.

Ein großer Theil der zur Ausführung umfassenderer Kunstunternehmungen verwendeten Arbeiter waren Sklaven, und in der That gehört die Sklaverei ganz wesentlich zu den Factoren, auf deren Zusammenwirken die künstlerische Massenproduction beruhte. Die Kunsthandwerke, deren Leistungen vielleicht den größten Theil des Kunstbedürfnisses be-

friedigten, konnten so gut als jedes andre Handwerk bei einiger Geschicklichkeit und Anstelligkeit von Jedermann erlernt werden, und Sklavenbesitzer, die von ihren Leuten einen möglichst hohen Gewinn ziehen wollten, ließen sie natürlich in den Arbeiten unterrichten, nach denen die Nachfrage am größten war; dazu gehörten Kunstarbeiten je länger je mehr. Ebenso gut wie die Gladiatorenbanden, Schauspielertruppen, Chöre von Sängern und Spielleuten, konnten aus großen Sklavenfamilien Gesellschaften von Malern und sonstigen Kunstarbeitern gebildet werden, die theils die Wohnungen ihrer Herren schmückten, theils Aufträge für deren Rechnung ausführten. Verres hatte unter seinen Leuten eine Anzahl von Ciseleuren und Arbeitern von Metallgefäßen. Zu den Annehmlichkeiten einer bescheidenen aber gesicherten Existenz, die sich der Nävolus Juvenals für sein Alter wünscht, gehören auch „ein krumm gebückter Ciseleur und Einer, der schnell viele Gesichter malen kann", d. h. Sklaven, die sein Einkommen durch besonders einträgliche Arbeiten vermehren sollen: die des Malers war dies wol namentlich durch Verwendung zu den so massenhaft angefertigten figurenreichen Darstellungen historischer Ereignisse, vielleicht auch zu Illustrationen von Büchern. Maler sind übrigens diejenigen Künstler, die am häufigsten als dem Sklavenstande angehörig bezeichnet werden; wie sie denn natürlich auch im kaiserlichen Haushalte nicht fehlten. Der Jurist Julianus (unter Hadrian) führte in den Erörterungen über Schadenersatz für einen getödteten Sklaven aus, wenn einem „werthvollen Maler" (pretioso pictori) der Daumen abgehauen, und er dann innerhalb eines Jahres getödtet worden, sei er zu dem Werthe zu schätzen, den er vor der Verstümmelung gehabt habe. Zu den Bedingungen der Freilassung künstlerisch gebildeter Sklaven gehörte in vielen Fällen die Fortdauer von Leistungen in der erlernten Kunst für den Patron: auch unter diesen werden Malerarbeiten ausdrücklich genannt.

Daß die Herstellung von Kunstwerken zum großen Theil durch Sklavenarbeit erfolgte, bedingte ihre Wohlfeilheit, die mit ihrer allgemeinen Verbreitung in Wechselwirkung stand. Aber auch die Leistungen der freien Kunsthandwerker wurden nicht hoch bezahlt. In dem Edict Diocletians sind die Tagelöhne der Arbeiter, welche die künstlerische Decoration der Häuser besorgten, in der Voraussetzung normiert, daß auch sie wie alle übrigen die Kost von dem Bauherrn erhielten. Der Lohn des Stuckateurs ist hier derselbe wie der des Maurers, Zimmermanns und Kalkbrenners, des Wagenbauers, Bäckers und Schmiedes; der des Mosaicisten nur um ein Sechstel, der des Thon- und Stuckmodelleurs um die Hälfte höher, der des Bildermalers dreifach so hoch. Der Bronzeguß von Statuen wurde pfundweise bezahlt. Namentlich bei Statuen hatte die fabrikmäßige Herstellung eine große Ermäßigung der Preise zur Folge. Während in der Zeit Alexanders des Großen 3000 Drachmen (2358 Mark) der Durchschnittspreis einer Statue gewesen zu sein scheint, sagt Dio von Prusa in seiner rhodischen Rede, man könne ein (bronzenes) Standbild für 1000 (786 Mark) oder selbst 500 Drachmen (393 Mark) errichten. Daß diese freilich absichtlich sehr

niedrige Schätzung sich doch (wenn überhaupt) nicht weit von der Wahrheit entfernte, wird durch zahlreiche inschriftliche Preisangaben bestätigt. Von mehreren Götter- und Kaiserstatuen in Gallien, der Schweiz, Spanien und Africa sind auf den noch erhaltenen Postamenten die Preise angegeben, welche (nach Größe, Arbeit und Material) von 3000 bis 20000 S. (652 bis 4350 Mark) und darüber steigen. Vermuthlich waren in Fabriken und Handlungen die verschiedenen Gattungen für Käufer und Besteller zu festen Preisen tarifiert. Wenn also ein Provinzialpriester von Bätica, der zugleich das Amt eines Duumvirn in seiner Vaterstadt Corduba bekleidet hatte, in Anerkennung der sämmtlichen ihm erwiesenen Ehren dort Statuen im Gesammtbetrage von 400000 S. (87000 Mark) errichten ließ, so waren es 20 bis 133; wenn ein freigelassener Augenarzt zu Assisi, der zugleich Sevir der Augustalen war, zur Aufstellung von Statuen im dortigen Tempel des Hercules 30000 S. (6525 Mark) hergab, so konnten dafür (höchstens) 10 geliefert werden, und das Vermächtniß eines Reiterofficiers in Grenoble von 50000 S. (10876 Mark) „zu Statuen" reichte zur Anschaffung von höchstens 16 hin.

Von eigentlichen Künstlerhonoraren wissen wir wenig. Lucullus bestellte bei dem ihm befreundeten Bildhauer Arcesilaus ein Bild der Göttin Felicitas für 60000 S. (damals 10524 Mark), das wegen des Todes Beider unvollendet blieb; derselbe Künstler verkaufte an den römischen Ritter Octavius das Gypsmodell eines Kraters für ein Talent (4715 Mk.). Das hohe Honorar, das die Restauratoren der Venus des Apelles und des Nerokolosses von Vespasian erhielten, gibt Sueton leider nicht an. Zenodorus erhielt von der Stadt der Arverner (Clermont) für die Ausführung des Mercurkolosses, die 10 Jahre dauerte, an Honorar (manipretium) allein 400000 S., erwarb also mit dieser Arbeit jährlich 40000 S. (8700 Mark).

Diese Honorare erscheinen auch dann keineswegs niedrig, wenn man den damaligen Sachwerth des Geldes nicht höher annimmt als den heutigen; sie sind ebenso hoch oder höher als die mancher der hervorragendsten Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts. Die beiden Gruppen der Jagd und des Fischfangs, die Ludwig XV. bei dem älteren Adam für die Gärten von Choisy bestellte und später Friedrich dem Großen schenkte, kosteten (1756) 52000 Livres, deren Werth dem heutigen von 160000 Francs gleichkommen soll; eine Figur der Abundantia desselben Künstlers für das Schloß von Choisy (1758) 10000 Livres. Der überaus bewunderte „Amor, der die Keule des Hercules zerbricht, um Pfeile daraus zu machen", von Bouchardon, wurde mit der enormen Summe von 20000 Livres bezahlt. Pigalle, der 1750 für einen Amor 24000 L. erhalten hatte, übernahm die Ausführung des Grabdenkmals des Marschalls von Sachsen (in der Thomaskirche in Straßburg) für 85000 L. (angeblich so viel als jetzt 300000 Frcs.) und erhielt sie in vier Zahlungen, obwol er die 1753—1756 auszuführende Arbeit unvollendet ließ (die dann erst unter Ludwig XVI. vollendet wurde). Rietschel erhielt für die Gruppe von Goethe und Schiller in Weimar,

an der er 3 Jahre (1854—1856, davon 2½ ununterbrochen) arbeitete, ein Honorar von 16 500 Mk., seine Auslagen betrugen 4800: er erwarb also damals, wo er auf der Höhe seines Ruhmes stand, jährlich im Durchschnitt nicht viel über 3900 Mk., also (selbst bei Annahme des gleichen Sachwerths des Geldes im 1. und 19. Jahrhundert) noch nicht halb so viel als Zenodorus in einer Provinzialstadt. Rauch erhielt für das (zum zweiten Mal ausgeführte) Modell der (über 8 Fuß hohen) Statue Kants in Königsberg (deren Erzguß über 10 000 Mark kostete) 6000 Mk.: also nicht sehr viel mehr als Arcesilaus für das Gypsmodell eines Kraters.

d. Die Künstler.

Der verhältnißmäßig große Raum, den in der Kunst der römischen Kaiserzeit das Handwerk einnahm, und die niedrige Lebensstellung der überwiegenden Mehrzahl Derer, welche beide ausübten, konnte auf die Schätzung der Kunst bei den Gebildeten nicht ohne Einfluß bleiben. Beides mußte namentlich Alle, denen das Verständniß für ihr wahres Wesen fehlte, verleiten, Handwerk und Technik mit Kunst mehr oder weniger als gleichbedeutend anzusehn, und auch in dem wahren Künstler nur den höhern Handwerker zu erblicken. Wenn freilich Philosophen, die sittliche Veredlung allein als erstrebenswerthes Ziel anerkennen, von der künstlerischen Thätigkeit mit Geringschätzung sprechen, so setzen sie darum die bildenden Künste nicht als solche herab. Wenn Plutarch sagt, kein Jüngling von edler Natur werde beim Anblick des Jupiter zu Olympia ein Phidias oder bei dem der Hera zu Argos ein Polyclet zu werden wünschen, so fügt er auch hinzu: „ebenso wenig als ein Anakreon, Philetas und Archilochos, wenn er sich an deren Gedichten ergötzt hat. Denn wenn uns auch ein Werk durch seine Anmuth erfreut, so ist deshalb noch nicht nothwendig sein Vollbringer schätzenswerth." Plutarch's Aeußerung beweist also keineswegs eine Geringschätzung der bildenden Künstler als banausischer Handwerker, die man aus ihr gefolgert hat, sondern im Gegentheil ihre Gleichstellung mit den größten Dichtern. Dagegen Seneca, der in den Schöpfungen der Künste nur Werke des Luxus sah, und ihnen keinen Platz unter den Studien einräumen wollte, die den jugendlichen Geist zur Sittlichkeit vorbereiten, wie Grammatik, Musik, Geometrie, Astronomie, sah auch in dem Künstler nur den Handwerker: „während man, sagt er, die Götterbilder anbetet, verachtet man ihre Verfertiger". Namentlich die ausschließliche und übermäßige Schätzung litterarischer und rhetorischer Bildung war mit Geringschätzung der bildenden Künste und ihrer Vertreter verbunden. Auf diesem Standpunkte steht Plutarch allerdings, wenn er nicht bloß Alkamenes und Nesiotes, sondern auch Iktinos mit allen Banausen und Handwerkern, die von der Redekunst nichts wissen wollen, in eine Reihe stellt; desgleichen der wirklich kunstsinnige Lucian, wenn er in seinem Traum die Bildhauerei als ein ungebildetes, rohes, schmutziges Weib mit schwieligen Fäusten einführt, die Redekunst als eine glänzende Erscheinung, und die

letztere sagen läßt, daß auch Polyclet und Phidias selbst den Bewunderern ihrer Werke als banausische Handwerker erscheinen müßten. Philostrat, der zu den Weisen Dichter, Musiker, Astronomen und die besten Rhetoren zählt, will Maler und Bildhauer wenigstens neben Seefahrern und Landleuten zu den Halbweisen rechnen, „wenn sie den Horen folgen; denn auch diese Künste bleiben nicht weit hinter der Weisheit zurück". Galen zählt als die Wissenschaften und Künste, die sich für die Wahl eines Berufs am meisten empfehlen, folgende auf: Medicin, Rhetorik, Musik, Geometrie, Arithmetik, Rechenkunst, Astronomie, Grammatik, Jurisprudenz; wenn man wolle, könne man noch Malerei und Plastik hinzufügen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die Künstler wie die Künste in der griechischen Welt auch damals in höherer Achtung standen, als in der römischen.

Von den beiden bildenden Künsten im engeren Wortsinne ist die Plastik auch in der Zeit der römischen Weltherrschaft offenbar so gut wie ganz in den Händen von Griechen und Halbgriechen geblieben. Virgil hat es mit echt römischem Bewußtsein ausgesprochen, daß die zur Welteroberung und Weltherrschaft berufene Nation in der Kunst das Erz zu beseelen, und lebende Züge aus dem Marmor zu ziehn, andern den Vorrang nicht streitig machte. Unter allen auch aus römischer Zeit zahlreich bekannten plastischen Künstlern sind äußerst wenige, die (wie Coponius und einige Andere) als Römer von Geburt gelten können. Namentlich in Rom waren es in der letzten Zeit der Republik wie in der Kaiserzeit Griechen (besonders Athener) und Kleinasiaten, welche die bewundertsten Werke schufen, bei den bedeutendsten Kunstunternehmungen beschäftigt und am höchsten bezahlt wurden. Die Statue in dem von Cäsar 46 v. Chr. geweihten Tempel der Venus Erzeugerin war ein Werk des Arcesilaus; das Pantheon Agrippas schmückte der Athener Diogenes mit Karyatiden und Giebelstatuen; auch die meist paarweis arbeitenden Künstler, welche nach Plinius „die Kaiserpaläste mit den anerkanntesten Statuen füllten", waren sämmtlich Griechen.

Ganz anders war es in der Malerei. „Bei ihrer Anhänglichkeit an die uralte Ueberlieferung des Stuckierens der Mauern brachten es die Italer früh zu einiger Kunst in der Wandmalerei." Daß die Malerei in Rom vor der Plastik in Gunst stand, ist auch deshalb begreiflich, weil sie zur treuen und anschaulichen Darstellung des Geschehenen so viel geeigneter war. Ihre Ausübung gereichte in der ältern Zeit auch Männern des hohen Adels nicht zur Unehre. Ein Fabius malte im Jahre 450=304 den Tempel der Salus mit Bildern aus, die noch Dionys von Halikarnaß sehr lobt, und die erst unter Claudius durch den Brand des Tempels untergingen; der Beiname Pictor vererbte sich in der Familie dieses Fabius. Seit Pacuvius, dessen Leben bis zur Gracchenzeit herabreicht, war allerdings die Malerei nach Plinius nicht „in anständigen Händen" gesehen worden. Vermuthlich räumten die römischen Künstler den Rom nun mehr und mehr überfluthenden, höher ausgebildeten griechischen allmählich das Feld:

und je länger und allgemeiner die Malerei von Fremden, Unfreien und Freigelassenen geübt wurde, desto weniger galt ihre Ausübung für Römer als ehrenvoll: schon Valerius Maximus fand es kaum begreiflich, daß ein Fabius einer so niedrigen Beschäftigung ergeben gewesen sei und sich ihrer nicht geschämt habe.

Immer aber blieb die Malerei mehr in Ansehen als die Plastik, und auch in der Kaiserzeit haben die Römer ihre Ausübung keineswegs den Griechen ganz überlassen. Für die erstere Kunst konnte Plinius eine römische Monographie (eines Fabius Vestalis) und Malerbiographieen von Cornelius Nepos benutzen, für die Plastik von Römern nur antiquarische, polyhistorische und encyklopädische Bücher. Daß unter August ein Knabe aus sehr vornehmer Familie (Q. Pedius) zum Maler ausgebildet wurde, war allerdings nur in dessen Stummheit begründet, welche ihm jeden seinem Stande angemessenen Lebensberuf verschloß. Doch von einem römischen Ritter Turpilius sah Plinius schöne Bilder zu Verona. Fabullus, ein ernster, strenger und zugleich glänzender Maler, der nur wenige Stunden am Tage und immer mit großer Würde in der Toga auf dem Gerüst stehend malte, war hauptsächlich im goldnen Hause Neros beschäftigt. Cornelius Pinus und Attius Priscus malten den von Vespasian restaurierten Tempel des Honos und der Virtus aus. Unter August hatte der römische Maler Ludius (oder S. Tadius) durch Einführung einer hellenistischen Decorationsweise für Zimmer einen sehr großen Erfolg: er erscheint mit seiner Virtuosität, welche den Bedürfnissen des Luxus seiner Epoche Genüge leistete, mit seiner scharfen Beobachtung, mit seinem Humor und seinen vortrefflichen Kenntnissen der Darstellungsmittel als eine echt römische Künstlernatur.

Die Malerei scheint auch von Frauen viel geübt worden zu sein, wenigstens sieht man auf antiken Bildern Malerinnen verhältnißmäßig oft. Das Grab einer Malerin wurde im J. 1847 in der Vendée in St. Médard-des-Prés neben den Resten einer Villa entdeckt, in welcher sich Bruchstücke von zierlicher Wandmalerei fanden. Das Grab enthielt außer dem Skelett eine reiche Ausstattung von Malergeräth. Nach Justinus wäre auch Bildhauerei von Frauen getrieben worden. Wie ausschweifend die Verfertiger von Götterbildern seien, sagt er, ergebe sich daraus, daß sie die Sklavinnen verführen, die ihnen bei der Arbeit helfen. Doch in der That dürften es nur weibliche Modelle gewesen sein, die Justinus in Bildhauerwerkstätten gesehn hatte, und deren Verhältnisse zu den Künstlern ihm zum Aergerniß gereichten. — Die Technik der bildenden Künste wie der Malerei hat sich übrigens auch im Occident bis in die letzten Zeiten des Alterthums erhalten.

Die Architektur ist die einzige Kunst, welche die Römer als eine ihrer nationalen Anlage verwandte schöpferisch behandelt haben, die einzige, die nicht bloß den großen Zwecken des Staates, dann der Weltherrschaft wirksam dienen, sondern auch allein den „Weltherrschaftsgedanken" zum Ausdruck bringen konnte. Auf allen andern Kunstgebieten von griechischem Einfluß abhängig, haben sie hier, völlig original, jene

erke geschaffen, die den Jahrtausenden trotzend noch heute eine so ichtige „fast schauerliche Wirkung" üben, und denen die griechische nst nichts an die Seite zu stellen hat. Die stolze Frage eines ontinus, ob man mit den römischen Aquäducten wol die müßigen assen der ägyptischen Pyramiden oder die nutzlose Herrlichkeit der ühmten griechischen Bauwerke vergleichen könne — sie ist der Aus- uck einer, wenn auch einseitigen, doch nicht unberechtigten Anschauung.

Die Unentbehrlichkeit und hohe Bedeutung der Architektur für das entliche wie das Privatleben war der Grund, daß sie für die an- ndigste Kunst angesehn, und (von Cicero) der Heilkunde gleich gestellt rde, wie sie denn auch nicht bloß in Rom, sondern in allen großen tädten die lohnendste gewesen sein dürfte. Daher war nicht nur der drang zu diesem Beruf sehr groß, sondern es waren auch unter den chitekten, wie es scheint, neben Sklaven, Freigelassenen und Fremden, mische Bürger während der Republik so wie während der ganzen Kaiser- t zahlreich. Das Werk des Vitruvius über die Baukunst war nicht s erste römische über diesen Gegenstand. Von den namhaften kaiser- hen Architekten, die wir kennen, ist Apollodorus von Damascus, der ajans Bauten leitete und (im Jahr 101) die Donaubrücke baute, der zige, der mit Gewißheit als Nichtrömer bezeichnet werden kann. Als chitekten Neros nennt Tacitus Severus und Celer (letzterer vielleicht serlicher Freigelassener), „die Geist und Kühnheit genug besaßen, um versuchen, was die Natur zu verweigern schien". Domitians Palast ute Rabirius, der dabei (nach Martial) das gestirnte Firmament (als irdiges Vorbild) erfaßt hatte: auch der Architekt Hadrians (Decrianus) ır wol ein Römer. Der j. Plinius trägt den Bau eines Ceres- npels einem Mustius auf, der die Schwierigkeiten des Terrains durch ne Kunst zu überwinden wußte. Den Erbauer der Brücke von Al- ntara und eines damit verbundenen Kaisertempels auf einem Felsen ı Tajo kennen wir aus einem dort in Stein gehauenen Gedicht, in lchem es heißt: „die Brücke, die stehn wird, so lange die Jahrhunderte s ewigen Weltalls dauern, hat Lacer, berühmt durch seine göttliche nst, gebaut". Der Erbauer des Pont du Gard hieß nach einer dort tdeckten Inschrift Veranius; auf einem Bogen in Antipolis (Antibes) ır ein Sextus Julius (der dritte Name verstümmelt) als Erbauer nannt. Selbst in den östlichen Provinzen wurden Bauten von römischen chitekten ausgeführt. Costunius Rufinus baute in Pergamus den Tempel s Zeus Asklepios, während Galenus dort (seit 147) unter der Leitung s Satyros studierte; noch in der byzantinischen Zeit wurde der ame dieses Architekten genannt, und sein Bau als eines der Wunder r Welt gepriesen.

e. Der Kunstsinn.

Von den vielen Tausenden von Künstlern, die während der ersten hrhunderte im ganzen römischen Reiche thätig waren, sind verhält- ßmäßig nur äußerst wenige namentlich bekannt, und diese fast nur aus

ihren eignen Inschriften auf ihren Arbeiten. In der Litteratur wird trotz der häufigen Erwähnungen von künstlerischen Unternehmungen aller Art der ausführenden Künstler fast nie gedacht. Dies erklärt sich zum Theil aus der untergeordneten Stellung der Künstler in der damaligen Gesellschaft, sodann daraus, daß die künstlerische Produktion weit weniger durch Einzelne, als durch Verbände erfolgte, in welchen der Einzelne als dienendes Glied eines Ganzen keine Beachtung fand. Andrerseits hatten auch, wie oben gezeigt ist, die Künste für die römische Cultur ihre Bedeutung und ihren Werth nicht an sich, sondern nur insofern sie als Mittel zur Erreichung wichtiger und allgemein festgehaltener Zwecke unentbehrlich waren. Endlich erschien die damalige künstlerische Production den Zeitgenossen geringer als uns, weil sie von ihnen mit dem Maß der Schöpfungen der griechischen Blüthezeit gemessen wurde. Der Mangel der spätern Kunst an eigentlicher Originalität, das Zurücktreten der Innerlichkeit gegen das formale Element, selbst in ihren glänzendsten, imposantesten und anmuthigsten Leistungen — dies mußte in einer Zeit, wo die Werke des Jahrhunderts von Phidias bis auf Lysippos noch in solcher Fülle vorhanden waren, von Allen, die diese neben jenen sahen, auch bei sehr unvollkommenem Verständniß, empfunden werden. Daß das Kunstinteresse in jener Zeit ganz vorzugsweise der Vergangenheit zugewendet war, ist vollkommen begreiflich. Seine Natur und Intensität war aber auch damals in der römischen und griechischen Welt keineswegs dieselbe: vielmehr ist dieses gerade eines der Gebiete, auf welchen die Verschiedenartigkeit der beiden Culturen als eine noch unausgeglichene auch für uns wahrnehmbar hervortritt.

Es ist bekannt, wie die siegreichen Feldzüge der Römer in griechischen Ländern seit der Eroberung von Syracus (212), später die während eines Zeitraums von drittehalb Jahrhunderten fortdauernden Plünderungen der Feldherren, Statthalter und Kaiser bis auf Nero herab Rom mit einer unglaublichen Menge der vollendetsten griechischen Kunstwerke aller Art füllten, ja überfüllten. Die Eindrücke dieser Kunstwelt ohne Gleichen, denen sich auch der Gleichgiltige, ja der Widerstrebende nicht gänzlich zu entziehn vermochte, ergänzten dann die seit der Eroberung Korinths immer allgemeiner werdenden Vergnügungs- und Bildungsreisen der Römer in Griechenland. Endlich sahen sich die Römer auch durch die griechische Litteratur, die je länger je mehr als Basis aller höhern Bildung anerkannt wurde, vielfach auf die bildende Kunst hingewiesen. Zwar daß die griechischen Originalwerke über diese, die Plinius zum Theil in seiner Weltbeschreibung benutzt hat, von Römern viel gelesen worden sind, dafür spricht nichts. Dagegen trug die epigrammatische und rhetorische Litteratur der Griechen zur Verbreitung von Kunstkenntnissen und Kunsturtheilen bei. Die griechischen Fachschriftsteller über die Theorie der Beredsamkeit, welche die fort und fort benutzten und zu Rathe gezogenen Quellen und Führer der Römer für diese, ihre ganze Bildung beherrschende Wissenschaft blieben, liebten es, die Entwicklung und die Stilarten der Beredsamkeit mit denen der bildenden Künste zu vergleichen und Ausdrücke aus deren Technik für

ihre Terminologie zu entlehnen. Alles dies haben die römischen Schriftsteller über die Redekunst mit übertragen, und durch ihre Schriften weiter verbreitet. Sodann hat die besonders seit Alexander dem Großen in Griechenland viel cultivierte Epigrammendichtung sich mit Vorliebe mit der bildenden Kunst beschäftigt, und den Eindruck bedeutender Werke durch mehr oder minder geistreiche Pointen, Tändeleien und Witzesspiele wieder zu geben versucht. Eine Menge dieser Dichter hat sich in der spätern Zeit der Republik wie in der frühern Kaiserzeit wenigstens vorübergehend in Rom aufgehalten, wo sie für diese Art der Kleinpoesie einen unerschöpflichen Stoff und immer neue Anregung fanden; und es ist begreiflich, daß die Römer, die für Kunststudien wenig Zeit und noch weniger Sinn hatten, gern die Gelegenheit benutzten, sich ohne Mühe durch solche kurze, scheinbar oder wirklich treffende Urtheile und Charakteristiken, die von Munde zu Munde gingen, über vielbesprochene Werke zu orientieren. Daß dies sehr vielfach geschehen ist, darf man aus den von Plinius mitgetheilten Kunsturtheilen schließen, die großentheils aus keiner andern Quelle stammen, als eben aus griechischen Epigrammen; vielleicht fand Plinius sie übrigens bereits in dem Werke des Bildhauers Pasiteles (über die berühmtesten Kunstwerke der Welt) gesammelt.

Die Anerkennung der bildenden Künste, als eines für die Gesammtcultur wichtigen Elements von römischer Seite zeigt bereits ein Hauptwerk Varros. In seiner, die neun Hauptwissenschaften und Künste behandelnden Encyklopädie hatte er zwar nur der Architektur einen Platz eingeräumt, doch in seiner Sammlung von 700 Porträts berühmter Männer mit Unterschriften, neben Königen, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Schriftstellern, Gelehrten, Baumeistern auch Maler und Bildhauer aufgenommen: und wie Varros Werke überhaupt, so hat namentlich auch dies auf die allgemeine Bildung seiner eignen so wie der spätern Zeit großen Einfluß geübt. Auch Lukrez rechnet Malerei und Plastik neben der Poesie zu den Erwerbungen einer fortgeschrittenen Cultur, die dem Leben Reiz verleihen. Die eingehende Berücksichtigung der Kunst- und Künstlergeschichte in der über ein Jahrhundert später verfaßten Weltbeschreibung des Plinius läßt eine Zunahme des Interesses für jene Gebiete in der gebildeten römischen Welt um so mehr voraussetzen, als Plinius selbst der Kunst ganz fern stand.

In wiefern Varros Forderung, daß die Mädchen Unterricht in der Malerei erhalten sollten, verwirklicht worden ist, wissen wir nicht: doch mögen unter den auf Bildern öfter vorkommenden Malerinnen auch Dilettantinnen sein. Das Beispiel des Aemilius Paulus, der seinen Söhnen auch griechische Maler und Bildner zu Lehrern gab, dürfte in den Kreisen, wo man sich besonders um griechische Bildung bemühte, auch in der Kaiserzeit nicht selten befolgt worden sein. Nero hatte sich schon in seinen Knabenjahren viel mit Pinsel und Modellierstab beschäftigt. Ebenso war Hadrian eifrig bemüht gewesen, sich in beiden Künsten auszubilden, in der Malerei dilettierte er noch als Kaiser. Marc Aurel hatte zum Lehrer in derselben Kunst den Griechen Diognetos, der zugleich Philosoph gewesen zu sein scheint, und auf seine Erziehung auch

sonst Einfluß übte. Der ganz griechisch gebildete Alexander Severus „malte vortrefflich"; auch Elagabal übte diese Kunst und noch Valentinian dilettierte in der Malerei wie in der Plastik. Wenn auch das Beispiel der beiden in Syrien aufgewachsenen Kaiser für römische Erziehung nichts beweist, so bleiben die übrigen noch zahlreich genug, um annehmen zu lassen, daß Unterricht der Jugend in den bildenden Künsten so wie ein dadurch veranlaßter Dilettantismus im späteren Leben in den höhern Ständen Roms zu allen Zeiten nicht allzu selten war. Ebenso ist klar, daß dieser Dilettantismus keineswegs an sich unzulässig gefunden wurde. Wenn dem Titedius Labeo, der Proconsul von Narbonensis gewesen war, das Prahlen mit der Kunst, die er in kleinen Bilderchen zeigte, „zum Gespött, selbst zur Schmach gereichte", so war es hier eben nicht der Dilettantismus selbst, sondern die damit getriebene Ostentation, die den Anstoß gab. Vergleicht man aber mit diesen immer doch vereinzelten Zeugnissen des Dilettantismus der Römer in den bildenden Künsten die sehr zahlreichen für ihren Dilettantismus in der Musik, so gewinnt man den Eindruck, daß die Verbreitung des erstern der des letztern auch nicht annähernd gleichgekommen sein kann.

Daß die Römer auf ihren Vergnügungs- und Bildungsreisen, namentlich in Griechenland und Kleinasien, auch die dortigen Kunstwerke in Augenschein zu nehmen nicht versäumten, ist selbstverständlich; besonders solche mußte man natürlich gesehn haben, die viel genannt, und jedem einigermaßen Belesenen dem Namen nach bekannt waren; um ihretwillen wurden Reisen auch eigens unternommen. Doch daß dies Kunstinteresse mehr als ein äußerliches und oberflächliches, hauptsächlich durch die Berühmtheit des Werks und des Künstlers bedingtes war, zeigt sich nirgend. Das historische Interesse erscheint bei den Reisen der Römer durchaus als das leitende, und die große Mehrzahl empfand ohne Zweifel wie Atticus, den selbst die Herrlichkeit der unvergleichlichen Kunstwerke Athens weniger anzog als die dortigen historischen Erinnerungen.

Am wenigsten beweist die Anhäufung von Kunstwerken im Privatbesitz zu Rom, daß dort Kunstsinn verbreitet war. Schon die bloße Kunde von ihrer Kostbarkeit reichte hin, sie selbst Solchen als begehrenswerthe Beute erscheinen zu lassen, die für ihren Werth so wenig Verständniß besaßen, als der rohe Eroberer von Korinth: und so unerschöpflich war der Reichthum der griechischen Länder an Kunstwerken, daß er der Gier der Römer Jahrhunderte hindurch die vollste Sättigung bot. Neben Marmorsäulen, Teppichen, Citrustischen, Silbergeräth, Prachtgefäßen gehörten, wie bemerkt, Statuen und Gemälde je länger desto allgemeiner zur Ausstattung reicher Häuser und Villen. Bei dem ungeheuern Vorrath von Kunstwerken und der Leichtigkeit ihres Erwerbs oder Raubes bedurfte es zur Bildung von Sammlungen nicht einmal besonderer Liebhaberei. Gemäldegallerieen waren schon in Augusts Zeit so allgemein, daß in Vitruvs Plan für ein vornehmes Haus ein großer nach Norden gelegener Saal für diesen Zweck nicht fehlen durfte; und blieben es auch später, ebenso wie Sammlungen von Sculpturen.

Mögen diese Sammlungen auch Werke lebender Künstler enthalten

haben, so werden solche doch niemals erwähnt, und wenn sie nicht vorwiegend aus alten Bildern und Statuen bestanden, so wurden doch diese wenigstens für das Werthvollste oder einzig Werthvolle darin angesehn. Daß Liebhaber und Sammler solche besonders suchten, wird auch öfter ausdrücklich gesagt; so von Julius Cäsar, von Damasippus, der alte Statuen „wie unsinnig" kaufte. Die Bildergallerieen, sagt Plinius, stoppelt man aus alten Gemälden zusammen. Ganz besonders aber wurde bei Silberarbeiten auf das Alter gesehn, nach welchem die Werke dieser in Abnahme gekommenen Kunst so gut wie allein geschätzt wurden; Ciselierungen, die bis zur Unkenntlichkeit abgegriffen waren, hielt man am höchsten. Es fehlte auch nicht an Alterthümlern, welche die eigentlichen Incunabeln der Kunst allem Uebrigen vorzogen, die „fast rohen" Gemälde eines Aglaophon und Polygnot denen der Spätern, wie Quintilian sagt, der hierin wol nicht mit Unrecht ein Prahlen mit Kennerschaft fand. Augusts hatte eine Vorliebe für die alterthümlich zierlichen Werke des Bupalos und Athenis von Chios (im 6. Jahrhundert); Statuen von Beiden ließ er im Giebel des Apollotempels auf dem Palatin und fast allen andern von ihm in Rom erbauten Tempeln aufstellen. Die größte Verbreitung wird diese Geschmacksrichtung in der Zeit Hadrians erreicht haben. Doch im Allgemeinen verstand man unter „alten Kunstwerken" die der griechischen Blüthezeit oder selbst der Diadochenperiode. Von den „Arbeiten der Alten", die Statius in der Villa des Manilius Vopiscus zu Tibur sah, werden die Meister nicht namentlich genannt; unter den „alten" Gemälden und Bildwerken in der Villa des Pollius Felix zu Sorrent Arbeiten von Apelles, von Phidias (aus seiner frühern Zeit), Polyclet und Myron; in der Sammlung „alter Werke" des Novius Vindex Bronzen von Myron und Polyclet, Marmorsculpturen von Praxiteles, Elfenbeinarbeiten von Phidias und Bilder, die schon von Weitem „den alten Apelles" erkennen ließen. Bei solchen flüchtigen Erwähnungen werden fast immer nur Namen von Künstlern ersten Ranges genannt, am häufigsten Polyclet. Bei Juvenal brennt ein reicher Mann ab: unter Denen, die zur Ausstattung des neu zu bauenden Hauses beisteuern, bringt auch einer etwas ganz Vortreffliches von Euphranor und Polyclet. In der That galt der Letztere Vielen für den ersten unter den bildenden Künstlern, der Meister in der Darstellung jugendlicher Schönheit, der „sich nicht über glatte Wangen hinaus wagte", dessen Werke mehr durch Vollendung der Form als durch Tiefe des Gehalts bedeutend waren. Nächst ihm wird vielleicht am häufigsten Myron genannt, dessen Menschen- und Thierfiguren vor Allem durch überwältigende Naturwahrheit wirkten; von Beiden sah man auch in Rom mehr als von Phidias, dessen bedeutendste Werke in Griechenland geblieben waren. Beide nennt Vitruv geradezu als Repräsentanten der bildenden Kunst, wie Apelles der Malerei. Künstler aus der Zeit nach Alexander dem Großen oder aus der letzten Zeit der römischen Republik, unter denen Pasiteles und Arcesilaus hervorragten, werden unter den „Alten" so gut wie nie genannt.

Bedenkt man nun die Massenhaftigkeit der im Privatbesitz aufge-

häuften angeblich alten Kunstwerke (mit denen ja Domitius Tullus z. B. einen sehr großen Park auf der Stelle füllen konnte) und das Umherwerfen mit den berühmtesten Namen einerseits, andrerseits die technische Virtuosität der damaligen Kunst und ihre so umfassende Beschäftigung mit Reproduction klassischer und alterthümlicher Werke, so muß man auch ohne Zeugnisse glauben, daß die Sammler oft genug von Künstlern und Kunsthändlern betrogen wurden, und Copieen statt der Originale kauften. Von Jemandem, der mit seinen Originalgemälden und echten Silber-Pocalen prunkt, sagt Martial, seine Freunde seien gerade so echt wie die Stücke seiner Sammlung. Auch gibt es ein ausdrückliches Zeugniß schon aus der ersten Kaiserzeit, daß solche Fälschungen häufig und offenkundig waren. Der Fabeldichter Phädrus sagt: wenn er sich des Namens Aesop bediene, so geschehe dies um das Ansehn seiner Sachen zu erhöhen, „wie manche Künstler es in unserer Zeit machen, wenn sie auf ihren neuen Marmor Praxiteles schreiben, oder Myron auf poliertes (?) Silber, Pausias (?) auf ein Gemälde. So sehr begünstigt der bissige Neid mehr das Alter, als das Gute der Gegenwart". Auch ein griechischer Autor unter Hadrian, welcher berichtet, daß Phidias seinem Lieblinge Agorakritos gestattet habe sich auf einem seiner eignen Werke, der Rhamnusischen Nemesis, als Urheber zu nennen, fügt hinzu: „so haben auch viele Andre auf ihre eignen Werke einen fremden Namen geschrieben".

Begegnet man nun in der damaligen Litteratur Angaben von Arbeiten großer Künstler, die sonst völlig unbekannt sind, so kann man sie nur mit Mißtrauen aufnehmen. Daß es von Phidias ein mit erhabenen Fischen ciseliertes Gefäß, und eine Cikade, Biene und Fliege gab, ist allerdings nicht unmöglich, aber auf die bloße Angabe des Martial (die übrigens noch eine andere Erklärung zuläßt) und des Kaisers Julian ist es nicht zu glauben. Die Arbeit in edlen Metallen (Toreutik, Cälatur) war ein „Haupttummelplatz des Kunstbetrugs", da die Ausstattung der Schenktische mit „altem" Silbergeräth, der Sammlungen mit „Originalpocalen" zum beliebtesten Kunstluxus gehörte. Die Blüthezeit der Toreutik war aber kurz, die Zahl der namhaften Künstler klein gewesen. Von Mentor, dem größten derselben, dem Benvenuto Cellini des Alterthums, wollten Kunstkenner nur vier Becherpaare als echt erkennen. Im Kunsthandel und in den Sammlungen dagegen scheinen sie keineswegs selten gewesen zu sein. Martial beschreibt einen Laden für kostbare Luxusgegenstände: dort findet man außer Statuen von Polyclet auch „Becher von Mentors Hand geadelt"; und dieser Name kehrt regelmäßig wieder, wo er von alten Originalarbeiten in Silber spricht. Und wenn Kenner nur mit guten Copieen (wie jene des Zenodorus nach Kalamis) betrogen werden konnten, so gab es ohne Zweifel auch häufig genug Liebhaber und Sammler von dem Bildungsgrade des Trimalchio bei Petronius, der als besonderer Freund von Silberarbeiten Becher besaß, auf denen vorgestellt war, „wie Kassandra ihre Söhne tödtet, und die todten Kinder so daliegen, daß man es für wirklich hält; dann wie Dädalus die Niobe in das trojanische Pferd ein-

schließt" (gemeint ist der Kindermord der Medea und die Kuh der Pasiphae). Er beschließt die Aufzählung seiner Geräthe mit der Bemerkung, daß alle schwerwichtig seien. Nächst den Silberarbeiten waren auch Bronzearbeiten ein Gegenstand der Leidenschaft der Sammler, vor Allem aus korinthischer Bronze, deren Mischung ein verlorenes Geheimniß war. Nichts desto weniger gab es Künstler, die Arbeiten in diesem Material lieferten und wahrscheinlich oft genug die Kenner betrogen, obwol diese die echten unter anderm am Geruch erkennen wollten.

Ohne Zweifel ist es kein Zufall, daß bei Erwähnungen damaliger Kunstsammlungen Aeußerlichkeiten wie Alterthum, Seltenheit, kostbares Material so oft betont werden, sondern gewiß legte ein großer Theil der Sammler auf diese ihnen verständlichsten Eigenschaften der Kunstwerke den Hauptwerth. Auch das historische Interesse dürfte bei den Kunstsammlern vielfach mit im Spiel gewesen sein. Wurden doch (wie früher bemerkt worden ist) überhaupt Gegenstände, die im Besitz berühmter Personen gewesen waren, sehr gesucht und hoch bezahlt: die irdene Lampe des Epictet mit 3000 Drachmen, der Stock des Peregrinus Proteus mit einem Talent. Der Werth des Diamanten, den die schöne jüdische Fürstin Berenice von ihrem Bruder Agrippa II. zum Geschenk erhalten hatte, war dadurch gestiegen, daß sie ihn am Finger getragen. Den gezwungenen Käufern bei einer von Caligula veranstalteten Auction kaiserlicher Kleinodien wurde es bei den Kaufpreisen angerechnet, daß die Stücke Germanicus oder Agrippina, Antonius oder August gehört hatten. An den Tafeln reicher Häuser mußten die Gäste sich nicht bloß von der Schwere des Silbergeschirrs durch Aufheben überzeugen, sondern auch die ausführliche Geschichte jedes Stücks anhören. Juvenal schildert einen Schiffbruch, bei dem unter anderm ciselierte Silbergefäße über Bord geworfen werden, die Philipp von Macedonien im Gebrauch gehabt haben sollte. Caracalla besaß Waffen und Trinkgeschirre, deren sich der von ihm leidenschaftlich verehrte Alexander der Große bedient hatte. Martial, der erforderlichen Falls selbst solche Reliquien, wie ein Brett des Argonautenschiffs, mit achtungsvollem Staunen zu betrachten verstand, fand es doch unerträglich bei Tisch die „verräucherten Stammbäume" der vorgesetzten Silberbecher sich vortragen lassen zu müssen, die bis auf Nestor, Achill und Dido als erste Besitzer zurückgeführt wurden. Aber auch bei Gemälden und Sculpturen mußten sich die Beschauer vermuthlich nicht selten deren frühere Schicksale erzählen lassen: der kleine Hercules des Lysippos in der Sammlung des Novius Vindex sollte Alexander dem Großen, Hannibal und Sulla gehört haben.

Die Sammler werden auch am meisten auf Kennerschaft Anspruch gemacht haben, selbst Trimalchio erklärt, daß er die seinige für kein Geld verkaufe. Doch wie zu allen Zeiten war die Prätention der Kennerschaft häufiger als diese selbst. Dionys von Halikarnaß, der mehr von Kunst verstand als die meisten Römer, scheint es nur Künstlern, und diesen nur nach langer Uebung zugetraut zu haben, die Urheber namen-

loser Werke zu bestimmen und Copieen von Originalen zu unterscheiden: doch nach Statius verstand sich auch Novius Vindex wie Niemand anders auf das erste. Damasippus hatte sich, wie Horaz ihn sagen läßt, darauf gelegt, die echte korinthische Bronze zu erkennen, zu beurtheilen, ob etwas plump gemeißelt oder hart gegossen sei, den Preis einer Statue zu bestimmen: er charakterisiert sich auch durch das letztere als Kenner, denn sicherlich liebten es diese auch damals wie gegenwärtig ihr Sachverständniß durch Taxieren von Kunstwerken zu bekunden. Selbstverständlich unterließen die Kenner auch nicht von „Mischung des Erzes", „Contouren", „Farbenauftrag", „Schattengebung", „Proportionen" und ähnlichen Dingen zu reden, von welchen die Laien gestanden nichts zu verstehn; denn daß zur Betrachtung von Kunstwerken eine besondere Schulung erforderlich sei, war wol allgemein anerkannt.

Zahlreicher als die Kenner waren natürlich die Liebhaber und Enthusiasten, die öfter erwähnt und vom stoischen wie vom streng römischen Standpunkt für Narren erklärt werden. Schon dem Marcellus war es von den Gegnern griechischer Bildung zum Vorwurf gemacht worden, daß er durch die Beute des syracusischen Triumphs seine Landsleute verführt habe, die Zeit mit geistreichem Kunstgeschwätz zu verderben. Bei Sklaven (besonders vermuthlich griechischen) scheint es nicht selten vorgekommen zu sein, daß sie über der Betrachtung der so überreichen, allgemein zugänglichen Kunstwerke Roms ihre Pflicht versäumten: denn bei Erörterung der Fehler von Sklaven, welche der Verkäufer anzugeben verpflichtet ist, führt der Jurist Venulejus als geistige Fehler neben der Sucht des Schauspielbesuchs und der Lügenhaftigkeit auch die eifrige Betrachtung von Gemälden auf.

Eine Verbreitung wahren Kunstsinns beweisen also die massenhaften Kunstsammlungen der Römer ebenso wenig, als die kolossale Verwendung der Kunst zu decorativen und monumentalen Zwecken. Auch das Anhäufen alter Kunstwerke war eben nur eine Aeußerung der römischen Prachtliebe, die bei aller Großartigkeit immer etwas Barbarisches behielt; die Herren der Welt wollten womöglich alles Köstliche, was es auf der Welt gab, besitzen und genießen, von Allem umgeben sein, was dem Leben Pracht und Glanz verleihen konnte. Deshalb schleppten sie auch die gepriesenen Werke aller bildenden Künste nach Rom, aber mehr als äußerlich vermochten sie sich diese Schätze nicht anzueignen. Gerade die Häufung der Eindrücke war, wie Plinius richtig erkannte, zugleich eine Abstumpfung, zumal da in dem rastlosen Drängen und Treiben Roms die zur Kunstbetrachtung unerläßliche Ruhe und Stille fehlte. Zur Vertiefung in Kunstwerke fanden dort die Wenigsten auch nur die Zeit, den Meisten genügte eine flüchtige und oberflächliche Kenntnißnahme. Tacitus sagt, um die Gleichgültigkeit gegen die Poesie zu charakterisieren: wer einen bewunderten Dichter einmal gesehn, sei befriedigt und gehe weiter, als wenn er eine Statue oder ein Gemälde gesehn hätte.

Daß in der That trotz aller alten und neuen Kunstpracht Roms und des römischen Reichs die bildende Kunst einen Einfluß auf die

römische Gesammtbildung niemals gewonnen hat, dafür liefert die römische Litteratur, als Ganzes betrachtet, einen vollgültigen und unwiderleglichen Beweis. Von einer so großen Zahl von Dichtern und Schriftstellern verschiedener Perioden, die größtentheils auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen, und uns als vollberechtigte Repräsentanten derselben gelten dürfen, verräth kaum einer ein Interesse und Verständniß der bildenden Kunst. In dieser so vielartigen, über einen Zeitraum von Jahrhunderten sich erstreckenden Litteratur, die alle bedeutenden Richtungen und Interessen berührt, die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ganz besonders der Betrachtung der Gegenwart zugewandt ist, und auch deren geistige Zustände lobend und tadelnd vielfach erörtert, findet sich keine Spur von Verständniß für das wahre Wesen der Kunst, und keine Aeußerung einer wahren Ergriffenheit durch die Herrlichkeit ihrer Werke. Wo immer von ihr gesprochen wird, da geschieht es entweder geradezu mit Unverstand und Geringschätzung oder doch ohne Antheil und Wärme. Wie vielen einzelnen Römern es auch gelungen sein mag in das Wesen der griechischen Kunst einzudringen, der römischen Cultur im Großen und Ganzen ist sie immer fern und fremd geblieben.

Wenn noch ein Zweifel darüber bestehen könnte, ob der Gesammteindruck der römischen Litteratur einen gültigen Schluß auf den Mangel des Kunstsinns bei den Römern gestattet, so würde er durch eine Vergleichung mit der gleichzeitigen griechischen (obwol viel weniger umfangreichen) Litteratur gehoben werden: denn das Interesse und Verständniß, das wir dort vermissen, tritt eben hier vielfach und unzweideutig hervor, und es zeigt sich, wie gesagt, daß auf diesem Gebiete der Gegensatz griechischer und römischer Bildung unausgeglichen fortbestand. Schon allein das immer noch so rege Nationalgefühl der Griechen läßt erwarten, daß sie auch diesen Schöpfungen ihrer großen Vorzeit mit einem andern Antheil gegenüberstanden als die Römer.

Während Tacitus eine oberflächliche und flüchtige Kenntnißnahme am besten zu bezeichnen glaubt, wenn er sie mit dem Beschauen von Kunstwerken vergleicht, beklagt Plutarch, daß die „Meisten" Vertiefung in Kunstbetrachtungen für wichtiger hielten als eine Einkehr in ihr eigenes Innere. „Die Meisten glauben, wie Arcesilaus sagte, man müsse Gedichte, Gemälde und Statuen genau betrachten, und alle ihre Einzelheiten im Geist und mit den Augen durchgehn, ihr eignes Leben aber, das viele keineswegs unerfreuliche Betrachtungen bietet, lassen sie unbeachtet." Während alle Bemerkungen des Dionys von Halikarnaß über Malerei und Sculptur ein selbständiges Urtheil verrathen, sprechen die römischen Schriftsteller über Beredsamkeit in ihren Vergleichungen der redenden und bildenden Künste offenbar nur fremde aus Büchern geschöpfte Urtheile nach, und selbst der geschmackvolle und feingebildete Quintilian verräth gelegentlich seine Unsicherheit auf diesem Gebiet. Seine Bemerkung, Naturanlage vermöge viel ohne Ausbildung, diese dagegen nichts ohne jene, verdeutlicht er durch folgende Vergleichung: wenn Praxiteles versucht hätte eine Statue aus einem Mühlstein aus-

zuhauen, würde ich einen rohen pariſchen Marmorblock vorziehn; hätte aber der Künſtler ein Werk aus dieſem vollendet, ſo würde deſſen Werth mehr in ſeiner Arbeit als in dem Marmor liegen. Ihm erſchien alſo ein gutes Material werthvoller, als ein von einem großen Künſtler in einem ſchlechten abbozziertes Werk. Ein ſpäterer griechiſcher Geſchichtſchreiber Memnon beſchreibt in der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Heraclea am Pontus ausführlich die Attribute einer durch Aurelius Cotta von dort fortgeſchleppten Herakleſsſtatue (Keule, Löwenfell, Bogen und Köcher), „deren Darſtellung in Bezug auf ſchöne Verhältniſſe, Anmuth und techniſche Ausführung hinter keiner der geprieſenen Arbeiten zurückſtand". Mit ſo viel Liebe würde ſchwerlich ein römiſcher Geſchichtſchreiber einen ſolchen Gegenſtand ſelbſt in der eingehendſten Erzählung geſchildert haben. Bei der Erzählung des neroniſchen Brandes erwähnt Tacitus den Untergang zahlloſer griechiſcher Meiſterwerke mit zwei Worten; Sueton gar nicht. Und wenn Herodian den jungen Elagabal nach ſeiner Schönheit, Jugendblüthe und Formenweichheit mit den ſchönen Statuen des jugendlichen Dionyſos vergleicht, ſo fühlt man wol, daß es kein Zufall iſt, wenn wir eine ſolche Vergleichung bei keinem römiſchen Hiſtoriker leſen. In einer Plutarchiſchen Schrift über die berühmten Männer Athens werden auch die dortiger Maler ausführlich beſprochen; der von den Bildhauern handelnde Abſchnitt iſt uns nicht erhalten. Auch in den geographiſchen Werken der Griechen fehlen bei der Aufzählung der Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte Erwähnungen ihrer Kunſtwerke und dorther ſtammenden Künſtler (ſelbſt ſolcher, die minder bekannt waren) nicht. Die trockenen, magern und äußerlichen Notizen des Pauſanias über Kunſtwerke laſſen allerdings Liebe und Verſtändniß für Kunſt nicht erkennen, und auch die erkünſtelte Begeiſterung in den Kunſtbeſchreibungen der Philoſtrate beweiſt nichts für den Kunſtſinn der Verfaſſer. Kunſtwerke wie Naturſcenen gehörten eben zu den Gegenſtänden, in deren Darſtellung die Stilkünſtler ihre Virtuoſität gern zur Schau ſtellten; nicht an ſich, ſondern nur inſofern ſie ein Subſtrat zur Entfaltung dieſer Virtuoſität bot, erregte die Kunſt wie die Natur das Intereſſe der Sophiſten, der römiſchen wie der griechiſchen; von den Kunſt- und Naturbeſchreibungen des Apulejus gilt ganz daſſelbe wie von denen ſeiner griechiſchen Vorbilder.

Wie verſchieden klingt von dieſer mühſam erkünſtelten Ueberſchwänglichkeit die Sprache warmer Empfindung, die der überwältigende Eindruck der olympiſchen Zeusſtatue dem Dio von Pruſa eingab. Selbſt vernunftloſe Creaturen, ſagt er, müßte dieſer Anblick erſchüttern, und ein Menſch, der noch ſo mühſelig und beladen wäre, müßte, wenn er dieſem Bilde gegenüberſtände, Alles vergeſſen, was im Menſchenleben Schweres und Schreckliches zu leiden iſt: ſo viel Licht und ſo viel Lieblichkeit hat ihm die Kunſt geliehn. In der Rechenſchaft über dieſes Zeusideal, die er dem Phidias in den Mund legt, „dem weiſen und wunderbaren (dämoniſchen) Künſtler des ehrwürdigen und ganz herrlichen Werks", dem Freunde und Genoſſen des Perikles — ſpricht ſich ein hoher Begriff von der Bedeutung und dem Darſtellungsvermögen der

bildenden Kunst aus, mit dem sich eine vielfach treffende und geistvolle Beurtheilung des Unterschieds zwischen ihr und der Poesie verbindet. Lucian endlich zeigt von allen antiken Schriftstellern die umfassendste Kenntniß und das eindringendste Verständniß der Kunst; sein Urtheil ist überall ein selbständiges, sein Geschmack an den besten Mustern gebildet, sein Talent, Kunstwerke mit wenigen Zügen zu charakterisieren, oder ihren Eindruck in schwungvoller Schilderung wiederzugeben, ein (wie namentlich seine Beschreibung der knidischen Aphrodite des Praxiteles zeigt) nicht gewöhnliches. Uebrigens war auch Lucians Interesse so gut wie ausschließlich der Blüthezeit der griechischen Kunst zugewendet: je feiner gebildet sein Auge war, desto weniger konnte ihm neben ihren Werken alles, was die späteren Jahrhunderte hervorgebracht hatten, der Beachtung werth erscheinen. In demselben Sinne sagt Galenus, die gegenwärtige schlechte Erziehung und der Umstand, daß Reichthum höher geschätzt werde als Tugend, mache es erklärlich, daß es jetzt keine Meister mehr gebe wie Phidias unter den Bildnern, Apelles unter den Malern, Hippokrates unter den Aerzten. So nennt auch Aristides als die größten Meister, die das Höchste dadurch erreichten, daß sie über die frühere Kunst hinausgingen und ihre Vorgänger neben sich als Kinder erscheinen ließen, Phidias, Zeuxis, Hippokrates und Demosthenes.

Wenn also in der griechischen Litteratur der Kaiserzeit die gleichzeitige Kunst ebenso geringe Berücksichtigung findet als in der römischen, so beruht dieselbe Erscheinung hier und dort auf entgegengesetzten Ursachen. Mit dem großen Maße gemessen, das der wahre Kunstsinn der Griechen anlegte, konnte ihr Werth leicht unterschätzt werden: den Römern, welche die innere selbständige Bedeutung der Kunst überhaupt nicht verstanden, war sie nur ein Mittel zur Verfeinerung des Lebensgenusses und zur Verewigung des Gedächtnisses von Personen und Thaten, neben andern Mitteln, welche ihnen diesen wie jenen Zweck in ebenso vollkommener Weise erfüllten. Wäre nur die Litteratur beider Sprachen aus jener Zeit erhalten, wie wir sie jetzt besitzen: wir würden weder ahnen, was die bildende Kunst damals noch zu leisten vermochte, noch in welch erstaunlichem Grade das Bedürfniß künstlerischen Schmucks und monumentaler Darstellung alle Schichten der Gesellschaft erfüllte, wie riesenhaft die dadurch ins Leben gerufene Thätigkeit der Malerei und Sculptur in der ganzen römischen Welt war. Wie reich war doch die Cultur, die sich gewöhnt hatte über die Leistungen der Künste in einem Umfange zu verfügen, den die heutige Welt kaum zu fassen vermag, ihre Aufgaben als alltägliche zu stellen, deren Lösung gegenwärtig überhaupt unmöglich sein würde; die Cultur, welche Schätze, deren Unermeßlichkeit uns beschämt und mit Staunen erfüllt, zu den geringsten ihrer Besitzthümer zählte und sorglos mit vollen Händen ausstreute.

2. Die Musik.

Zwar haben auch die Römer, wie jedes höher organisierte Volk seit den ältesten Zeiten Musik und Gesang gehabt; aber die bescheidenen Instrumente, die ohne Zweifel einfachen Weisen verstummten in den Tempeln wie auf den Bühnen vor den reichern und kunstvollen Klängen griechischer Musik. Gegenüber der aus der Fremde eingeführten, hochentwickelten Kunst konnte die einheimische sich nicht behaupten, und es war vergeblich, daß die stockrömische allem Ausländischen feindlich gesinnte Partei noch im Jahr 115 v. Chr. ein Verbot aller musikalischen Instrumente, mit Ausnahme der italischen kurzen Flöte mit wenig Löchern, durchsetzte. Eine römische Musik, insofern damit eine Kunst im höhern Sinne des Worts gemeint ist, hat es nie gegeben, sondern nur eine auf römischen Boden verpflanzte griechische.

Die Kunst, welche die Römer von den Griechen überkamen, war von der modernen Musik wesentlich verschieden, und hatte keineswegs ihre Bedeutung, schon wegen ihrer viel geringern Selbständigkeit und ihres ungleich innigern und umfassendern Zusammenhanges mit der Dichtkunst. Der musikalische Vortrag war für die meisten Gattungen der Poesie ein unentbehrlicher Bestandtheil der Kunstform, auch für solche, die nach heutigen Begriffen von der musikalischen Composition ganz ausgeschlossen sind. Juvenal nennt den Dichter Den, welcher tönende Beredsamkeit mit melodischen Weisen verknüpft.

Es ist bekannt, daß die antike Tragödie und Komödie weit mehr Aehnlichkeit mit Oper und Singspiel hatte als mit unserm recitierenden Schauspiel. Das römische Drama enthielt außer bloß gesprochenen Scenen musikalische unter Flötenbegleitung vorgetragene (cantica), und zwar sowol melodramatische und recitativische als eigentliche Gesangsscenen; auch wurde es wol in der Regel von einer Ouvertüre eingeleitet. Die ganze lyrische Poesie war für musikalischen Vortrag in Begleitung von Saiteninstrumenten bestimmt: es waren eben „Gesänge zur Lyra", und zwar scheinen sie vorzugsweise als Chorlieder gedacht, wenn möglich auch von Chören ausgeführt worden zu sein. Dies gilt nicht bloß von den Oden der griechischen Lyriker, wie Anakreon, Sappho, Alcäus, die in der Kaiserzeit allem Anschein nach häufig gesungen wurden, sondern auch von denen des Horaz, er selbst nennt sie „Worte, die sich den Saiten gesellen sollen"; und da ihre Bestimmung für Gesang mit Instrumentalbegleitung unzweifelhaft ist, dürfen wir auch ohne ausdrückliche Zeugnisse annehmen, daß sie gesungen wurden. Aristides erhielt von Aesculap im Traume die Anweisung, sich auf Lieder und Gesänge zu legen, zu musicieren und dazu Knaben zu halten: er dichtete ebenfalls im Auftrage des Gottes (so wie der Minerva) Päane und Hymnen auf verschiedene Götter, welche dann von seinen Knaben gesungen wurden. Und wenn die Hendekasyllaben des jüngern Plinius unter Begleitung der Lyra und Cither gesungen wurden, so

Die in Aufführungszeichen geschlossenen Sätze dieses Abschnitts rühren von O. Crusius her.

wird man von den Hendekasyllaben des Catull dasselbe glauben dürfen. Der musikalische Vortrag elegischer Gesänge unter Flötenbegleitung ist für die ältere Zeit mehrfach ausdrücklich bezeugt: auch die paränetischen Elegieen des Theognis wurden so vorgetragen, er selbst sagt, daß junge Männer den Namen des Kyrnos zum Ton der kurzen Flöte singen würden; ebenso sind die Elegieen des Mimnermus, Phokylides, Tyrtäus gesungen worden. Ovid spricht die Hoffnung aus, daß seine Heroiden in Zukunft mit kunstvoller Stimme gesungen werden würden. Gellius beschreibt ein Gastmahl, das ein reicher, junger, als Kleinasien gebürtiger Musikfreund auf dem Lande bei Rom gab. Er besaß vortreffliche Chöre von Knaben und Mädchen, die nach der Tafel „in lieblicher Weise" viele Gedichte von Anakreon und Sappho und anmuthige Liebeselegieen neuerer Dichter sangen und auf der Cither begleiteten. „Zur anakreontischen Poesie gehören auch die Verse des Dichterkomponisten Seikilos, die auf seinem in Aidin (im westlichen Kleinasien) gefundenen Grabdenkmal mit darüber gesetzten Noten und rhythmischen Zeichen eingemeißelt sind." Wenn übrigens elegische Distichen auch damals gesungen wurden, so ist der bei demselben Gastmahl stattfindende Vortrag von Distichen der alten römischen Dichter Valerius Aedituus, Porcius Licinus und Q. Catulus durch den Rhetor Julianus ebenfalls als wirklicher Gesang zu denken: nur daß eben der antike, wesentlich recitativische Gesang sich der Declamation mehr oder weniger näherte, daher auch die Ausdrücke „singen" und „sagen" abwechselnd von demselben Vortrag gebraucht werden konnten. Die ausdrückliche Nachricht, daß Virgils Idyllen auf dem Theater von Sängern vorgetragen wurden, kann nach all diesem nicht anders als buchstäblich verstanden werden. Solche Vorträge wurden oft von rhythmischen Gesten begleitet, so daß die Darstellung eine halb musikalische, halb balletartige war. Ovid wurde im Exil durch die Nachricht erfreut, daß seine Gedichte oft auf dem Theater mit Beifall „getanzt" würden. Obwol wir über diese Darstellungsweise nichts Bestimmtes wissen, ist es doch nach der Analogie der Pantomimen sehr denkbar, daß der Text z. B. der Heroiden etwa von einem Chor gesungen wurde, während ein Tänzer den Inhalt pantomimisch ausführte. Und auch wenn vom „Gesange" der Epen Virgils und Homers die Rede ist, wird man an wirklichen Gesang zu denken haben, der sich freilich der Recitation hier noch mehr genähert haben mag, als bei den übrigen Gattungen.

Auch im Mittelalter blieb die Poesie lange mit der Musik aufs Engste verknüpft. Die französischen Jongleurs des 12. und 13. Jahrhunderts sangen ihre Romanzen zur Begleitung der dreisaitigen arabischen Violine. Wie in Frankreich trat auch in Deutschland „erst allmählich eine Scheidung zwischen Singen und Sagen, zwischen dem musikalischen und dem bloß recitierenden Vortrage der Gedichte ein. Gesang und Instrumentalmusik waren gewöhnlich verbunden, und der Dichter der höfischen Zeit hatte nicht bloß die Worte sondern auch die Weise zu erfinden, die er auf der Harfe, der Fidel oder der Rotte (einem zwischen beiden in der Mitte stehenden Saiteninstrument) begleitete". Noch zu

Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Epen des Arioſt (wie des Taſſo) überall in Italien geſungen und wie es ſcheint mit der Laute begleitet. Der Geſang der Serben iſt mehr ein Sagen als ein Singen: der eintönige Klang des begleitenden Inſtruments, der Gusla, das nur eine Saite hat, fällt erſt zu Ende des Verſes ein.

Die Ausdehnung des muſikaliſchen Vortrags auf faſt alle Formen der Poeſie im Alterthum ſetzt ein Verhältniß zwiſchen Muſik und Text voraus, das von dem gegenwärtig beſtehenden verſchieden war. Während in der heutigen Geſangscompoſition die Muſik durchaus den Vorrang vor dem Texte behauptet, hatte in einem Theil der antiken Vokalmuſik die Melodie gegenüber dem poetiſchen Text nur eine ſekundäre Bedeutung, wie Rhythmus und Versmaß, und ihr Werth lag in der Treue, mit der ſie dem Text angepaßt war, in der Wahrheit und Angemeſſenheit der Deklamation. „Dies zeigen beſonders die neu entdeckten delphiſchen Hymnen, wo die Linienführung der Melodie durchaus durch den Sprachaccent in ihrem Steigen und Fallen beſtimmt iſt. Dieſer recitativiſche Stil ſcheint der vorherrſchende geweſen zu ſein. Es gab aber auch, ſchon ſehr früh, einen Melodienſtil, der ſich von dieſer Bevormundung durch die Sprache frei machte, wie er ſich in einem der älteſten und dem jüngſten Beiſpiele der uns erhaltenen Geſangskompoſitionen (einem Fragment aus dem Oreſt des Euripides und dem Liede des Seikilos) zeigt. So weit wir über dieſe Fragen ein geſchichtlich begründetes Urtheil haben, verdankt die Muſik dieſe Emancipation dem attiſchen Dithyrambos, dem ſich Euripides angeſchloſſen hat. Beide Stilarten ſcheinen dann bis tief in die römiſche Kaiſerzeit neben einander weiter geblüht zu haben."

Das griechiſche Tonſyſtem hatte einen ſehr viel geringern Umfang als das unſre, deſſen höchſte und tiefſte Tonlagen ihm fehlten. Für die Singſtimme ward als Aeußerſtes der Umfang zweier Octaven angenommen, doch bewegte ſie ſich am liebſten und beſten innerhalb einer einzigen („die in ihrer Technik helleniſtiſchen delphiſchen Hymnen bewegen ſich in anderthalb Oktaven").

Außer dem Geſange der Einzelſtimmen kannte das Alterthum nur den Chorgeſang. Aber dieſer war von jenem nur dadurch verſchieden, daß der Vortrag der Melodie durch eine größere Stimmenzahl verſtärkt wurde; denn er war uniſon und Mehrſtimmigkeit des Geſanges dem Alterthum überhaupt unbekannt (wie es die Harmonie den Griechen und Orientalen noch heute iſt); erſt das chriſtliche Mittelalter iſt dazu gelangt. Es gab im antiken Chor nur eine Verſchiedenheit in Octaven, wenn Männer und Knaben oder Männer und Frauen zuſammen ſangen. Der Chor wurde von einem in der Mitte ſtehenden Dirigenten geleitet, der gewiß immer zugleich Vorſänger war und dem es natürlich hauptſächlich oblag, die Singenden in Takt und Einklang zu erhalten. Während aber über den Mangel deſſen, was wir Harmonie nennen, im Geſange kein Zweifel ſein kann, iſt unbeſtreitbar, daß die Inſtrumentalbegleitung ſich ſchon in der klaſſiſchen Zeit auch heterophon, alſo abweichend von der Melodie des Geſanges bewegen konnte. Nur darf man dieſe Begleitung (welche höher lag als der Geſang) nicht für eine mehrſtimmige

halten. Es war eine Hinzufügung einzelner Töne, welche dann allerdings der Melodie eine Art harmonischer Grundlage gab, aber ihr gegenüber keinerlei selbständige Bedeutung als zweite Stimme im kontrapunktischen Sinne beanspruchte. „Das erste sichere Beispiel einer Heterophonie der Begleitung ist das Fragment aus dem Orest. Ein echtes symphonisches Orchester konnte sich vor Allem deswegen nicht entwickeln, weil es keine Kunst polyphoner Stimmenführung gab. Daß diese sich nicht ausbildete, daran ist wol etwas ganz Aeußerliches Schuld; der Mangel einer recht zweckmäßigen, zur Phantasie in einem übersichtlichen Bilde sprechenden Notenschrift. Die musikalische Phantasie hat deshalb früher Halt gemacht als man erwarten sollte: ganz wie beim Mangel zweckmäßiger Zahlzeichen die mathematische, trotz ihrer staunenswerthen Kraft."

In der Instrumentalmusik lag der Schwerpunkt nicht im Zusammenspiel mehrerer Instrumente, sondern im Solospiel, also in der Wirkung des einzelnen Instruments, der Virtuosität des einzelnen Künstlers: schon dies beweist hinlänglich, daß die ganze Gattung nur kümmerlich entwickelt war. Ebenso macht die Einfachheit oder vielmehr Dürftigkeit der instrumentalen Mittel es vollkommen begreiflich, wie sehr diese Musik dem Gesange untergeordnet war und bleiben mußte. Denn sie war im wesentlichen auf zwei Instrumente beschränkt, die Cither und die Flöte, alle übrigen standen außerhalb der eigentlichen Kunst, wie Hörner und Tuba, die besonders zur Schlachtmusik, Cymbeln, Pauken und andre Lärminstrumente, die besonders zu bacchischen Festlichkeiten verwendet wurden. Der Wasserorgel, einem spät erfundenen Luxusinstrument, scheint in der römischen Kaiserzeit ein Platz unter den künstlerischen Instrumenten eingeräumt worden zu sein, wie sie denn auch (allerdings wol eben nur in Rom) zur Preisbewerbung in musikalischen Wettkämpfen zugelassen wurde. Daß ihre Ausdrucksfähigkeit als nicht unbedeutend galt, bezeugt Quintilian, der ihren Tönen die Macht zuspricht, das Gemüth des Hörers anders und anders zu stimmen, aufzuregen und zu beruhigen.

Unter den Flöten war die einfache Flöte das eigentliche Instrument der Künstler und Virtuosen, namentlich der alexandrinischen. Sie war bekanntlich keine Quer- sondern eine Langflöte und scheint am meisten der Oboe entsprochen zu haben. Ihr Ton war nicht sanft und milde, zum Ausdruck der Trauer und Zärtlichkeit geschaffen, sondern wird als keck und leidenschaftlich, wild und aufregend geschildert: doch darf man bei diesen Schilderungen nicht vergessen, daß sie mit Rücksicht auf den farblosen Klang der antiken Saiteninstrumente gemacht sind.

Die Saiteninstrumente, Lyren und Cithern (nahverwandte, daher auch identificierte Formen derselben Gattung), waren harfenartige Instrumente ohne Griffbrett mit Darmsaiten oder Thiersehnen (Metallsaiten waren dem Alterthum unbekannt), deren Zahl sehr allmählich auf zwölf, dann auf achtzehn stieg. Daneben fand eine Menge von orientalischen Harfen in Griechenland Eingang, die alle mehr oder minder dem assyrisch-hebräischen Psalter ähnlich gewesen zu sein scheinen. Keine derselben erlangte die Bedeutung der Lyren; diese, die man in sehr verschiedenen Größen hatte, waren in der griechischen Musik, was die

Geigen in der unsern, die führenden Instrumente. Gespielt wurden sie theils mit den Händen, theils mit einem kleinen Schlaginstrument (plectrum), das, wie es scheint, nur bei der Begleitung des Gesanges angewendet wurde, nicht bei der instrumentalen Citharistik, da sich Läufe und schnelle Passagen mit den Fingern besser ausführen ließen. Die Kunst, Saiten mit dem Bogen zu streichen (eine Erfindung der Araber), ist dem Alterthum völlig unbekannt geblieben.

Lyra und Cither nun, deren Tonwirkung und Ausdrucksfähigkeit wir uns nur als eine nach jetzigen Begriffen höchst geringe vorstellen können, nahmen in der griechischen Instrumentalmusik unbestritten den ersten Rang ein, „schon weil nur sie zugleich das Singen erlaubten". Auch deshalb hatte die Cither ein höheres Ansehn als die Flöte, weil sie schwerer zu spielen war. Ihr wandten sich die Virtuosen hauptsächlich zu, die Technik war trotz der beschränkten Kunstmittel (wie auch beim Gesange) eine schwierige, um so mehr Bewunderung fand eine vollendete Ausführung. Ausgezeichneten Citherspielern wurde nachgerühmt, daß sie die Saiten mit beredtem Finger durchliefen und sie gleichsam wie mit menschlicher Stimme ertönen ließen.

Cither und Flöte wurden auch verbunden, sowol zu selbständigem Zusammenspiel als zur Begleitung des Gesanges. Bei den Römern begleitete die Flöte allein mehr den dramatischen, die Cither den nichtdramatischen Gesang, namentlich lyrische Chöre; „wie sie denn auch in den delphischen Hymnen das eigentliche Begleitinstrument ist." Ueberhaupt war anerkannt, daß dieselbe Gattung des Gesanges nicht für Cither und Flöte passe. Auch die Verbindung von Instrumenten derselben Gattung zu selbständigem Spiel kannte bereits die ältere griechische Musik; es gab u. a. eine Hochzeitsmusik für zwei Einzelflöten, eine größere und eine kleinere, die durch ihr Zusammenspiel die Harmonie der Ehe und zugleich den Vorrang des Mannes ausdrücken sollten.

Wie groß der Abstand aber auch vom Zusammenspiel der Flöte und Cither zu unserm Orchester, von antiker Instrumentalmusik zur modernen Symphonie ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zunächst tritt auch hier jene Eigenthümlichkeit der antiken Kunst hervor, die durch ihren strengen Idealismus bedingt ist, und durch welche sie sich nicht am wenigsten von der modernen unterscheidet: die ungemeine Sparsamkeit in den Mitteln, mit denen sie ihre Wirkungen erstrebt. Aber auch in ihren Zwecken sind moderne und antike Instrumentalmusik grundverschieden. Gewisse Stimmungen und Empfindungen ausdrücken und hervorrufen, das allerdings wollte und vermochte auch jene; und auch zu einer gewissen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks befähigten sie (namentlich in der spätern Zeit) ihre Mittel. Aristides Quintilianus theilt die Instrumente in männliche und weibliche. Unter den Blasinstrumenten gehört zu den erstern die Trompete (Tuba), zu den letztern die phrygische Flöte, zwischen beiden stehen die (tiefere) pythische, die mehr Männliches, und die (höhere) Chorflöte, die mehr Weibliches hat. Unter den Saiteninstrumenten ist die Lyra männlich, die Sambuka (mit kurzen Saiten und hohen Discanttönen) weiblich, das Polyphthongon nähert sich der

letztern, die Cither der erstern. Zwischen diesen die Hauptcharaktere repräsentierenden Instrumenten stehn dann wieder noch andre. Im Allgemeinen galt als Wirkung der Saiteninstrumente eine Erhebung des Geistes in eine Sphäre friedlicher Ruhe und ungetrübter Klarheit, als Wirkung der Blasinstrumente eine Steigerung der Affecte. Der Flötenspieler Canus (der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts als unerreicht galt, und von dem die Aeußerung berichtet wird: wenn seine Zuhörer wüßten, wie viel mehr Genuß sein Spiel ihm selbst als ihnen bereite, würden sie ihn dafür nicht bezahlen, sondern sich bezahlen lassen) rühmt bei Philostrat von seinem Instrument (der pythischen Flöte), daß sie vermöge die Trauer zu lindern, die Freude zu steigern, den Liebenden noch mehr zu entflammen, den Andächtigen zu erheben.

Wenn sich die antike Musik dieselben Aufgaben auch gestellt hat, wie die symphonische moderne, so vermochte sie doch mit ihren so äußerst dürftigen Mitteln sie niemals auch nur annähernd in derselben Weise zu lösen wie diese, die den Hörer auf alle Höhen, in alle Tiefen des Gemüthslebens trägt, durch den Ausdruck des Unaussprechlichen erschüttert und rührt, die finstern Geister und die Lichtgestalten beschwört, die um die Herrschaft der Menschenseele ringen. Schon J. M. Gesner erklärte, daß sein College an der Thomasschule Johann Sebastian Bach allein mit der Orgel Wirkungen hervorzubringen vermöchte, die viele Citherspieler und sechshundert Flötenbläser nicht zu Stande bringen würden: und obwol „ein besonderer Verehrer des Alterthums" meinte er, daß sein einer Bach und wer ihm etwa gleiche, viele Orpheus und zwanzig Arions in sich vereinige. Vollends von einer Beethovenschen Symphonie mit der elementarischen, hinreißenden und schmelzenden Gewalt ihrer Tonfluthen zu den einfachen Klängen der Cithern und Flöten kann der Abstand nicht geringer gedacht werden, als von einem der großen Gemälde von Rafael oder Michelangelo mit ihrer Gestaltenfülle, ihren großen Licht- und Schattenmassen, ihrem gewaltigen Inhalt und hinreißenden Ausdruck zu den einfachen und anspruchslosen, wenn auch oft edeln und anmuthigen Figuren griechischer Vasenbilder.

Doch unternahm schon die griechische Instrumentalmusik allerdings auch ohne Gesangbegleitung Handlungen darzustellen, wie in der für die Flöte ohne Gesang gesetzten, sogenannten „pythischen Weise", die den Kampf Apolls mit dem Drachen zum Gegenstande hatte und aus fünf Sätzen bestand. Im ersten Satz erkor sich der Gott den Kampfplatz, im zweiten forderte er den Drachen heraus, der Gegenstand des dritten war der Kampf selbst: hier ahmte die Flöte die Trompetenstöße der Schlachtmusik und das Zähneknirschen des von Apollos Pfeilschüssen getroffenen Ungeheuers nach. Der vierte Satz enthielt den Sieg, im fünften tanzte der Gott den Siegesreigen. Daß der Versuch der Tonmalerei nicht auf die Flöte beschränkt war, zeigt die Anekdote, der berühmte Citharöde Timotheos (der bei Alexanders Hochzeitsfest in Ecbatana auftrat) habe in seinem „Schiffer" einen Seesturm auf der Cither darzustellen versucht; freilich spottete der Flötenspieler Dorion: er habe schon in siedenden Kochtöpfen größere Stürme gehört.

Insofern überhaupt von einer Weiterentwicklung der griechischen Musik bei den Römern die Rede sein kann, ist diese auf keinen Fall ein Fortschritt in künstlerischem Sinne gewesen. Sie bestand, wie bei allen übrigen Künsten, die von griechischem auf römischen Boden verpflanzt worden sind, in einer Verstärkung oder vielmehr Vergröberung der Mittel und in einer Vermischung heterogener Elemente zu zwar stärkern aber auch unreinern Wirkungen, wie sie dem rohern Geschmack der Römer zusagten. Schon in Augusts Zeit war die Flöte durch Verlängerung des Rohrs, Vermehrung der Löcher und Messingbeschlag ein Instrument geworden, das mit der Tuba wetteifern konnte, und unterschied sich wol von der alten italischen Flöte nicht weniger als ein jetziger Concertflügel von den kleinen Spinetten unsrer Urgroßeltern. Und diese Verstärkung der Klangwirkung bei der Flöte dürfte entsprechende Veränderungen im Bau andrer Instrumente sehr bald zur Folge gehabt haben; wenn auch freilich erst Ammianus Marcellinus von Cithern „so groß wie Karossen" spricht.

Außer den Verstärkungen der einzelnen Instrumente war es ebensowol die massenhafte Vereinigung von Instrumenten derselben Gattung als das Zusammenspiel von zahlreichen verschiedenen, wodurch starke Wirkungen erzielt wurden. Jenes war mindestens schon in der Diadochenzeit, namentlich am Hofe von Alexandria vorgekommen, wo Ptolemäus Philadelphus bei einer riesenhaften, überprächtigen Procession unter anderm einen Chor von 600 Männern aufführte, unter denen 300 Citherspieler zusammenspielten, die durchaus vergoldete Cithern und goldene Kränze trugen. Wahrscheinlich war auch das Zusammenspiel verschiedenartiger Instrumente bereits in Alexandria nicht ungewöhnlich, da es ja der ägyptischen Musik seit urältester Zeit eigenthümlich war. Schon in den Monumenten des alten Reichs sieht man Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente zusammenwirken, zuweilen auch gleichartige, z. B. zwei Harfen, acht Flöten u. s. w. Noch glänzender und prächtiger als im alten ist das ägyptische Musiktreiben nach den Darstellungen auf den Monumenten im neuen Reich. „Die Orchester dieser Epoche sind zahlreicher besetzt, Harfen mischen ihre Töne mit Lyren, mit Flöten, mit Doppelpfeifen, mit Guitarren und Handpauken"; wobei übrigens nur Frauenzimmer als Spielerinnen und Sängerinnen erschienen. Schwerlich unterließ der prachtliebende Hof von Alexandria, seinen zauberhaften Festen und Aufzügen durch die deren Charakter so angemessene, einheimische Instrumentalmusik noch höhern Glanz zu geben.

In Rom hatte ungriechische Musik schon früh Eingang gefunden. Schon seit den Feldzügen in Kleinasien spielten Weiber (in deren Händen die Musik im Orient von jeher war) bei Gastmählern und Gelagen die chaldäisch-babylonische Sambuka, und später strömten syrische Musikantinnen (ambubajae, vom syrischen abbubo Pfeife), die sich auf öffentlichen Plätzen mit ihren heimischen Instrumenten (Pfeifen, Saitenspiel und Pauken) hören ließen, immer zahlreicher nach Rom. Die babylonische Sackpfeife wird in Rom erst in der Kaiserzeit erwähnt (Nero wollte sich darauf hören lassen), mag aber ebenfalls dort schon

lange bekannt gewesen sein. Am meisten dürfte jedoch seit dem Anfang der Kaiserzeit der Einfluß der ägyptisch-alexandrinischen Musik zur Neugestaltung der römischen, besonders der Instrumentalmusik, beigetragen haben. Alexandria blieb auch unter den römischen Kaisern der Sitz eines reichen und mannigfaltigen musikalischen Lebens. Seine Bevölkerung war damals so musikliebend und musikverständig wie keine andre in der Welt; auch Leute, die nicht einmal lesen und schreiben konnten, hörten dort jede falsche Note eines Citherspielers sofort heraus, Sänger, Sängerinnen und Citherspieler entzückten die Massen bis zur Raserei, die Musik schien in dieser Stadt eine Panacee für alle Uebel zu sein. In Rom standen alexandrinische Sänger und Spieler schon seit Augusts Zeit in hohem Ansehn, und errangen die größten Erfolge. Ein von dort stammender Virtuose auf dem Trigonon (der großen 6 Fuß hohen ägyptischen Harfe?), der sich etwa zu Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts in Rom öffentlich hören ließ, erregte eine allgemeine Begeisterung, sehr Viele wußten die von ihm vorgetragenen Melodieen auswendig. Aber schon 30 Jahre nach der Eroberung Aegyptens sangen in Rom die Frauen alexandrinische Melodieen ebenso allgemein als Theaterarien, und zu Ende des 1. Jahrhunderts wurden die erstern von römischen Stutzern neben denen der gaditanischen Ballete geträllert.

In der letzten Zeit der Republik werden allerdings „Symphonieen" und die sie ausführenden Musikchöre (symphoniaci) häufig erwähnt, namentlich bei schwelgerischen Gelagen und üppigen Festen. Doch dürften diese Chöre damals ausschließlich aus Cither- und Flötenspielern bestanden haben. Zur Einführung einer eigentlichen Orchestermusik in das römische Theater hat vielleicht die Erfindung des Pantomimus (22 v. Chr.) den Anlaß gegeben. Hier wurden die von den Tänzern dargestellten Texte von Gesangschören vorgetragen, und diese Chöre verlangten, zumal in sehr großen unbedeckten Theatern, dem ganzen Charakter des vorzugsweise auf sinnliche Wirkung berechneten Schauspiels gemäß, eine sehr starke Begleitung. Sein Begründer, Pylades, der auf die Frage, worin seine Neuerung bestehe, mit dem homerischen Verse geantwortet haben soll: „In der Flöten und Pfeifen Getön, und der Menschen Getümmel" — war vielleicht auch der Begründer des neuen römischen Theaterorchesters. In diesem wird die Flöte das führende Instrument gewesen sein, doch wirkten in rauschenden Tutti Syringen und Cymbeln, Cithern und Lyren — also wie in den ägyptischen Orchestern — mit ihr zusammen. Der Takt wurde bei der Begleitung der Pantomimen, wie auch zu andern Tänzen durch ein Instrument angegeben, das an den Fußsohlen der Choristen befestigt werden konnte, und aus zwei verbundenen Platten bestand, die beim Auftreten lautschallend aneinander schlugen. Ein Orchester, das durch ein solches, im Chor ausgeführtes Takttreten nicht völlig verschlungen wurde, konnte unmöglich schwach, freilich auch diese Musik kaum etwas andres als eine geräuschvolle Darstellung des Rhythmus sein. Uebrigens hat sich die Unempfindlichkeit gegen das Geräusch des lauten Taktirens auch im heutigen Italien bis zu einem für Nordländer erstaunlichen Grade erhalten.

Allem Anschein nach war also die Veränderung, welche die griechische Musik in Rom erfahren mußte, um den dort an sie gestellten Ansprüchen genügen zu können, wenigstens theilweise eine Orientalisirung. Jedenfalls blieb in der römischen Musik das Zusammenspiel verschiedener Instrumente so gewöhnlich, als es in der griechischen (abgesehen von der Verbindung von Cither und Flöte) ungewöhnlich oder unerhört gewesen zu sein scheint: und zwar sowol bei der reinen Instrumentalmusik als bei der Begleitung des Gesanges. In der Zeit des Horaz hörte man in Tempeln der Venus Gesänge mit Begleitung der Lyra, der Pfeife und berecyntischen Flöte, und in der Zeit des Athenäus an den Parilien, die seit Hadrian als Fest der Göttin Roma gefeiert wurden (21. April), in der ganzen Stadt Gesänge zum Schall der Flöten, Cymbeln und Pauken. Maximus von Tyrus vergleicht die Homerische Poesie wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Eigenschaften und Wirkungen mit einem panharmonischen Instrument, oder besser mit einem Orchester, in dem Flöte, Lyra, Tuba, Syrinx und noch manche andere Instrumente zusammenwirkend einen Gesangschor begleiten.

Auch Aufführungen von Vocalmusik fanden im kaiserlichen Rom mit kolossalen Mitteln statt. Seneca sagt, daß in seiner Zeit bei solchen Aufführungen mehr Sänger im Theater versammelt seien als ehemals Zuschauer, daß Sänger und Musiker nicht bloß die Bühne sondern alle von den Zuschauern nicht besetzten Räume füllten, daß die Begleitung aus einer Menge metallner Blasinstrumente bestand, die im Zuschauerraum, und aus Flöten und Orgeln aller Art, die auf der Bühne aufgestellt waren. Erinnert man sich, daß die Theater Roms viele Tausende von Zuschauern faßten, so darf man glauben, daß diese Aufführungen selbst englische Monstreconcerte an Dimension noch sehr übertrafen. Der Geschmack für musikalische Massenwirkungen scheint auch in der spätern Zeit mindestens nicht abgenommen zu haben. Bei einer von Kaiser Carinus veranstalteten Feier der römischen Spiele wurden Stücke von hundert Trompetern und andre von je hundert Bläsern verschiedener Arten von Flöten ausgeführt; und Ammian, der die Aristokratie Roms in seiner Zeit als höchst musikliebend, aber aller übrigen geistigen Interessen baar schildert, sagt, daß für die großen Paläste Wasserorgeln und Flöten aller Art und (jene schon erwähnten) Cithern „so groß wie Karossen" verfertigt wurden.

Mit der Verstärkung der Mittel stand es in Wechselwirkung oder doch im Zusammenhange, daß die Musik in Rom je länger je mehr ihre sittliche Würde einbüßte und zu grobsinnlichen Effecten, zu gemeinem Ohrenkitzel gemißbraucht wurde. Den Charakter der altrömischen Theatermusik in der Zeit des Nävius und Livius Andronicus bezeichnet Cicero als den einer „lieblichen Strenge". In Bezug auf Reichthum und Mannigfaltigkeit der Klangwirkung mag sie sich zur Musik der Kaiserzeit verhalten haben, wie eine vormozartische Oper zu einer Oper von Meyerbeer oder Wagner. An die Stelle der alten Gebundenheit und Dürftigkeit trat bald eine größere Freiheit der Rhythmen und Weisen, Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Modulationen, Reich-

thum und Bewegung der Melodieen. Doch diese Emancipation von der altmodischen Einfachheit der Kunst führte, wie es scheint schnell, zum Verfall; wozu hauptsächlich die Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne beitrug, dessen Musik als weichlich, würdelos, lasciv und voll von Geschmetter und Getriller geschildert wird. Ernstere Kunstfreunde in den ersten Jahrhunderten wiederholten — und ohne Zweifel mit viel größerem Recht — die Klagen, die schon in der Zeit Alexanders des Großen laut geworden waren: die Alten hätten die Würde der Kunst zu bewahren gewußt, die jetzigen Componisten wollten von ihrem Ernste nichts wissen, durch sie sei statt jener mannhaften und göttlichen Musik eine entnervte und plaudernde ins Theater eingeführt worden. Dort, sagt Plutarch, herrschte die Tanzkunst, die sich fast die ganze Musik unterthan gemacht habe; und Quintilian meint, daß die weibische und unzüchtige Theatermusik nicht am wenigsten beigetragen hatte, den Rest von männlicher Kraft zu vernichten, den das damalige Geschlecht noch besaß. Dagegen heißt es bei einem griechischen Schriftsteller, die Verweichlichung und Verzärtelung des Gehörs, das in schmählicher Weise gestreichelt und gekitzelt sein wolle, sei als eine Krankheit anzusehn, und sie habe die Musik verdorben.

Kurz, die Klagen über den damaligen Verfall der Musik lauten denen sehr ähnlich, die in unserm Jahrhundert von den Vertretern einer ernstern musikalischen Richtung vielfach geäußert worden sind und noch geäußert werden. In der That waren die Erscheinungen hier und dort verwandter Natur. Schon vor mehr als 70 Jahren sprach es Thibaut in seiner „Reinheit der Tonkunst" aus, daß in der Musik „unvermerkt mit vollen Zügen genossen werde, was durch den Pinsel oder durch Worte dargestellt schon ehrenhalber zurückgestoßen werden müßte". „Wüßten viele unsrer tugendhaften Mädchen, was sie oft hören, oder selbst oft spielen oder singen müssen, so würden sie in Scham und Unmuth vergehn." Schon damals eiferte er gegen das „Nervenschwache, Wilde, Ungereimte und Gemeinverliebte" in der Musik, gegen das „krampfhafte, verzerrte, übertriebene, betrübende, rasende Unwesen, welches in den Menschen alles Schlechte hervorwühlt"; fragt, ob uns die Musik, deren Hälfte Unnatur und eine Mischung ungesunder Elemente ist, mehr schadet als nützt; sie könne sich am wenigsten rühmen, daß sie an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt habe. Noth thue es, durch Rückkehr zur Einfalt und Natürlichkeit den erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft zurückzugeben, und neu zu beleben, was am Aussterben sei „den reinen Sinn für Musik als Musik und den veredelten Sinn, der durch die Musik geläutert und gehoben, aber nicht in Gemeinheit und Unnatur hineingeführt und befestigt sein will." — Sehr denkbar ist übrigens, daß im Alterthum der Sitz der weichlichen Musik, deren Ueberhandnehmen damals so sehr beklagt wurde, Alexandria war, und die dortige Musik sich zu der ältern griechischen ähnlich verhielt wie die moderne italienische (und zum Theil französische) zu der deutschen des 18. Jahrhunderts.

Wenn aber die Römer die Kunst zum Werkzeuge des Sinnenkitzels

herabwürdigten, so muß man ihnen wenigstens den Ruhm lassen, daß sie ihre Ausbeutung zu diesem Zweck vortrefflich verstanden haben. Wie alle übrigen Künste, haben sie auch die Musik in viel weiterm Umfange zur Erhöhung des Lebensgenusses, zur Verschönerung der Existenz verwendet, als dies gegenwärtig geschieht oder geschehen kann. Denn nur durch das Institut der Sklaverei war jene massenhafte Verwendung der Kunst im Dienste des Luxus möglich; nur dadurch, daß die Künste, die wir als köstliches Product selten vereinter Factoren, als die höchste Blüthe unseres Geisteslebens zu betrachten gewohnt sind, damals von Sklaven auf Befehl der Herren und nach der Anweisung der Aufseher in Masse erlernt und geübt wurden. Unter den Sklavenheeren römischer Großen, die wenigstens zum Theil aus hochcultivierten Ländern stammten, konnten Begabte und Bildungsfähige niemals selten sein: und in der antiken Kunst konnte weit mehr durch Unterricht mitgetheilt und durch Erlernen angeeignet werden als in der modernen. So war es denn auch nicht schwer, aus den Hunderten oder Tausenden von Sklaven eines vornehmen Hauses (wie früher in Rußland aus noch zahlreichern Leibeignen) Kapellen von Sängern und Spielern aller Art zu bilden, und durch Ankauf neuer Künstler zu ergänzen, die übrigens auch durch Verkauf, Verschenkung und Vererbung aus einer Hand in die andre gingen (was ebenfalls in Rußland geschah, wie z. B. Potemkin dem Grafen Rasumowski ein Musikkorps von 50 Mann für 40000 Rubel abkaufte). Chrysogonus, der reiche Freigelassene Sullas, hatte unter seinen Sklaven so viele Musiker, daß die ganze Umgegend seines Hauses Tag und Nacht von dem Schall der Gesänge und des Flötenspiels erfüllt war. Bei kleinen Ausflügen zu nahegelegenen Orten begleiteten Sänger- und Musikerchöre die Herrschaft; die Villen, die von der vornehmen Welt besuchten Badeorte hallten vom Morgen bis zum Abend von Gesang und Spiel wieder. Mäcenas ließ sich durch sanft aus der Entfernung herübertönende Klänge von Symphonieen in Schlummer wiegen, Caligula unter dem Schall von Chören und Instrumenten auf Prachtgaleeren von den sanften Wellen des Golfs von Neapel schaukeln.

Vor Allem bei Tafel, wo man mit allen Sinnen zugleich genießen wollte, durfte Musik nicht fehlen; sie blieb hier bis in die letzte Zeit des Alterthums gewöhnlich, und gereichte nicht selten den Gästen zur Qual. Ihr fragt, sagt Martial, wie ein Gastmahl am besten einzurichten sei? Indem man den Chorgesang mit seiner Begleitung wegläßt. Wenn bei üppigen Festen große Chöre zu den Castagnettentänzen schöner Andalusierinnen sangen, bei den heitern Mahlzeiten eines gelehrten Kreises griechische Sänger und Sängerinnen Lieder von Sappho und Anakreon zur Cither vortrugen, so läßt doch auch der jüngere Plinius dem einzigen Gaste, den er zu einem einfachen Mahle ladet, die Wahl zwischen einer Vorlesung, einer Lustspielscene und Lautenspiel; und Martial, der im dritten Stock zur Miethe wohnte, verspricht einem Freunde, die äußerst frugale Kost, die er ihm vorsetzen werde, wenigstens durch das Spiel der kurzen Flöte zu würzen. In welchem Uebermaße musikalische

Genüsse vollends bei den Festen ungebildeter Emporkömmlinge geboten wurden, zeigt die (schwerlich karikierte) Schilderung des Gastmahls des Trimalchio bei Petron, die freilich aus einer Periode herrührt, in der wirkliche und affectierte Liebe zur Musik besonders verbreitet war. Hier erfolgt die ganze Bedienung der Tafel und der Gäste unter Gesang und Musik, selbst das Auftragen und Herumbieten der Speisen, das Abfegen und Abwischen der Tische u. s. w.: „man mußte glauben, nicht in einem Privathause, sondern im Theater zu sein".

Musik fand in Rom von jeher bei allen Cultushandlungen und Schauspielen statt. In der Kaiserzeit scheint es bei den Tempeln griechischer und orientalischer Gottheiten (wie z. B. der großen Mutter und des Attis) eigne Hymnensänger (hymnologi) gegeben zu haben; namentlich im Cult der Isis spielte die Musik eine große Rolle. Doch einen Unterschied zwischen heiliger und profaner Musik hat das Alterthum nicht gekannt („wenn es auch für gewisse feierliche Höhepunkte des Gottesdienstes einen besondern sacralen Stil gab"), und konnte ihn nicht kennen, da die Schauspiele einen Theil des Gottesdienstes ausmachten und dieser durchaus einen heiter festlichen Charakter hatte. Vielleicht ist es Mendelssohn in dem Chor des Paulus „Seid uns gnädig, hohe Götter" gelungen, den Eindruck antiker gottesdienstlicher Musik so weit annähernd wiederzugeben, als es überhaupt mit modernen Kunstmitteln möglich ist. War doch auch der katholische Gottesdienst bis zu der auf Veranlassung des Tridentiner Concils von Palestrina unternommenen Reform der Kirchenmusik von Gesang nach Vaudevillenmelodieen begleitet, daher auch die vor Madonnenbildern gesungenen Lauden gelegentlich nach der Weise von Carnevalsliedern gesungen, und man findet bemerkt, daß die Weise dieselbe ist wie bei Tänzen oder Strambotti, volksthümlichen Liederchen die unseren Gassenhauern am nächsten stehn. Auch im heutigen Italien ist ja ein wesentlicher Unterschied zwischen religiöser und weltlicher Musik bei dem alltäglichen Gottesdienst selbst in Rom kaum noch vorhanden, in Neapel gar nicht mehr.

Bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit der Schauspiele im Alterthum müssen die Theatermelodien eine sehr viel schnellere und weitere Verbreitung gefunden haben, als es gegenwärtig möglich ist: auf Straßen und Plätzen hörte man das Volk die Weisen singen, die es im Theater gelernt hatte. Es gab bereits in Ciceros Zeit auch Kenner genug, die beim ersten Ton eines Flötenritornells zu sagen wußten, ob das Stück aus der Antiope oder Andromache sei, worüber Cicero selbst staunte; und schon damals übte das größere Publicum eine scharfe Kritik gegen die Sänger und ließ Fehler nicht ungerügt. Am deutlichsten aber ergibt sich die Verbreitung musikalischen Interesses in jener Zeit daraus, daß schon concertartige Aufführungen ohne Unterstützung einer dramatischen Handlung stattfinden konnten, während noch im Jahre 167 v. Chr. das Publicum Roms so völlig roh gewesen war, daß die bedeutendsten griechischen Flötenspieler mit ihren Chören sein Interesse nicht anders erregen konnten, als indem sie eine Art Balgerei aufführten.

Doch ein Jahrhundert später war es schon etwas ganz Gewöhn-

liches, daß musikalische Virtuosen, die ihren Gesang auf der Cither selbst begleiteten (Citharöden), in Rom Beifall fanden. Sie traten in der prachtvollen pythischen Festtracht auf: in einem langen goldgestickten Talar und purpurnem, buntverziertem Mantel, einem goldenen, mit großen blitzenden Edelsteinen geschmückten Kranz auf dem Kopf, die kunstvoll gearbeitete, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Cither in der Hand. Neben den Citharöden ließen sich in der Kaiserzeit Künstler mit Vorträgen auf verschiedenen Instrumenten ohne Gesang hören, namentlich der Cither und deren verschiednen Abarten, der Flöte, der Orgel und andern; und außer dramatischen Sängern (Tragöden), deren oft in Maske und Kostüm vorgetragene Arien und Gesangsscenen schon auf der Grenze der dramatischen Aufführung standen, auch lyrische, die namentlich Hymnen auf die Götter gesungen haben werden, wie Nero bei den isthmischen Spielen einen Hymnus auf Poseidon und Amphitrite und ein kurzes Lied auf Melicertes und Leukothea vorgetragen haben soll. Ob Virtuosinnen und Sängerinnen, die in Alexandria das Publicum entzückten, in Rom öffentlich aufgetreten sind, ist unbekannt. Ein herculanensches Wandgemälde zeigt eine Concertscene, in der Mitte sitzt in gesticktem Talar ein Flötenbläser, der die Doppelflöte bläst und mit dem Scabillum den Takt tritt, rechts steht eine Citherspielerin, die mit der Linken in die Saiten greift, in der Rechten das Plectrum hält, links sitzt eine Sängerin mit einem Textblatt in der Hand, die auf den Augenblick wartet, wo sie einfallen soll: allerdings scheint hier eine öffentliche Aufführung dargestellt zu sein, doch ergibt sich aus dem Bilde nichts Gewisses über Zeit und Ort. Chöre theils allein, theils in Verbindung mit Einzelsängern sangen sehr häufig mit verschiedener, zum Theil (wie bemerkt) sehr reicher Instrumentalbegleitung. Daß symphonieartige Vorträge ohne Gesang bei öffentlichen Aufführungen stattfanden, etwa als Einleitungen zu Instrumentalsolos, ist zwar sehr glaublich, aber nicht bezeugt.

Regelmäßig gefeierte „griechische Wettkämpfe" musischer Künstler führte in Rom zuerst Nero ein, der selbst nicht bloß als Dichter, sondern auch als Sänger und Citharöde zu glänzen wünschte. Bei dem von ihm im Jahre 60 gestifteten periodischen „heiligen" Feste bildeten die musischen Wettkämpfe den Mittelpunkt. Auch sie fanden in conservativ römischen Kreisen Mißbilligung, obgleich sie nicht so viel Anstoß gaben als die Athletenkämpfe: die Gerechtigkeit, hieß es, würde nicht dadurch gewinnen und die Ritter ihr Richteramt nicht besser versehn, wenn sie weichlichen Gesang und schmelzende Töne mit Kennerschaft angehört hätten.

Ungleich höheres Ansehn als der Neronische gewann und behauptete der von Domitian im Jahre 86 gestiftete capitolinische Wettkampf. Für die dabei stattfindenden musikalischen Vorträge ließ Domitian von dem berühmten Architekten Apollodorus ein bedecktes Theater, das Odeum, auf dem Marsfelde erbauen, das 10000 oder 11000 Zuschauer faßte und noch im 4. Jahrhundert zu den schönsten Gebäuden Roms gerechnet ward. Hier bewarben sich bei dem in jedem vierten Sommer wieder-

kehrenden Feste neben Dichtern und Sängern auch Musiker um den Kranz von Eichenlaub, den der Kaiser, nach dem Ausspruche der Richter eigenhändig erteilte. Diese Ehre sowie die Seltenheit und Feierlichkeit des Festes und die aus den Großen Roms bestehende Zuhörerschaft gab diesen Wettkämpfen der Sänger und Virtuosen in der damaligen musikalischen Welt einen Werth und eine Wichtigkeit ohne gleichen. Hier den Preis erringen hieß in der That als der Erste in seiner Kunst anerkannt werden, nicht bloß in Rom sondern in der ganzen Welt. Aus weiter Ferne, aus Asien und Aegypten kamen Künstler, um sich an diesem Wettkampfe zu betheiligen, und noch jetzt sind mehrere Denkmäler vorhanden, deren Inschriften melden, daß dieser oder jener „ruhmreiche" Musiker auch den capitolinischen Kranz erworben habe. Namentlich erwähnt werden die Wettkämpfe im Gesang, der Citharödik, der pythischen (Solo-)Flöte und in dramatischen Vorträgen; die von Domitian eingeführten Bewerbungen um den Preis für das Spiel auf der Cither ohne Gesang und auf der Chorcither gingen bald wieder ein.

Die ausübenden Musiker werden natürlich hauptsächlich die Compositionen der anerkanntesten Meister vorgetragen haben, wie z. B. der Gesandte der Teier an die kretischen Städte, Menekles, in Knossos öfter Compositionen des Timotheus und des (etwa gleichzeitigen) Polyidus sowie der alten kretischen Dichter (z. B. Thaletas) „trefflich und wie es einem technisch gebildeten Manne geziemte" zur Cither vorgetragen hatte. Uebrigens waren die ausübenden Musiker im Alterthum nicht bloß viel häufiger als jetzt, vermuthlich in der Regel, zugleich Componisten, wie denn die Handhabung der so viel einfachern und dabei festern musikalischen Formen überhaupt für Musikverständige keine Schwierigkeit haben konnte: sondern sie waren auch nicht selten Dichter, wie es die so viel engere Verbindung von Poesie und Musik mit sich brachte. Die berühmtesten Virtuosen, wie der Sänger Tigellius, der am Hofe Augusts, die Citharöden Menecrates und Mesomedes, die an denen Neros und Hadrians lebten, glänzten durch den Vortrag selbstverfaßter oder doch selbstgesetzter Gesangsstücke: von den Gedichten des Mesomedes hat sich noch Einiges, zu dem Hymnus auf Nemesis und auf Helios auch die Musik erhalten.

Im Uebrigen hat das musikalische Virtuosenthum der römischen Kaiserzeit große Aehnlichkeit mit dem heutigen. Auf die Ausbildung durch einen bewährten Gesanglehrer (*φωνασκός*) wurde selbstverständlich der größte Werth gelegt, und daher zuweilen auch von Sängern in ihren Inschriften der Name Desjenigen, dessen Unterricht sie genossen hatten, ausdrücklich erwähnt; ein M. Aurelius Musäus war „der erste und einzige Gesanglehrer", dem für seine Leistungen im Unterricht in Elis und Delphi Statuen errichtet worden waren. Zu den langen und mühseligen Vorbereitungen, durch die man zur Meisterschaft gelangte, gehörte namentlich das Solfeggiren von den tiefsten zu den höchsten Tönen. Außerdem mußten Gesangskünstler eine streng geregelte, höchst zwangvolle Lebensweise führen, die zur Ausbildung und Stärkung der Stimme als nothwendig galt. Sie schonten ihre Kehle so viel als

möglich, setzten nach jeder Anstrengung den Gebrauch der Stimme eine Zeit lang aus und hielten, wenn sie laut sprechen mußten, ein Tuch vor den Mund. Sie beobachteten eine große Enthaltsamkeit, auch im Genusse von Speisen und Getränken, brauchten Purganzen und Einreibungen, hielten auf dem Rücken liegend Bleiplatten auf der Brust, füllten bestimmte Stunden mit Umhergehn aus, nahmen sich vor Sonne und Wind, vor Nebel und trockner Luft in Acht u. dgl. m. In der That mußte für Gesangsleistungen in sehr großen, zum Theil unbedeckten Räumen eine sehr viel größere Stärke und Dauerhaftigkeit der Stimme erworben werden, als heutige Sänger sie bedürfen. Und doch strengten Citharöden und Tragöden beim öffentlichen Auftreten die Stimme zuweilen so stark an, daß sie Gefäße sprengten.

Von der Zeit ab, wo sie ihre künstlerische Ausbildung vollendet hatten, befanden sich die Virtuosen fast immer auf Reisen, da eine dauernde Beschäftigung dieser Künstler an ein und demselben Ort im Alterthum, das nicht einmal stehende Theater kannte und wo alle Aufführungen nur bei besonderen Festen stattfanden, überhaupt nicht möglich war. Die berühmtern griechischen Virtuosen machten offenbar regelmäßig Rundreisen wenigstens durch Kleinasien, Griechenland und Italien und wurden oft in den Städten, wo sie enthusiastische Bewunderung gefunden hatten, mit Statuen, dem Bürgerrecht und andern Auszeichnungen geehrt. Die Honorare und Einnahmen bedeutender Künstler waren (auch durch die bei Festspielen zu gewinnenden Preise) sehr glänzend. Der sonst so karge Vespasian ließ bei den Spielen, die er zur Einweihung des von ihm wiederhergestellten Marcellustheaters gab, mehrere seit lange bewährte Musiker auftreten; von diesen belohnte er einen Tragöden mit 400 000, die Citharöden Terpnus und Diodorus mit 200 000, einige mit 100 000, keinen unter 40 000 Sesterzen, überdies wurde noch eine große Anzahl von goldnen Kränzen vertheilt. Auch der Musikunterricht in vornehmen Häusern war in Rom sehr einträglich und die Honorare der berühmten Sänger und Citharöden ein Gegenstand des Aergers und Neides für die Männer der Wissenschaft und Litteratur. Martial, der, seiner mühseligen und fruchtlosen Clientendienste müde, sich aus der Hauptstadt für einige Zeit nach Imola (Forum Cornelii) begab, meldet seinen Freunden von dort, er werde nicht eher wiederkehren, als bis er Citharöde geworden sei. Derselbe räth voll Bitterkeit einem Vater, seinem Sohne doch ja keine wissenschaftliche Bildung zu geben, ihn ja nicht Bücher von Cicero und Virgil in die Hände nehmen zu lassen, wolle er vollends Verse machen, so möge der Vater ihn enterben: solle er aber eine Kunst lernen, die Brod gebe, so möge er sich auf die Cither oder auf die Flöte legen.

Natürlich hatten die Virtuosen enthusiastische Verehrer und Verehrerinnen in Menge. Namentlich die Begeisterung der Frauen für Sänger und musikalische Virtuosen hat der Skandalsucht sowie der Satire und dem Spottgedicht viel Stoff gegeben. Reiche und vornehme Frauen besaßen Stäbchen, mit denen berühmte Citherspieler die Saiten geschlagen, drückten Küsse auf diese kostbaren Andenken, brachten Opfer

für den Erfolg der von ihnen bewunderten Künstler bei einer bevorstehenden Preisbewerbung, und man behauptete sogar, daß sie die Gunst derselben oft theuer erkauften. Auch in hohen Kreisen, selbst an mehreren Höfen waren Virtuosen geehrte und reich belohnte Gäste. Dem sehr berühmten Citharöden Anaxenor, den seine Vaterstadt Magnesia am Mäander durch ein Priesterthum und öffentlich aufgestellte Denkmäler ausgezeichnet hatte, übertrug der Triumvir Marc Anton die Steuererhebung von vier Städten und gab ihm eine Truppenabtheilung bei. Der Sänger und Flötenspieler Tigellius aus Sardinien, der schon zu Cäsars engerm geselligen Kreise gehört hatte, war auch an den Höfen Cleopatras und Augusts gern gesehn. Der dramatische Sänger (Tragöde) Apelles aus Askalon, ein viel vermögender Günstling Caligulas, fiel in Ungnade, weil er auf die Frage des Kaisers, ob er oder Jupiter ihm größer scheine, mit der Antwort zögerte. Caligula ließ ihn peitschen und lobte die Stimme des Schreienden, die noch im Schmerzgeheul höchst angenehm klinge. Den Citharöden Menecrates beschenkte Nero mit einem Palast und einem großen Besitzthume. Der oben erwähnte Componist und Dichter Mesomedes aus Kreta, ein Freigelassener und Liebling Hadrians, auf dessen schönen Antinous er ein Lobgedicht verfaßte, erhielt ein Gehalt, das Hadrians Nachfolger zu vermindern für gut fand.

So vielfache, lebhafte und schmeichelhafte Gunst und Theilnahme konnte nicht anders als Künstlerlaunen, Künstlereitelkeit und -hochmuth nähren und großziehn. Mit großem Behagen erzählt der Fabeldichter Phädrus, wie einer dieser aufgeblasenen Virtuosen sich kürzlich durch seine lächerliche Eitelkeit zum allgemeinen Gespött gemacht habe. Der Flötenspieler Princeps (d. i. Fürst), der den berühmten Pantomimentänzer Bathyllus (Freigelassenen des Mäcenas, und Erfinder der komischen Gattung des Pantomimus) zu begleiten pflegte, erlitt bei einem Scenenwechsel (durch Unvorsichtigkeit oder Einsturz einer Coulisse) einen Beinbruch. Sein Krankenlager dauerte mehrere Monate, und das kunstsinnige Publicum vermißte sein Spiel. Als er nothdürftig wieder gehn konnte, bewog ihn ein vornehmer Mann, der ein Schauspiel veranstaltete, darin aufzutreten. Der Vorhang fiel, der Donner rollte ab, die Götter sprachen (es scheint ein allegorisches Festspiel gewesen zu sein) nach üblicher Weise; hierauf stimmte der Chor ein dem Virtuosen noch unbekanntes Lied an, dessen Text war: „Laut juble, Rom, denn wohlbehalten ist dein Fürst!" Das Publicum erhob sich und klatschte; Princeps, der diesen Beifall auf sich bezog, warf Kußhände, die Ritter bemerkten seine thörichte Einbildung und verlangten mit lautem Gelächter das Stück da capo. Es wird wiederholt, Princeps verbeugt sich auf der Bühne bis zur Erde, die Ritter klatschen um ihn zu verhöhnen. Das übrige Publicum glaubt anfangs, er bewerbe sich um den Kranz. Als man über seine wirkliche Meinung im Theater ins Klare kam, wurde der freche Mensch, der die Ehre des göttlichen (d. i. kaiserlichen) Hauses auf sich bezogen hatte, „sammt den schönen weißen Binden, mit denen sein Bein verbunden war, den weißen Tuniken und weißen Schuhen" unter allgemeiner Entrüstung hinausgeworfen.

Die Launenhaftigkeit sah schon Horaz als eine nie fehlende Eigenschaft der Virtuosen an. Alle Sänger, sagt er, haben den Fehler, unter Freunden sich durch keine Bitten zum Singen bewegen zu lassen, dagegen, wenn sie nicht aufgefordert sind, gar nicht aufzuhören. Er hat namentlich jenen Tigellius aus Sardinien (der durch seine anspruchsvolle Empfindlichkeit im Jahre 45 Ciceros Verdruß erregt hatte) wie einen Typus der Unbeständigkeit und Launenhaftigkeit geschildert. Selbst August, der befehlen konnte, bat ihn öfter vergebens zu singen, und scheint die Ungezogenheit des schon von Cäsar verwöhnten Künstlers mit Nachsicht ertragen zu haben. Fiel es diesem dagegen ein sich hören zu lassen, so sang er sein „Io Bacchus" vom ersten bis zum letzten Gange der Mahlzeit in allen Tönen. In nichts blieb er sich gleich. Bald lief er wie auf der Flucht, bald schritt er wie in einer Procession einher. Bald hatte er zweihundert Sklaven, bald nur zehn. Bald redete er im höchsten Grade großsprecherisch, bald wünschte er weiter nichts als einen dreifüßigen Tisch, ein Salzfaß und eine grobe Toga um sich warm zu halten. Erhielt er dann eine Million zum Geschenk, so war in fünf Tagen nichts mehr in seiner Kasse. Mit vollen Händen streute er den leicht erworbenen Reichthum aus, und versammelte durch seine Freigebigkeit um sich einen Hofstaat von Quacksalbern, Bettlern, Tänzerinnen, Gassenmusikantinnen und Spaßmachern. Die Nächte wachte er bis zum frühen Morgen und verschlief den Tag.

Der Neid und die Eifersucht der Künstler gegeneinander wurde ganz besonders durch die musikalischen Wettkämpfe, in denen sie um den Preis rangen, rege gehalten. Nebenbuhler beobachteten sich hier gegenseitig und bemühten sich einander zu gewinnen, während sie sich insgeheim verlästerten, auch kam es zu öffentlichen Schmähungen. Gefährliche Mitbewerber suchte man durch Bestechung zu beseitigen oder unschädlich zu machen. Den Preisrichtern und dem Publikum gegenüber wurde die größte Ehrerbietung zur Schau getragen. Nero, der die für das öffentliche Auftreten der Citharöden üblichen Vorschriften mit ängstlicher Genauigkeit beobachtete (so daß er z. B. ermüdet sich nicht niedersetzte, nicht ausspuckte, den Schweiß der Stirn nur mit der Hand oder dem Gewande abtrocknete), redete das Volk mit den Worten an: „Meine Herren, schenkt mir geneigtes Gehör!" Am Schlusse des Vortrags empfahl man sich aufs neue, mit Knie und Hand der Versammlung huldigend, der Gunst der Zuhörer und erwartete mit erheuchelter oder wirklicher Bangigkeit den Urtheilsspruch.

Auch die berühmtesten Virtuosen betraten nicht leicht die Bühne, ohne vorher für einen bezahlten Beifall gesorgt zu haben. Wenn irgend wo, so war dies (auch abgesehen von der Rücksicht um die Preisbewerbung) bei Künstlern zu entschuldigen, die vor Tausenden von Zuhörern aus den untersten Klassen sich hören lassen mußten, welche mit Aeußerungen ihres Mißfallens keineswegs sparsam waren; wie denn Citharöden oft genug das Schicksal hatten im Pompejustheater ausgezischt zu werden, und daher nicht ohne Grund beim Auftreten zitterten. Offenbar war die Zahl Derer in Rom, die kein anderes Gewerbe hatten als „einem

Canus, einem Glaphyrus Beifall zu klatschen" nicht klein, und das Gewerbe galt für einträglich.

Eine so lebhafte Empfänglichkeit, wie sie in Rom für Musik verbreitet war, mußte nothwendiger Weise auch zum ausübenden Dilettantismus führen. Allerdings hatte sich das römische Vorurtheil lange dagegen gesträubt, dem für den Freigebornen, vollends für den Mann vom Stande nicht bloß die gewerbsmäßige Fertigkeit in Gesang und Spiel als unanständig galt, sondern auch die spielende Beschäftigung mit solchen Künsten. Doch hatte schon längst in Folge des steigenden Einflusses griechischer Cultur und griechischer Sitten die alte Strenge auch in diesem Punkt einer immer weiter ausgedehnten Toleranz Platz gemacht. Schon in der Zeit der Gracchen gab es zu Rom Tanz- und Singschulen, die von Knaben und Mädchen aus guten, selbst adligen Familien besucht wurden, freilich zum tiefsten Unmuth des jüngeren Scipio. Doch bald beurtheilte man wenigstens die Erwerbung und Uebung der Fertigkeit im Gesange milder. Cicero läßt in einem ins Jahr 91 verlegten Gespräch einen der ersten Männer des damaligen Rom, den Redner L. Licinius Crassus (Consul 95, Censor 92), ohne alle Mißbilligung erwähnen, daß sein Freund, der Ritter Numerius Furius, ein Familienvater, gelegentlich noch als Dilettant die Kunst des Gesanges übe, die er als Knabe erlernt habe. Wenn freilich ein Mann von Sullas Stellung nicht bloß Schauspieler in seinen Umgang zog, sondern auch das Lob nicht verschmähte selbst ein sehr guter Sänger zu sein: so gab dies sicherlich großen Anstoß, da noch Cornelius Nepos unter den Verschiedenheiten griechischer und römischer Sitten und Anschauungen hervorhebt, daß nach römischer Ansicht Ausübung der Musik einem Manne von hervorragender Stellung nicht zieme. Die stutzerhafte verdorbene Jugend, die zu Catilinas Anhang gehörte, verstand sich nach Cicero auf Liebeshändel, auf Gesang, Saitenspiel und Tanz. Und so wurde Dilettantismus in der Musik ohne Zweifel damals von Vielen unter allen Umständen gemißbilligt; eine theoretische Beschäftigung mit der Kunst kann aber in dieser Zeit schon nicht mehr selten gewesen sein, da bereits Varro sie in den Kreis der Wissenschaften aufnahm, auf denen die allseitige Bildung beruhte. Seit dem Anfange der Monarchie dürfte die Theorie der Musik nicht bloß ganz allgemein zu den Gegenständen des höhern Unterrichts gerechnet worden, sondern auch die Ausbildung der Knaben in Gesang und Saitenspiel sehr gewöhnlich gewesen sein: Columella nennt Schulen der Musiker neben denen der Rhetoren und Mathematiker. Von einem encyklopädischen, die sieben freien Künste im Anschluß an Varro umfassenden Werke des Augustinus ist der Abschnitt über die Musik (welcher von Rhythmik und Metrik handelt) noch erhalten. Titus, der, am Hofe des Claudius gemeinsam mit dessen Sohne Britannicus erzogen, „in denselben Wissenschaften und von denselben Lehrern unterrichtet wurde", machte in allen Fächern schnelle Fortschritte, nicht bloß in der Beredsamkeit und Poesie beider Sprachen, „auch der Musik war er nicht unkundig, er sang und spielte auf der Cither angenehm und geschickt". Britannicus (geb. den 13. Februar 41), der

Neros Eifersucht durch seine bessere Stimme erregt hatte, war ebenfalls musikalisch gebildet. An dem Saturnalienfest im December 54 war Nero in der Gesellschaft der Altersgenossen durchs Loos zum Könige gewählt worden; er gab dem noch nicht 14jährigen Prinzen auf vorzutreten und einen Gesang vorzutragen, in der Hoffnung er werde sich lächerlich machen. Aber Britannicus sang ohne Befangenheit ein Gedicht, das deutliche Anspielungen auf den an seinem Thronrechte verübten Raub enthielt. Die allgemeine Rührung, die der Gesang erregte, schärfte Neros Haß und gab den unmittelbaren und nächsten Anlaß zu der scheußlichen Ermordung des hoffnungsvollen Knaben im nächsten Jahre. Daß Nero schon als Knabe wie in den übrigen Fächern so auch in der Musik Unterricht erhalten hatte, sagt Sueton ausdrücklich, und Seneca rühmte schon im Jahre 54, daß er dem Apoll an Gesang und Stimme nicht nachstehe. Unter den Lehrern Marc Aurels wird Andron als derjenige genannt, der ihn in der Musik und zugleich in der Mathematik unterrichtete. Von Commodus sagt sein Biograph, daß ihm der Unterricht der besten wissenschaftlichen Lehrer nichts nützte, daß er dagegen von Kindheit auf Fertigkeit in Dingen bewies, die zur kaiserlichen Würde nicht passen, als im Formen von Bechern, Tanzen und Singen.

Bei den Mädchen wurde natürlich von jeher noch mehr Werth auf die Ausbildung in der Musik gelegt, als bei den Knaben. Berühmte Musiker wie Demetrius und Tigellius brachten schon in der Zeit des Horaz einen großen Theil ihrer Tage neben den Lehnsesseln ihrer Schülerinnen zu. Auch diese lernten nicht bloß singen, sondern ebenfalls die Cither und andere Saiteninstrumente spielen, und scheinen sehr häufig die Fertigkeit erworben zu haben, Texte von Dichtern nach selbst gesetzten Melodien vorzutragen und zu begleiten. Chöre von Knaben und Mädchen, auch von Frauen, aus guten Familien dürften bei religiösen Festlichkeiten nicht selten gesungen haben. Catull hat für einen solchen Doppelchor einen Lobgesang auf Diana gedichtet. An den Säcularspielen wurde das Festlied von dreimal neun Knaben und ebenso viel Mädchen, deren Eltern noch am Leben waren, gesungen, sowohl im Tempel des Apoll auf dem Palatin als auf dem Capitol oder während der zwischen beiden Stellen hin und zurückgehenden Procession. Bei Augusts Bestattung sangen Kinder beiderlei Geschlechts aus den vornehmsten Familien die Todtenklage; bei der der Apotheose der Kaiser vorausgehenden Todtenfeier sang nach Herodians Beschreibung auf dem Forum an der Bahre ein Chor edler Knaben und ein Chor edler Frauen Lobgesänge auf den Verstorbenen, die in klagenden und feierlichen Weisen gesetzt waren. Bei der Einweihung des Tempels des August durch Caligula im Jahr 37 sangen Knaben und Mädchen aus den edelsten Familien, deren Eltern noch am Leben waren, einen Lobgesang. Es gab aber auch Veranlassungen, bei denen es für Männer von Stande unbedenklich, ja geboten war öffentlich zu singen. Ein so ernster und strenger Mann wie Thrasea Pätus hatte bei einem uralten, feierlichen, nur in Zwischenräumen von dreißig Jahren wieder-

kehrenden Schauspiel in seiner Vaterstadt Patavium eine Tragödienscene und zwar im Kostüm gesungen.

Auch der Dilettantismus der Frauen und Mädchen in der Musik war in der ältern Zeit von Strengern wenigstens nur bis zu einem gewissen Grade gebilligt worden; noch Sallust stellt sich auf diesen Standpunkt, wo er von der mit Catilina vertrauten Sempronia sagt, sie habe mit mehr Kunst gesungen als für eine rechtschaffene Frau erforderlich sei. Doch später verstummte nicht bloß allem Anschein nach jeder derartige Tadel ganz, sondern Fertigkeit in der Musik wurde auch allgemein zu den wesentlichen Erfordernissen weiblicher Bildung gerechnet. Statius zählt unter die Vorzüge, durch welche seine Stieftochter verdiente einen Mann zu finden, daß sie die Lyra zu schlagen und seine Gedichte nach eigenen Melodien zu singen verstand; der jüngere Plinius rühmt dasselbe von seiner dritten Frau. Lucian preist in überschwänglicher Weise den Gesang und das Saitenspiel der Geliebten des Lucius Verus, der schönen Smyrnäerin Panthea. Er vergleicht sie mit den Musen und den Sirenen; dieser Stimme gegenüber muß die Nachtigall verstummen, es ist ein Gesang wie man ihn eben aus einem so schönen Munde zu hören erwarten kann. Am vollendetsten ist ihr Gesang zur Cither: die streng richtige Durchführung der Melodie (ἁρμονία), so daß der Text durchaus festgehalten wird, und der Gesang im wohlgemessenen Wechsel von Hebung und Senkung fortgeht; daß die Cither dazu stimmt, das Plectrum mit der Kehle gleiches Zeitmaß hält, die Beweglichkeit der Finger, der Wohllaut der Modulation — alles dieses vermöchten selbst Orpheus und Amphion nicht zu erreichen.

Aber auch gegen den musikalischen Dilettantismus der Männer scheint sich schon in Augusts Zeiten nur noch vereinzelter Widerspruch erhoben zu haben. In der That ist der einzige Schriftsteller, der sich nach dem Untergange der Republick mißbilligend dagegen äußert, der ältere Seneca, ein starrer Anhänger der alten Einfachheit und Sittenstrenge. Er klagt, daß die edlen Studien darniederliegen, und Interessen, die noch schlimmer sind als der Müßiggang, sich der Geister bemächtigt haben, daß die unanständigen Beschäftigungen mit Gesang und Tanz die weibisch gewordene Jugend in Anspruch nehmen. Der Tadel des jüngeren Seneca (in einer unter Claudius verfaßten Schrift) ist nur gegen die Uebertreibung dieses Dilettantismus gerichtet. Die leidenschaftlichen Musikliebhaber verbrachten nach seiner Schilderung den ganzen Tag mit Hören, Singen und Componieren von Arien, quälten ihre Stimmen durch künstliche Modulationen zu einem andern als ihrem natürlichen Klange, ihre Finger schlugen fortwährend den Takt zu einem Stücke, das sie im Kopfe hatten, und auch bei ernsten, ja traurigen Veranlassungen konnten sie sich nicht enthalten eine Melodie zu summen. Aehnlich schildert bereits Manilius den Musikfreund, der beim Gelage den Genuß des Weins durch süßen Gesang erhöht, auch unter Arbeit und Geschäften mit verstohlenem Gemurmel Lieder singt, und wenn er allein ist, sich stets durch Gesang unterhält.

Die große Verbreitung des musikalischen Dilettantismus der Männer

in Rom seit dem Anfange der Kaiserzeit bestätigen auch zahlreiche andere Aeußerungen und Angaben. Durch eine schöne Stimme konnte man hoffen den Frauen zu gefallen, als fertiger Sänger Zutritt in gute Gesellschaft zu erhalten: überhaupt wurde musikalisches Talent wie es scheint besonders wegen seines Werthes für die Geselligkeit geschätzt. Der Trimalchio Petrons fordert einen seiner Gäste, der sonst für einen guten Sänger gegolten hatte, auf etwas zum besten zu geben; dieser bedauert nicht mehr singen zu können, in seiner Jugend freilich habe er sich „fast die Schwindsucht an den Hals gesungen". Trimalchio selbst „mißhandelt" die Arien des in Neros Zeit berühmten Citharöden und Componisten Menekrates. Der allseitige Dilettant bei Martial, der alles hübsch, aber nichts gut macht, singt auch hübsch und spielt hübsch die Lyra.

Auch in hohen Kreisen scheint dieser Dilettantismus sehr verbreitet gewesen zu sein. C. Calpurnius Piso, das Haupt der Verschwörung gegen Nero im Jahre 65, spielte (nach der Versicherung eines zu seinem Preise verfaßten Gedichts) die Lyra so vortrefflich, daß man glauben konnte, Apollo selbst habe ihn unterrichtet: und er hatte sich in einer Zeit des Friedens der Beschäftigung mit dieser Kunst nicht zu schämen; hatte doch auch Achill die Saiten mit derselben Hand gerührt, mit der er die schreckliche Lanze gegen die Feinde schleuderte. Die Zahl der Kaiser, von denen berichtet wird, daß sie ausübende Dilettanten der Vocal- oder Instrumentalmusik waren, ist verhältnißmäßig auffallend groß Hadrian that sich auf seine Fertigkeit im Gesang und Citherspiel etwas zu Gut. Fronto, der seine Ermahnung an Marc Aurel, die Muße des Aufenthalts in Alsium zu genießen, mit den Beispielen früherer Kaiser unterstützt, sagt von Hadrian, auch er habe neben seinen Regierungssorgen zu andern Dingen Zeit gehabt; er sei ein Freund trefflicher Mahlzeiten, und der Beschäftigung „mit Compositionen und Flötenbläsern" ergeben gewesen. Caracalla übte gleichfalls Citharödik und errichtete dem berühmten Citharöden Mesomedes, der an den Höfen des Hadrian und Antoninus Pius geglänzt hatte, ein Denkmal. Elagabal sang, auch mit Flötenbegleitung (d. h. dramatische Scenen), blies die Tuba und spielte die Pandura (ein Saiteninstrument) und die Orgel. Alexander Severus liebte gleichfalls Musik und spielte die Lyra, Flöte und Orgel, „auch die Tuba, auf der er sich jedoch als Kaiser nicht hören ließ". Man sieht, daß die Cither, wenn auch ohne Zweifel das gewöhnliche, doch keineswegs das einzige Instrument der Dilettanten war. Nero hatte gelobt, wenn es ihm gelingen sollte, der gegen ihn ausgebrochenen Empörung Herr zu werden, bei den Spielen zur Feier des Sieges sich auf der Wasserorgel, Sackpfeife und Chorflöte hören zu lassen; die in der Zeit der dringendsten Gefahr berufenen Großen führte er nach einer eilig abgemachten Berathung den ganzen übrigen Tag unter neu erfundenen Wasserorgeln umher, die er ihnen erklärte, wobei er die Schwierigkeiten der einzelnen Instrumente auseinandersetzte. L. Norbanus Flaccus war ein eifriger Tubabläser, und übte sich fleißig auf seinem Instrument, selbst am Morgen des Tages, an dem er das Consulat

antrat (1. Januar 19 n. Chr.): von der vor seinem Palast zur Aufwartung versammelten Menge ward es als ein böses Omen aufgefaßt, daß man den Consul ein Kriegssignal blasen hörte. Daß das Beispiel der Kaiser beitrug, diesen Dilettantismus namentlich in hohen Kreisen zu verbreiten, ist selbstverständlich.

Nach der Art, wie alle diese Fälle mitgetheilt werden, ist unzweifelhaft, daß in Neros musikalischem Treiben es weder die Liebhaberei für diese Kunst, noch deren dilettantische Ausübung sein konnte, was in den Augen der Mitwelt als unwürdig und schmachvoll erschien: sondern gerade daß er kein Dilettant, daß er ein Künstler von Fach sein wollte, daß und wie er seine Leistungen dem öffentlichen Urtheile preisgab. Die Ueberzeugung, er sei zum Künstler geboren, beherrschte ihn mit der Stärke einer fixen Idee sein ganzes Leben hindurch; und mit den immer wiederholten Worten: welch ein Künstler geht in mir verloren! ist er ja auch gestorben. Durch welches Uebermaß von Aeußerungen enthusiastischer Bewunderung er in dieser Ueberzeugung bestärkt wurde, kann man sich vorstellen. Selbst sein Lehrer Seneca nennt ihn in einem bei seiner Thronbesteigung verfaßten Gedicht dem Apollo „gleich in der Kunst des Gesanges und in der Stimme Gewalt". Ein anderer Dichter vergleicht ihn als Citharöden nicht bloß mit dem seinen Sieg über den Drachen besingenden Apollo, sondern auch mit der das Heptachord der Weltzonen spannenden Gottheit: „gibt es Himmelsgötter, so reden sie mit einer solchen Stimme". Als die Empörung gegen ihn ausbrach, soll ihn nichts so sehr in Aufregung versetzt haben, als daß er in einer Proclamation des Vindex ein schlechter Citharöde genannt worden war. Die Falschheit dieses Vorwurfs, durch den ihm die Kenntniß einer mit vollendeter Meisterschaft geübten Kunst abgesprochen werde, betrachtete er als den besten Beweis für die Falschheit der übrigen Anklagen und fragte fortwährend seine Höflinge, ob sie einen bessern kennten. Ihm war schon früh von Astrologen geweissagt worden, er werde abgesetzt werden, worauf er die (in Rom allgemein verbreitete) Antwort gab: die liebe Kunst wird mir dann durchhelfen. Kaum war er Kaiser geworden, so berief er den damals berühmtesten Citharöden Terpnus, ließ sich Tag für Tag nach der Tafel bis tief in die Nacht vorsingen und vorspielen, und suchte durch unablässige Uebungen und Studien und die strengste Beobachtung aller diätetischen Vorschriften seine dumpfe und schwache Stimme auszubilden. Zuerst trat er im Jahre 59 (dem fünften seiner Regierung, dem zweiundzwanzigsten seines Alters) in seinem Garten und Palast am rechten Tiberufer, dann im Jahr 64 in der „griechischen Stadt" Neapel, und erst im Jahre 65 in Rom ganz öffentlich bei dem von ihm gestifteten Wettkampf als Citharöde im Pompejustheater auf; gegen das Ende des Jahres 66 unternahm er seine Kunstreise durch Griechenland, von welcher er wahrscheinlich gegen Ende des folgenden zurückkehrte. Neben den citharödischen waren es vorzugsweise die halbdramatischen Vorträge von Soloscenen aus Tragödien, in denen er sich zeigte, und zwar in diesen letztern in Kostüm und Maske. Wahrscheinlich war er, wie die Citharöden wol gewöhnlich,

auch selbst Componist. Für den Beifall bei seinem Auftreten war stets durch ein ganzes Heer wohlgeschulter und -organisierter Beifallrufer und Klatscher gesorgt. Wie so oft in der Geschichte dieser Zeit mischte sich auch hier in das Lächerliche das Gräßliche. Spione lauerten überall, und wehe Dem, der nicht genug geklatscht oder vor Beendigung des kaiserlichen Gesanges sich fortgeschlichen hatte, oder eingeschlafen war; oder der, wenn Katarrhe in Rom grassierten, unterlassen hatte, für die „himmlische" (d. i. kaiserliche) Stimme Opfer und Gelübde darzubringen.

Von den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts bis gegen Ende des 4. sind die Nachrichten über Culturzustände äußerst spärlich. Aus den letzten Zeiten des Alterthums erfahren wir über die Musik wenigstens, daß Liebe für sie in der heidnischen wie christlichen Gesellschaft sehr verbreitet war. Der Astronom Firmicus Maternus erwähnt „öffentliche Musiker, die vom Volke geehrt werden", und „Chormusiker", spricht wiederholt von Componisten und außerdem von Erfindern von Melodien für die Bühne. Ammianus Marcellinus sagt, daß die Paläste Roms, die einst durch die Pflege der Wissenschaften berühmt waren, nun von der Kurzweil schlaffen Müssiggangs erfüllt seien, von Gesang und Saitenspiel widerhallen. Statt des Philosophen gehe der Sänger, statt der Lehrer der Beredsamkeit die der Musik ein und aus, und man sehe musikalische Instrumente aller Art, während die Bibliotheken gleich Grüften geschlossen seien. Und in Constantinopel richtete Johannes Chrysostomus von der Kanzel an seine Gemeinde die Frage: wer von euch könnte einen Psalm oder ein anderes Stück aus der heiligen Schrift hersagen, wenn er dazu aufgefordert würde? Wenn man aber nach diabolischen Arien, nach buhlerischen unzüchtigen Gesängen fragen wollte, dann würde man gar Viele finden, die alles aufs genaueste wissen, und mit großer Lust vortragen würden. Daß nicht bloß von christlichem Standpunkt aus diese Verdammung der Musik gerechtfertigt war, daß sie in der That nur noch frivolen Sinnengenuß, und namentlich die Theatermusik bei der unumschränkten Herrschaft des Pantomimus auf der Bühne nichts als gemeinen Ohrenkitzel bezweckte, läßt der allgemeine Verfall der antiken Cultur in jenen Zeiten voraussetzen.

Je mehr die Musik ihren Ernst und ihre Würde eingebüßt hatte, desto bedenklicher mußte ihre Anwendung für den christlichen Gottesdienst erscheinen, in dem der Kirchengesang doch von Anfang an ein wesentliches Element gewesen war; mindestens wurde die Gefahr seiner Verweltlichung mit Grund befürchtet. Hieronymus warnt Die, deren Amt es ist in der Kirche zu singen: man müsse Gott nicht mit der Stimme sondern mit dem Herzen singen, nicht nach Art der Tragöden Hals und Kehle mit Süßigkeiten schmeidigen, damit in der Kirche theatralische Melodieen und Arien gehört würden. Aus demselben Grunde nahmen Manche an dem Gesange der Frauen in der Kirche Anstoß. Für die Meisten, sagt Isidorus von Pelusium, wird auch

dies ein Anlaß zur Sünde, da sie, statt sich durch die göttlichen Psalmen zerknirscht zu fühlen, in der Süßigkeit der Melodie einen Anreiz zur Leidenschaft finden, und sie nicht höher achten als die Theatergesänge. Wolle man gottgefällig handeln, so müsse man den Weibern, welche die göttliche Gabe so mißbrauchen, das Singen in der Kirche und den Aufenthalt in der Stadt verbieten. Cyrillus, Bischof von Jerusalem († 386), hatte den Gesang der Frauen überhaupt nicht dulden wollen, weil ihnen der Apostel Paulus in der Gemeinde Schweigen auferlege. Den Asceten erschien das Wohlgefallen an der Musik geradezu als unerlaubte fleischliche Lust. Auch Augustinus, der für musikalische Eindrücke sehr empfänglich war und oft bei den Hymnen des Ambrosius Thränen vergoß, fand es gerade darum bedenklich, sich diesen Empfindungen hinzugeben, und fürchtete, der Inhalt der Lieder möchte nur wegen der schmeichelnden Töne bei ihm Eingang finden: in solchen Augenblicken wünschte er allen anmuthigen Gesang aus der Kirche fort, und wollte die Psalmen, wie Athanasius es in Alexandria eingeführt hatte, mehr hersagen als singen lassen.

Der eifrigste Beförderer des Kirchengesanges in der abendländischen Kirche (wie Basilius in der morgenländischen) war Ambrosius. Freilich sollten Christen nicht „die todbringenden Gesänge theatralischer Coloraturen (chromata) ergötzen, die das Herz für die sinnliche Liebe empfänglich machen"; desto höher schätzte er den Werth des wahrhaft erbauenden Kirchengesanges. „Was ist lieblicher, sagt er, als ein Psalm! Es ist das Lob Gottes und ein wohllautendes Bekenntniß des Glaubens. Der Apostel befiehlt zwar, daß die Weiber in der Kirche schweigen sollen, aber die Psalmen singen sie sehr gut. Zum Psalmensingen ist jedes Alter, jedes Geschlecht geschickt. Die Greise legen beim Singen desselben die Strenge des Alters ab, die jüngern Männer singen ihn ohne den Vorwurf der Ueppigkeit, die Jünglinge ohne Gefahr für ihr empfängliches Alter und ohne Versuchung zur Wollust, die zarten Mädchen ohne Einbuße an frauenhafter Schamhaftigkeit, die Jungfrauen und Frauen lassen ohne Ausgleiten der Sittsamkeit in ernster Würde das Loblied Gottes mit der Lieblichkeit ihrer tonreichen Stimmen melodisch erschallen. Und was hat man für Mühe, das Volk in der Kirche zum Schweigen zu bringen, wenn bloß vorgelesen wird. Sobald aber der Psalm ertönt, wird gleich alles still."

Doch jede Erinnerung an den heidnischen Ursprung und Charakter der Musik schwand allmählich, je mehr sich in die alten Formen ein neuer Inhalt ergoß: und weil sie sich zur Anfnahme dieses Inhalts vollkommen geeignet erwiesen, haben die von altgriechischem Kunstgefühl geschaffenen Formen der Musik sogar theilweise unveränderter fortbestanden als die irgend einer andern Kunst. Das in ununterbrochener Tradition fortgepflanzte System der sechs oder sieben griechischen Tonarten blieb auch in der christlichen Zeit die Grundlage der musikalischen Composition, „ganz wie der Recitativstil der spätantiken Sacralmusik, mit seiner Abhängigkeit vom Sprachton im altchristlichen Melos, vor

allem (wie schon Helmholtz gelehrt hat) in den liturgischen Recitationen der katholischen Kirche weiter lebte und noch weiter lebt, freilich unter Zersprengung der engen und festen rhythmischen Formen". Erst die Meister des vorigen Jahrhunderts haben dem auf zwei Tonarten basierten Musiksystem zum Siege verholfen, und im Zusammenhange damit einer zugleich einfachen und reichen Harmonik (im modernen Sinne) die herrschende Stellung erobert.

So ergiebt sich denn, sagt Westphal, für die Geschichte der Künste die höchst eigenthümliche Erscheinung, daß gerade diejenige Kunst, welche eine vom antiken Geist am meisten abweichende Richtung eingeschlagen hat, sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung unmittelbar aus dem Alterthum in continuierlicher Tradition auf uns verpflanzt hat, während die antiken Kunstnormen der Plastik, Poesie, Architektur, die auch für uns noch immer eine bindende Geltung haben, erst in verhältnißmäßig später Zeit gleichsam wieder neu entdeckt werden mußten.

IV.

Die ſchöne Litteratur.

Poeſie und Kunſt der Proſa.

Die folgende Betrachtung wird versuchen zu zeigen, daß die Bedeutung der Poesie für die Gesammtbildung im spätern römischen Alterthum eine wesentlich andre, und zwar umfassendere und tiefer greifende war als gegenwärtig. Zu diesem Zweck ist das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie, die dieser gestellten Aufgaben, die durch beides bedingte Stellung der Dichter, endlich die Ablösung der Poesie durch die Kunst der Prosa ins Auge zu fassen.

Das Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie war zum großen Theil durch den Jugendunterricht bestimmt, und hier wurden ganz andre Zwecke verfolgt und auf ganz andern Wegen als gegenwärtig. Wenn der heutige Jugendunterricht eine erste Orientierung auf den wichtigsten Gebieten menschlichen Wissens, ein möglichst vielseitiges Verständniß der mannichfachen wissenschaftlichen Arbeit und die Fähigkeit sich an ihr zu betheiligen bezweckt, so war er im Alterthum schon darum sehr viel einfacher, weil die jetzt auf den Schulen gelehrten Wissenschaften theils gar nicht oder nur in ihren ersten Anfängen existierten, theils nicht als zur allgemeinen Bildung gehörig betrachtet wurden. Nicht zu einer möglichst großen Empfänglichkeit, sondern zur eignen Gestaltungsfähigkeit sollte der jugendliche Geist gebildet werden. Das Hauptziel des Unterrichts war die Gewinnung nicht eines umfangreichen Wissens, sondern eines virtuosen Könnens: einer möglichst vollkommenen Herrschaft über den sprachlichen Ausdruck, die Erwerbung der Kunst, das Wort zur klaren und überzeugenden Entwicklung der Gedanken, zum angemessenen und geschmackvollen, wenn möglich reichen, schönen und hinreißenden Ausdruck zu gebrauchen.

Für die Zeit der Republik, wo die Rede mit weit größerem Recht als heute das Wissen „eine Macht" heißen konnte, wo, wie Tacitus sagt, „Niemand ohne Beredsamkeit zu großer Macht gelangte", bedarf dies keiner Erläuterung. Aber wenn auch mit dem Untergange der Republik die politische Beredsamkeit verstummte, so war doch durch die lebhafte Empfänglichkeit der Südländer für das lebendige Wort und durch die ganzen Lebensgewohnheiten des Alterthums ein gewisser Grad von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für alle Verhältnisse mit Nothwendigkeit bedingt, und auch in der Monarchie stand Schrift und Rede in Bezug auf Wichtigkeit und Einfluß zu einander im umgekehrten Verhältniß wie in der heutigen Welt. Durch die Macht der Rede, sagt Diodor, haben die Hellenen vor den Barbaren, die Gebildeten vor den Ungebildeten den Vorrang; durch sie allein kann ein Einzelner der Masse überlegen sein. Von der Beredsamkeit, sagt der ältere Seneca,

ist der Uebergang zu allen Kenntnissen und Fertigkeiten leicht, sie rüstet auch Diejenigen aus, die sie nicht für sich selbst erzieht.

Nicht bloß für den Advocaten und Lehrer, auch für den höhern Officier oder Beamten, für den Senator oder Staatsmann, überhaupt für Jeden, der nach einer hervorragenden Lebensstellung strebte, war Beredsamkeit unentbehrlich. Der beste Maßstab für den Werth, den auch die Monarchie auf die Redekunst legte, der beste Beweis dafür, daß sie auch jetzt als das wichtigste Moment der allgemeinen Bildung galt, liegt darin, daß dies das erste Fach des Unterrichts war und lange das einzige blieb, für das zu sorgen der Staat als seine Pflicht erkannte. Die ersten von der Regierung in Rom begründeten, mit einem reichen Gehalt (von 100 000 S.) dotierten öffentlichen Lehrstühle waren die der römischen und griechischen Beredsamkeit, und der Kaiser, der dem Budget diese Last auferlegte und Quintilian „den Ruhm der römischen Toga" zu der römischen Professur berief, „ihn zum höchsten Leiter der unsteten Jugend machte", war Vespasian, der haushälterische, allen idealen Tendenzen abholde, ganz den praktischen Bedürfnissen zugewandte Regent. Bald hatten nicht bloß die größern, sondern (wenigstens um die Mitte des 2. Jahrhunderts) auch viele kleinere Städte Italiens und der Provinzen ihre von den Communen angestellten Professoren der Beredsamkeit; die größten ohne Zweifel so gut wie Rom, griechische und lateinische zugleich.

Die Vorbereitung zum Unterricht in der Beredsamkeit war eine sehr intensive und ganz ausschließliche Beschäftigung mit der Poesie. Der Dichter „formte schon den stammelnden Mund des Kindes", und die Lesung und Erklärung der Dichter war der so gut wie einzige Gegenstand des eigentlichen Schulunterrichts der heranwachsenden Jugend. Daneben wurde nur etwa einige Kenntniß der Geometrie und der Musik als nothwendig oder wünschenswerth anerkannt; die letztere, in welcher der Unterricht sich häufig auf die Theorie beschränkte, scheint ihre Aufnahme unter die Lehrgegenstände ihrem im Alterthume so viel engern Zusammenhange mit der Poesie verdankt zu haben. Einige andre Kenntnisse wurden dem jugendlichen Geist durch die Poesie vermittelt, namentlich aus der Geographie, Astronomie (welche daher auch in beiden Sprachen immer von Neuem zum Gegenstande poetischer Darstellungen gemacht wurde), Philosophie, Litteraturgeschichte und Geschichte, als deren Theile Sage und Mythologie allgemein betrachtet wurden. Zugleich sollten die Kinder auch die Lehren der Sittlichkeit und Lebensweisheit aus den Dichtern sich aneignen und einprägen, deren Sinnsprüche zu diesem Zweck wahrscheinlich in zahlreichen, besonders für den Schulgebrauch bestimmten Auswahlen zusammengestellt waren.

Wo eine höhere Bildung bezweckt wurde, erstreckte sich der Schulunterricht selbstverständlich auch auf die griechischen Dichter. Mit Homer begann er zu allen Zeiten, was Quintilian billigt; denn wenn auch für ein volles Verständniß seiner Poesie ein reiferes Alter erforderlich sei, werde Jeder doch diese Gedichte mehr als einmal lesen. Von den übrigen griechischen Dichterwerken nennt er Tragödien und lyrische

Gedichte; ausgeschlossen will er wie es scheint nur solche wissen, die durch ihren Inhalt Bedenken erregen konnten, wie Elegieen; ganz besonders empfiehlt er Menander, dessen Stücke schon in Ovids Zeit in Knaben- und Mädchenschulen gelesen wurden. Noch in der spätesten Zeit des Alterthums wurden Homer und Menander den Knaben zum Erlernen des Griechischen in die Hand gegeben. Der Vater des Dichters Statius hielt zu Neapel eine Schule, die, wie der Sohn versichert, nicht bloß von Knaben der nächsten Städte, sondern auch aus Lucanien und Apulien besucht wurde. In dieser Schule wurden Homer, Hesiod, Theocrit, Pindar, Ibycus, Alcman, Stesichorus, Sappho, Corinna, Callimachus, Lycophron, Sophron und andre Dichter gelesen. Eine so ausgedehnte Beschäftigung mit griechischer Poesie mochte freilich außerhalb der eigentlich griechischen Länder eben nur in einer Stadt wie Neapel vorkommen, wo sich griechische Sprache und Sitte behauptet hatte; daß aber Bekanntschaft mit den bedeutendsten griechischen Dichtern bei jedem Gebildeten — also doch wol von der Schule her — vorausgesetzt wurde, zeigt auch Senecas Erzählung von jenem Calvisius Sabinus, der, um gebildet zu scheinen, seine Sklaven die Dichter auswendig lernen ließ, aus denen er Citate anführen wollte: wo außer Homer und Hesiod auch die neun griechischen Lyriker genannt werden.

Während aber über die Wahl der griechischen Dichter für den Schulunterricht nichts Näheres bekannt ist, namentlich nicht ob und inwiefern sie in verschiedenen Zeiten verschieden getroffen wurde, wissen wir, daß die lateinischen Dichter, die in der Schule gelesen wurden, im 2. Jahrhundert ganz andre waren als im ersten; und zwar erfolgte diese Veränderung auf Grund der großen Umwälzung der litterarischen und Geschmacksrichtung, die sich etwa seit Neros Zeit vorzubereiten anfing und zu Anfang des 2. Jahrhunderts vollzog.

Von den lateinischen Dichtern war im 1. Jahrhundert Virgil der erste, welcher der Jugend in die Hände gegeben wurde, und seine Gedichte ebenso das Fundament und der Hauptgegenstand des lateinischen wie die Homerischen des griechischen Unterrichts. Nächst ihm dürfte Horaz am meisten gelesen worden sein; die Büsten Beider schmückten, wie es scheint, noch zu Anfang des 2. Jahrhunderts gewöhnlich die Schulstuben. Mit der Einführung der neuesten Dichter in den Schulunterricht soll der Grammatiker Q. Cäcilius Epirota, ein Freigelassener von Ciceros Freunde Atticus, vorangegangen sein, der seine Schule nach dem Tode seines Gönners, des Dichters Cornelius Gallus († 728) eröffnete. Hier las er Gedichte Virgils (offenbar noch vor dessen Tode 735) und andrer lebender Dichter vor, und erklärte sie, was ihm von einem Epigrammendichter die Benennung „Kinderfrau der Poeten im Säuglingsalter" eintrug. Doch vermuthlich machte Cäcilius Epirota durch sein Beispiel nur zur Sitte, was zuvor vereinzelt geschehen war; denn Horaz erklärt es schon in einer um mehrere Jahre ältern Satire für Thorheit, wenn ein Dichter den Beifall der Menge wünsche und es gern sehe, daß seine Gedichte in niedrigen Schulen gelesen werden. Allem Anscheine nach las man hier seit dieser Zeit gerade die lebenden

neuesten Dichter vorzugsweise. Daß auch Lucans Epos unmittelbar nach seiner Veröffentlichung in der Schule allgemein gelesen wurde, darf man daraus schließen, daß in Vespasians Zeit von dem Redner dichterischer Schmuck „aus dem Heiligthume des Virgil, Horaz und Lucan entnommen" verlangt wurde; übrigens bezeugt es Sueton ausdrücklich, so wie daß die Buchhändler übermäßige Sorgfalt auf die Ausstattung seiner Werke verwandten, deren Absatz, wie Martial sagt, am besten bewies, daß er ein Dichter war. Es sei doch schön für den Dichter, heißt es bei Persius, wenn seine Verse hundert lockigen Kindern dictiert werden: und die Angabe des alten Commentators, daß dies sich auf Neros Gedichte beziehe, die damals allgemein in der Schule zum Unterricht benutzt worden seien, ist an und für sich sehr glaublich. Statius konnte schon am Schluß seiner Thebaide sich rühmen, daß dies Werk, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, bereits von der Jugend Italiens eifrig gelernt werde. Martial, dessen Gedichte ihr lasciver Inhalt natürlich für Unterrichtszwecke völlig ungeeignet machte, läßt sich von seiner scherzhaften Muse die Frage vorlegen, ob er etwa zum tragischen Kothurn übergehn oder Kriege in epischen Gedichten besingen wolle, „damit ein aufgeblasener Schulmeister ihn mit heiserer Stimme vorlese, und er heranwachsenden Mädchen und guten Jungen zum Gegenstande des Hasses werde".

Aber damals hatte sich schon längst in den litterarischen Kreisen der Streit erhoben, ob die alte oder neue Litteratur den Vorzug verdiene, und die unbedingten Anhänger der erstern wollten natürlich die letztere auch in der Schule nicht dulden. Schon in Vespasians Zeit hatte sich eine scharfe Opposition gegen die moderne Prosa mit ihren Extravaganzen, ihrer Unnatur und Gespreiztheit gebildet, auf deren Seite Quintilian sich stellte, dessen Autorität ohne Zweifel für weite Kreise maßgebend war. Er fand beim Antritt seines Lehramts den glänzendsten Autor der Modernen, Seneca, von der Jugend allgemein und enthusiastisch bewundert, und zwar gerade wegen seiner blendenden und verführerischen Fehler, welche die Nachahmer noch vervielfachten und überboten. Quintilian erstrebte und bewirkte mit Gleichgesinnten eine Regeneration der Prosa auf der Basis des Ciceronischen Stils, der allerdings von den Schriftstellern dieser Richtung dem Bedürfniß der Zeit gemäß umgestaltet, mehr Beweglichkeit, Farbigkeit und Glanz erhielt.

Aber dies war schon damals einem Theil der Freunde des Alten viel zu wenig, sie glaubten noch um ein Jahrhundert weiter, selbst zu den Incunabeln der römischen Litteratur zurückgreifen zu müssen, um die Muster zu finden, an denen der entartete Geschmack neu erzogen werden sollte; sie preisen den alten Cato, die alten Chronisten und Redner wie Gracchus und die Dichter aus der Zeit der Punischen Kriege, Nävius, Ennius, Plautus, Accius, Pacuvius, Lucilius und deren Zeitgenossen, und wollten sie natürlich auch in die Schule eingeführt sehn. Diese Richtung hatte ums Jahr 90 schon so weit Boden gewonnen, daß Quintilian die letzte Forderung als berechtigt anerkannte.

Seine Natur war zu maßvoll, sein Blick zu frei, sein Geschmack zu fein, als daß er in diesem Streit überhaupt hätte Partei nehmen sollen; am wenigsten konnte er es für die Alterthümler, vielmehr stand er seiner ganzen Richtung nach den Modernen weit näher, er theilte den Enthusiasmus für Ennius und Plautus nicht und wollte dem Erstern nur die Ehrfurcht zollen, die das durch Alter Geheiligte fordern darf, Cato und Gracchus hat er in seiner Uebersicht der Musterschriftsteller nicht einmal genannt. Aber doch gab er zu, daß es zweckmäßig sei, die alten Dichter in der Schule zu lesen. Sie seien allerdings geeignet den Geist des Knaben zu nähren und in seinem Wachsthum zu fördern, obwol ihre Stärke mehr in ihrer Naturanlage als in ihrer Kunst liege; namentlich den Reichthum des Ausdrucks zu vermehren, für welchen die Tragödie Muster des Ernstes und der Würde, das Lustspiel der Eleganz biete. Auch sei die künstlerische Composition sorgfältiger als bei den meisten neuern, welche Sentenzen als die Hauptschönheit aller Dichterwerke ansähen. Sodann müsse man bei ihnen sittlichen Ernst und innerliche Kraft suchen, da der Ausdruck der Modernen zur äußersten Ueppigkeit entartet sei. Endlich beruft sich Quintilian auf Cicero und andre große Redner, die doch wol wußten was sie thaten, wenn sie in ihren Reden so viel Stellen aus Ennius, Accius, Pacuvius, Lucilius, Terentius u. A. anbrachten. Allem Anscheine nach gewann die Partei der Alterthümler die Oberhand unter Hadrian: es mußte ihren Sieg entscheiden, daß der Kaiser sich zu ihr bekannte, dem Cicero den Cato, dem Virgil den Ennius vorzog, und unter den beiden Antoninen gelangte sie wie es scheint zu einer fast unumschränkten Herrschaft in der Schule und in der Litteratur, wie schon allein das Ansehn, dessen eine solche Null wie Fronto als ihr extremster Vertreter sich erfreuen konnte, schließen läßt.

Auch in dieser Partei gab es natürlich verschiedene Richtungen; die ausschließlichste und unbedingte Anbetung der Alten, verbunden mit ebenso unbedingter Ignorierung und Verwerfung der Modernen lernen wir, wie gesagt, bei Fronto kennen. In seiner Correspondenz mit seinen fürstlichen Schülern Marc Aurel und Lucius Verus, die von Citaten aus der alten Litteratur wimmelt, wird man selbst die Namen Virgil und Livius vergebens suchen, Horaz erwähnt er einmal. Nur wo er seinen bereits auf den Kaiserthron gelangten Schüler Marcus um Erlaubniß bittet, sein altes Lehrerrecht wieder üben zu dürfen, um ihm mit unbeschreiblich komischer Angst seine ernsten Besorgnisse wegen einer gewissen Neigung zum Modernen auszusprechen, die eine seiner Reden verrathe, nennt er Seneca und Lucan, um aufs dringendste vor Beiden zu warnen. Es sei ja freilich bei Lucan manches Hübsche, aber auch in Kloaken werden Silberstückchen gefunden, wer werde deshalb dort herumstöbern wollen! Das sicherste sei sich solcher Lectüre ganz zu enthalten, denn auf schlüpfrigem Boden gleite man immer leicht aus.

Gellius stand zwar im Ganzen auf demselben Standpunkt wie Fronto, auch er hat für nöthig gefunden Seneca einmal zu erwähnen, um sich stark und entschieden gegen ihn auszusprechen; es werde wol

genug sein, meint er, wenn er die mißfälligen Urtheile dieses „abgeschmackten und thörichten" Menschen über Ennius, Virgil und Cicero anführe; Lucan nennt er nirgend. Aber Gellius, obwol ein großer Pedant, war doch keineswegs ohne Geschmack und nicht so borniert wie Fronto, er bewunderte Virgil nicht minder als Ennius. Sonst erwähnt er allerdings keine Dichter der Augusteischen Zeit, nur daß er dem Horaz die Ehre erweist, eine Stelle von ihm als Beleg für den Namen eines Windes zu citieren.

So hatte sich also im Laufe von etwa 100 Jahren eine völlige Umwälzung des Geschmacks vollzogen, die im 1. Jahrhundert bewunderten und nachgeahmten Schriftsteller und Dichter wurden im 2. verachtet und ignoriert und umgekehrt. Die Zahl der Dichter, in deren Bewunderung sich beide Zeitalter vereinigten, scheint nicht groß gewesen zu sein; es gehörte dazu außer Virgil, dessen Größe auch die Alterthümler nicht bestritten, besonders Catull, den auch die Modernen liebten, wie denn Martial ihn vor allen Andern nachgeahmt hat. Juvenal ist der letzte der Modernen; er erinnerte sich noch lebhaft, wie Statius, der gepriesene Epiker der Partei in der Domitianischen Zeit, ganz Rom durch die Anzeige erfreute, daß er seine Thebaide vorlesen werde, wie Alles zu der Vorlesung strömte, Alles hingerissen war und die Sitze unter den rasenden Beifallsbezeugungen der Zuhörer zusammenbrachen. Aber ein Menschenalter später war Statius wie verschollen, und Lucan wurde wie es scheint schon unter Hadrian gewöhnlich nicht mehr in der Schule gelesen. Immerhin behielten manche der Modernen Freunde und Leser, wie z. B. Aelius Verus neben Ovid besonders gern Martial las, den er seinen Virgil nannte, und der bis zum Ende des Alterthums zu den gelesensten Dichtern gehörte. Aber zahlreich waren die dieser Richtung angehörenden Litteraturfreunde im 2. Jahrhundert schwerlich. Ennius, dem Quintilian hinlängliche Pietät erwiesen zu haben glaubte, wenn er ihn als eine ehrwürdige Antiquität gelten ließ, war in Aller Munde. Enniusvorleser zogen in Italien von Ort zu Ort, und Gellius beschreibt, wie ein solcher (Ennianista) im Theater von Puteoli die Annalen des Ennius vortrug und vom rauschenden Beifalle des Publicums begleitet wurde. Grammatiker (Philologen) mußten vor Allem in Ennius Bescheid wissen. Fronto malt sich in einem Brief an seinen ehemaligen Schüler, den Kaiser Marc Aurel (161), der auf einige Tage zur Erholung nach Alsium gegangen war, aus, wie derselbe sich nach der Siesta mit angenehmer Lectüre unterhalte, wie er sich „durch Plautus ausglätte oder durch Accius anfülle oder durch Lucretius sänftige oder durch Ennius entzünde".

Daß sich die wenigen poetischen Talente, die jene Zeit hervorbrachte, in den Formen der Alten bewegten, ist fast selbstverständlich. Gellius' Freunde, die Dichter Annianus und Julius Paullus waren in der alten Sprache und Litteratur wohlbewandert, der Letztere gehörte zu den gelehrtesten Männern der Zeit; auch ein anderer damals berühmter Dichter, ein Freund des Fronto, war gelehrt und in Plautus und Ennius belesen. Eine kleine, doch immerhin charakteristische Probe der alter-

thümelnden Poesie ist in der selbstverfaßten, allerdings sehr maßvoll plautinisierenden, zierlich altmodischen Grabschrift eines M. Pomponius Bassulus erhalten, der in Aeclanum das höchste städtische Amt bekleidete. Sie lautet etwa wie folgt:

Um nicht in Trägheit hinzubrüten gleich dem Vieh,
Hab' einige von Menanders feinen Stücklein ich
Gedolmetscht, eigne auch verfaßt mit allem Fleiß.
Dies alles, übel oder wohl gerathen, ist
Von mir schon lange treuen Blättern anvertraut.
Jedoch von Kümmernissen und Aengsten heimgesucht
Und auch von mancher Pein des Leibes so geplagt,
Daß dies wie jenes mir Verdruß schuf ohne Maß,
Hab' endlich ich den langersehnten Tod erwählt,
Um all' der Güter willen, die er gewähren mag.
In meinen Grabstein meißelt diese Inschrift ein,
Die allen künftig Lebenden eine Lehre sei,
Daß Keiner, der an des Lebens Klippen gestrandet ist,
Dort allzuängstlich festgeklammert zappeln soll,
Da offen stets der ew'gen Ruhe Hafen steht.
Genug! Lebt wohl, so lang es euch zu leben frommt!

Selbstverständlich gestaltete diese so gründliche Umwälzung des Geschmacks auch den Schulunterricht völlig um, und die modernen Dichter wurden von den alten theils aus der Schule ganz verdrängt, theils höchstens neben ihnen geduldet. In Quintilians Zeit mochten die alten schon in vielen Schulen neben den neuern gelesen werden, als Gellius in die Schule ging, las man den Ennius überall.

Aber immer blieben es doch Dichter, die der Jugend in die Hand gegeben, die in der Schule gelesen, erklärt und auswendig gelernt wurden. Die Werke der Dichter waren der damaligen Jugend nicht eine Nebenbeschäftigung, eine Unterhaltung freier Stunden, nicht zunächst Gegenstand des Genusses, sondern des Studiums. Es ist schwer die Wirkungen eines Unterrichts zu ermessen, der die Werke der vaterländischen Dichter und der Dichter eines nahverwandten Volkes als wichtigste Bildungsmittel anwandte, ja sie fast zur alleinigen Nahrung des jugendlichen Geistes machte. Nothwendig füllte er das Gedächtniß mit poetischen Wendungen und Ausdrücken, regte die Phantasie durch eine Fülle von Bildern zu erhöhter Thätigkeit an, entwickelte früh das Gefühl für Formenschönheit und künstlerische Darstellung und machte es empfänglichen Geistern zur zweiten Natur. Immer aber mußten die in den Jahren der größten Empfänglichkeit in so reichem Maße aufgenommenen und fest eingeprägten Eindrücke ihre Wirkungen für das ganze Leben behalten.

Dazu kam noch der Umstand, daß die Lehrer zuweilen, vielleicht nicht selten, selbst Dichter waren und ihren Schülern Veranlassung und Anleitung zu poetischen Versuchen geben konnten und wirklich gaben. Gelehrsamkeit und Poesie waren in Rom ebenso wenig Gegensätze als vordem in Alexandria und wieder im Zeitalter des Humanismus, ja es war hier wie dort gewöhnlich, daß der Dichter und Gelehrte in einer

Person vereinigt war, und unter den philologischen Größen Alexandrias machte Aristarch eine Ausnahme, indem er der Poesie fern blieb. Nur ein Geist, sagt der Dichter bei Petron, der mit einem gewaltigen Strom der Litteratur befruchtet ist, kann eine poetische Geburt empfangen und hervorbringen. Das Lob der „Gelehrsamkeit" gehört zu den gewöhnlichsten ehrenden Prädicaten der Dichter, das freilich nicht in unserem Sinne, sondern von einem durch das Studium der besten Muster erworbenen Besitz aller Formen und Regeln der Kunst zu verstehn ist. Die ältesten Schullehrer Roms waren Dichter gewesen, Livius Andronicus, Ennius, und vermuthlich war dies auch in späterer Zeit nicht selten. Valerius Cato mit dem Beinamen „die lateinische Sirene", der in der letzten Zeit der Republik lebte, galt besonders für Die, welche sich der Poesie befleißigten, als ein sehr geeigneter Lehrer, „der nicht bloß Dichter las (d. h. erklärte), sondern auch machte". Auch L. Melissus, den August zum Vorsteher der Bibliothek in der Porticus der Octavia machte, war Dichter und erfand eine neue Gattung des römischen Lustspiels. Der Vater des Dichters Statius hatte nicht bloß in seiner Vaterstadt Neapel, sondern auch in Griechenland in poetischen Wettkämpfen den Preis davon getragen; er hatte den Brand des Capitols im Bürgerkriege des Jahres 69 besungen und die Absicht gehabt den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79, durch den Herculaneum und Pompeji verschüttet wurden, zum Gegenstande eines Gedichts zu machen; der Sohn erhielt von ihm zu seiner Thebaide Rath und Anleitung.

Aber auch ohne directe Veranlassung mußte schon für diejenigen Knaben, die Formgefühl und Formtalent besaßen, die so intensive Beschäftigung mit der Poesie in der Schule eine hinreichende Anregung zu eignen poetischen Versuchen sein, und allem Anscheine nach waren die frühreifen Talente damals nicht nur nicht wie jetzt Ausnahmen, sondern äußerst häufig. Schon Catull hatte seine ersten Liebeslieder in der Zeit verfaßt, wo er das Knabenkleid ablegte. Noch früher begann Ovid zu dichten. Ihn zog schon als Knaben die Muse verstohlen an sich, und die Verse flossen ihm von selbst, lange ehe er die Männertoga erhielt; als er seine ersten Gedichte öffentlich vorlas, keimte ihm „eben der Bart". Properz begann seine poetischen Versuche nach Anlegung der Männertoga. Virgil schrieb seine „Mücke" im Alter von sechzehn Jahren, Lucan (geb. 39 † 65) im Alter von vierzehn oder fünfzehn ein Gedicht (Iliacon), das den Inhalt der drei letzten Gesänge der Ilias behandelte und sich noch bis in eine späte Zeit erhielt, und ein Gedicht über die Unterwelt (Katachthonion); im einundzwanzigsten Jahre warb er (vergeblich) mit einem Lobgedicht auf Nero um den Preis in dem von diesem gestifteten Wettkampfe, seine Pharsalia begann er ein Jahr darauf. Die Knabengedichte des Persius vernichtete seine Mutter nach seinem Tode auf den Rath des Cornutus. Auch Nero hatte schon als Knabe durch Gedichte bewiesen, daß er die Elemente der Bildung besitze, ebenso liebte Lucius Verus in demselben Alter Verse zu machen. Die von dem ersten Gordianus (wie es scheint noch vor dem Eintritt in die Rhetorenschule) verfaßten Gedichte (darunter eine Antoninias in 30 Büchern) waren noch

in der Zeit Constantins vorhanden. Martial sah nicht ungern, daß die poetischen Bagatellen seiner Knabenjahre, die er selbst kaum noch kannte, im Buchladen zu haben waren; der Ruhm des früh verstorbenen Serranus war schon durch seine Knabengedichte, die Großes erwarten ließen, begründet worden. Wie der ältere Statius schon als Knabe sich an dem Wettkampf der Dichter betheiligte, so daß er allgemeine Bewunderung erregte, und die Eltern ihre Kinder auf sein Beispiel hinwiesen, so rang auch der Rhetor P. Anius Florus als Knabe mit einem Gedicht auf den dacischen Triumph, der elfjährige Q. Sulpicius Maximus (im Jahr 94) mit improvisierten griechischen Hexametern um den capitolinischen Kranz, und der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Histonium erhielt ihn 106 n. Chr. nach einstimmigem Richterspruch.

Auch die poetische Improvisation, mit welcher in älterer Zeit griechische Dichter, wie Antipater von Sidon und der Antiochener Licinius Archias geglänzt hatten, und die in Strabos Zeit eine in Tarsos sehr verbreitete Fertigkeit war, dürfte in Rom häufig geübt worden sein, um so mehr als einerseits der außerordentliche Reichthum der Dichtersprache an festen Formeln und Wendungen, sowie der allgemein zugängliche Vorrath an Bildern und Gleichnissen, Gemeinplätzen, mythologischen Parallelen, ihr großen Vorschub leistete, andrerseits ihre Uebung sich zur Gewinnung einer völligen Beherrschung des Ausdrucks und der Versmaße empfahl. Der aus Syrien stammende Mimograph Publilius soll die damaligen Bühnendichter zu einem Wettkampf in der Improvisation über gegenseitig aufgegebene Themas herausgefordert, und durch seine Virtuosität in der in seinem Vaterlande heimischen Kunst über alle, auch seinen bedeutendsten Rivalen Laberius, den Sieg davon getragen haben. Quintilian nennt die Improvisation eine in seiner Zeit von Manchen geübte Kunst. Von Lucan gab es einen (wie es scheint, in Folge einer mehreren Dichtern zugleich ertheilten Aufgabe) improvisierten Orpheus (in Hexametern). Martial, bei dem sich eine spielende Leichtigkeit in der Behandlung der Form mit der Fähigkeit verband die verschiedensten Tonarten anzuschlagen, hat ohne Zweifel einen nicht geringen Theil seiner Epigramme improvisiert, zum Theil bei lustigen Gelagen und über gegebene Themen. Auch die Gelegenheitsgedichte des Statius, die ihre Entstehung dem Augenblicke verdankten, waren Improvisationen wenigstens im weiteren Sinne. Apollinaris Sidonius, der öfter kleinere Improvisationen erwähnt, theilt auch eine größere, bei einer Mahlzeit entstandene mit, wo er mit drei Freunden in der Behandlung desselben Themas, doch in verschiedenen Versmaßen, gewetteifert hatte.

Durch solche Studien vorbereitet traten reifere Knaben und Jünglinge in die Rhetorenschule ein und studierten nun die Muster der Prosa wie früher der Poesie, zum Theil auch hier unter Anleitung der Lehrer. Natürlich übte die herrschende literarische Richtung hier dieselben Einflüsse auf die Wahl der Autoren wie in der Knabenschule. Quintilian empfahl für junge Anfänger Livius und Cicero (Sallust erst für Gereiftere) und fand bereits nöthig davor zu warnen, daß man Knaben Gracchus und Cato in die Hand gebe. Fronto dagegen empfahl dem

jungen Marc Aurel diese und ihres gleichen vor allen, und der junge damals 21—22jährige Prinz (geb. 121) theilte ganz den Geschmack seines Lehrers; früh gab er das Studium des Horaz auf; er gab sich, wie er sagt, dem Cato ganz hin, und war von den Reden des Gracchus höchlich erbaut. Doch Cicero wurde auch von den Alterthümlern als Muster anerkannt, wenn er gleich nicht ganz ein Redner nach Frontos Herzen war, und von Manchen dem Gracchus nachgesetzt wurde (was den Unwillen des Gellius erregte); er behauptete auch im 2. Jahrhundert seinen Platz in der Rhetorenschule mindestens ebenso sicher als Virgil in der grammatischen.

Ganz hauptsächlich aber bestand in der Rhetorenschule der Unterricht in den eignen, allmählich vom Leichtern zum Schwereren fortschreitenden Uebungen, welche die Schüler unter der Leitung des Lehrers anstellten, und diese knüpften an die in der grammatischen Schule aus den Dichtern gewonnenen Stoffe und Anschauungen an, und waren zum Theil sehr geeignet, die dort geweckten poetischen Neigungen zu nähren und weiter zu entwickeln. Zunächst machten die Schüler schriftliche Arbeiten über gegebene Themata. Bei den Erzählungen historischer Ereignisse, in denen sie sich zuerst versuchen mußten, pflegten sie „in Nachahmung der dichterischen Freiheit" Schilderungen herbeizuziehn und übermäßig auszuführen, doch sahen vernünftige Lehrer dergleichen jugendliche Verirrungen, die immerhin Talent bewiesen, lieber als Magerkeit und Trockenheit. Die nächste Aufgabe waren Untersuchungen über Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit von Sagen und sagenhaften Erzählungen: ob es glaublich sei, daß sich auf das Haupt des Valerius in seinem Zweikampfe mit einem Gallier ein Rabe gesetzt habe, der diesem mit den Flügeln ins Gesicht schlug und die Augen mit dem Schnabel aushackte; über die Schlange, die Scipio erzeugt haben sollte, oder die Wölfin des Romulus und Remus; die Egeria des Numa; besonders reichen Stoff bot hier die ältere griechische Geschichte. Ferner Lob und Tadel berühmter Männer; sogenannte Gemeinplätze d. h. besonders über Laster und Thorheiten z. B.: der Ehebrecher, der Spieler, der Ausgelassene, der Kuppler, der Schmarotzer; der blinde Ehebrecher, der arme Spieler, der ausgelassene Greis; Vergleichungen z. B. des Stadt- und Landlebens, des Berufs des Rechtsgelehrten und des Soldaten, der Ehe und Ehelosigkeit; Untersuchungen über die Gründe von Gebräuchen und Vorstellungen: warum Venus bei den Lacedämoniern bewaffnet dargestellt, warum Cupido als Kind, geflügelt, mit Bogen, Pfeil und Fackel gerüstet gedacht werde: Themas, die sich zum größten Theil für eine poetische Behandlung eigneten, wie denn z. B. das letzte wirklich von Properz in einer Elegie behandelt ist, und die Vorzüge des Landlebens vor der Stadt ein Lieblingsthema der Dichter waren.

Nach solchen und ähnlichen Vorbereitungen begannen die Schüler sich in Uebungsreden, sogenannten Declamationen zu versuchen. Und zwar hielten die Anfänger Monologe in der Rolle irgend einer aus der Geschichte bekannten Persönlichkeit, in denen die Gründe für und wider einen wichtigen und entscheidenden Entschluß auseinandergesetzt wurden

(Suasorien). Auch hier wurden zuweilen Personen und Situationen aus Gedichten genommen, z. B. Agamemnon überlegt, ob er Iphigenie opfern soll; doch vorwiegend aus der ältern römischen Geschichte: Hannibal überlegt, ob er seine Truppen gegen Rom führen, Sulla ob er die Dictatur niederlegen, Cicero ob er bei Antonius Abbitte thun soll um sein Leben zu retten. Persius hatte sich oft als Knabe Oel in die Augen gerieben, um unter dem Vorwande eines Augenübels die Schule versäumen zu können, wenn er nicht Lust hatte, die pathetische Rede des zum Selbstmorde schreitenden Cato auswendig zu lernen: eine Rede, die ein vernünftiger Lehrer nicht loben konnte, zu der aber der Vater des hoffnungsvollen Sohnes seine Freunde einlud und die er selbst schwitzend vor Aufregung anhörte. Wenn solche Aufgaben, bei denen von den jungen Leuten verlangt wurde, sich in die Seelen der Menschen der Vorzeit zu versetzen und die Spannung und Aufregung ihrer entscheidenden Lebensmomente nachzuempfinden, in vollkommener Weise nur von wahren Dichtern gelöst werden konnten, so mußten sie doch die jugendliche Phantasie aufs mannichfachste anregen und zu einer der dichterischen sich nähernden Thätigkeit ausbilden.

Dies war aber noch in weit höherm Grade bei den letzten, schwersten und am längsten fortgesetzten Uebungen der Rhetorenschule der Fall, die völlig dramatischer Natur waren, den sogenannten Controversen, d. h. Streitfällen, in denen die Schüler wie Ankläger und Vertheidiger, oder wie Advocaten für die eine oder für die andre Partei auftraten. In der ältern Zeit wählte man historisch bekannte Fälle oder doch solche, die sich vor kurzem wirklich ereignet hatten, von denen Sueton folgende zwei anführt. Mehrere junge Leute machten von Rom einen Ausflug nach Ostia und sahen Fischer im Begriff ihr Netz herauszuziehn, sie kauften ihnen ihren Fang im Voraus ab und bezahlten das Geld, nach langem Warten kam das Netz ohne Fische in die Höhe, aber mit einem zugenähten Korbe voll Gold. Beide Parteien beanspruchen nun diesen Schatz. — Sklavenhändler schifften bei Brundisium ihre Sklaven aus, und um die Zöllner um den Zoll für einen sehr schönen und kostbaren Sklaven zu betrügen, bekleideten sie ihn mit einer purpurumsäumten Toga und hingen ihm eine goldne Kapsel um den Hals (Tracht und Schmuck der freien Knaben). In Rom wird der Betrug entdeckt und die Freilassung des Knaben verlangt, da die Anlegung jener Stücke eine Verzichtleistung des Herrn auf seinen Besitz voraussetze.

Aber solche Fälle galten bald nicht mehr für interessant und spannend genug. An die Stelle der Fragen über Mein und Dein traten Criminalfälle, erdichtete an die Stelle der wirklichen; die civilrechtlichen wie die historischen bilden einen sehr geringen Theil der erhaltenen Sammlungen von Controversen, und auch die historischen Fälle sind zum Theil zu Gunsten des Effects entstellt. Zwar verlangten vernünftige Lehrer, daß die erdichteten Fälle sich von der Wirklichkeit nicht entfernen, jedenfalls möglichst wahrscheinlich sein sollten, aber allem Anscheine nach hatte ihr Widerstand gegen den herrschenden Geschmack, der packende und pikante Situationen, starke Würzen und drastische Effecte verlangte, so gut wie

gar keinen Erfolg, wie schon die erste aus der Zeit Augusts stammende Sammlung von Controversen des ältern Seneca, noch mehr die folgenden, und die wiederholten Klagen über die Herrschaft des Unsinns in der Rhetorenschule zeigen. Die Hauptschuld trugen, sagt ein Schriftsteller der Neronischen Zeit, nicht die Lehrer, die, wenn sie nicht leere Klassen haben wollten, gezwungen waren mit den Verrückten zu rasen, sondern die Eitelkeit der Eltern. Und die Forderung alle „unglaublichen und im eigentlichen Sinne des Worts poetischen" Themen auszuschließen, fand auch Quintilian zu streng und unerfüllbar, etwas Erholung und Vergnügen müsse man den jungen Leuten gewähren, nur sollten die Gegenstände, wenn auch pathetisch und voll Schwulst, doch nicht geradezu thöricht und lächerlich sein.

Beides waren nun aber die Controversen nur zu oft in hohem Grade. Sie lagen großentheils weit von der Wirklichkeit ab oder standen mit ihr im Widerspruch, sie setzten als Regel voraus, was höchstens Ausnahme sein konnte, sie bewegten sich an der Grenze der Möglichkeit oder jenseit dieser Grenze. Mit der Zeit schuf sich die Rhetorenschule ihre eigene, vom Leben durch eine weite, nicht auszufüllende Kluft getrennte, phantastische Welt. Ein erdichtetes Recht, erdichtete, ja unmögliche Gesetze wurden hier vorausgesetzt; es gab z. B. eine Anklage auf Undank, eine Anklage auf ein im Gesetz nicht vorhergesehenes Verbrechen. Die Personen und Zustände dieser Fictionen waren Schatten, ihnen Realität beizulegen, sie als Abbilder des Wirklichen zu betrachten kam Niemandem in den Sinn. Man hat es auffallend gefunden, daß in den Zeiten des schlimmsten kaiserlichen Despotismus, wo der furchtbarste Druck auf den Geistern lastete und die Redefreiheit bis auf die letzte Spur vernichtet war, die Tyrannen zu den stehenden Figuren der Controversen gehörten, die Declamatoren in ihren Reden Tyrannenhaß athmeten und den Tyrannenmord priesen. Aber diese Tyrannen, „die Edicte erließen, daß die Söhne ihren Vätern die Köpfe abhauen sollten", waren ebenso unschädliche Geschöpfe als die Puppen eines Marionettentheaters und Niemandem furchtbar als dem Lehrer, „wenn in der gefüllten Klasse einer nach dem andern seinen Tyrannen umbrachte". Wenn Caligula den Rhetor Secundus Carinas wegen einer solchen Declamation verbannte, Domitian den Rhetor Maternus auf denselben Grund hin hinrichten ließ, so war eben Caligula zu jeder Extravaganz fähig und für Domitian kein Vorwand zu einer Gewaltthat zu schlecht; beide Fälle stehn ganz vereinzelt, und es zeigt sich nirgend, daß sie einen Einfluß auf die Tyrannenthemas geübt haben.

Nächst den schrecklichen Tyrannen waren die entmenschten Piraten in der Rhetorenschule besonders beliebt, die „mit Ketten rasselnd am Ufer standen"; zuweilen hatten sie liebenswürdige Töchter, wie in folgendem Thema. Ein junger Mann, der Piraten in die Hände gefallen ist, bittet vergebens seinen Vater in einem Briefe ihn loszukaufen. Die Tochter des Piratenhauptmanns läßt ihn schwören, sie zu heirathen, wenn er frei würde. Er schwört, sie flieht mit ihm, er kommt nach

Hause und heirathet sie. Hierauf wird dem Vater die Verheirathung seines Sohnes mit einer reichen Waise angetragen, er verlangt, daß der Sohn darauf eingehe und die Piratentochter verstoße; da er es verweigert, verstößt er ihn. Die handelnden Personen wurden überhaupt gern in die denkbar stärksten Conflicte zwischen gleich heiligen Pflichten, gleich starken und berechtigten Empfindungen oder Neigungen versetzt. Ein Kranker verlangt von seinem Sklaven Gift, der es ihm verweigert; er verordnet im Testament die Kreuzigung des Sklaven; dieser ruft den Beistand der Tribunen an. — In einem Bürgerkriege steht der Vater und der Bruder einer Frau auf der einen, der Mann auf der andern Seite, sie folgt dem letztern. Er fällt, sie flüchtet zu ihrem Vater, der sie zurückweist und auf die Frage: wie soll ich dich versöhnen? antwortet: stirb! Sie erhängt sich vor seiner Thür. Der Sohn stellt den Antrag, den Vater für wahnsinnig zu erklären. — Ein Vater von drei Söhnen verliert zwei durch den Tod und weint sich die Augen blind. Er träumt, er werde das Gesicht wieder erhalten, wenn der dritte Sohn sterbe. Er erzählt der Frau diesen Traum, sie erzählt ihn dem Sohn, der Sohn erhängt sich. Der Vater wird sehend und verstößt die Frau, diese bestreitet sein Recht dazu. — Ein Mann verstößt seine Frau wegen Ehebruchs, der Sohn Beider erbittet und erhält vom Vater Geld, angeblich um eine Geliebte zu unterhalten, ernährt aber damit die darbende Mutter, der Vater entdeckt es und verstößt ihn; der Sohn vertheidigt sich. — Auch sonst wurden möglichst grelle Contraste gehäuft. Zu den stehenden Figuren gehören auch der Arme und der Reiche in gegenseitiger Feindschaft (einmal z. B. suchen die Bienen des Armen im Garten des Reichen Honig, dieser vergiftet die Blumen und tödtet so die Bienen), während ihre Kinder sich zuweilen zärtlich lieben; edle Jungfrauen werden ins Bordell verkauft, entehrten Jungfrauen steht die Wahl zwischen der Hinrichtung des Verbrechers oder der Verheirathung mit ihm frei; edle Jünglinge sind gezwungen, sich zu dem ehrlosen Handwerke des Gladiators zu vermiethen, z. B. um mit dem Handgelde das Begräbniß eines Vaters zu bestreiten. Ungeheure Schicksale treffen Einzelne und ganze Länder, beliebt war namentlich die Pest, die nach dem Orakel erst aufhören soll, wenn einige Jungfrauen geopfert werden; ein Land wird von Hungersnoth heimgesucht und die Bewohner nähren sich zuletzt von den Leichen der Hingerafften. Körperliche und geistige Ausnahmezustände, wie Blindheit (und deren wunderbare Heilung) und Wahnsinn, Wunder (eine Frau bringt ein Mohrenkind zur Welt und wird des Ehebruchs beschuldigt), grausame Todesstrafen (wie Herabstürzung vom Felsen) und Folter, Mord und Selbstmord, besonders mit Strick und Gift (das „Durchschneiden des Stricks", das „Ausgießen des Giftbechers" waren stehende Motive), scheußliche Verbrechen, wie Vatermord, Verstümmlung von Kindern um sie betteln zu lassen und von dem Ertrage ihrer Bettelei zu leben; namentlich aber Familiengreuel aller Art (selbstverständlich sind „Stiefmütter, noch böser als im Trauerspiel" oft gebrauchte Figuren) — von solcher Art waren die erprobtesten Ingredienzien zur Anferti-

gung stark wirkender und begehrter Controversen, bei deren Declamation die Schule von rasendem Beifall erdröhnte.

Es ist bemerkenswerth und zeigt am klarsten den novellistischen Charakter dieser Erfindungen, daß die Sammlung des Seneca in einer auch als Unterhaltungsbuch im Mittelalter sehr verbreiteten Sammlung von Novellen und Anekdoten (den Gesta Romanorum) vielfach und mit sichtbarer Vorliebe benutzt ist. Die „Zauberer", die später auch eine große Rolle in diesen Themen spielten, sind vielleicht erst später eingeführt, denn über sie klagt zuerst Quintilian, während sie bei Seneca, Petron und Tacitus noch nicht vorkommen; dagegen in der Sammlung, die Quintilians Namen trägt, findet sich Erregung von Haß durch einen Zaubertrank, eine astrologische Prophezeiung und ein wahres Prachtstück dieser Gattung „das bezauberte Grab". Einer Mutter, die ihren Sohn verloren hat, erscheint der Todte nächtlich im Traum. Als sie dies ihrem Mann erzählt, läßt er einen Magier das Grab bezaubern, die Erscheinungen hören auf, und die Frau klagt nun gegen den Mann „wegen übler Behandlung". Vielleicht stammt die Zauberei aus der griechischen Rhetorenschule. In einem gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Griechenland gebräuchlichen Thema sucht ein Magier einen andern, der seine Frau verführt hat, durch Zauber zu tödten und will sich das Leben nehmen, da es ihm nicht gelingt.

In der griechischen Rhetorenschule waren die Gegenstände der Uebungsreden wesentlich verschiedener Natur. Zwar wurden auch hier Controversen declamiert, und allem Anschein nach in der Regel über dieselben Themen, wie denn außer den Zauberern der Tyrann, der Tyrannenmörder, die Entehrte, der Arme als stehende Figuren gelegentlich auch hier erwähnt werden. Aber als die schwerste und dankbarste Aufgabe für die vorgeschrittensten Schüler und die Meister selbst galten hier offenbar nicht Controversen, sondern theils an- oder abrathende Reden in der Art der lateinischen Suasorien, theils Vertheidigungs- und Anklagereden, theils epideiktische oder Prunkreden, von denen unten ausführlich die Rede sein wird. Diese Verschiedenheit der Methode war in der verschiedenen Geltung der Beredsamkeit bei Griechen und Römern begründet. Diesen war sie zunächst Mittel zu dem Zweck, das eigene Interesse jedem feindlichen gegenüber zu behaupten und durchzusetzen, namentlich vor Gericht; den damaligen Griechen war auch die schöne Form noch immer Zweck und die Virtuosität in ihrer Handhabung ein sehr begehrter, viel bewunderter und eifrig erstrebter Vorzug.

Doch in Rom, Italien und den westlichen Ländern besuchte ohne Zweifel die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten die lateinische Rhetorenschule theils allein, theils vorzugsweise, wenn gleich die meisten großen Städte sicherlich auch Lehrer der griechischen Beredsamkeit besoldeten, und namentlich in Rom das von Hadrian begründete und fortan von den Kaisern unterhaltene und besetzte Athenäum einen eigenen Lehrstuhl auch für dies Fach hatte. Uebrigens darf man annehmen, daß in den westlichen Ländern auch die griechischen Rhetoren sich der in der lateinischen Schule herrschenden Methode anbequemt haben werden,

und wir sehn sie ja auch bei Seneca in der Behandlung derselben Themen wetteifern, und wissen, daß Isäus bei seinem Auftreten in Rom sich Controversenthemas zu Improvisation geben ließ. Diese Methode also, namentlich das oft Jahre lang fortgesetzte Declamieren der Controversen übte auf den Charakter der damaligen römischen Bildung immer den wesentlichsten Einfluß, um so mehr als mit diesen Studien für die Meisten die Lehrjahre abschlossen und sie unmittelbar „von den Märchen der Dichter und den Epilogen der Rhetoren" ins praktische Leben eintraten, um hier das in der Schule erworbene Können zu verwerthen.

Uebrigens wurde in derselben die Behandlung der rhetorischen Themas auch in poetischer Form geübt; sowol Beispiele von versificierten Reden bestimmter Personen in gewissen Situationen, die, wie es scheint, öfter improvisiert wurden (ἠθοποιΐαι, ethicae, eine Uebung für Anfänger), haben sich erhalten als Controversen und Suasorien in Versen. Bis zum Ausgange des Alterthums blieben Methoden und Aufgaben in der griechischen wie in der lateinischen Rhetorenschule dieselben; selbst Themas, welche den heidnischen Götterglauben und Cultus voraussetzten, wurden von christlichen Schülern fort und fort behandelt: offenbar galten die sonst so streng verpönten Anschauungen als integrierende Bestandtheile des rhetorischen wie des grammatischen Unterrichts.

Die Wirkungen dieser allen Gebildeten gemeinsamen Unterrichtsmethode liegen in der Litteratur jener Zeit zu Tage. Die Gefahren, Verführungen und Abwege des rhetorischen Unterrichts vermochten nur besonders gute und klare Köpfe ganz zu vermeiden. Für die Mehrzahl mußte in der Schule durch das fortwährende Streben nach Effect, die Gewohnheit sich in Phrasen zu berauschen und in ein permanentes Pathos hinaufzuschrauben, eine innerlich unwahre Schönrednerei bis auf einen gewissen Grad zur zweiten Natur werden: um so mehr, da hier gerade das Gekünstelte und Gesuchte, das Ueberraschende und Blendende, auch das Ueberkühne und Ungeheuerliche des lautesten Beifalls gewiß zu sein pflegte. Ganz konnten sich diesen Einflüssen der Jugendbildung auch die großen Geister jener Zeit nicht entziehn; am meisten treten sie in der Poesie des 1. Jahrhunderts hervor, die beim Mangel eigener Schwungkraft sich selten über den Stelzengang der Rhetorik zu erheben vermocht hat; mit Recht meinte Quintilian, Lucan, das bedeutendste poetische Talent dieser Zeit, verdiene mehr von den Rednern als von den Dichtern nachgeahmt zu werden. Während aber die Poesie eine rhetorische Färbung trägt, hat die Prosa eine poetische, und auch dies war eine nothwendige Folge der Erziehung. Die grammatische Schule hatte den Knaben in der Welt der Poesie heimisch gemacht, die rhetorische ließ den Jüngling ihr nicht fremd werden. Es ist klar, wie sehr die dort gestellten Aufgaben mit ihren melodramatischen Situationen, ihren hochromantischen Motiven und abenteuerlichen Gestalten die Phantasie beflügeln, zu poetischer Behandlung herausfordern mußten, und wie die Stoffe werden auch die Darstellungen sich oft auf der Grenze der Poesie bewegt haben oder ganz und gar poetisch gewesen

sein. Der Rhetor Arellius Fuscus, ein Lehrer des Ovid, erging sich gern in völlig poetischen Schilderungen (nach einer von Seneca mitgetheilten Probe) und entlehnte geflissentlich Vieles geradezu aus Virgil. Umgekehrt nahm Ovid manche Sätze eines andern Lehrers, des Rhetors Porcius Latro, fast wörtlich in seine Gedichte hinüber; und wenn nach Seneca Ovids eigenen Reden in der Schule, wo er für einen guten Declamator galt, nichts als aufgelöste Verse waren, so wird das bei vielen beanlagten Schülern der Fall gewesen sein. Auch diese Gewohnheiten der Schule pflanzten sich nothwendig ins Leben fort. Man verlangt jetzt, sagt der Vertreter der Modernen im Dialog des Tacitus, von der Rede poetische Schönheit, die aus dem Heiligthume des Virgil, Horaz und Lucan stammen muß, und die Reden der Gegenwart verhalten sich zu den frühern, wie die neuen von Gold und Marmor glänzenden Tempel zu den alten, aus rohen Bruchsteinen und unförmlichen Ziegeln aufgeführten. Auch darf man wol dem Dichter bei Petron glauben, daß Viele, die sich als Redner versucht hatten, zur Poesie übergingen, die ihnen wie ein Ruhehafen erschien, da sie glaubten, es sei leichter ein Gedicht zu machen, als eine von hübschen Sentenzen funkelnde Controverse. Die Poesie war der Beredsamkeit nahe verwandt, sie wurde zu den Formen der Wohlredenheit im weitesten Sinne des Worts gezählt, und „beredt" (facundus) gehörte zu den gewöhnlichsten, ehrenden Prädicaten auch der Dichter. In Folge dieser vielfachen Wechselbeziehungen und Berührungen von Poesie und Prosa schillert die Prosa des nüchternsten und poesieloseſten Volkes in poetischen Farben wie kaum irgend eine andere, und beweist schon allein, daß das in der Schule gewonnene innige Verhältniß zur Poesie für das Leben fortdauerte. Daß auch die siegreiche Reaction der Alterthümler diese Wirkungen zwar zu modificieren doch nicht aufzuheben vermochte, zeigt die so sehr poetische Prosa des Apulejus.

Schließlich ist zu erwähnen, daß der Besitz der Schulbildung sich im 2. Jahrhundert auf engere Kreise beschränkte als im ersten. Je länger je mehr bahnten militärisches Verdienst und Geschäftskenntniß auch Niedriggebornen, also oft Ungebildeten den Weg zu hohen Stellungen, die früher ausschließlich den Abkömmlingen von Familien der beiden ersten Stände offen gestanden hatten. Sodann traten in diese Stände immer mehr Männer aus Provinzen ein, die der römischen Bildung erst im geringen Grade theilhaft geworden waren. Aus beiden Gründen hörte auch in den höhern Ständen die Schulbildung auf, als ein unumgängliches Erforderniß, ihr Mangel als schimpflich oder lächerlich zu gelten. Von Augusts erzählte man, er habe einen Consularlegaten wegen Unbildung von seinem Posten abberufen, da er ein Wort von ihm geschrieben sah, wie es von den untern Klassen gesprochen wurde. Doch je mehr Provinzialen in den Senat eintraten, desto öfter wird man vermuthlich auch in Rom selbst bei hochgestellten Personen schlechte Aussprache und sogar Sprachfehler zu tadeln gefunden haben. Hadrian wurde im Senat als Quästor bei der Verlesung einer kaiserlichen Rede wegen seines Accents ausgelacht. Als Marc Aurel einst im Felde in

lateinischer Sprache einen Befehl ertheilte, wurde er von seiner ganzen Umgebung nicht verstanden; allem Anscheine nach, weil seinen Offizieren eine gebildete Ausdrucksweise fremd war; ja der ohne alle Erziehung aufgewachsene Präfect des Prätorium Bassäus Rufus bemerkte dem Kaiser, der Mann, an den er sich gewandt habe, verstehe kein Griechisch. Der hochbejahrte Consul im J. 218 Oclatinius Adventus konnte nach Cassius Dio nicht lesen und war der Rede so wenig mächtig, daß er sich krank meldete, wenn er eine Verhandlung leiten sollte. Daß auch die Kenntniß des Griechischen in den beiden ersten Ständen selten geworden war, läßt schon die Angabe Philostrats über den Beifall vermuthen, den der Sophist Hadrian in Rom selbst bei den Rittern und Senatoren fand, die ihn nicht verstanden.

Schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts waren in Rom selbst die Anzeichen des beginnenden Verfalls der lateinischen Sprache zahlreich und erschreckend genug. Von vielen Wörtern war die Bedeutung oder die Form zweifelhaft und bestritten, über Grundregeln der Grammatik waren die Gelehrten verschiedener Ansicht; man hörte Ausdrücke aus der Sprache der gemeinen Leute vor den Schranken von Advocaten gebrauchen. Die Barbarismen, die in der Zeit des Severus bereits in die öffentlichen Urkunden und das Gebiet der eigentlichen Steintechnik eindrangen, treten in einzelnen Privatinschriften schon früher auf. Das Gefühl der zunehmenden sprachlichen Unsicherheit und Verwirrung, das Streben der einreißenden Barbarei entgegenzuwirken, auch das Beispiel der ganz ähnlichen Bestrebungen der Atticisten in Griechenland spornte die Kenner und Freunde der Sprache und Litteratur zu eifrigen Nachforschungen in den alten Klassikern, mit denen wir die Kreise des Gellius so viel beschäftigt sehn: mit Hülfe dieser Studien hofften sie einen sichern Boden wieder zu gewinnen, Reinheit und Klarheit des Ausdrucks herzustellen. Aber diese wohlgemeinten Bemühungen konnten im besten Falle doch nur auf kleine Kreise ihre Wirkung üben: den auf dem ganzen Gebiete der lateinischen Sprache arbeitenden, seit dem 3. Jahrhundert übermächtigen, Sprache und Bildung unaufhaltsam zerstörenden Einflüssen gegenüber waren sie völlig bedeutungslos. Doch diese spätere Zeit liegt außerhalb der Grenzen dieser Betrachtung; wir kehren zu den litterarischen Zuständen der beiden ersten Jahrhunderte zurück.

Ein zweites Moment, das mit dem Jugendunterrichte zusammenwirkte, der Poesie einen so bedeutenden Einfluß auf die damalige Gesammtbildung zu geben, war, daß diese Zeit die Erbschaft der glänzendsten Epoche der römischen Dichtung, des Augusteischen Zeitalters antrat. Man darf nur Virgil, Horaz, Tibull, Properz und Ovid nennen (denn von manchen anderen gleichzeitig gefeierten Dichtern, wie von Varius, ist uns wenig mehr als der Name geblieben), um sich die reiche und glänzende Fülle poetischer Productionen zu vergegenwärtigen, die damals im engen Zeitraum eines Menschenalters nebeneinander reiften. Alle Gattungen waren hier vertreten, Heldengedicht und Scherzlied, die zärtliche oder leidenschaftliche Liebesklage und die Satire, Idyll und

poetische Epistel, das beschreibende und Lehrgedicht. Selbst das Drama fehlte nicht, doch hier wurde nichts Lebensfähiges mehr geschaffen, die Zeit der dramatischen Production war für immer vorüber, und darum sind diese Stücke für uns völlig verschollen. Auf den sämmtlichen übrigen Gebieten aber waren die Leistungen in ihrer Art vollendet. Niemand kann es in den Sinn kommen, sie zu dem Höchsten zu rechnen, was die Poesie überhaupt geschaffen hat, keinen Augenblick kann man sich über ihren Mangel an Ursprünglichkeit täuschen, nie über der reichen Begabung, dem großen Darstellungstalent, der vollendeten Anmuth, dem sichern und reinen Geschmack, der hohen Bildung dieser Dichter ihren Mangel an wahrer Genialität vergessen. Wie damals „als es Hannibal bezwungen, der Quiriten hartem Volk" die Muse aus Griechenland gekommen war, so wollte auch die neue Poesie auf keinen anderen Bahnen wandeln als auf denen der Griechen und bekannte sich laut und entschieden als ihre Schülerin. Aber theils wählte sie andere Vorbilder als jene Alten, namentlich die erreichbarern alexandrinischen, theils war seit jener Zeit das Verständniß für griechische Kunst unendlich feiner und tiefer geworden, und so gelang den Zeitgenossen Augusts die Reproduction des Adels und der Schönheit der griechischen Form in ganz anderer Weise als den Zeitgenossen der Scipionen und selbst noch des Sulla und Cicero, deren Werke nun neben den neuen Leistungen unbehülflich, formlos und rauh erscheinen mußten. Für jede Empfindungs- und Darstellungsweise wurden jetzt edle und mustergültige Formen auf allen Gebieten geschaffen; der Versbau, die künstlerische Composition auf die Höhe gehoben, wie die nun gewonnene Erkenntniß der griechischen Kunst es verlangte, vor Allem aber in der Sprache für die Poesie dasselbe geleistet, was Cicero in der Prosa geleistet hatte, und dies war die größte und unvergänglichste Schöpfung jener Zeit.

Wie Cicero der Begründer einer der fortgeschrittenen Bildung angemessenen Prosa war, so waren die Augusteischen Dichter die Schöpfer einer neuen Dichtersprache. Sie bildeten die poetische Ausdrucksfähigkeiten des Lateinischen nach allen Seiten hin in einer früher kaum geahnten Weise aus, verliehen ihm Reichthum, Mannichfaltigkeit und Fülle, Schönheit und Grazie, Würde und Kraft. So haben sie nicht bloß auf die poetische und prosaische Litteratur der folgenden Jahrhunderte des Alterthums einen unermeßlichen Einfluß geübt, sondern auch auf die aller späteren Zeiten, und werden ihn wahrscheinlich auch in Zukunft üben, so lange es überhaupt eine Litteratur geben wird. Ein wahrer und echt römischer Patriotismus beseelte diese Dichter; sie wollten ihre Nation in den Besitz des Einzigen setzen, um das sie Griechenland noch zu beneiden hatten. Mit den Griechen in den bildenden Künsten oder der Kunde der Gestirne um den Preis zu ringen, das schien des großen Volkes nicht würdig, das wie kein anderes sich in der Kunst bewährt hatte, die Völker zu beherrschen, die Besiegten zu schonen und die Uebermüthigen zu bekriegen: aber ihre poetische Kunstform auch zum römischen Besitz zu machen war ein hohes und erstrebenswerthes Ziel. „Auch diesen Ruhm dem großen Volke und der

vaterländischen Sprache noch anzueignen, war der große Zweck und das ernste Streben der Augusteischen Dichter"; und soweit es überhaupt gelingen konnte, ist es ihnen gelungen.

Bei diesem Streben wurden sie von dem hohen Bewußtsein getragen, daß sie nicht für ein einzelnes Land und Volk, sondern für die Menschheit schufen, daß ihre Werke der Weltlitteratur angehörten. Ennius war stolz gewesen für die Beherrscher Italiens zu dichten, Virgil und seine Zeitgenossen wußten, daß sie für die Menschheit dichteten, und der Blick auf einen so unermeßlichen Horizont war in der That schwindelerregend. Bekannt ist die Prophezeiung des Horaz, „daß ihn die fernsten Völker kennen lernen würden". Buchstäblich hat sich diese, buchstäblich auch Ovids Prophezeiung erfüllt, daß die von ihm im Exil an den öden Ufern des Pontus erhobenen Klagen einst über Länder und Meere getragen, vom Aufgang bis zum Niedergang vernommen werden würden. Ja diese Dichter haben schon selbst einen Theil dieser Erfüllung erlebt. Ovid durfte sagen, daß er in der ganzen Welt gelesen werde; und Properz, daß der Ruhm seines Namens bis zu den Anwohnern des winterlichen Borysthenes gedrungen sei. In der That werden die Werke der lebenden Dichter überall, wo römische Schulmeister einwanderten, gelesen worden sein.

Auch bei der höchsten Vorstellung von der Großartigkeit des neuen weltumfassenden Staatsorganismus, der Unermeßlichkeit seiner Hülfsmittel und der welterobernden Macht der römischen Sprache muß man erstaunen, wie schnell es den Römern gelang „so viele zwieträchtige und barbarische Zungen durch den Verkehr zu vereinen". Kaum mehr als zwanzig Jahre waren seit der völligen Unterwerfung Pannoniens vergangen, als Vellejus schrieb, und schon war in diesen wüsten, rauhen und ganz barbarischen Ländern (dem östlichen Theile Oesterreichs, besonders Ungarn) die Kenntniß römischer Sprache und vielfach auch Schrift verbreitet. Ein Theil der älteren Provinzen des Westens gehörte schon zu Augusts Zeit zu dem Gebiet der römischen Litteratur. Livius begann eines seiner späteren Bücher mit der Aeußerung: Ruhm habe er schon genug erworben, und setze sein Werk nur deshalb fort, weil der unruhige Geist Nahrung verlange; und dieser Ruhm erstreckte sich damals schon über Italien hinaus, denn er bewog bekanntlich einen Spanier, aus Gades eigens nach Rom zu kommen, um Livius kennen zu lernen; als er diesen Zweck erreicht hatte, reiste er sogleich wieder ab. Schon damals wurden die nach dem Absatz in Rom übrig gebliebenen Exemplare neuer Werke in die Provinzen gesandt. Horaz entläßt das erste Buch seiner Episteln mit der Aussicht, wenn es von den Händen des römischen Publicums abgegriffen und schmutzig sein werde, entweder in stiller Verborgenheit den Motten als Futter zu dienen oder im Bündel nach Utica oder Ilerda (Lerida in Spanien) geschickt zu werden. Gerade die besten Bücher, die den Buchhändlern am meisten einbrachten, gingen über das Meer.

Wenn die Koryphäen der Litteratur also damals in gewissem Sinne ihren Weltruhm schon erlebten, so waren sie umsomehr der vollsten und

glänzendsten Befriedigung ihres Ehrgeizes in Rom selbst gewiß, wo ihre Gedichte (die sie nach der kürzlich eingeführten Sitte in größeren Kreisen vortrugen), wie wir gesehen haben, sofort in die Schule übergingen, oder auch auf den Theatern unter dem Beifalle vieler Tausende gesungen wurden; wo endlich ein umfassender und thätiger Buchhandel sich deren Vervielfältigung und Vertrieb angelegen sein ließ. Virgil (der die Veröffentlichung seiner Aeneide bekanntlich nicht erlebte) hatte mit seinen Erstlingsgedichten, den Idyllen einen solchen Erfolg, daß sie auf der Bühne häufig von Sängern vorgetragen wurden: eine in den litterarischen Kreisen jener Zeit viel genannte Schauspielerin Cytheris, einst die Geliebte Marc Antons, dann des Dichters Cornelius Gallus (der sie unter dem Namen Lycoris besang) soll die sechste Ecloge gesungen haben, in der Virgil den Dichterruhm seines Freundes Gallus preist. Als Virgil bei einer solchen Gelegenheit im Theater anwesend war, erhob sich das ganze Volk und begrüßte den Dichter ebenso ehrfurchtsvoll wie Augustus; in der That wurde eine solche Auszeichnung in der Regel sonst nur dem Kaiser und Personen aus der kaiserlichen Familie zu Theil. Wenn Virgil in seiner späteren Zeit, die er größtentheils im südlichen Italien, namentlich in Neapel verlebte, ausnahmsweise nach Rom kam und sich öffentlich sehen ließ, mußte er sich vor der Menge, die ihm folgte und ihn sich gegenseitig zeigte, in ein Haus flüchten.

Allerdings ist nun der Ruhm und die Popularität Virgils bei der Mitwelt und Nachwelt und folglich auch die Wirkung seiner Poesie so groß wie die keines anderen römischen Dichters und in der That beispiellos gewesen. Mit der Popularität Schillers kann man die seinige auch darum vergleichen, weil sich in beiden Fällen zeigt, daß das Erhabene, Ideale und Edle in der Kunst die Massen noch in höherem Grade fortzureißen vermag als selbst das Volksthümliche, obwohl es scheint, daß nur dies sie anziehn, jenes abstoßen und einschüchtern sollte: aber die Menschen hängen mit größerer Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe an dem Geist, der sie aus ihrer Niedrigkeit zu sich emporhebt und sie mit dem Gefühl erfüllt, daß auch in ihnen etwas seiner höhern Natur Verwandtes wohnt, als an dem, der sich zu ihnen herabläßt. Virgils Poesie drang in alle Bildungskreise, in alle Schichten der Gesellschaft, auch Handwerker und Krämer führten seine Verse im Munde und gebrauchten sie als Mottos, einige Brocken aus der Aeneide waren auch die Ungebildetsten im Stande anzubringen, und bei ihren Gastmählern, wo die Gäste mit Jongleurkünsten, Nachahmungen von Thierstimmen, Aufführungen von Possen unterhalten wurden, hörte man doch auch Stellen aus der Aeneide, allerdings abscheulich, declamieren. Wie jetzt die Bibel wurde damals in schweren Lebensmomenten Virgil aufgeschlagen, und die Stelle, auf die der Blick fiel, als Schicksalsspruch betrachtet (was dann auch in der Zeit der Renaissance wieder geschehn ist). In litterarischen Kreisen wurde sein Geburtstag (15. October) wohl von Vielen gefeiert, und Tempelorakel (wie noch im 3. Jahrhundert die von Präneste und Patavium) antworteten mit Virgilischen Versen.

Eine so beispiellose Popularität hat nun allerdings, wie gesagt, kein anderer Dichter erreicht: aber daß auch Properz und Ovid schnell in weite Kreise drangen, zeigen die Wände von Pompeji, wo außer Virgilischen (zum Theil sichtlich von Schulknaben geschriebenen) auch Verse dieser und anderer Dichter mit dem Schreibgriffel angekritzelt sind, theils wörtlich citiert, theils parodiert, namentlich in der Basilica, die von der eleganten Welt zum Spazierengehen benutzt wurde. Zur Erklärung ihrer Popularität mag auch an das erinnert werden, was Jacob Grimm in Bezug auf die Schillers gesagt hat, „daß der Menge gerade die Poesie gefällt, die den Stil der gebildeten Gegenwart hält und auf deren Gipfel steht," da dem Volke „gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist und es nun in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will". „Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vortheilen genießen, und ist den alten zu entsagen bereit."

Auch im Alterthume darf man bei dem Volke Italiens dieselbe überaus lebhafte und weit verbreitete Empfänglichkeit für Poesie voraussetzen, wie zu Ende des 16. Jahrhunderts, wo Tassos befreites Jerusalem so schnell populär wurde, und Montaigne erstaunt war, von Schäferinnen überall die Stanzen Arioſts zu hören. Wie viel allgemeiner mußte im 1. und 2. Jahrhundert die Verbreitung der Poesie des Augusteischen Zeitalters schon durch die Einflüsse der Schule sein, die in der neueren Zeit so gut wie ganz fehlten. Und mit der Schule wirkte im Alterthume das Theater zusammen, wo allem Anscheine nach Gedichte häufig gesungen wurden; und ihre Wirkungen beruhten zum Theil auch auf der großen Freude der Südländer an Wohllaut und Rhythmus, wie denn auch gegenwärtig das Entzücken und der Genuß selbst gebildeter Italiener an ihrer vaterländischen Poesie eine sinnliche Beimischung hat. Im Alterthume war aber das Gefühl für Wohllaut und Rhythmus noch feiner und entwickelter, und verlangte auch in der Prosa seine Befriedigung, allerdings bei den Griechen noch in höherem Grade als bei den Römern. Doch wie lebhaft auch bei ihnen der Sinn für die bloße Schönheit des Klanges war, zeigt u. a. der Bericht Philoſtrats über den Beifall, den der Phönicier Hadrianus (Professor der Beredsamkeit unter Marc Aurel und Commodus) in Rom fand. Ritter und Senatoren ließen sich aus dem Theater abrufen, wenn er seine Vorträge begann, und strömten ins Athenäum, selbst solche, die nicht Griechisch verstanden; man bewunderte die wohltönende Stimme, den Tonfall, die Modulation und den Rhythmus seiner Rede, und hörte ihn mit demselben Entzücken, wie eine schön schlagende Nachtigall.

Aber auch abgesehn von allen begünstigenden Nebenumständen mußten die Wirkungen der classischen Poesie der Augusteischen Epoche auf die gebildete Welt des folgenden Zeitalters unermeßlich sein. Diese Periode war im Wesentlichen unproductiv, besaß aber die zarte Empfänglichkeit einer hohen Cultur. In einer solchen Zeit mußte die Entstehung der zahlreichen vollendeten poetischen Kunstwerke, die Herstellung mustergültiger Formen auf den verschiedensten Gebieten, vor Allem die Er-

schaffung einer neuen poetischen Sprache voll hinreißender Schönheit und blendenden Glanzes, den Trieb der Aneignung und Nachahmung aufs Stärkste und im weitesten Umfange hervorrufen. „Zum Genuß der Kunstwerke," sagt Goethe, „haben alle Menschen eine unsägliche Neigung; der Mensch aber erfährt und genießt nichts ohne sogleich productiv zu werden. Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur; ja man kann ohne Uebertreibung sagen, es sei die menschliche Natur selbst." So ist in jeder hochcultivierten Zeit ein weit verbreiteter Dilettantismus eine notwendige Folge einer hohen und reichen Kunstentwicklung. Auch wir haben dies vor Allem auf dem Gebiete der Poesie erlebt. Auch wir haben eine dichterische Blüthezeit ohne Gleichen gehabt, auch wir sind durch sie erst mit einer poetischen Sprache beschenkt worden, auch bei uns sind die Epigonen bis zum Uebermaß eifrig und geschäftig gewesen, sich des ererbten kostbaren Besitzthums in unaufhörlichem Gebrauch und Mißbrauch zu versichern, das Empfangene immer von neuem zu reproducieren. Dieselben Erscheinungen würden sich auch ohne ausdrückliche Zeugnisse in der nachaugusteischen Zeit voraussetzen lassen. Die Versuchungen einer gebildeten Sprache, die „für uns dichtet und denkt", waren damals ebenso unwiderstehlich und die Illusionen der Dilettanten über ihre Leistungen dieselben wie heute, weshalb sich unbefangenen Zuschauern des litterarischen Treibens auch dieselben Wahrnehmungen aufdrängten. „Viele, sagt ein geistreicher Schriftsteller unter Nero, hat die Poesie in die Irre geführt. Sobald Einer einen Vers richtig zu Stande gebracht und einen einigermaßen zarten Gedanken in eine Periode eingewebt hat, glaubt er schon auf den Helikon gestiegen zu sein." Ueberdies begünstigte auch den Dilettantismus die innigere Verbindung der Poesie mit der Schule, die wol die Folge haben mußte, daß poetische Uebungen mit oder ohne Veranlassung der Lehrer mehr oder weniger allgemein zu keinem andern Zweck stattfanden, als um eine vollendetere Herrschaft über die Form zu gewinnen und sich zur Virtuosität in blühender und schwungvoller Prosa vorzubereiten. Auch für Diejenigen, die hierbei nicht der Täuschung verfielen, Reminiscenzen, Angelerntes und Anempfundenes für originell und für ihr Eigenthum anzusehn, mußte es doch einen Reiz haben, die erworbene formelle Fertigkeit weiter zu üben und sich zu erhalten. Aber ohne Zweifel verführte nicht Wenige die Freude an dem wirklichen oder vermeintlichen Gelingen solcher poetischen Exercitien (die übrigens eine Hauptveranlassung zu Interpolationen der gelesensten Dichter wurden) die Beschäftigung, die nur Mittel hatte sein sollen, als Zweck zu behandeln. Selbst unter den Oden des Horaz, der doch eine fast zu strenge Selbstkritik übte, befinden sich Uebungsstücke genug, deren Verdienst ein rein formelles ist. Wenn Horaz aber nach Quintilians Urtheil der einzige des Lesens werthe römische Lyriker war, so dürfen wir wol annehmen, daß die Lyrik der nachaugusteischen Zeit ganz vorzugsweise Schul- und Dilettantenpoesie gewesen ist.

Mit den Einflüssen der Schule und der classischen Poesie im Zeitalter Augusts wirkten die politischen Zustände der Monarchie, die In-

teressen und Neigungen der Regierungen, der Höfe und Hofkreise zusammen, um die litterarischen Neigungen, Liebhabereien nnd Beschäftigungen vorzugsweise der Poesie zuzuwenden. Der allgemeine Friede nach der Schlacht bei Actium und das Absterben des politischen Lebens seit der Alleinherrschaft verschlossen die beiden Gebiete fast ganz, auf denen sich die geistige Kraft des römischen Volkes während so vieler Jahrhunderte aufs reichste und kräftigste entfaltet hatte. Eine Masse von Talent, Kraft und Regsamkeit, die durch diese Revolution aus ihrer natürlichen Bahn gedrängt war, warf sich nun auf die Litteratur. Aber selbst hier standen die Felder, die in der Republik am glücklichsten angebaut worden waren, nur theilweise offen: die Redefreiheit war verkümmert, die Geschichtschreibung bis zur Zeit Nervas und Trajans, die das „seltene Glück" brachte, „daß man denken durfte was man wollte und sagen was man dachte", gefahrvoll und dies bereits unter der toleranten Regierung Augusts. Titus Labienus, einer der letzten Republikaner und unversöhnlicher Gegner der neuen Zustände, überschlug, als er seine Geschichte der neuesten Zeit öffentlich vorlas, große Stücke mit den Worten: „dies wird man nach meinem Tode lesen". Dennoch wurde über sein Werk das bisher unerhörte Urtheil der Verbrennung ausgesprochen: er wollte dessen Untergang nicht überleben; wie einen lebendigen Todten ließ er sich in das Begräbniß seiner Ahnen bringen und dort einschließen. Elf Jahre nach Augusts Tode wurde Cremutius Cordus angeklagt, weil er in seinen Jahrbüchern Brutus und Cassius die letzten Römer genannt hatte, er kam der sicheren Verurtheilung durch freiwilligen Hungertod zuvor; auch seine Bücher wurden verbrannt. In solchen Zeiten bot die Poesie den friedlichen Geistern, die einen idealen Inhalt für ihr Leben suchten und der Wirklichkeit zu entfliehn strebten, ein doppelt willkommenes Asyl. Völlig sicher war freilich auch dies nicht, die „Gemüther der Mächtigen" waren leicht gereizt, zuweilen schon durch die Wahl der Stoffe, und durch scheinbare oder wirkliche Beziehungen einzelner Stellen auf die Gegenwart. So brachte unter Tiberius dem Letzten des erlauchten Geschlechts der Scaurer seine Tragödie „Atreus" den Tod, in der besonders der Vers: „Der Herrscher Thorheit muß man tragen mit Geduld" strafwürdig erschien. Doch solche Gefahren drohten natürlich den Dichtern, die wirklich die Absicht hatten sie zu vermeiden, nur in den allerseltensten Fällen, und konnten den poetischen Neigungen dieses Zeitalters keinen Eintrag thun. Ausdrücklich heißt es in dem Dialoge des Tacitus, daß der Beschäftigung mit der Poesie zur Rechtfertigung hauptsächlich diene, daß sie weniger der Gefahr Anstoß zu geben ausgesetzt sei, als die der Redner. So füllte die Poesie vor Allem die große Leere aus, die der Untergang der Republik in dem Leben Roms zurückließ, und es lag in nichts weniger als in der Wandelbarkeit der menschlichen Neigungen, wie es Horaz in seiner Epistel an August darstellt, daß das früher auf so ganz andere Zwecke gerichtete römische Volk nun allein von dem Eifer der Schriftstellerei glühte, daß Söhne und strenge Väter ihre Stirn mit Laub umkränzten, und Gelehrte und Ungelehrte überall Gedichte schrieben.

Die französische Litteratur des ersten Kaiserreichs bietet manche Parallelen mit der damaligen. Diejenigen Dichter die nicht (wie Fontanes und so viele andre) „sich in den vorgeschriebenen und belohnten Lobpreisungen erschöpften", gingen (wie Delisle) „politischen und socialen Problemen sorgfältig aus dem Wege und hielten sich an untergeordnete oder gleichgiltige Stoffe", die sie — wie zum Ersatz — in gefälliger Form behandelten, zu deren hoher Schätzung in Frankreich „diese Periode eingeschränkten Denkens und gehemmter Phantasie" wol nicht wenig beigetragen hat. Dem Theater schenkte der Kaiser eine ganz besondre Aufmerksamkeit. Zwei Dichter wurden (1805) beauftragt, Corneille, Racine und Voltaire zu „verbessern"; doch die ausgemerzten Verse traten gerade, weil sie vermißt wurden, um so bedeutungsvoller hervor. Napoleon wollte keine Stücke aufgeführt sehn, deren Gegenstände naheliegenden Zeiten entnommen waren; die Bühne „bedürfe einiger Alterthümlichkeit"; die Zeit Heinrichs IV. lag seiner Ansicht nach noch nicht fern genug, um nicht Leidenschaften zu erwecken. Aber auch der „Tiberius" von Joseph Chenier durfte nicht aufgeführt werden, weil einige Stellen darin auf die Gegenwart bezogen werden konnten, und auch in dem „Ajax" von Ugo Foscolo entdeckte die Napoleonische Polizei in Mailand (1812) politische Anspielungen, was dem Verfasser nicht geringe Unannehmlichkeiten zuzog.

In solcher Weise die Poesie uniformieren und disciplinieren zu wollen, davon war August weit entfernt. Er verstand es, sie durch bereitwilliges Entgegenkommen seinen Zwecken dienstbar zu machen. Nächst der langersehnten Wohlthat der „Ruhe und Ordnung", welche die Monarchie brachte, sollten Schutz und Förderung geistiger Bestrebungen (insofern sie sich innerhalb der gezogenen Schranken hielten) die Gebildeten mit dem Cäsarenthum aussöhnen, wie die Massen in Rom durch große Fortschritte in der Verbesserung ihrer materiellen Lage und durch Feste und Schaugepränge für den Verlust der Freiheit schadlos gehalten wurden. Die Pflege, die August und die ihm zunächst stehenden Großen, wie Messalla und vor allen Mäcenas der neu erblühenden Poesie angedeihen ließen (und an der sich auch die Frauen seines Hauses betheiligten), ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Noch folgenreicher als die Gunst dieser Kreise, denen sich auch der frondierende Asinius Pollio anschloß, wirkte wol ihr Beispiel. August stand auf der Höhe der damaligen Bildung; sein Interesse an der Litteratur war ein aufrichtiges, und er bekundete es nicht bloß durch Beförderung und Unterstützung der Dichter und Schriftsteller, sondern (was mehr war) durch die lebhafte Theilnahme an ihrem Schaffen, die er an den Tag legte; „wohlwollend und geduldig" hörte er ihre Vorlesungen an. Ihm verdankte das vierte Buch der Horazischen Oden seine Entstehung, Virgils Aeneide ihre Erhaltung, an ihn durfte Horaz die Epistel richten, in der er die alte und neue Poesie gegeneinander hielt. Aber auch an eignen Versuchen ließ es August nicht fehlen; großentheils waren diese zwar in Prosa, mit der Poesie befaßte er sich, wie Sueton sagt, „nur obenhin". Ein größeres Gedicht in Hexametern existierte von ihm über

Sicilien, und eine kleine Sammlung von Sinngedichten, die er im Bade auszudenken pflegte. Eine Tragödie „Ajax" vernichtete er vor der Vollendung; „sein Ajax, sagt er, habe sich in den Schwamm gestürzt". Für einen Staatsmann, auf dem die Aufgabe lastete, die Welt in ihre Fugen einzurichten, sind dies immerhin Poesieen genug. Auch Asinius Pollio, Messalla, Mäcen machten Verse; die Gedichte des Letztern lieferten nach den Berichten einen Beleg für die auch auf andern Kunstgebieten zu machende Beobachtung: daß der reinste Geschmack und die vollste Sicherheit des Urtheils über fremde Leistungen nicht immer vor Geschmacklosigkeit und Affectation in eignen Versuchen bewahrt. Mäcens poetische Spielereien waren, wie alles was er schrieb, in einer corrupten schwülstigen Manier, August spottete über die „salbentriefenden Löckchen" seines gleichsam „mit dem Brenneisen gekräuselten" Stils. Seneca hat eine Probe davon aufbewahrt, in welcher der merkwürdige Mann die Lust an der Gewohnheit des Daseins mit einem an Heine erinnernden Cynismus malt:

Mache lahm mich an Hand und Fuß,
Lahm an Schenkel und Hüfte;
Lade Schwär' und Buckel mir auf,
Gib mir wackelnde Zähne.
Darf ich leben nur, ist's genug!
Leben laß mich, und müßt' ich
Hocken auf spitzigem Marterholz!

Tiberius, der die zur allgemeinen Bildung erforderlichen Studien mit dem größten Eifer trieb, war ein Bewundrer der Alexandriner und hatte eine besondere Liebhaberei für die mythologische Gelehrsamkeit, mit der sie ihre Werke zu putzen pflegten; in seinen griechischen Gedichten ahmte er Euphorion, Rhianus und Parthenius nach; er verfaßte ein lyrisches Gedicht in lateinischer Sprache: Klagen über den Tod des Lucius Cäsar (755) — ein Ereigniß, das den damals dreiundvierzigjährigen Mann dem Thron um einen großen Schritt näher brachte; auch gab es von ihm Gedichte leichtfertigen Inhalts. Schwerlich hätte eine so groß angelegte und auf die größten Zwecke gerichtete Natur wie die Tibers sich zu poetischem Dilettantismus herbeigelassen, wenn nicht sein Streben, sich die damalige Bildung im weitesten Umfange anzueignen, beinahe mit Nothwendigkeit darauf geführt hätte. Auch der edle Germanicus fand in seinem vielbewegten Leben Muße zur Poesie, er hinterließ unter anderm griechische Lustspiele; seine Bearbeitung des astronomischen Lehrgedichts des Aratus ist noch vorhanden. Caligula beschränkte sich auf das Studium der Beredsamkeit, in der er es zu einer guten Fertigkeit brachte; Claudius verfaßte zahlreiche gelehrte Werke, doch nur in Prosa.

Nero war der erste und blieb der einzige Kaiser, der die Poesie nicht als Uebung, Spiel oder zur Ausfüllung müßiger Augenblicke trieb, sondern mit dem Anspruch, in der Dichterwelt eine hervorragende Stelle einzunehmen. Ernste und gründliche Bildung war ihm fremd geblieben, theils hielt ihn sein Naturell, theils seine Umgebung davon

zurück. Von dem Studium der Philosophie soll ihm seine Mutter abgerathen haben, da es für einen künftigen Regenten unzuträglich sei; von dem Studium der älteren Litteratur sein Lehrer Seneca, um ihn desto länger in der Bewunderung seiner eignen Werke zu erhalten. Obgleich er vor und nach seiner Thronbesteigung (im noch nicht vollendeten siebzehnten Lebensjahre) sich vor großen Versammlungen mit Prunkreden hören ließ, mußte er sich doch seine öffentlichen Reden von Seneca schreiben lassen, was viel Aufsehen erregte; er war der erste Kaiser, der sich einer fremden Feder bediente. Je weniger aber seine Bildung wissenschaftlich war, desto vielseitiger war sein Dilettantismus in den schönen Künsten. Von seiner Beschäftigung mit der Musik, in der er seine Hauptstärke zu haben glaubte, ist bereits die Rede gewesen; er tändelte mit Meißel und Modellierstab, und dichtete fast eben so eifrig als er sang und spielte; die Dichtkunst sollte zugleich (wie Tacitus meint) seinen andern, einem Fürsten weniger anständigen Kunstübungen in der öffentlichen Meinung das Gegengewicht halten. Ob und wie viel Talent zur Poesie er hatte, ist nicht mit völliger Sicherheit zu entscheiden. Tacitus spricht es ihm ganz und gar ab. Nach ihm „umgab er sich mit Solchen, die im Dichten eine gewisse Leichtigkeit, aber keine hervorragende Berühmtheit besaßen. Diese kamen zusammen, verbanden die mitgebrachten oder auf der Stelle gedichteten Verse zu einem Ganzen und ergänzten seine irgend wie hingeworfenen Worte. Dies zeigt auch der Charakter dieser Gedichte, die ohne Schwung und Ursprünglichkeit und nicht aus einem Gusse sind." Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß so manche Gedichte der vornehmen Dilettanten, die „Elegieen", die sie während der Verdauung auf Ruhebetten von Citrusholz liegend dictierten, auf diese Art zu Stande kamen, da sie ohne Zweifel hier ebenso gut wie auf wissenschaftlichem Gebiete die Leistungen ihrer Clienten, Sklaven und Freigelassenen als ihr rechtmäßiges Eigenthum ansehen und verwerthen zu können glaubten. Auch bei den Gedichten des Lucius Verus hatten, wie man sagte, seine talentvollen Freunde das Beste gethan. Nero nimmt freilich Sueton in Schutz: er habe um so weniger nöthig gehabt, sich mit fremden Federn zu schmücken, da ihm die Verse leicht geflossen seien. Von Neros Hand geschriebene Entwürfe, die er vor Augen gehabt hatte, waren wie er sagt offenbar keine Nachschriften oder Abschriften, sondern trugen alle Spuren eigner Abfassung, so vieles war ausgestrichen, übergeschrieben und hineincorrigiert. Neros Gedichte waren zahlreich und mannichfaltig: kleine Tändeleien (in einer derselben war von Poppäas „Bernsteinhaaren" die Rede), Spottgedichte, lyrische, für den Gesang zur Cither gedichtete Poesieen, darunter vermuthlich auch Solos aus Tragödien, ein großes Epos Troica (in dem Paris als Held auftrat und bei einem Ringkampf unerkannt alle Ringer, selbst Hektor überwand); ein anderes Epos sollte die ganze römische Geschichte umfassen, doch scheint es nie zur Ausführung gekommen zu sein. Martial, der Nero sonst geflissentlich schmäht, spricht von seinen Gedichten mit Anerkennung. Einige zufällig erhaltene Verse zeugen wenigstens von Gewandtheit:

Wenn er der Perser Gebiet durchirrt, dann schwindet der Tigris
Tief in gähnender Kluft: fortrauschend unter dem Boden
Taucht der verlorne Strom erst auf, wo er nimmer gesucht wird.

Bei dem von Nero zum ersten Male nach griechischem Muster gestifteten Festspiel, das sich in fünfjährigen Perioden wiederholen sollte, aber nur zweimal (60 und 65) gefeiert zu sein scheint, bildeten die musischen Wettkämpfe den Mittelpunkt; und die Vertheidiger dieser neuen Stiftung meinten, daß die Siege der Redner und Dichter ein Sporn für Talente sein würden. Doch in der That wollte Nero hier allein als Dichter wie als Musiker glänzen; die auf seinen Wunsch erfolgte Betheiligung der Vornehmsten sollte seinen Ruhm nur erhöhn, ihm wurde der Kranz zugesprochen. Bei der zweiten Feier las er die Troica vor. Er vermochte überhaupt keinen Dichterruhm neben dem seinigen zu dulden; Lucan, den er in seinen poetischen Kreis gezogen hatte, erregte bald seine Eifersucht; der Kaiser verließ in auffallender Weise eine Vorlesung des Dichters und untersagte ihm sogar, wie es scheint, sich öffentlich hören zu lassen (Ende 62 oder Anfang 63). Dieser ließ sich zu offner Feindschaft gegen den Hof fortreißen und nahm Antheil an der Pisonischen Verschwörung, deren Entdeckung ihm den Tod brachte. So gefährlich es aber unter Nero war, auf wirklichen Dichterruhm Anspruch zu machen, so rathsam, ja für Jeden, der zu ihm in Beziehung stand, nothwendig war es, seine Theilnahme und Neigung zur Poesie zur Schau zu tragen, wo möglich sich mit poetischen Versuchen sehen zu lassen, die geeignet waren, den seinen zur Folie zu dienen. Niemand, der jene Zeit kennt, kann zweifeln, daß auch dies Bestreben die Regsamkeit auf dem Gebiete der Poesie sehr gesteigert hat. Unter den gegen Seneca von seinen Feinden erhobenen Vorwürfen war auch, daß er eifriger und häufiger Verse mache, seit Nero Liebe zur Dichtkunst zeige.

Dies änderte sich völlig unter Vespasian, der der Poesie ganz fern stand, dagegen gerade hervorragende, auch poetische Talente begünstigte und freigebig unterstützte. Titus aber, der als Knabe an Neros Hof gelebt hatte, besaß für lateinische und griechische Poesie ein leichtes, selbst zur Improvisation ausreichendes Talent, und besang unter anderm einen Kometen, wie der ältere Plinius sagt, „in einem herrlichen Gedichte"; auch der jüngere Plinius nennt ihn unter den Dichtern. Unter Domitian wiederholten sich in vieler Beziehung die Zustände der Neronischen Zeit, ja ein noch furchtbarerer Druck lastete auf den Geistern, aber poetische Bestrebungen wurden aufrichtig gefördert und aufgemuntert; vor Allem durch den im Jahre 86 gestifteten capitolinischen Wettkampf, in dem die Talente sich frei entfalten konnten; überhaupt machte dieser zweite Nero als Kaiser auf dichterischen Ruhm keinen Anspruch, obwol er in seiner unfreiwilligen Muße als Prinz eine eifrige Beschäftigung mit der Poesie zur Schau getragen hatte. Natürlich wurden an seinem Hofe auch seine Jugendgedichte für unübertrefflich erklärt. Quintilian sagt, es habe den Göttern zu gering geschienen, daß er weiter nichts sein sollte, als der größte Dichter, und deshalb haben sie ihn durch Uebertragung

der Sorge für den Erdkreis von diesen Beschäftigungen abgelenkt. Ob er ein Epos über den jüdischen Krieg, von dem Valerius Flaccus spricht, auch nur begonnen hat, ist zweifelhaft: sicher dagegen, daß er den Kampf um das Capitol in den Decembertagen des Jahres 69, während dessen er in großer Gefahr geschwebt hatte, zum Gegenstande eines Gedichtes machte; denn Martial erwähnt im Jahre 89 das himmlische (d. h. in der damaligen Hofsprache „allerhöchste") Gedicht vom „capitolinischen Kriege". Domitian ließ sich also nicht ungern an seine poetischen Versuche erinnern, wenn er sie auch ganz aufgegeben hatte: und Martial huldigt ihm „als dem Herrn der neun Schwestern".

Auch Domitians Nachfolger Nerva rechneten die Dichter zu den Ihrigen, Plinius nennt ihn unter Denen, die muthwillige scherzhafte Kleinigkeiten geschrieben hatten. Martial bezeichnet ihn als den „Tibull unsrer Zeit", ein aus einem Gedichte Neros, zu dessen Kreise Nerva einst gehört hatte, entlehnter Ausdruck; Martials in demüthigem Clententon auf ihn verfaßte Epigramme zeigen, daß er sich damals noch (in der letzten Zeit Domitians) gern als Dichter loben hörte. Trajans großartige Soldatennatur hatte keine poetische Faser, ihm scheint auch jedes Interesse für Poesie gefehlt zu haben; Hadrian dagegen, der allseitigste Dilettant, der je auf dem römischen Throne gesessen hat, war in Vers und Prosa gleich gewandt, auch lascive Gedichte las man von ihm; einige seiner Kleinigkeiten haben sich erhalten. Noch auf seinem qualvollen Sterbebette hatte er Laune genug zu jenen bekannten Versen, aus denen man, nach der Angabe seines Biographen, den Durchschnittswerth seiner Dichtungen kennen lernen kann:

Unstetes, zärtliches Seelchen, du,
So lange des Leibes Gesellin und Gast,
Wohin, du arme, wanderst du jetzt,
Bleich, ohne Hülle, schaudernd vor Frost?
Vorbei ist Scherzen und Kosen nun!

Hadrians Beispiel scheint übrigens die Poesie an seinem Hofe zur Mode gemacht zu haben, auch sein Adoptivsohn Aelius Verus war versgewandt, der auf seine Veranlassung von Antoninus Pius adoptirte Lucius Verus hatte, wie erwähnt, sich ebenfalls als Knabe der Poesie beflissen; auch Marc Aurel noch im Alter von 22 Jahren (143) Hexameter gemacht, die er so liebte, daß ihnen nicht, wie seinen übrigen Versuchen, die Gefahr drohte, in Rauch aufzugehn.

Mit ihnen schließt aber diese Reihe von fürstlichen Dichtern, die wol kaum in der Geschichte und Litteratur ihres Gleichen hat, und die Poesie blieb nun lange dem Hofe fern; denn der nächste Kaiser, von dem berichtet wird, daß er (griechische) Verse machte, ist erst Alexander Severus, dessen Bildung und poetischer Dilettantismus, wie der des Balbinus, der beiden ältern Gordiane, des Gallienus und Numerianus dafür zeugt, daß auch noch im 3. Jahrhundert die alten litterarischen Traditionen, die Pflege geistiger Interessen sich in einzelnen Kreisen der vornehmen Gesellschaft (gleichsam Inseln in der immer höher schwellenden Fluth der Barbarei) erhielten.

Wenn nun aber in der Zeit von August bis Hadrian beinahe Regel war, was sonst eine seltene Ausnahme ist: die Beschäftigung der Regenten, zum Theil in ihrer Prinzenzeit, zum Theil nach ihrer Thronbesteigung mit der Poesie — so ist diese Erscheinung ohne Zweifel ebenso wenig zufällig, als daß die spätere Zeit der Antonine und die der Severe bis auf Alexander auch nicht einen einzigen fürstlichen Dichter aufzuweisen hat, obwol auch diese Kaiser großentheils auf der Höhe der damaligen Bildung standen. Vielmehr theilten offenbar diese wie jene eben nur die herrschenden Richtungen und Interessen ihrer Zeit, und auch ihr Verhältniß zur Poesie war im Wesentlichen kein andres, als das des gebildeten Theils der Mitlebenden überhaupt. Man darf daher schon hieraus allein mit ebenso großer Sicherheit auf eine sehr allgemeine Verbreitung des poetischen Dilettantismus in der gebildeten Gesellschaft des 1., wie auf dessen starke und auffallende Abnahme gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts schließen.

In der That kann nicht bezweifelt werden, daß überhaupt in der Hadrianischen Zeit eine neue geistige Strömung in der Zeitbildung die Oberhand gewann, die jene im 1. Jahrhundert herrschende Richtung auf Poesie zurückdrängte. Die Geschichte der römischen Poesie ist bis zu der Grenze der beiden Jahrhunderte an Namen ebenso reich als in den folgenden Zeiten arm, ja fast völlig leer. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht etwa in einer Abnahme der schöpferischen Kraft, in einer Abnahme des Originalgenies zu suchen, die Gibbon zu den charakteristischen Erscheinungen des 2. Jahrhunderts zählt, denn auch die Dichter der nachaugusteischen Zeit waren doch nur sehr gebildete und begabte Dilettanten (freilich im höhern und bessern Sinne des Worts); auch hat es an Dichtern in den spätern Jahrhunderten keineswegs ganz gefehlt. Beigetragen hat ohne Zweifel zur Abnahme der poetischen Tendenzen die Herrschaft, welche die Alterthümelei in der Litteratur gewann, da die Beschäftigung mit den alten Dichtern auch nicht entfernt die Anregung zu eigner Production und Reproduction bieten konnte, wie die mit den modernen. Sodann fiel die Wirkung fort, welche die Beschäftigung der Kaiser mit der Poesie, die wie gesagt selbst nur eine Wirkung der herrschenden Zeitrichtung gewesen war, als ein für die höheren Stände maßgebendes Beispiel geübt hatte, und damit ein erhebliches Motiv des poetischen Dilettantismus. Der Hauptgrund dürfte aber in dem großen Eindruck der in Griechenland entstandenen kunstvollen Prosa der Sophisten zu suchen sein, die auch die Römer mächtig zur Bewunderung und Nachahmung anregte und einen großen Theil der empfänglichen Geister in ihren Bahnen fortriß; wovon weiter unten die Rede sein wird. Außerdem ist nicht zu vergessen, daß, je mehr sich (namentlich in Folge von Hadrians neuer Organisation) der Militär- und Beamtenstaat ausbildete und gliederte, je mehr Kräfte er in Anspruch nahm, je glänzendere Aussichten er in der amtlichen Laufbahn bot, desto mehr sich Talent und Streben von der schönen Litteratur überhaupt ab und dem Kriegsdienst, der Verwaltung und dem Rechtsstudium zuwandten, während Beredsamkeit wo nicht als

Zweck so doch als Mittel und auf andern Wegen als früher allgemein erstrebt wurde, und auch die Fachwissenschaften, darunter namentlich die mit der neu aufblühenden Rechtswissenschaft eng zusammenhängende Philologie eine eifrige Cultur fanden.

Die neue Bedeutung, die Poesie und Litteratur überhaupt mit der Begründung der Monarchie gewannen, zeigt sich hauptsächlich in folgenden drei Dingen: der Entstehung eines ausgebreiteten Buchhandels und der Begründung öffentlicher Bibliotheken, der Einführung öffentlicher Vorlesungen der neuen Werke (Recitationen), endlich in der Stiftung einer ganz neuen den Dichtern eigenthümlichen Ehre — der Dichterkrönungen — dies letzte in der Zeit Neros und Domitians, während alles Uebrige bereits der Zeit Augusts angehört.

In Ciceros Jugendzeit muß es in Rom mindestens schon Anfänge eines Buchhandels gegeben haben. Ciceros Freund Atticus, der Erste von dem bekannt ist, daß er Vertrieb und Vervielfältigung von Büchern in größerem Umfange unternahm, hatte in diesem (von ihm neben vielen andern betriebenen) Geschäfte bereits Concurrenten. Spätestens unter August war der Buchhandel in Rom schon ein selbständiges Geschäft, bald auch in den Provinzen. Die Sortimentshandlungen lagen in Rom in den belebtesten Gegenden, sie waren an Pfeilern und Eingängen mit ausgestellten Exemplaren und Anzeigen docoriert, und bildeten (wie noch im heutigen Rom) einen Versammlungsort für Freunde der Litteratur, die sich theils die neuen Bücher ansahen, theils Unterhaltung suchten. Die Sklavenarbeit setzte diese Industrie in den Stand, ihre Waare schnell, wohlfeil und massenhaft zu liefern. Hunderte von Schreibern, die gleichzeitig nach einem Dictat schrieben, leisteten, was heute eine Presse vollbringt, vielleicht in wenig längerer Zeit, wenn auch freilich sehr viel unvollkommener; die Incorrectheit war der Hauptfehler der antiken Bücher. Da zwei Stunden jedenfalls genügten, um Martials zweites Buch nach Dictat zu schreiben, konnte ein vollständiges Exemplar seiner Epigramme in wenig mehr als siebzehn Stunden geliefert werden; ein Buchhändler, der funfzig Schreiber gleichzeitig arbeiten lassen konnte, vermochte also in vier Wochen bequem eine Auflage von 1000 Exemplaren herzustellen. Da von einer Gelegenheitsschrift, die ein rein persönliches und ganz vorübergehendes Interesse hatte, eine so starke, von dem Verfasser auf eigne Kosten veranstaltete Auflage erwähnt wird, darf man annehmen, daß große Buchhändler von beliebten und vorzüglichen Werken sehr viel größere gemacht haben.

In unserer Zeit ist man leicht geneigt, die Leistungsfähigkeit der handschriftlichen Vervielfältigung zu gering anzuschlagen, indem man sie mit der der Presse vergleicht. Doch hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wo Abschrift an Stelle des Drucks treten mußte, gezeigt, daß der Abstand zwischen den Leistungen beider nicht so groß ist als man gewöhnlich annimmt. Von Voltaires Pucelle wurden in Paris in einem Monat vielleicht 2000 Abschriften verbreitet. Von dem (zwei Druckbogen starken) Memorandum von Burgos an den König (Januar 1826)

sollen in Spanien 5000 Abschriften circuliert haben. Von dem Protest der Göttinger Sieben existierten bereits am zweiten Tage, nachdem A. Oppermann das erste Exemplar erhalten hatte, Tausende von Abschriften. Kossuth ließ seine Reichstagszeitung, die er nicht drucken lassen durfte, mit dem größten Erfolge in ganz Ungarn abschriftlich verbreiten. Daß die handschriftliche Vervielfältigung im Alterthume bei einer umfassenden, auf vielhundertjährigen Erfahrungen beruhenden Organisation und mit Benutzung der Sklavenarbeit ungleich mehr zu leisten vermochte, versteht sich von selbst. So konnte denn auch die Verbreitung der Bücher in weite Fernen in kurzer Zeit erfolgen. Schon Cicero sagt, er habe die Zeugenaussagen in dem Proceß des Catilina von allen Schreibern abschreiben, in Rom verbreiten, in ganz Italien vertheilen, in alle Provinzen senden lassen: so daß es keinen Ort im römischen Reiche gebe, wohin sie nicht gelangt seien. Varro hatte nach Plinius den 700 Personen, deren Portraits sich in seinem großen Bilderwerk befanden, durch dessen Versendung in alle Länder eine Art Allgegenwart verliehen. Das Buch des Sulpicius Severus über das Leben des heiligen Martinus, das der Bischof Paulinus von Trier nach Rom gebracht hatte, wurde dort sogleich allgemein begehrt, und die Buchhändler waren sehr erfreut über die guten Geschäfte, die sie damit machten; nichts wurde theurer, nichts schneller verkauft. Ein Freund des Autors, der von dort nach Africa reiste, fand, daß es ihm vorausgegangen war und in ganz Carthago gelesen wurde. Als er darauf nach Alexandria kam, fand er es auch hier in den Händen Aller und ebenso in ganz Aegypten, dem Natronthal und der Thebaide; in der Wüste sah er einen Greis darin lesen.

Die Preise der Bücher waren nicht hoch. Das erste Buch Martials (über 700 Verse in 118 Gedichten) kostete in elegantester Ausstattung 5 Denare (436 Pf.), in wohlfeiler wie es scheint nur 6—10 Sesterzen (130—218 Pf.); das Buch seiner Xenien (274 Verse unter 127 Titeln) verkaufte der Buchhändler Tryphon für 4 Sesterzen (88 Pf.), wie Martial sagt, zu theuer, er konnte es zu 2 (44 Pf.) verkaufen und doch noch einen Gewinn machen. Das Buch füllt in der Teubnerschen Ausgabe 14 Druckseiten, und da von dem angegebenen Preise noch ein Theil auf die unserem Einbande entsprechende Ausstattung gerechnet werden muß, war die Herstellung des Textes vielleicht nicht viel theurer als gegenwärtig in Deutschland, wo ein gewöhnlicher Druckbogen für 30 Pf. geliefert zu werden pflegt. Bei einem von Statius an Plotius Grypus gesandten Büchlein hatte der von dem Dichter selbst geschriebene Text nichts, der Purpurumschlag, das neue Papier und die beiden Knöpfe des Stabes, um den die Rolle gewickelt war, im Ganzen 10 As (55 Pf.) gekostet. Die Maculatur wanderte theils in die Schule, wo die Knaben die leergelassenen Rückseiten der Blätter zu ihren Exercitien benutzten, theils in die Läden der Höker und Gewürzkrämer, wo sie zu Pfeffer- und Weihrauchdüten, oder zum Einwickeln eingesalzener Fische diente.

Aber auch unentgeltlich waren für Jedermann reiche Bücherschätze in beiden Sprachen zugänglich. Den Plan Julius Cäsars, in Rom

öffentliche Bibliotheken zu stiften, der wie so mancher andre durch seinen Tod vereitelt worden war, führte Asinius Pollio aus, dem Rom die erste öffentliche (griechische und lateinische) Bibliothek verdankte, der dann August zwei andre (in der Halle der Octavia und auf dem Palatin) und spätere Kaiser (namentlich Vespasian und Trajan) immer neue hinzufügten, so daß man im 4. Jahrhundert 28 zählte. Auch sie dienten natürlich zu Versammlungsorten für Freunde der Litteratur. Die Räume der Bibliotheken benutzte ebenfalls Asinius Pollio zuerst, um den Größen der Litteratur in einer früher unbekannten Weise zu huldigen. Ihre Statuen, mit Bücherbehältern zu ihren Füßen (wie wir deren noch von Sophokles und Andern besitzen), und Büsten mit Epheu „dem Lohn der Denkerstirnen" bekränzt, zum Theil aus Bronze, aber auch aus Gold und Silber, schmückten diese Hallen und Säle. In der von Asinius Pollio gestifteten Bibliothek war das einzige Bildniß eines Lebenden das des Varro, doch wurde diese Ehre, wie es scheint, bald sehr allgemein. Noch Sidonius Apollinaris konnte sich rühmen, daß seine Statue unter den in der Trajansbibliothek errichteten Bildsäulen von Dichtern und Schriftstellern stand.

Doch daß öffentliche Bibliotheken die anerkanntesten, also vorzugsweise ältern Werke allgemein zugänglich machten, ein umfassender und betriebsamer Buchhandel eifrig für schnelle Verbreitung des Neuen sorgte, reichte in jener Zeit eines außerordentlich reichen und bewegten litterarischen Lebens und eines ebenso regen und verbreiteten litterarischen Interesses zur Vermittelung zwischen den Gebenden und Empfangenden, zwischen den Dichtern und Schriftstellern auf der einen und dem Publikum auf der anderen Seite noch nicht aus; namentlich da diese Zeit noch immer in so hohem Grade an Mündlichkeit und lebendiges Wort gewöhnt war und das Lesen schon darum nie so allgemein werden konnte, wie in den Perioden der lebhaftesten litterarischen Entwicklung in neuern Zeiten, weil es bei den ohne Interpunction und Trennung der Wörter, sicher sehr oft mit Abkürzungen, nicht selten schlecht und incorrect geschriebenen Texten fast immer eine Mühe war, die den Genuß beeinträchtigte. Am meisten verlor die Poesie, wenn sie nicht durch das Ohr aufgenommen werden konnte. Denn da sie (namentlich die lyrische) entweder geradezu für den Gesang mit Musikbegleitung, oder doch für einen musikalischen, oder dem musikalischen sich nähernden Vortrag bestimmt war; da Wohlklang und Rhythmus zu ihren wesentlichen, am allgemeinsten und feinsten empfundenen Eigenschaften gehörten: so mußten wol Gedichte, die man las statt sie zu hören, für die antike Empfindung etwas Wesenloses und Schattenhaftes erhalten, und selbst Prosa verlor (wenn auch in geringerm Maße) beim bloßen Lesen von ihrer Wirkung. Wenn Juvenal sagt, auf die Anzeige, daß Statius seine Thebaide vorlesen werde, sei man herbeigeströmt, um das angenehme Organ und das beliebte Gedicht zu hören, so sieht man, daß auch das erstere seine Anziehungskraft übte. Auch in der hellenistischen Periode waren die Werke der Dichter und Geschichtschreiber, wie überhaupt alle künstlerisch angelegten, weniger für das Lesen als für das Hören in

mehr oder minder großen Versammlungen bestimmt. Asinius Pollio führte die Sitte der Recitationen, d. h. Vorlesungen neuer Werke vor größern, geladenen Kreisen, in Rom ein und kam damit ohne Zweifel einem allgemeinen Bedürfnisse entgegen. Das immer zunehmende Publicum, das sich für die neuesten Erzeugnisse der Litteratur aufs lebhafteste interessierte, lernte diese so aus erster Hand und in unzweifelhaft authentischer Form kennen, und befriedigte zugleich die natürliche Neugier nach der Person des Autors. Gleich willkommen war es natürlich für Schriftsteller und Dichter, sich dem Publicum persönlich vorzustellen, sich von der Wirkung ihrer Werke überzeugen, aus dem Urtheil der Gebildeten Nutzen ziehn, vor Allem den Beifall der Mitwelt unmittelbar und in möglichst reichem Maße genießen zu können.

Daß die an und für sich so höchst zweckmäßige neue Sitte sehr bald ausartete, war unvermeidlich, bei der Masse der Müßiggänger, denen jede neue Ausfüllung leerer Stunden sehr erwünscht war, bei der Menge der Dilettanten und Dichterlinge, die vor Allem für ihre Eitelkeit Befriedigung suchten und die dem Dilettantismus eigenthümliche Nachsicht und Gunst, die sie selbst übten, selbstverständlich auch von Andern erwarteten. „Ich soll Dir meine Epigramme vorlesen, Celer?" so lautet ein Epigramm Martials. „Ich habe keine Lust! Du wünschest nicht zu hören, sondern selbst zu lesen." Während Dilettanten wie der jüngere Plinius selbst in der schönsten Jahreszeit nicht müde wurden, Tag für Tag Recitationen zu besuchen und Beifall zu spenden, litten wirkliche Dichter am meisten unter der je länger je mehr um sich greifenden Vorlesewuth. Schon für Horaz war das schrecklichste der Schrecken der Dichter in seiner Raserei; er wüthet wie ein Bär, dem es gelungen ist das Gitter seines Käfigs zu durchbrechen, Gelehrte und Ungelehrte jagt der bittere Vorleser in die Flucht, wen er aber gepackt hat, den hält er fest und bringt ihn mit Lesen um, gleich dem Igel, der die Haut nicht los läßt, bis er sich vollgesogen hat. „Der Vorleser, sagt Seneca, bringt eine gewaltige Geschichte, sehr klein geschrieben, sehr enge zusammengefaltet, und wenn er einen großen Theil gelesen, sagt er: ich will aufhören, wenn es gewünscht wird. Der Zuruf: lies! lies! erschallt von seinen Zuhörern, welche doch wünschen, er möchte augenblicklich stumm werden." Zu den Figuren des Petronischen Romans gehört ein alter, von der Wuth des Improvisierens und Recitierens besessener Dichter, der noch auf einem untergehenden Schiff im Angesicht des Todes fortfährt Verse zu brüllen und auf ein ungeheueres Pergamentblatt zu schreiben. An allen belebten öffentlichen Orten, in Portiken, Bädern, Theatern beginnt er sofort seine Vorträge, wird aber überall durch Steinwürfe verjagt. Der Dichter mit seinem Manuskript, sagt Martial, sei furchtbarer und mehr gefürchtet als die Tigerin, der die Jungen geraubt sind, die giftigste Schlange und der Skorpion. Er hält sein Opfer auf der Straße fest, folgt ihm bis ins Bad, bis an den Tisch, bis in das geheime Gemach, weckt ihn aus dem Schlaf. Wo er sich sehn läßt, flieht Alles, man meidet seine wohlbesetzte Tafel, wie der Sonnengott sich von der Mahlzeit des Thyest abwandte, um ihn

entsteht eine weite Einsamkeit. Durch die Schauspiele des Amphitheaters, meint derselbe, befriedigte der Kaiser in noch höherem Grade die Ohren als die Augen des Publicums: denn so lange sie dauerten, konnten die mit zuschauenden Dichter nicht vorlesen. Juvenal läßt seinen Freund Umbricius unter den Gründen, die ihn aus Rom vertreiben, außer den unaufhörlichen Bränden und Häusereinstürzen die Vorlesungen der Dichter im Monat August anführen: ihn selbst hat, wie er es in einem Ausbruch komischer Verzweiflung schildert, der Wunsch, sich für diese Qual zu rächen, zu dem Entschlusse gebracht, nun auch seinerseits das Papier nicht zu schonen, das ja doch sonst von Andern verdorben würde, da es überall von Dichtern wimmele.

Wenn die Eitelkeit die Dichter verführte, die Geduld der Hörer durch die Länge und Häufigkeit ihrer Vorträge auf die Probe zu stellen, so verfielen sie überdies nur zu oft bei dem Streben, ihre Person und ihr Werk auf die vortheilhafteste Weise darzustellen, in schauspielerhafte Affectation aller Art. Eine Versuchung dazu lag schon in den hohen Ansprüchen, die an schönen Vortrag und angemessenes Geberdenspiel gemacht, dem großen Werth, der auf beides wie auf andere Aeußerlichkeiten gelegt wurde. Quintilian gibt für den angehenden Redner ausführliche Vorschriften über die Stimmbildung, über die erforderlichen Eigenschaften eines guten Organs, das die ganze Stufenleiter der Töne enthalten soll, über Vermeidung der höchsten und tiefsten Tonlagen sowie der Eintönigkeit, er warnt vor einem gesangartigen Vortrag, in den damals die meisten Redner verfielen, und behandelt ebenso ausführlich die Gesticulation und Geberdensprache, die Tracht und die ganze äußere Erscheinung des Redners, für dessen Ausbildung er den Unterricht nicht nur eines Musikers, sondern auch eines Schauspielers empfiehlt. Selbstverständlich galten alle diese oder entsprechende Regeln auch für den Vorleser. Als der jüngere Plinius erfuhr, daß er schlecht Verse lese, beschloß er seine Gedichte vor einem befreundeten Kreise von einem Freigelassenen vorlesen zu lassen, war jedoch in Zweifel, ob er selbst ganz wie unbetheiligt dabei sitzen, oder wie es Manche machten, den Vortrag mit Gemurmel, Mienenspiel und Gesticulation begleiten solle: er glaubte aber, daß er ebenso schlecht gesticuliere als lese, und bittet Sueton ihm in dieser Verlegenheit Rath zu ertheilen. Die Affectation der Vorleser schildert Persius, wie sie in einer glänzend weißen Feiertagstoga, wohlfrisiert, einen Ring mit großem Edelstein am Finger ihren erhöhten Sitz einnahmen, und nun mit schmachtenden Blicken und Hin- und Herwenden des Halses ihren Vortrag begannen, in den schmelzendsten Tönen, deren die durch langes Solfeggieren wohlgeschmeidigte Kehle fähig war; zuweilen erschienen sie mit einer wollenen Binde um den Hals, um die Stimme zu schonen oder eine Heiserkeit anzudeuten: in der That gaben sie dadurch zu erkennen, wie Martial meint, daß sie ebensowenig zu sprechen im Stande waren als zu schweigen.

Wie das Auftreten der Vorleser erinnerte auch der Beifall der Zuhörer an das Theater. Obwol diese, persönlich oder brieflich Eingeladenen größtentheils befreundet oder doch höflich genug waren um reich-

lichen Beifall zu spenden, besonders wenn sie selbst schrieben und ein Gleiches auch bei eigenen Vorlesungen erwarteten, sorgten doch viele, vielleicht die meisten noch für Verstärkung des Applauses durch gedungene Bravorufer und Klatscher; in Trajans Zeit geschah dies auch von Sachwaltern, doch mag die Unsitte in die Gerichtsverhandlungen erst aus den Recitationen eingedrungen sein. Ein Gönner des Dichters stellte hier Freigelassene mit starken Stimmen zur Verfügung, die an geeigneten Stellen, namentlich an den Ecken der Bänke ihre Plätze erhielten, und auf ein von dem „Chordirector" gegebenes Zeichen in lärmenden Beifall ausbrachen, oder es wurden applaudierende Zuhörer durch Geschenke etwa eines getragenen Mantels, das Versprechen einer guten Mahlzeit (die mit einem unübersetzbaren Wortspiel „Laodicener" genannt wurden, was im Lateinischen fast genau so klingt wie „Mahlzeitlober"), auch wol geradezu durch Geld geworben. Wenn dies in den Basiliken (wo die Gerichtsverhandlungen stattfanden) ganz öffentlich gezahlt wurde (Plinius erzählt, daß zwei seiner jüngern Sklaven kürzlich für je drei Denare zu diesem Zwecke gemiethet worden seien), so darf man es auch bei der Recitation voraussetzen; die Preise werden sich nach der Fertigkeit in der Kunst des Applaudierens gerichtet haben, die sich unter anderm auch in der Modulation der Zurufe zeigte. So wurden also die Vorlesungen von den Zuhörern mit Händeklatschen, Acclamationen aller Art und Geberden des Entzückens begleitet, man erhob sich um dem Vortragenden zustimmende Bewunderung auszudrücken und warf ihm Handküsse zu.

Aber auch das lebhafteste Interesse, der beste Wille und die größte Höflichkeit reichte bei den Meisten nicht aus um die Qual unaufhörlicher, oft ganze Tage (und zwar in den heißesten Monaten Juli und August) füllender Vorlesungen immer mit guter Miene durchzumachen. Plinius, dessen Begeisterung für Litteratur und Schriftstellerei keine Grenzen kannte, ermüdete freilich selbst nie und lehnte nicht leicht eine Einladung zu einer Vorlesung ab, aber er hatte betrübende Wahrnehmungen zu machen. „Dies Jahr (97 n. Chr.), schreibt er, hat eine reiche Dichterernte gebracht. Im ganzen Monat April verging fast kein Tag ohne daß Jemand las. Es ist mir erfreulich, daß die Wissenschaft blüht, die Geister sich hervorthun und sehen lassen. Doch kommt man zum Hören träge zusammen. Die Meisten sitzen auf nahen Posten, unterhalten sich und lassen sich von Zeit zu Zeit Botschaft bringen, ob der Vorleser schon eingetreten, ob er die Vorrede gesprochen, ob er schon ein großes Stück abgerollt: dann erst kommen sie und dann auch langsam und zögernd; und doch bleiben sie nicht durch, sondern gehn vor dem Ende fort, Einige versteckt und heimlich, Andere offen und ohne Umstände, die größten Müßiggänger, wenn sie auch lange zuvor eingeladen und wiederholt erinnert sind, kommen entweder gar nicht, oder wenn sie kommen, klagen sie über den verlornen Tag, eben weil sie ihn nicht verloren haben. Um so mehr Lob und Billigung verdienen Die, welche von dem Eifer des Schreibens und Vorlesens der Uebermuth und die Trägheit der Zuhörer nicht zurückschreckt." Ein anderes Mal berichtet

er einem Freunde mit großem Unwillen, daß kürzlich bei der Vorlesung eines ganz vortrefflichen Werkes zwei oder drei wie stumm und taub dagesessen hätten. Welche Trägheit, Anmaßung, Unschicklichkeit, ja welche Verrücktheit, ruft er aus, den ganzen Tag damit zuzubringen, daß man Jemanden beleidigt, daß man Den als Feind verläßt, zu dem man als zu einem besonders Befreundeten gekommen ist.

Gewiß war die Regel Epictets nicht überflüssig, Einladungen zu Vorlesungen nicht unbedacht anzunehmen; habe man es aber gethan, ihnen mit Würde und Ruhe beizuwohnen und keinen Anstoß zu geben. Plinius war ein Muster in Beobachtung aller Rücksichten. Er erzählt, wie er nach einer Vorlesung an den jungen Dichter herantrat, ihn umarmte, ihm Lob spendete, ihn zum Beharren auf dem eingeschlagenen Wege ermunterte. „Auch die Familie, die Mutter, der Bruder des jungen Mannes waren zugegen: der letztere hatte durch seine innige und lebendige, erst ängstliche, dann freudige Theilnahme die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; auch an sie wandte sich Plinius mit seinem Glückwunsche, und zu Hause angelangt schrieb er eines jener zierlichen Briefchen über diese kleine Begebenheit, das die Kunde von dem glücklichen Erfolge des jungen Dichters auch auswärts verbreitete." Eine solche Vorlesung war für die litterarischen Kreise das Ereigniß, mit dem man sich in den nächsten Tagen beschäftigte, die weitere Verbreitung des so eingeführten Werks übernahm dann der Buchhandel.

Bei der großen Bedeutung der Recitationen für das litterarische Leben Roms darf man annehmen, daß die Kaiser sie häufig mit ihrer Gegenwart beehrten, wie dies von August bereits erwähnt ist. Claudius ließ als Kaiser seine zahlreichen Werke durch einen Vorleser vortragen, Nero las bald nach seiner Thronbesteigung seine Gedichte selbst im Theater vor, was so große Freude erregte, daß ein Dankfest beschlossen und die vorgelesenen Gedichte mit goldnen Buchstaben im capitolinischen Jupitertempel angebracht wurden. Auch Domitian ließ sich als Prinz öffentlich hörten. Seit dem 2. Jahrhundert scheinen die Vorlesungen besonders im Athenäum stattgefunden zu haben, wo ein amphitheatralischer Raum dazu benutzt wurde. Pertinax hatte am Tage seiner Ermordung die Absicht gehabt sich dahin zu begeben um einen Dichter zu hören, Alexander Severus wohnte dort häufig den Vorträgen der griechischen und lateinischen Rhetoren und Dichter bei.

Uebrigens haben auch im Mittelalter und selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst Dichter und Schriftsteller ihre Werke oft zuerst durch Vorlesungen bekannt gemacht. So las Giraldus Cambrensis 1200 nach seiner Rückkehr aus Irland seine Topographie dieser Insel öffentlich in Oxford vor. Die Rederijkkamers (poetische Corporationen der Niederlande) und die italienischen Academieen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts bieten ebenfalls Analogien zu den altrömischen Recitationen. Bojardo las seinen verliebten Roland am Hofe von Ferrara vor, und Frau von Sévigné spricht von den Vorlesungen Racines und andrer classischer Autoren.

Endlich wurde auch durch die Einführung der griechischen Sitte

regelmäßig wiederkehrender poetischer Wettkämpfe in Rom den Dichtern die lockende Aussicht auf die früher unerhörte Ehre der Dichterkrönung eröffnet und damit dem poetischen Ehrgeiz ein ganz neuer Sporn gegeben. Für griechische Poesie bestand ein solcher Wettkampf bereits an den Augustalien in Neapel, die im Jahre 2 n. Chr. zu Ehren Augusts gestiftet, in vierjährigen Perioden im August gefeiert, und in der griechischen Welt zu den glänzendsten und berühmtesten Festspielen dieser Art gezählt wurden. Claudius ließ hier ein griechisches Lustspiel seines Bruders Germanicus, dessen Andenken er auf jede Weise ehrte, aufführen, und ertheilte demselben nach dem Ausspruche der Richter den Preis, er erschien dabei in griechischer Tracht. Auch Statius erhielt hier einmal den Preis (einen Aehrenkranz). In Rom war der erste poetische Wettkampf der Neronische, doch dieser war, wie bemerkt, nur zur Verherrlichung Neros bestimmt und ging für die römische Poesie so gut wie spurlos vorüber.

Desto größere Bedeutung erlangte der von Domitian im Jahre 86 gestiftete capitolinische Agon (Wettkampf), der ebenfalls in vierjährigen Perioden abgehalten wurde: die anfangs hierbei stattfindende Bewerbung um den Preis in griechischer und lateinischer Beredsamkeit (wobei das Lob des capitolinischen Jupiter ein stehendes Thema war) ging bald ein. Dagegen der Preis für griechische und lateinische Poesie, der in seiner Art einzig war, blieb das höchste Ziel des dichterischen Ehrgeizes im ganzen römischen Reich, und die Hoffnung, diesen aus Eichenzweigen geflochtenen Kranz nach dem Ausspruche der Richter unter der lebhaftesten Theilnahme der Zuhörer aus der Hand des Kaisers zu empfangen, führte die talentvollsten Dichter aus fernen Provinzen über das Meer in die Hauptstadt. Im Fall des Mißlingens konnten sie sich damit trösten, daß man in Rom den Provinzialen den Preis nicht gönne; der Africaner P. Annius Florus, der in einem der ersten Agonen mit einem Gedicht über den dacischen Triumph durchfiel, versichert, die Zuhörer hätten einmüthig für ihn den Preis verlangt, der Kaiser aber ihn abgelehnt, damit nicht der Kranz des großen Jupiter an Africa falle. Natürlich war es in den litterarischen Kreisen Roms ein Gegenstand häufiger Erörterungen, wer das nächste Mal den capitolinischen Kranz erhalten werde. Auch Statius bewarb sich (94?) um ihn vergebens. Ein Collinus, der ihn im Jahre 86 erhalten zu haben scheint, ist uns gar nicht, der Tragödiendichter Scaevus (oder Scaevius) Memor, der ihn unter Domitian erhielt (ein Bruder des Satirendichters Turnus), fast nur dem Namen nach bekannt.

Zu Rom ist das Grabdenkmal eines römischen Knaben (wie es scheint von freigelassenen Eltern), Q. Sulpicius Maximus, entdeckt worden, der im Alter von kaum zwölfthalb Jahren starb: laut seiner Grabschrift im capitolinischen Agon im Jahre 94 unter 52 griechischen Dichtern aufgetreten, hatte er „die Gunst, die er durch sein zartes Alter erregt, durch sein Genie zur Bewunderung gesteigert, und war mit Ehre aus dem Kampf hervorgegangen". Seine über das in der Rhetorenschule vermuthlich öfter behandelte Thema: „Wie Zeus gesprochen

habe, als er Helios schalt, weil dieser dem Phaethon den Wagen gab" — improvisierten 43 griechischen Hexameter sind in das Monument eingehauen, „damit man nicht glaube, daß die Eltern bei ihrem Urtheil durch ihre Liebe beeinflußt worden seien"; sie zeigen ein fleißiges Studium der griechischen Epik. Von zwei griechischen Epigrammen zum Lobe des Verstorbenen berichtet das eine, daß Krankheit und Erschöpfung ihn hingerafft haben, weil er Tag und Nacht seinen Geist den Musen hingab. Im Jahre 110 erhielt den Preis, wie bemerkt nach einstimmigem Richterspruche, der dreizehnjährige L. Valerius Pudens aus Histonium. Von den spätern Dichterkrönungen, obwol diese wahrscheinlich regelmäßig in jedem vierten Jahre erfolgten und bis in die späteste Zeit des Alterthums fortgesetzt wurden, wissen wir nichts.

Uebrigens sprach sich der griechische Charakter des Festes wenigstens unter Domitian auch äußerlich aus. Der Kaiser führte den Vorsitz im griechischen Purpurmantel und in griechischen Schuhen, auf dem Haupte einen goldenen Kranz mit den Bildern der drei capitolinischen Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva; Beisitzer und Kampfrichter waren der Flamen des Jupiter und das Priestercollegium des Flavischen Hauses in gleicher Tracht, nur daß in ihren Kränzen (wol nach hellenistischer und alexandrinischer Sitte) auch noch das Bild des Kaisers angebracht war. Später hatten die Priestercollegien unter dem Vorsitze des Kaisers abwechselnd die Leitung der Wettkämpfe. Der Glanz und die Feierlichkeit der Festversammlung, die Anwesenheit der höchsten Personen des Hofes und der Würdenträger der Monarchie, die Ertheilung des Kranzes durch die Hand des Kaisers, die weltgeschichtliche Bedeutung des Orts — alles dies vereinigte sich um die Ehre der Dichterkrönung in ihrer Art zu einer einzigen und berauschenden zu machen. Die Erinnerung an sie erhielt sich im Mittelalter lebendig, und der Gebrauch wurde seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in italienischen Städten erneuert, in Padua und Prato wurden Dichter schon vor Petrarca gekrönt, und Dante hoffte im Exil dieser Ehre einst in der Kapelle St. Johann zu Florenz theilhaft zu werden. Petrarca, der in Vaucluse gleichzeitig von der Pariser Universität und dem römischen Senat die Aufforderung erhielt, den Lorbeerkranz öffentlich zu empfangen, entschied sich dafür, ihn in Rom „über der Asche der alten Sänger" zu nehmen. Am Ostersonntage des 8. April 1341 erfolgte seine feierliche Krönung auf dem Capitol in dem Saale des Senats durch den Senator Ursus, worauf der Dichter in Procession nach St. Peter zog und den empfangenen Lorbeer in Demuth auf den Altar des Apostelfürsten niederlegte.

Neben dem capitolinischen Wettkampf feierte Domitian noch einen andern jährlich am 19. März, ein Fest der von ihm besonders verehrten Minerva auf seinem Landsitz bei Alba. Die Veranstaltungen und Anordnungen zu diesem Feste hatte ein durchs Loos zum Vorsitz bestimmtes Mitglied eines vom Kaiser gestifteten Collegiums zu treffen; außer Bühnenspielen und prachtvollen Thierhetzen fanden auch hierbei Wettkämpfe von Rednern und Dichtern statt. Statius erhielt hier

(vor dem Jahre 94) für Gedichte auf die germanischen und dacischen Feldzüge den Preis, den goldenen Olivenkranz, der aber selbstverständlich nicht so hoch geschätzt wurde, als der capitolinische Kranz von natürlichem Eichenlaub. Ohne Zweifel hörte das Fest mit Domitians Tode auf. Ueber andre poetische Wettkämpfe in der spätern Zeit Roms, so wie über die Erneuerung des Neronischen durch den dritten Gordian und die poetischen Agonen in den Städten Italiens und der Provinzen ist nichts Näheres bekannt; doch dürfte die Zahl der letztern keine geringe gewesen sein. Bei Petron sagt Eumolpus, er sei ein Dichter und zwar kein unbedeutender, „wenigstens wenn etwas auf die Kränze zu geben ist, welche freilich durch Gunst auch Solchen zugewendet werden, die sie nicht verdienen". Ein römischer Ritter in Benevent wird in seiner Grabschrift „lateinischer Dichter, gekrönt bei dem Festspiele seiner Vaterstadt" genannt. Daß bei dem pythischen Agon in Carthago neben Athleten und Musikern noch gegen Ende des 4. Jahrhunderts auch Dichter auftraten, kann nach Augustinus' Erwähnung seiner eignen Dichterkrönung durch den Proconsul nicht zweifelhaft sein.

Es fehlte also den Dichtern in jenen Jahrhunderten weder an Gelegenheit sich hören zu lassen und zu glänzen, noch an Theilnahme und Interesse, an Beifall, Ehre und Ruhm; alles dies wurde ihnen vielleicht sogar in reicherem Maße zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Materielle Vortheile dagegen, namentlich ein Einkommen gewährte die Poesie nicht, da die Buchhändler in einer Zeit, die noch nicht einmal den Begriff des litterarischen Eigenthums kannte, und wo ihnen folglich so wenig wie dem Autor irgend ein Rechtsschutz zur Seite stand, natürlich auch kein Honorar zahlten. Auch die Befreiungen von städtischen Leistungen, die Lehrern und Aerzten gewährt wurden, erstreckten sich (nach einem Rescript des Kaisers Philipp) nicht auf die Dichter. Ein reicher Dichter mochte sich freilich mit dem Ruhme begnügen, wie Lucan, der in marmorprangenden Gärten auf seinen Lorbeern ruhte, oder der Consul Silius Italicus, welcher der Poesie erst den Abend seines Lebens widmete, den er auf seinen mit zahlreichen Statuen und Büsten glänzend ausgestatteten Villen an der paradiesischen Küste Campaniens verbrachte. Doch die Poesie nicht zum Schmucke, sondern zum Inhalte des Lebens zu machen, war für Jeden, der sich nicht in einer gesicherten Lebensstellung befand, äußerst bedenklich.

Trotzdem war die Zahl Derer, die das Bewußtsein eines wirklichen oder eingebildeten Talents auf diesen Weg führte, offenbar sehr groß, wie es bei der ungewöhnlichen Menge und Stärke der Anregungen und Versuchungen zur Poesie auch nicht anders sein konnte; aber ihr Glück zu machen gelang freilich den Wenigsten, und die nüchternen, auf praktische Zwecke gerichteten Verächter dieser brodlosen Kunst konnten sich auf die armselige Lage der meisten Poeten und deren eigne Klagen berufen. Ovid konnte von der Poesie nicht lassen, trotz der Ermahnungen seines Vaters, eine so unnütze Beschäftigung aufzugeben, selbst Homer habe nichts hinterlassen; aber obwol er der Sorge für den Erwerb überhoben war, klagte er doch über das Loos der Dichter. Einst,

meinte er, in der guten alten Zeit des Ennius, war der Dichtername ehrwürdig und stand in hohem Ansehn, und reiche Schätze flossen den Dichtern zu, jetzt ist die Poesie in Mißachtung gesunken und der Dienst der Muse wird als Müßiggang gescholten.

Wenn diese Klage in der glänzendsten Zeit der römischen Poesie von einem der ersten und gefeiertsten Dichter erhoben werden konnte, so ist klar, daß die altrömische Geringschätzung der Dichtkunst und der Dichter zu allen Zeiten eine große Verbreitung behielt. Auch in dem Dialoge des Tacitus wird diese Ansicht mit größerer Eindringlichkeit vorgetragen als die Poesie gepriesen wird. Außer dem Ruhme wird dort als Glück der Dichter anerkannt, daß sie dem sorgen-, drang- und schuldvollen Getriebe der Welt entrückt, ihr Leben in der Abgeschiedenheit der Natur, in der Einsamkeit der Wälder und Haine verbringen, ihr Geist sich in reine unschuldige Räume flüchten, an heiligen Stätten leben darf. Gerade nach der Lebensauffassung des Tacitus aber ziemte dem Manne diese Weltflucht nicht, wenn er auch der Poesie nicht so abgeneigt war, wie ihr Gegner in seinem Dialog. Gedichte und Verse, läßt er den Gegner der Poesie sagen, verschaffen ihrem Urheber keinerlei Würde, bringen ihm keinen dauernden Nutzen: man erreicht damit ein kurzes Vergnügen, eitles und unfruchtbares Lob. Ja wenn der Dichter ein ganzes Jahr, in dem er manche Nacht durchwachte, mit der Vollendung eines Werkes vollbracht hat, muß er noch obendrein umhergehn und bitten, daß es Jemand anzuhören würdige, und das nicht einmal ohne Kosten: denn er muß ein Haus miethen, einen Hörsaal einrichten, Leihgeld für Bänke bezahlen und Einladungen herumtragen lassen: und wenn der glücklichste Erfolg seine Vorlesung krönt, so hat er seinen ganzen Lohn in einem oder zwei Tagen dahin; und Alles, was er davon trägt, ist unbestimmter Beifall, leere Worte und eine kurze, momentane Freude. Selbst der Ruhm des Dichters ist ein geringer, die mittelmäßigen kennt Niemand, die guten Wenige, äußerst selten verbreitet sich der Ruf einer Vorlesung in der ganzen Stadt, geschweige denn in den Provinzen. Die Wenigsten, die aus fernen Provinzen wie Spanien und Kleinasien nach Rom kommen, suchen selbst die berühmtesten Dichter auf, und wenn sie es thun, sind sie mit einer oberflächlichen Bekanntschaft zufrieden. Wie ganz anders ist in jeder Beziehung die Stellung eines hervorragenden Redners, ihm wird Reichthum, Ehre, Einfluß und Weltberühmtheit zu Theil. Jener Eumolpus Petrons, der sich rühmt ein anerkannter Dichter zu sein, antwortet auf die Frage, warum er so schlecht gekleidet sei: „Gerade deßhalb." Auch Martial räth einem Freunde den Helikon, der nur laute aber unfruchtbare Bravorufe zu bieten habe, zu verlassen, und sich dem Forum zuzuwenden: „dort klingt baares Geld, aber um unsre Bühnen und nichts einbringenden Sessel nur der Schall von Kußhänden". Sah man Leute in dünnen Mänteln, so konnte man sicher sein, daß es die Ovide und Virgile des damaligen Rom waren; der rechtschaffene, gelehrte, liebenswürdige Mann ging frierend in einer braunen Kapuze einher, weil er den einen aber freilich großen Fehler hatte ein Dichter zu sein:

wenn ein Sohn Verse machte, mochte der Vater sich nur von ihm lossagen.

Am breitesten hat Juvenal die Noth und das Elend des Dichterlebens geschildert. Bevor der Kaiser (Hadrian) den trauernden Camenen seine Huld zuwandte, war es in Rom schon so weit gekommen, daß bekannte und berühmte Dichter im Begriffe standen, zur Fristung ihres Lebens industrielle Unternehmungen der niedrigsten Art zu versuchen, eine Badestube in Gabii, einen Backofen zu Rom zu pachten, oder Auctionatoren zu werden. Denn die Reichen waren nur mit ihrem Lobe freigebig; wenn ein Dichter einem reichen Gönner seine Verehrung darbrachte, erfuhr er, daß dieser selbst Verse mache und allein dem Homer wegen seines tausendjährigen Alters den Vorrang lassen müsse. Zu Luxusausgaben fehlte es ihnen nie an Geld, einen zahmen Löwen konnten sie füttern, aber für den Dichter hatten sie nichts übrig, als ob dieser einen größern Magen hätte. Höchstens liehen sie ihm ein leerstehendes, lange verschlossenes und verriegelt gewesenes Haus, mit stockfleckigen Wänden zu einer Vorlesung, doch nicht einmal das Geld zur Bezahlung der aufzuschlagenden Bühne, zur Miethe der Sessel und Bänke gaben sie her. Was nützte aber dem armen Dichter der größte Ruhm, wenn es eben nichts als Ruhm war? Selbst der gefeierte Statius hatte nichts zu essen, wenn er nicht dem Tänzer Paris ein noch unbekanntes Libretto zu einem Pantomimus Agaue mit einer dankbaren Hauptrolle verkaufen konnte. Und doch ließ das unheilbare chronische Uebel des Schreibens so Viele nicht los und alterte mit dem kranken Geiste, und die Dichter hörten nicht auf beim Scheine der nächtlichen Lampe in kleiner Zelle erhabene Gedichte zu verfassen, um ihr mageres Gesicht in einer epheubekränzten Porträtbüste verewigt zu sehn. Aber wie war es möglich, daß der Geist sich zu poetischer Begeisterung aufschwang, während der Leib darbte und Tag und Nacht an die Befriedigung seiner Bedürfnisse mahnte. Große dichterische Anschauungen konnte der Geist nicht haben, den die Sorge um Anschaffung eines Betttuchs beunruhigte; selbst Virgils Phantasie würde erlahmt sein, wenn ihm ein Sklave zur Aufwartung und eine leidliche Wohnung gemangelt hätte: und man verlangte, daß ein Rubrenus Lappa sich zur Höhe des alten Kothurns erhebe, der um sein Trauerspiel Atreus zu schreiben, sein Geschirr und seinen Mantel hatte verpfänden müssen. Der wahren Dichterweihe konnte doch nur ein von allen Erdensorgen befreites, ganz von Sehnsucht nach der Einsamkeit der Wälder, der Grotten und Quellen der Musen erfülltes Gemüth theilhaft werden. So verflossen die zum Erwerb durch Landwirthschaft, Seefahrt und Kriegsdienst geeigneten Lebensjahre in eitelm Bemühn, ein Alter mit Nacktheit und Blöße kam heran, und der Dichter verwünschte nun trotz der erworbenen Wohlredenheit sich selbst und seine Muse. Einst war es anders, in der Zeit der Mäcenas, Cotta, Fabius brachte es vielen Gewinn blaß auszusehen, und selbst in der Carnevalszeit des December nüchtern zu bleiben. Die Bläße gehörte nämlich eben so nothwendig zur Erscheinung der Gelehrten überhaupt, besonders

aber der Dichter, als der Bart zu der des Philosophen; als Oppianus übel aussah, sagt Martial, fing er an Verse zu schreiben.

Doch die Schilderung Juvenals gibt, abgesehn davon, daß bei ihm überall die Farben zu stark aufgetragen sind, auch darum kein richtiges Bild, weil sie Noth und Mangel als das unvermeidliche und ausschließliche Loos der Dichter erscheinen läßt, wenn sie nicht Vermögen besaßen oder sich zu einem Erwerb entschließen konnten. Allerdings waren sie in diesem Falle wie in allen Zeiten, in denen litterarische Production nicht unmittelbar verwerthet werden kann, ganz und gar auf die Gunst und Freigebigkeit der Reichen und Mächtigen angewiesen. Aber auch diese wurden ihnen damals vielleicht in größerem Umfange zu Theil als zu irgend einer andern Zeit. Denn auch damals bestand noch die im ganzen griechischen und römischen Alterthum allgemein verbreitete Ansicht, daß Reichthum, Adel und hohe Stellung auch große Verpflichtungen auferlege, und daß namentlich der Besitz eines großen Vermögens auch zu großen Leistungen verbinde, nicht bloß für öffentliche Zwecke, sondern auch zu reichlicher Mittheilung von dem eigenen Ueberfluß an Aermere. Fürstliche Freigebigkeit wurde besonders von den Großen Roms erwartet, und wie hätte in einer Zeit, in der das Interesse für Poesie so lebhaft und allgemein war, diese nicht den Dichtern ganz besonders zu Gute kommen sollen? Allerdings wurde sie nicht mehr in der großartigen Weise geübt wie ehemals. Auch klagt der jüngere Plinius, daß die gute alte Sitte, Dichter, von denen man gelobt worden, mit Geld zu belohnen, allmählich in Abnahme gekommen sei; indessen er selbst beobachtete sie, und glaubte ein für ihn ehrenvolles Gedicht Martials durch das Geschenk eines Reisegeldes für den in seine Heimath zurückkehrenden Dichter erwidern zu müssen, und auch sonst fehlte es Martial keineswegs an freigebigen Gönnern. Und selbst Juvenals Klagen über die Knauserei der Reichen zeigen doch, daß Unterstützung der Dichter nach wie vor gewissermaßen als eine ihrer Pflichten erschien, deren Vernachlässigung in litterarischen Kreisen Unzufriedenheit erregte und ihnen üble Nachrede zuzog.

Auf der andern Seite waren die Dichter in diesen Verhältnissen keineswegs nur die Empfangenden, sie konnten sogar das ihnen Gewährte mehr als vergelten, denn Ehre und Ruhm bei der Mitwelt, ewiges Gedächtniß und Unsterblichkeit des Namens bei den Nachkommen zählten die Menschen dieser Zeit, wie des Alterthums überhaupt, zu den höchsten Gütern: und wer konnte dies in vollkommnerer Weise gewähren als die Dichter? Aber auch durch das ganze Leben wollten die Großen von der Poesie geleitet sein, vor allen andern Künsten sollte sie jeden bedeutenden Moment des Daseins erhöhen und verklären. Die Auffassung, daß auch der bevorzugtesten Existenz ohne diesen Schmuck etwas fehle, blieb verbreitet und verlor sich nie ganz, wenn sie auch allmählich selten wurde. In diesem Sinne bedurften die auf die Höhe des Lebens Gestellten der Dichter und waren im eignen Interesse gern bereit, sie sich zu verpflichten und an sich zu fesseln. Nur freilich lag es in der Natur der Sache, daß die Zahl

der Gunst und Freigebigkeit suchenden Poeten immer unverhältnißmäßig größer war als die der Großen, die das Dichterlob zu erkaufen wünschten.

Die Kaiser gingen auch hier mit ihrem Beispiele voran. Auch sie erwarteten und verlangten natürlich von den mitlebenden Dichtern vor Allem die Verherrlichung ihrer Regierung und ihrer Thaten, ihrer Person und ihres Hauses, ihrer Bauten und sonstigen großen Unternehmungen, Feste und Schauspiele, und forderten, wie namentlich auch Augusts, direct dazu auf. Sicherlich hat jede Regierung ihre eigne, ausschließlich ihrer Verherrlichung gewidmete poetische Litteratur gehabt. Schon zwei Jahre nach Trajans Thronbesteigung gab es (im Gegensatz zu den „weichlichen Lobgedichten auf Domitian") „ernste Gedichte", in denen er gefeiert wurde. Ja die Verherrlichung des Kaisers galt so sehr als die natürlichste Aufgabe der Poesie, daß hervorragende, besonders epische Dichter, die in der Regel doch andre, hauptsächlich mythologische Stoffe als die unverfänglichsten wählten, nöthig fanden, dies zu entschuldigen oder zu erklären: sie seien jener hohen Aufgabe überhaupt nicht oder jetzt noch nicht gewachsen, sie wollten es einst mit besserer Kraft versuchen u. s. w. In der That hatte Statius, der sich im Eingange seiner Thebais sowie seiner Achilleis in dieser Weise äußert, bereits Gedichte über Domitians deutsche und dacische Kriege verfaßt, doch vermuthlich waren sie kurz gewesen. Schon die Dichter der Augusteischen Zeit meinten solche Erklärungen abgeben zu müssen. Virgil sagt in seinem Gedicht über den Landbau, er wolle nach dessen Beendigung sich gürten zum Gesang tobender Kämpfe, und des Cäsars Ruhm den spätesten Geschlechtern verkünden. Ich würde die Kriege des Cäsar besingen, sagt Properz, Mutina, Philippi, den sicilischen, perusinischen und alexandrinischen Krieg, sowie den actischen Triumph, wenn ich es vermöchte. Und noch dreihundert Jahre später verspricht Nemesianus im Eingange seines Lehrgedichts über die Jagd einst „mit besserer Lyra" die Triumphe der Söhne des Carus zu besingen. Noch Julian der Abtrünnige sagt in seiner Lobrede auf den Kaiser Constantius, daß Alle, die sich mit Litteratur befassen, ihn in Vers und Prosa preisen, und daß das Lob seiner Thaten den Dichtern besonders leicht falle.

Aber auch abgesehn von dem Ruhme, den sie erwarteten, erkannten die Kaiser offenbar in der Regel für sich eine gewisse Verpflichtung an, ihr Interesse an der Poesie auch durch Unterstützungen und Ehrengaben an hervorragende Dichter zu bethätigen, und man war gewöhnt sie als die natürlichsten höchsten Gönner, Förderer und Beschützer der Poesie und der Poeten anzusehn, daher sich diese mit ihren Dedicationen und Huldigungen vor Allen an sie wandten. Dabei verdient bemerkt zu werden, daß während Rhetoren öfter zu einträglichen und einflußreichen Aemtern erhoben wurden, von einer solchen Beförderung und Versorgung eines Dichters kein einziges Beispiel bekannt ist. Vielmehr waren bedeutende Geldgeschenke offenbar das Gewöhnlichste.

Welche Ansprüche und Erwartungen das so entschieden kundgegebene Interesse Augusts für die neu aufblühende Poesie in der da-

maligen Dichterwelt erregte, würden wir uns auch ohne die Aeußerung des Horaz vorstellen können: schon sei die Hoffnung allgemein, es werde dahin kommen, daß es für Augusts nur der Nachricht bedürfe, man widme sich der Poesie, um ihn sofort zur Gewährung eines ausreichenden Unterhalts und zu der Aufforderung zu veranlassen, man möge nur ja fortfahren. Nach einer Anekdote darf man sich die Zudringlichkeit und die Unverblümtheit der Gesuche der ihn mit Widmungen und Huldigungen bestürmenden Dichter groß genug vorstellen. Ein Grieche überreichte ihm einmal mehrere Tage hintereinander, wenn er aus dem Palatium heraustrat, kleine schmeichelhafte Gedichte, ohne daß Augusts darauf zu achten schien: als er denselben wieder auf sich zukommen sah, schrieb er selbst einige Verse auf und ließ sie ihm durch einen aus seinem Gefolge überreichen. Der Grieche las sie, drückte mit Mienen und Geberden die höchste Bewunderung aus, dann näherte er sich der Sänfte Augusts und überreichte ihm einige Denare mit dem Bedauern, daß ihm seine Mittel nicht mehr zu geben erlaubten: dieser Einfall trug ihm ein Geschenk von 100000 Sest. ein.

Augusts bewährte, wie Horaz rühmt, auch bei seinen Spenden an die Dichter die Feinheit und Sicherheit seines Urtheils, vor Allem gereichten ihm die Virgil und Varius gewährten fürstlichen Geschenke zum Ruhm. Dieser hatte für seinen bei den Schauspielen zur Feier des actischen Triumphs aufgeführten Thyest eine Million Sest. erhalten; Virgil wurde namentlich für das sechste Buch der Aeneide, welche das Haus der Cäsaren verherrlicht, reich belohnt und soll zehn Millionen hinterlassen haben. Horaz, dem im Leben eine bescheidene Verborgenheit über Alles ging, hatte sich der Anerbietungen Augusts förmlich zu erwehren, ihm wäre Reichthum und Glanz vor Allen andern zugefallen, wenn er nicht beides verschmäht hätte; sterbend setzte er Augusts zu seinem Erben ein.

Daß auch die Freigebigkeit der spätern Kaiser von den Dichtern in der Regel in großem Umfange in Anspruch genommen wurde, darf man um so mehr annehmen, als fast alle Dichter dieser Zeit sich in Dedicationen oder gelegentlichen schmeichelhaften Anreden und Erwähnungen an die Kaiser wenden; so daß also auch bei den nicht eigentlich zu der (sicherlich ungeheuer massenhaften) panegyrischen Fest- und Gelegenheitspoesie gehörigen Gedichten meist von vorn herein eine Ueberreichung an die Kaiser wo nicht geradezu beabsichtigt, doch in Aussicht genommen war. Eine Probe der von bedürftigen Poeten an die Kaiser gerichteten Huldigungen geben z. B. die Eclogen des Calpurnius. Zwar hatte der Dichter einen Gönner („Meliböus", vielleicht den unten zu erwähnenden Calpurnius Piso) gefunden, der selbst Dichter war; dieser schützte ihn vor Mangel und enthob ihn der Nothwendigkeit Rom mit der Provinz (Bätica) zu vertauschen. Aber immer klagt er noch über Armuth, die ihn zwinge an den Erwerb zu denken und hindere so Gutes zu leisten als er wol vermöchte. Meliböus möge seine Gedichte dem Kaiser überreichen und ihm so das werden, was Mäcen dem Virgil war: er habe ja Zutritt zu den „heiligen Gemächern" des

Kaisers, „des palatinischen Phöbus" (Nero). Diesen, der eben erst den Thron bestiegen hatte, läßt der Dichter von dem Gotte Faunus preisen und von dem Wechselgesange der Hirten feiern. Ihn betet die ganze Erde, alle Völker an, ihn lieben die Götter, mit seiner Regierung ist ein neues goldenes Zeitalter angebrochen, er ist ein vom Himmel gesandter Gott in Menschengestalt u. s. w. Ein andres Gedicht beschreibt ein prachtvolles Schauspiel, das „der jugendliche Gott" in dem (57 erbauten hölzernen) Amphitheater gegeben hatte.

Daß die Kaiser die ihnen gewidmeten Poesieen in der That nicht unbelohnt ließen, geht aus manchen, wenn auch vereinzelten gelegentlichen Nachrichten hervor. Tiberius belohnte den Ritter C. Lutorius Priscus glänzend für eine Elegie auf den Tod des Germanicus, die allgemeinen Beifall fand. Als nun im Jahre 21 Tiberius' Sohn Drusus erkrankte, verfaßte der Dichter in der Hoffnung einer neuen Belohnung für den Fall seines Todes im Voraus ein neues Trauergedicht und ließ sich verleiten, es in einem großen Kreise vornehmer Frauen vorzulesen; er wurde denunciert und vom Senat wegen Majestätsverletzung zum Tode verurtheilt. Auch Claudius muß gegen die Dichter freigebig gewesen sein, da die „neuen Dichter" seinen Tod betrauerten. In einem Epigramm eines in Rom lebenden griechischen Dichters heißt es: „Hätte nicht baares Geld mir der Kaiser Nero gegeben, Uebel, ihr Töchter des Zeus, Musen, erging' es mir dann". Vespasian unterstützte hervorragende Dichter reichlich, namentlich erhielt der dürftige Salejus Bassus ein Geschenk von 500 000 Sest. Juvenal begrüßt den eben auf den Thron gelangten Kaiser Hadrian als die einzige Hoffnung der Dichter: er allein beschützt noch in dieser Zeit, wo sie von andern Seiten Gunst und Unterstützung nicht zu erwarten haben, die trauernden Musen, er wird nicht zulassen, daß ein Dichter in Zukunft auf eine seiner unwürdige Weise für das Brod sorgen und arbeiten müsse; möge seine Huld und Gnade, die nach würdigen Gegenständen umherblickt, für jüngere Talente ein Sporn sein. Der griechische Dichter Oppianos soll von dem Kaiser (Marc Aurel) für jeden Vers seiner vorgelesenen Gedichte ein Goldstück erhalten haben.

Nächst den Kaisern, die auch bei der größten Freigebigkeit doch nur einen geringen Theil der an sie gerichteten Wünsche und Bitten befriedigen konnten, waren es, wie gesagt, die Großen Roms, von denen die Dichter Schutz und Unterstützung erwarteten und erhielten. Doch unter all diesen Gönnern der Poesie kam keiner Mäcenas gleich, dessen Bedeutung als Diplomat, Staatsmann und Mitbegründer der neuen Ordnung schon für die nächste Generation hinter dem Ruhm zurücktrat, der edelste Beschützer „der dem Mercur geweihten Männer" gewesen zu sein. Dazu mag außer dem einstimmigen, begeisterten Preise der bedeutendsten Dichter jener Zeit auch der Umstand beigetragen haben, daß Mäcenas in seinem spätern Alter, wo er nach Tacitus mehr den Schein des fürstlichen Vertrauens als eigentliche Macht besaß, in seiner Zurückgezogenheit von den Geschäften sein Interesse vermuthlich in der That vorzugsweise der Litteratur zuwenden konnte.

Mit bewundernswerther Sicherheit erkannte er in der Masse der Poeten die wirklich bedeutenden Talente, zum Theil lange vor ihrer Entfaltung heraus, was in jener Zeit des wuchernden poetischen Dilettantismus an und für sich nicht leicht war, und noch schwerer wurde, seit man wußte, daß poetische Begabung ein Mittel sei, die Gunst des mächtigen Mannes zu gewinnen. Die Zahl Derer, die sich in dieser Absicht mit größerer oder geringerer Berechtigung den Dichternamen beilegten, muß groß gewesen sein, wenn selbst die plumpe zudringliche Gemeinheit sich dieses Mittels bedienen zu müssen glaubte: wenn Menschen sich an ihn drängten, die zu ihrer Empfehlung rühmten, Niemand könne schneller oder mehr Verse schreiben als sie. Mäcenas wählte seine Freunde und Gesellschafter ohne Rücksicht auf Geburt, Rang und äußere Verhältnisse, aber er sah nicht auf Talent und Bildung allein: er wußte nicht bloß unlautere, sondern auch störende Elemente fern zu halten. Es gab, so sagt Horaz, kein reineres, kein von Intrigue freieres Haus in Rom, Jeder hatte seinen Platz und Keiner suchte den Andern zu verdrängen. Der Zutritt war darum nicht leicht. Horaz, der nach der Schlacht bei Philippi sich auf sein Talent gewiesen sah, und, wie er sagt, durch die Noth dreist genug wurde um Verschen zu machen, wurde Mäcen durch Virgil und Varius empfohlen, diese lautersten Seelen, deren Freundschaft ihm über alles ging. Die erste Vorstellung war kurz: der damals etwa im sechsundzwanzigsten Jahre stehende Dichter war so befangen, daß er sich nur stockend über seine Verhältnisse äußern konnte, Mäcen sprach überhaupt wenig. Schon glaubte Horaz sich vergessen, als er nach drei Vierteljahren die Aufforderung erhielt, in ein vertrauliches Verhältniß zu Mäcen zu treten, das von da ab bis an den fast gleichzeitigen Tod Beider über 30 Jahre ungestört dauerte. Mäcen gab dem Dichter soviel und mehr als er bedurfte, eine sorgenfreie Lage und ein Fleckchen in reizender Einsamkeit mit Garten, Quelle und Wald, sein „süßes Versteck" im Sabinergebirge: und was er gab, gab er in der zartesten Weise. Und wenn in spätern Jahren der immer kränkelnde (namentlich an Schlaflosigkeit leidende), oft von trüben Stimmungen heimgesuchte Mann an Horaz, dessen Gesellschaft er so wenig als möglich entbehren wollte, zu große Ansprüche machte, konnte dieser sie bei aller Feinheit und Herzlichkeit doch sehr unumwunden ablehnen, ohne daß Mäcen zürnte: noch in seinem Testament richtete er an August die Bitte: „des Horatius Flaccus sei, wie meiner selbst, eingedenk!" Offenbar stand ihm Horaz unter den Dichtern jener Zeit am nächsten, doch Alle, die er an sich zog, fesselte er nicht bloß durch Geist, Feinheit der Bildung und lebendige, anregende Theilnahme an ihren Arbeiten, sondern wol nicht am wenigsten durch die Meisterschaft in der Kunst, die auch in neuern Zeiten die Großen Italiens vor denen andrer Länder besessen haben, mit geistig bedeutenden Menschen auf gleichem Fuße zu verkehren. So war er wie kein Andrer geeignet, der Mittelpunkt eines aus dem höchsten geistigen Adel seiner Zeit gebildeten Kreises zu sein. Wie manche Paläste sich später auch den Dichtern öffneten, eine so glänzende

Versammlung sah keiner mehr, aber keiner bot auch wieder denselben gastlichen Empfang wie das Haus Mäcens, das in imponierender Masse mitten in weiten Park- und Gartenanlagen auf der Höhe des Esquilin emporragte, und aus seinen obern Stockwerken einen weiten, reichen Blick auf das Getümmel der Stadt, auf die Campagna und das Gebirge, auf Tibur, Aefula und Tusculum gewährte. Dort erhob sich später der Grabhügel Mäcens und daneben der des Horaz. Nach Mäcens Tode ging Garten und Palast in kaiserlichen Besitz über (Nero sah aus seinen Fenstern den Brand von Rom im Jahre 64), später in den des Fronto.

Wenn die Stellung der Dichter zu ihren vornehmen Beschützern später in der Regel eine Clientenstellung war, so lag dies zwar zum Theil daran, daß je mehr der Glanz dieses unvergleichlichen Blüthenalters der römischen Poesie erblaßte, auch die edle Würdigung dichterischer Größe sich in den hohen Kreisen verlor, die zur Signatur der Augusteischen Periode gehört. Aber einen großen Theil der Schuld trugen ohne Zweifel die Dichter selbst, denen bei aller Selbstüberschätzung doch das sicher machende Gefühl des eignen Werths, sowie das Selbstgefühl der Männer fehlte, „die noch die Republik gesehn hatten"; jenes Selbstgefühl, das der arme Sohn des Freigelassenen von Venusia seinem mächtigen, von etruriſchen Fürstengeschlechtern stammenden Wohlthäter gegenüber zu behaupten wußte. Daß dies freilich auch schon damals mittelmäßigen und von Armuth gedrückten Poeten fehlte, beweist, wenn es des Beweises bedürfte, das Lobgedicht eines Ungenannten auf Messalla, ein aus Phrasen gestoppeltes, dürftiges, mit mythologischer oder sonstiger Schülergelehrsamkeit überladenes, stellenweise bis zur Albernheit geschmackloses Machwerk, das dennoch der Aufbewahrung in der unter Tibulls Namen vereinigten Sammlung werth gehalten worden ist. Der Dichter bittet mit seinem guten Willen vorlieb zu nehmen, er sei sich seiner schwachen Kräfte, der Mangelhaftigkeit seines Gedichtes wohl bewußt. Er war, wie er sagt, einst wohlhabend gewesen, dann verarmt, und stellt sich nun seinem Gönner ganz zur Verfügung; wenn Messalla sich auch nur ein wenig um ihn kümmern wolle, werde dies für ihn eben so viel Werth haben, als das Gold Lydiens und der Ruhm Homers. Wenn dem Gepriesenen seine Verse auch nur zuweilen auf die Lippen kommen, solle ihn das Schicksal nie abhalten, dessen Lob zu singen; aber er sei bereit noch mehr zu thun, für Messalla wolle er selbst durch die reißenden Fluthen des Meeres schreiten, sich allein dichten Reitergeschwadern entgegenstellen und seinen Leib den Flammen des Aetna anvertrauen.

Unter den großen Häusern Roms war um die Mitte des 1. Jahrhunderts das vornehmste und glänzendste das jenes Piso, der sich an die Spitze einer Verschwörung gegen Nero stellte, die ihn auf den Thron erheben sollte, ihm aber in der That den Tod brachte (65 n. Chr.); seine fürstliche Freigebigkeit scheint er ganz besonders auch den Dichtern zugewendet zu haben. Denn er selbst war der Poesie nicht fremd, die Verse flossen ihm, wie in einem Lobgedichte auf ihn gerühmt wird,

leicht, auch die Cither spielte er meisterhaft, sein ganzes Haus „ertönte von den mannigfachen Leistungen der Bewohner", Alles trieb dort Kunst und Wissenschaft. Das recht leidliche Gedicht, mit dem ein noch sehr junger Poet sich bei Piso einführen wollte, gibt eine nicht uninteressante Probe dieser Clientenpoesie. Zuerst wird der Ruhm des Geschlechts gepriesen, dann die Trefflichkeit des jetzigen Herrn, vor Allem seine Beredsamkeit, die ihm bereits zu Theil gewordene Ehre des Consulats erwähnt: seine edle Erscheinung, sein lauterer Sinn, seine Freigebigkeit und Leutseligkeit gerühmt, ferner seine feine Bildung, sein Talent für Poesie und Musik, seine Kunst im Fechten, Ball- und Brettspiel: eine Schilderung, die im Wesentlichen mit der von Tacitus gegebenen durchaus übereinstimmt. Am Schluß erklärt der Dichter um nichts zu bitten, als daß Piso ihn der Aufnahme in sein Haus würdigen möge; denn ihn erfülle nicht Gier nach Gold, sondern nur Ruhmliebe. Er werde glücklich sein, wenn er sein Leben mit Piso verbringen und seine Gedichte mit dessen Tugenden wetteifern lassen dürfe: wolle Piso ihm die Bahn des Ruhms eröffnen, ihn aus dem Dunkel hervorziehn, so werde er hoch emporsteigen. Selbst Virgil würde vielleicht ohne einen Beschützer wie Mäcenas unbekannt geblieben sein: und Mäcenas begnügte sich nicht, dem Einen sein Haus zu öffnen, er begründete auch den Ruhm des Varius und Horaz, unter seinem Schutz hatten die Dichter niemals ein darbendes Alter zu fürchten. Wolle Piso die Wünsche des Dichters erhören, so werde dieser ihn in wohlgerundeten Versen als seinen Mäcen besingen: er vermöge wol einen Namen der Ewigkeit zu überliefern, wenn es erlaubt sei etwas der Art zu versprechen. Er fühle den Muth und die Kraft Größeres zu leisten, nur möge Piso dem Schwimmenden die Hand reichen, ihn aus der Verborgenheit emporziehn, in der seine niedere Geburt und Dürftigkeit ihn halte. Sein Geist sei stärker als man es bei seinen Jahren erachten könne, da ihm eben der erste Flaum die Wangen bedecke und er noch nicht den zwanzigsten Sommer erlebt habe.

Nach Nero änderte sich mit der Stellung der Aristokratie auch die der von ihr abhängigen Dichter und zwar zu deren Nachtheil. Manche von den großen Familien hatten sich durch Prunk und Verschwendung zu Grunde gerichtet, andre waren dem Argwohn, Haß oder der Habgier des kaiserlichen Despotismus zum Opfer gefallen. Mit Vespasian kamen in Rom neue Männer aus den Städten Italiens und den Provinzen herauf, die ihre aus den früheren engern Verhältnissen mitgebrachten Lebensgewohnheiten beibehielten, und Vespasian ging mit dem Beispiel der haushälterischen Sparsamkeit voran: unter Domitian mußten sich überdies die Großen hüten, durch Glanz und Freigebigkeit und ausgebreitete Clientelen Verdacht zu erregen. So hatten die damaligen Dichter allerdings Grund, die gute Zeit nicht nur des Mäcenas, sondern auch der Seneca und Piso zurück zu wünschen. Als Martial um 63 als junger Mann nach Rom kam, stand ihm die von Ahnenbildern erfüllte Halle der Pisonen und die drei Häuser seiner Landsleute, der drei Seneca (des Philosophen, des Junius Gallio, des Annäus

Mela, Vater des Lucan) offen. Alle diese fielen in den Jahren 65 und 66, und von der großen Familie der Seneca war gegen Ende des Jahrhunderts die einzige Ueberlebende die Gemahlin Lucans, Polla Argentaria, die Martial noch im Jahre 96 durch die Anrede „Königin" als Patronin bezeichnet. Unter Domitian gab es solche Gönner der Litteratur, wie die Piso und Seneca, wie Vibius Crispus (cons. suff. 61) und Memmius Regulus (Consul 63) nicht mehr: wenigstens sehn wir die beiden hervorragendsten Dichter, Martial und Statius, sich um die Gunst einer großen Anzahl von Personen bemühn, ohne doch erlangen zu können, was früher ein Einziger gewährt hatte.

Zum Hofe hatte Martial mindestens schon unter Titus in Beziehung gestanden, von ihm hatte er die Privilegien der Väter von drei Kindern erhalten, die Domitian bestätigte; auch war er (vielleicht schon von Titus) durch Verleihung des Titulartribunats in den Ritterstand erhoben worden. Sein Fürwort reichte hin um mehreren Petenten das Bürgerrecht zu verschaffen, er wurde gelegentlich mit einer Einladung zu einer großen kaiserlichen Tafel beehrt; aber ein Gesuch um einige tausend Sesterzen lehnte der Kaiser, wenn auch nicht ungnädig, ab. Ueberhaupt scheint Martial von ihm nie eine wirkliche Besserung seiner Umstände erlangt zu haben, um die er „weder blöde noch befangen" in immer neuen Wendungen bettelte, denn wir finden nie, daß er sich für empfangene Geschenke bedankt; nicht einmal die Vergünstigung, die Leitung eines Rohrs des Marcischen Aquäducts auf sein Landgut und in sein Haus in der Stadt scheint er erhalten zu haben. Dies ist um so auffallender, da Domitian seine Gedichte gerne las; sonst hätte sich Martial nicht wiederholt auf seinen Beifall berufen dürfen. Auch war er unermüdlich bestrebt, die Gunst der am Hofe einflußreichen Freigelassenen und anderer Hofleute zum Theil durch die niedrigsten Schmeicheleien zu gewinnen, er preist sie im Allgemeinen und schmeichelte außerdem in mehreren Gedichten Jedem besonders: wie dem Kämmerer Parthenius, dem Vorsteher des Amts der Bittschriften Entellus, dem Tafelaufseher Euphemus, dem Mundschenk Earinus, dem kaiserlichen Günstlinge Crispinus, dem alten bereits in Ruhestand versetzten Vater des Etruscus, einem Sextus, der kaiserlicher Studienrath gewesen zu sein scheint.

Doch Martial hatte während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Rom sich auch in der Aristokratie zahlreiche Beziehungen verschafft und suchte sie zu erhalten und zu vermehren, indem er möglichst vielen hochgestellten Männern durch ehrenvolle Erwähnung in seinen Gedichten, wie er selbst sagt, dauernden Ruhm verlieh, wenn ihm auch diese Huldigungen nichts einbrachten. Wol in Folge seines alten Verhältnisses zu den Seneca war er befreundet mit Q. Ovidius, der Cäsonius (oder Cäsennius) Maximus, einen Freund des Philosophen Seneca, nach Sicilien in die Verbannung begleitet hatte. Zu der großen Zahl von Männern des senatorischen Standes, denen Martial in seinen (in die letzten 12 Jahre seines römischen Aufenthalts (86—98) und die dann noch in Spanien bis 101 oder 102 verlebte Zeit fallenden) Epigrammen huldigt oder schmeichelt, bei denen er bettelt oder sich bedankt,

gehören der Dichter Silius Italicus (Consul 68) und dessen Söhne, der spätere Kaiser Nerva, der als Ankläger in Majestätsprocessen berüchtigte, reiche Redner Marcus Aquilius Regulus, die ungeheuer reichen Brüder Domitius Tullus und Domitius Lucanus, der Dichter Stertinius Avitus (Consul 92, der im Jahre 94 das Bild Martials in seiner Bibliothek aufstellen ließ), der als Schriftsteller bekannte S. Julius Frontinus (zum zweiten Mal Consul 98, zum dritten Mal 100), der jüngere Plinius (Consul 100), der Dichter Arruntius Stella (Consul 101), L. Norbanus Appius Maximus, der Besieger des L. Antonius Saturninus (der zweimal Consul war), Licinius Sura (Consul 102), der mächtigste Freund Trajans, der ehemalige Parteigänger Vespasians M. Antonius Primus aus Tolosa und mehrere Andere. Natürlich suchte und fand Martial auch im Ritterstande Gönner. Diesem mögen der elegante Atedius Melior, der in seinem schönen Hause und Garten auf dem Cälius so vortreffliche Mahlzeiten gab, und andere wohlhabende Freunde des Dichters angehört haben. Aber zu seinen am häufigsten besungenen Freunden gehört auch ein Centurio, Aulus Pudens, der zwar die Primipilarenstelle, aber nicht das Ziel seines Strebens, die Ritterwürde erlangt zu haben scheint; auch mit anderen Centurionen stand Martial in Beziehungen, auf die er Werth legte, wie die ehrenvollen Erwähnungen in seinen Gedichten zeigen.

Zum Theil in denselben Kreisen wie Martial bewegte sich Statius und bewarb sich zum Theil um die Gunst derselben Gönner, vor Allen natürlich des Kaisers: er veröffentlichte nichts „ohne dessen Gottheit anzurufen". Auch ihm scheinen jedoch immer von neuem wiederholte demüthige Huldigungen und ins Lächerliche übertriebene Schmeicheleien von Seiten Domitians außer gnädigem Beifalle nichts eingetragen zu haben als eine Einladung zur Tafel und eine Versorgung seines Hauses (wol bei Alba) mit Wasser aus einer öffentlichen Leitung. Wie Martial schmeichelte Statius auch den kaiserlichen Freigelassenen, er besang außer Etruscus und dessen Vater und dem jungen Eunuchen Earinus namentlich den kaiserlichen Secretär Abascantus. Von den Gönnern Martials gehörten auch zu denen des Statius Arruntius Stella, Polla Argentaria Lucans Gemahlin und Atedius Melior. Bei den von ihm wie es scheint häufig veranstalteten Vorlesungen fanden sich Senatoren zahlreich ein. Mehrere seiner senatorischen Gönner und Freunde hat Statius besungen, wie den bejahrten Consularen und Stadtpräfecten Rutilius Gallicus, den jungen Vettius Crispinus und Mäcius Celer; aber auch mit Männern vom Ritterstande, wie Septimius Severus, dem Urgroßvater des gleichnamigen Kaisers, und auch mit reichen Litteraturfreunden, die er in seiner Vaterstadt Neapel gekannt hatte, blieb er in freundlichem Verkehr.

Doch trotz so vieler eifrig gesuchten und sorgsam bewahrten Beziehungen zu den Großen und Reichen und trotz des auch in diesen Kreisen allgemeinen Beifalls blieben beide Dichter arm. Von Statius wissen wir es durch die oben angeführte Aeußerung Juvenals; er selbst war nicht so würdelos, um wie Martial fortwährend in seinen Ge-

dichten zu klagen und zu betteln. Er besaß zwar ein Gütchen bei Alba, vermuthlich das Geschenk eines Patrons, aber es war dürftig und ohne Viehstand, und daß er auf der Höhe seines dichterischen Ruhms wieder in die Heimath zurückkehren und in der Vaterstadt sein Alter verbringen wollte, dazu bewog ihn schwerlich allein der Mißerfolg bei dem capitolinischen Agon. Auch Martial besaß ein kleines Weingut bei Nomentum, aber es war trocken, holzarm, und außer einem geringen Wein scheint nur schlechtes Obst („bleierne Aepfel") dort gewachsen zu sein; freilich war Martial auch nichts weniger als ein Landwirth. Wenn ihm nicht sein Freund Stella Ziegel schickte um das Dach seines Häuschens zu decken, so regnete es ein, und der Hauptvortheil, den er von diesem Besitz hatte, war, daß er zuweilen dort von den Plagen seiner Clientenstellung sich erholen und ausschlafen konnte. In der letzten Zeit seines römischen Aufenthalts hatte er auch ein Maulthiergespann zum Geschenk erhalten und besaß ein kleines Haus auf dem Quirinal, wo er früher drei Treppen hoch zur Miethe gewohnt hatte. Aber eine unabhängige und sorgenfreie Existenz gewann er nicht, bis er sich im Alter von 57 Jahren entschloß, Rom, dessen Atmosphäre für ihn die Lebensluft war, zu verlassen und seine Tage in seiner Heimath Spanien zu beschließen, wo ihm die Wohlfeilheit des Lebens und die Freigebigkeit heimischer Gönner (namentlich Terentius Priscus und Marcella) den Vollgenuß der lange ersehnten Faulheit und Bequemlichkeit möglich machte.

Wenn nun schon bei dem Abhängigkeitsverhältniß der Dichter von einem Patron nur die edelste Auffassung von beiden Seiten die Gefahr der Erniedrigung für die erstern ganz ausschließen konnte, so wuchs diese Gefahr natürlich mit der Unsicherheit und Gedrücktheit ihrer Lage, und das Beispiel Martials zeigt, daß bei minder edeln Naturen die Clientenstellung fast mit Nothwendigkeit zum Mißbrauch der poetischen Begabung und zu persönlicher Herabwürdigung führte. Martial erinnert nicht bloß wiederholt seine Leser im allgemeinen und seine Gönner insbesondere, daß ein Dichter vor allen Dingen Geld brauche, er bettelt auch fortwährend, selbst um eine Toga, einen Mantel und dergl. Er schreibt einmal an Regulus, es fehle ihm so sehr an Geld, daß er genöthigt sei dessen Geschenke zu verkaufen; ob Regulus etwas kaufen wolle. Ja er hat es auch mit cynischer Offenheit ausgesprochen, daß seine Poesie Jedem zur Verfügung stand, der sie bezahlen wollte: „Einer, den ich in meinem Gedichte gelobt habe, thut so, als ob er mir nichts schuldig sei: er hat mich hintergangen." Er läßt sich von dem Kaiser fragen, was es ihm denn genützt habe, daß er so Vielen durch ehrende Erwähnung in seinen Epigrammen ewigen Ruhm verliehen? und antwortet: freilich nichts, aber es mache ihm doch Vergnügen. Vermuthlich dachten eben nicht Alle so wie der jüngere Plinius, der (wie bemerkt) für ein lobendes Gedicht Martials glaubte, sich durch Uebersendung eines Reisegeldes erkenntlich erweisen zu müssen: denn welche Gabe könne größer sein als die von dem Dichter empfangene, des Ruhms, „des Preises, der Unsterblichkeit?" Doch ein großer Theil

der von Martial Gepriesenen hat sicherlich für die erwiesene Ehre bezahlt, wenn auch nicht immer soviel als er erwartete.

Ganz hauptsächlich verwerthete er sein Talent aber, wozu es sich am besten eignete, zu geistreicher und witziger Unterhaltung geselliger Kreise, und hier würdigte er es zum Theil kaum weniger herab als durch seine kriechendsten Schmeicheleien. Es war ihm freilich nicht übel zu nehmen, daß er auf Bestellung oder auf gegebene Themata Gedichte lieferte so viel man wollte; wie denn namentlich seine Xenien allem Anschein nach ursprünglich gemacht sind, um als Etiketten für Saturnaliengeschenke in reichen Häusern zu dienen. Aber da den lustigen Gästen bei den Trinkgelagen der Saturnalien und den meisten Lesern überhaupt nichts so sehr mundete als Obscönitäten, so richtete sich Martial auch in dieser Beziehung nach dem Geschmacke seines Publikums. Die Anstandsbegriffe jener Zeit gestatteten allerdings dem Dichter jede Obscönität in eleganter Form: es ist eben die unverhältnißmäßig große Menge von schmutzigen Gedichten, welche zeigt, wie sehr Martial bereit war sich auch den gemeinsten Neigungen der Masse dienstbar zu machen, und seine Beschönigungen lassen erkennen, daß auch er sich bewußt war die Grenze des Erlaubten überschritten zu haben.

Martial erinnert mit seiner lustigen Saturnalienpoesie trotz seines glänzenden Talents etwas an jene Vaganten der alten Zeit, die sich bei Gastmählern einzustellen pflegten und gern gesehn aber gering geachtet waren. Statius bewahrte vor ähnlicher Erniedrigung die Natur seiner auf das Pathetische und Feierliche gerichteten Begabung; aber er hatte auch mehr Gefühl der eignen Würde und einen höhern Begriff von der Poesie. Die Sammlung seiner kleinern Gedichte macht uns mit der höhern Gelegenheitspoesie jener Zeit und ihren gewöhnlichen Gegenständen und Veranlassungen bekannt. Von den drei Hauptgattungen der Gedichte bei Hochzeiten, Geburten und Todesfällen war es die letzte, in der Statius seine besondere Stärke hatte; die vier „Trostgedichte" seiner Sammlung sind aus der großen Anzahl der überhaupt von ihm verfaßten gewählt. Er nennt sich „den milden Tröster der Trauernden, der so oft den Schmerz der offnen Wunden von Vätern und Müttern gelindert, liebenden Söhnen am Grabe der Väter Trost gespendet, der so viele Thränen getrocknet habe, dessen Stimme um trauervolle Grabhügel von den abscheidenden Geistern vernommen worden sei": offenbar hatte er also solche Gedichte in Menge geliefert. Uebrigens bestellten reiche Leute auch für die Leichenfeiern von Lieblingssklaven und -freigelassenen, selbst von Lieblingsthieren Klage- und Trostgedichte; Statius hat zwei auf den Tod eines grünen sprechenden Papageien des Atedius Melior und eines in der Arena von einem andern wilden Thiere zerrissenen zahmen Löwen des Kaisers in seine Sammlung aufgenommen. Ueberhaupt wurde offenbar in vornehmen Häusern in der Regel jedes frohe oder traurige Ereigniß von den Hauspoeten und dichterischen Clienten besungen. Die Gedichte des Statius auf die Genesung des Rutilius Gallicus von schwerer Krankheit, auf das siebzehnte Consulat Domitians, auf die Abreise des Mäcius

Celer in seine Garnison in Syrien geben nur einige Beispiele der unzähligen Veranlassungen zu Gelegenheitsgedichten. Ganz besonders aber wurden Poeten zur Verherrlichung von Festen, großen Bauten, Kunstunternehmungen in Anspruch genommen. Statius erhielt nach dem Tage der Aufstellung der kolossalen Reiterstatue Domitians auf dem Forum den Befehl, dem Kaiser sein Gedicht darauf zu überreichen.

In solchen für weitere Kreise bestimmten Anpreisungen vertrat die Gelegenheitspoesie die Stelle der fehlenden Journalistik; reiche Leute bedienten sich ihrer gern, um rühmende Beschreibungen ihrer schönen Villen und Gärten, ihrer Bäder, ihrer Prachtbauten, Kunstsammlungen und Kostbarkeiten in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, und es fehlte wahrscheinlich nie an Dichtern, die gern bereit waren ihren Wünschen zuvor zu kommen. „Du lobst, Sabellus, sagt Martial, das Bad des Ponticus, der so gute Mahlzeiten giebt, in einem Gedichte von dreihundert Versen: du willst nicht baden, sondern speisen." Aber auch ohne besondere Veranlassung von einem berühmten Dichter angesungen zu werden war natürlich den Meisten sehr erwünscht, und ist auch auf directe Aufforderung geschehn.

Je größer und vornehmer ein Haus war, desto zahlreicher werden in der Regel auch die Dichter gewesen sein, die sich beeiferten, allen bedeutenden Erlebnissen seiner Mitglieder, traurigen wie freudigen, die Weihe der Poesie zu geben. Octavia verschloß in ihrer leidenschaftlichen Trauer um ihren Sohn Marcellus ihr Ohr „den zur Verherrlichung seines Andenkens verfaßten Gedichten". Bei einem Vermählungsfeste im Hause des Kaisers Gallienus trugen alle griechischen und lateinischen Dichter viele Tage hindurch Hochzeitsgedichte vor: aber unter „hundert Dichtern" gewann der Kaiser mit wenigen Versen den Preis. Selbstverständlich ist die Zahl Hundert hier nicht buchstäblich zu nehmen; liefen doch nach der Geburt des Königs von Rom in weniger als acht Tagen über 2000 Oden, Hymnen und sonstige poetische Huldigungen in den Tuilerien ein, die von Napoleon mit 100000 Francs honoriert wurden. Wenn nun auch die Betheiligung der Dichter an der Verherrlichung von Festen im Kaiserhause natürlich am größten war, so scheint sie doch überhaupt in den vornehmen Häusern Roms groß gewesen zu sein, und man erfreute sich wol nach römischem Geschmack auch hierbei an der Masse der dargebrachten Kunstleistungen. Bei dem Hochzeitsfest des Stella und der Violentilla fordert Statius die ganze „Schar" der Poeten auf, in verschiedenen Weisen des Gesanges zu wetteifern, wie ein jeder der Lyra mächtig sei, vor Allem aber die Elegieendichter, die Sänger der Liebe. Von der gewiß nicht kleinen Zahl von Gedichten, mit denen die damaligen Poeten Roms dieser Aufforderung entsprechend die Hochzeit ihres vornehmen Collegen in allen Tönen besangen, ist uns (außer dem des Statius) nur das des Martial erhalten.

Wie hier haben aber auch sonst bei den verschiedensten Veranlassungen beide Dichter für dieselben gemeinsamen Gönner und Freunde Gedichte über dieselben Themata geliefert. Beide haben den Tod des Lieblingsfreigelassenen des Atedius Melior und des alten Vaters des

Claudius Etruscus beweint, Beide das von dem Letztern erbaute kostbare Bad und die kleine Lysippische Bronzestatue des Novius Vindex gerühmt, Beide der Wittwe Lucans Gedichte zur Feier seines Geburtstages überreicht: und als der Eunuch und Mundschenk Domitians Flavius Earinus sein abgeschnittenes Haar in einem mit Edelsteinen besetzten Behältnisse nebst seinem Spiegel an den Tempel des Aesculap zu Pergamus sandte, verfaßte Statius auf seinen Wunsch über dies Ereigniß ein längeres, Martial dagegen fünf kleine Gedichte. Wenn wir nun die beiden einzigen Dichter jener Zeit, deren Gelegenheitsgedichte wir kennen, so oft und geflissentlich dieselben Gegenstände behandeln sehn, dürfen wir wol annehmen, daß außergewöhnliche Veranlassungen in der Regel auch eine Menge von Poeten begeisterten, und daß es dann kleine und große Gedichte in allen Versmaßen regnete.

Obwohl nun Statius und Martial so vielfach in denselben Häusern aus und ein gingen, und jeder oft genug Zeuge des Beifalls gewesen sein muß, den der Andere erntete, erwähnt doch Keiner jemals den Andern, während Beide sonst zahlreichen dichterischen Collegen das reichste Lob spenden. Offenbar liebten sie einander nicht, was bei dem tiefen, innerlichen Gegensatz ihrer Naturen auch kaum sein konnte: selbst wenn der alternde spanische Dichter bei dem neuen Ruhme des Neapolitaners, der den seinen zu verdunkeln drohte, sich jeder mißmuthigen und eifersüchtigen Regung hätte erwehren können. Er hat sich aber wiederholt wegwerfend über große mythologische Epopöen geäußert, wenn er auch die Thebaide des Statius nie genannt hat. Sie würden freilich allgemein gerufen und bewundert, aber seine Epigramme würden gelesen. Dort seien nur ungeheuerliche Ausgeburten der Phantasie zu finden, er greife ins volle Menschenleben, ihn müsse lesen, wer sich selbst, wer seine Zeit verstehen wolle. Wer Epigramme für Tändeleien halte, verkenne ihr Wesen: in Wahrheit tändle der Dichter, der Fabeln und Sagen behandle. Die Figuren der Epopöen seien Riesen, aber thönerne: er schaffe kleine Figuren, aber sie seien lebendig. Von seinen kleinen Büchern sei Schwulst und Bombast fern, und seine Muse stolziere nicht in einem verrückten aufgebauschten Schleppkleide. Möchten denn immerhin jene ernsten überstrengen Leute, welche die Mitternacht noch bei der Lampe findet, die hochtragischen erhabenen Gegenstände der griechischen Mythologie behandeln: er wolle echt römische Gedichte mit Witz würzen, und sei zufrieden, gleichsam eine bescheidene Hirtenflöte zu spielen, wenn ihr Ton die Trompetenstöße so Mancher übertreffe. Gegenüber diesen Aeußerungen aber, die in denselben Jahren gethan wurden, in denen Statius vor großen Kreisen die letzten Gesänge seiner Thebaide und die ersten der Achilleis unter rauschendem Beifalle vorlas, hat der Letztere sich zu keinem mißfälligen Urtheil über Epigramme herbeigelassen. Von seinen eigenen „in der Art von Epigrammen" verfaßten kleinen Gedichten spricht er als von unbedeutenden, gelegentlich hingeworfenen Bagatellen: man hatte getadelt, daß er dergleichen herausgegeben, aber er war der Meinung, daß auch der Scherz seine Be-

rechtigung habe. Am Schlusse seiner Thebaide klagt er über die Nebelwolken, die der Neid aufthürmt, um ihren Glanz zu verdunkeln.

In jener Zeit wurde Neid und Eifersucht der Dichter gegen einander nicht bloß wie zu allen Zeiten durch ihre leicht gereizte Eitelkeit, ihre Selbstüberschätzung und Ruhmsucht hervorgerufen: auch ihre Clientenstellung, ihre wetteifernden und sich nothwendig oft kreuzenden Bemühungen um die Gunst und den Beifall der Großen, von denen ihre Existenz abhing, waren nur zu sehr geeignet, die häßlichen Leidenschaften unedler Naturen aufzuregen, und haben gewiß oft genug zu Hetzereien, Verfolgungen und Verleumdungen, zu Intriguen und Kabalen aller Art geführt. Martial hatte von Feinden, Neidern und mißgünstigen Kritikern verschiedener Art zu leiden. Die Kritik, die in den litterarischen Kreisen Roms geübt wurde, war überhaupt nichts weniger als wohlwollend. Manche (Neider, wie Martial sagt) tadelten auch die Unanständigkeit seiner Epigramme; größer war vermuthlich, wie zu allen Zeiten, die Zahl Derer, die lebende Dichter überhaupt nicht anerkannten und nur die älteren lobten. Im Allgemeinen sah Martial den Tadel der Dichter als einen Beweis mehr für die Allgemeinheit des Beifalls an, den er fand, und wollte mit Recht lieber, daß seine Gerichte den Gästen, als daß sie den Köchen gefielen. Unter Denen, die „vor Neid bersten wollten" daß ihn ganz Rom las, daß man sich ihn mit Fingern zeigte, daß er bei Vielen ein gern gesehener Gast, daß er zu einiger Wohlhabenheit gelangt war, befand sich auch ein jüdischer Dichter, der überall seine Gedichte tadelte, und sie nichts desto weniger plünderte. Aber daß dieser und andre Plagiatoren seine Verse für die ihrigen ausgaben und vorlasen, machte Martial wenig Sorge, besonders da der Abstand des Seinigen von dem Fremden so groß war, daß man den Diebstahl sofort bemerken mußte. Viel schlimmer, und nicht bloß für seinen Dichterruhm, sondern für seine ganze Stellung war, worüber er wiederholt klagt, daß anonyme Dichter aus sicherer Verborgenheit unter seinem Namen giftige Schmähungen und pöbelhafte Verunglimpfungen gegen edle Männer und Frauen verbreiteten. Diese Perfidie konnte ihm um so eher in der Meinung seiner Gönner schaden, als er ohnedies fortwährend besorgen mußte, daß Personen, an deren Gunst ihm gelegen war, den Spott seiner Epigramme auf sich bezogen; daher seine wiederholten Betheuerungen, daß er nie eine bestimmte Person im Auge habe.

Außer solchen und ähnlichen Einblicken, die uns Martials Gedichte in das Treiben der Kreise gestatten, welche sich in dem „Versammlungsort der Dichter" (schola poetarum) oder in der Säulenhalle des Quirinustempels zusammen fanden, geben sie noch manche andere Belehrungen über die damaligen litterarischen Interessen und Bestrebungen. Durch sie, durch die gleichzeitigen Gedichte des Statius (90—96) und die sich an Beide unmittelbar anschließenden Briefe des jüngeren Plinius (97—108/109) kennen wir namentlich das Verhältniß der gebildeten Gesellschaft zur Poesie in der Zeit Domitians, Nervas und zum Theil der früheren Trajans genauer als in irgend einer andern Periode. Doch die Erscheinungen, die hierbei wie überhaupt auf litterarischem Gebiet

als charakteristisch hervortreten, sind nicht etwa dieser Periode besonders eigenthümlich, sondern dürfen im wesentlichen für die ganze Zeit von Augusts bis Hadrian vorausgesetzt werden. Auch hier bestätigt sich die Wahrnehmung, daß der Poesie eine höhere Wichtigkeit, ein größerer Einfluß auf die Gesammtbildung zugestanden wurde, als gegenwärtig.

Zunächst erhält man den Eindruck einer übermäßigen Emsigkeit und Productivität auf dem ganzen Gebiet der poetischen Litteratur, dessen sämmtliche Felder von Dichtern und Dilettanten wetteifernd angebaut wurden; wie ja auch Juvenal in seinem Verzweiflungsausbruch über die unaufhörlichen Recitationen Gedichte der verschiedensten Art nennt, die man täglich anhören müsse: der Eine liest eine Thesëide, der Andere römische Lustspiele, der Dritte Elegieen vor, eine Tragödie Telephus, ein endloser Orest nehmen den ganzen Tag in Anspruch, unaufhörlich hallen die Säulen und Platanen eines von den Vorlesern benutzten Peristyls wieder von den Schilderungen der Centaurenkämpfe, des Todtengerichts, der Erbeutung des goldenen Vließes. Ein Varro z. B. war nach Martial als Tragiker und Mimendichter, als Lyriker und Elegiker gleich ausgezeichnet, nicht minder vielseitig scheint der Gaditaner Canius Rufus gewesen zu sein. Manilius Vospicus schrieb lyrische und epische Gedichte, Satiren und Episteln, Pollius Felix Hexameter, Epoden oder Distichen und Jamben. Außer den gangbarsten Gattungen werden auch seltnere und ungewöhnlichere, wie die Aristophanische Komödie, der Mimiambus erwähnt; Viele dichteten griechisch. Daß wir übrigens aus Martial, Statius und Plinius doch nur einen kleinen Theil der damaligen Dichter kennen lernen, ist selbstverständlich: nach Quintilians Aeußerungen scheint die Zahl der namhaften Satiriker und lyrischen Dichter nicht klein gewesen zu sein.

Von allen Gattungen aber dürfte die epische diejenige gewesen sein, der sich die Meisten zuwandten, besonders das mythologische Epos: wie auch aus jener Zeit hauptsächlich große Epopöen sich erhalten haben, die außer dem Punischen Kriege des Silius sämmtlich zur letzteren Art gehören: die Argonautica des Valerius Flaccus, die Thebaide und Achilleide des Statius. Auch nach Juvenals Aeußerungen über die Recitationen darf man ein Vorwiegen des Epos annehmen. Seine Gegenstände waren die unverfänglichsten: der Dichter, der Aeneas mit Turnus kämpfen ließ, war sicher nirgend Anstoß zu geben, und über einen verwundeten Achill oder einen ertrinkenden Hylas konnte sich Niemand beschweren. Dazu kam die Autorität Virgils, dessen maßgebende Form man hier am leichtesten reproducieren zu können meinte. Sodann leitete auch die Schule nothwendig die dichterischen Bestrebungen auf das Gebiet der griechischen Sage hin. Auch schien die Fülle des in ihr enthaltenen poetischen Stoffes vermuthlich die Behandlung, für die man überdies (auch außer Virgil) die zahlreichsten, besonders alexandrinische Muster hatte, zu erleichtern, und den Mangel an Erfindung und Gestaltungskraft zu ersetzen. Dann bot diese Gattung den weitesten Spielraum zur Entwicklung aller Vorzüge, die auch ein minder begabter Dilettant sich aneignen konnte, als Schönheit der Sprache und Tadellosigkeit

des Versbaus, rhetorisches Pathos, vor Allem lebhafte Schilderung. Schon Horaz spricht von Naturschilderungen, die als „Purpurlappen" angewendet würden, um manche Blöße in großen Gedichten zu verdecken: „ein Hain und Altar der Diana, der schlängelnde Lauf einer Quelle durch lachende Gefilde, der Rheinstrom, der Regenbogen"; Seneca nennt als derartige Gemeinplätze der Dichter den Aetna und die Sonnenauf- und -untergänge. Juvenal sagt, Niemandem sei sein eignes Haus so bekannt, als ihm die Höhle des Vulcan und der Hain des Mars. Der Dichter des Aetna erklärt, er wolle einen ungewohnten Weg betreten, denn die alten Sagen seien schon zu oft behandelt. Jedermann kenne das goldene Zeitalter besser als seine eigne Welt. Wer habe nicht den Argonautenzug, den Trojanischen Krieg, das Schicksal der Niobe, des Atridenhauses, die Abenteuer des Kadmos, die verlassene Ariadne besungen? In ähnlicher Weise kündigt Nemesianus zu Ende des 3. Jahrhunderts im Eingange seines Gedichts über die Jagd an, nicht „auf dem bekannten Pfade" wandeln zu wollen. Er zählt eine lange Reihe von mythologischen Gegenständen auf: „dies alles hat schon eine Menge großer Dichter vorausgenommen, und die alten Sagen der Vorzeit sind schon allbekannt". Uebrigens ist zu glauben, daß nicht bloß Virgils Aeneide, sondern auch seine Idyllen und sein Landbau zahlreiche Nachahmungen hervorriefen. Columella machte den Gartenbau nur deshalb zum Gegenstande eines Gedichts, weil „der göttliche Maro", der am höchsten zu verehrende Dichter", seine Nachfolger zur poetischen Behandlung dieses Theils der Landwirthschaft ausdrücklich aufgefordert hatte. Martials Freund, Julius Cerealis, hatte außer einer „Gigantenschlacht" auch ländliche Gedichte verfaßt, „die dem ewigen Virgil nahe kamen". Auch die von dem Gegenkaiser Severs, Clodius Albinus, verfaßten Georgica waren wol ein Gedicht.

Doch die Mehrzahl der Gebildeten, welche die Poesie nicht zu ihrem Berufe machten, sondern nur, wie Atticus, den Reiz nicht entbehren wollten, den sie dem Leben verleiht, die ihre poetischen Beschäftigungen zur Erholung, Zerstreuung und Unterhaltung oder zur Uebung trieben, hatte natürlich zu langathmigen epischen Dichtungen in der Regel keine Zeit. Der jüngere Plinius empfiehlt einem Freunde, der sich zum Redner ausbildete, zuweilen auch etwas Historisches oder einen Brief zu schreiben. „Man darf sich auch manchmal an einem Gedichte erholen, nicht an einem zusammenhängenden, langen, fortlaufenden (denn dies kann nur bei ganz freier Zeit ausgeführt werden), sondern an den geistreichen Kleinigkeiten, die für Beschäftigung und Arbeit jeder Art eine passende Abwechslung bieten. Man nennt sie Tändeleien; aber diese Tändeleien erzielen zuweilen größeren Ruhm als der Ernst. Daher haben die größten Redner, ja die größten Männer sich in dieser Weise theils geübt theils ergötzt, oder vielmehr beides zugleich. Denn es ist erstaunlich, wie bei diesen Kleinigkeiten der Geist sich zugleich spannt und doch auch erfrischt, denn hier ist Raum für den Ausdruck von Liebe, Haß, Zorn, Witz, Mitleid, kurz Allem, was im Leben und auch auf dem Forum und vor Gericht vorkommt. Sie bieten auch

denselben Vortheil wie andere Gedichte, daß man sich umsomehr an der Prosa erfreut, sobald man von dem Zwange des Versmaßes entbunden ist, und sie lieber schreibt, nachdem der Vergleich gezeigt hat, daß sie leichter ist."

Auch abgesehn von diesen poetischen Exercitien bestand die Dilettantenpoesie, und selbst die der eigentlichen Dichter ohne Zweifel zum großen, wo nicht zum größten Theil in Reproductionen der classischen römischen oder griechischen Muster und war im letztern Falle wol sehr oft nur mehr oder minder freie Uebersetzung. Und diese Reproduction war keineswegs eine unbewußte. Während gegenwärtig auch die poetischen Dilettanten nach dem Schein der Originalität um so mehr streben, je weniger sie einer wirklichen fähig sind, lag dies Streben den römischen Dichtern der spätern Zeit um so ferner, als es ja das Ziel ihrer größten Vorgänger von jeher gewesen war, die Blüthen der griechischen Poesie auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Und war in der ganzen antiken Kunst auf allen Gebieten die Ehrfurcht vor der Tradition groß, so daß die einmal gefundenen und als mustergültig anerkannten Formen gleichsam die Kraft von bindenden Gesetzen hatten, gegen die kein Künstler sich aufzulehnen wagte, die jede Willkür ausschlossen; galt Nachahmung, Copie und Reproduction als berechtigt und zulässig, und Fleiß und Studium bis zu einem gewissen Grade als ausreichender Ersatz für mangelnde Ursprünglichkeit: so gilt dies Alles ganz besonders von der römischen Poesie der ganzen nachaugusteischen Zeit, für welche nichts so charakteristisch ist als die beispiellose Häufigkeit der Nachahmungen und Wiederholungen, der Anklänge und Reminiscenzen jeder Art. Gab es doch sogar „Ovidische" und „Virgilische Dichter", d. h. wie es scheint solche, die ihre Gedichte nur in Wendungen, Phrasen und Versen Ovids und Virgils verfaßten.

Der unermeßliche Einfluß des Letztern auf die spätere Poesie, vor Allem aber auf das Epos ist bereits hervorgehoben worden. Wie Ennius und Virgil Homer nachgestrebt hatten, so dichteten die spätern Epiker unter dem Banne des Zaubers, den Virgil auf ihre ganze Zeit übte. Silius Italicus verehrte sein Bild vor denen aller andern großen Männer, feierte seinen Geburtstag gewissenhafter als den eignen, betrat sein Grabmal zu Neapel wie einen Tempel. Statius, der am Schlusse seiner Thebaide für sie die Unsterblichkeit erfleht, fügt hinzu, sie möge sich begnügen der göttlichen Aeneide von fern zu folgen und ihre Fußspuren mit heiliger Scheu zu verehren. Und auch auf andern Gebieten gereichte es den Dichtern zum höchsten Lobe, ein großes Vorbild mit Glück nachgeahmt zu haben. Passennus Paullus, ein Freund des jüngern Plinius, eiferte überhaupt den Alten nach, copierte, reproducierte sie, vor allen Properz, aus dessen Familie er stammte und dem er gerade in der Gattung am nächsten kam, in welcher Properz sich besonders auszeichnete; seine Elegieen waren ein „ganz im Hause des Properz geschriebenes Buch". Später wendete er sich zur Lyrik, indem er den Horaz mit derselben Treue wiedergab.

Für die große Zahl Derer, die ihre dichterische Lust an Kleinig-

keiten, Epigrammen, poetischen Tändeleien aller Art büßten, war offenbar Catull das auch damals wie ja schon in der Augusteischen Zeit am allgemeinsten copierte Vorbild; selbst die Epigramme eines Dichters wie Martial, der doch zu den originellsten der spätern gehörte, sind von Reminiscenzen an ihn voll: er sende seine kleinen Gedichte an Silius, sagt er, wie vielleicht auch der zärtliche Catull gewagt habe, dem großen Virgil die Klage über den todten Sperling zu senden. Dies letztere Gedicht Catulls ist für alle ähnlichen Gegenstände das unvermeidliche Muster gewesen und allem Anschein nach unendlich oft nachgeahmt worden. Stella, so schmeichelt Martial, habe in seiner „Taube" Catull um so viel übertroffen, wie die Taube größer sei als der Sperling. Der Spanier Unicus, ein Verwandter Martials, schrieb Liebesgedichte wie die Catulls an Lesbia oder Ovids an Corinna. Der Freund des Plinius, Pompejus Saturninus, der als Redner und Geschichtschreiber ausgezeichnet war, machte nebenbei auch Verse „wie Catullus oder Calvus, voll Anmuth, Süßigkeit, Bitterkeit, Leidenschaft; unter das Zärtliche und Spielende mischte er etwas Strenges ein: auch dies wie Catullus oder Calvus." Es würde also höchst unbillig sein, ihn weniger zu bewundern, weil er noch lebe. Einen andern Freund, Sentius Augurinus, hörte Plinius mit dem größten Vergnügen, ja mit Bewunderung drei Tage hintereinander seine kleinen Gedichte vorlesen; alles war darin fein, vieles erhaben, vieles anmuthig, vieles zart, vieles voll Süßigkeit, vieles voll Galle: in mehreren Jahren, meinte Plinius, sei in dieser Gattung nichts Vollendeteres geschrieben worden, falls ihn nicht das Lob parteiisch mache, das der Dichter ihm selbst gespendet habe. Denn er hatte gesagt, er singe in kurzen Versen, wie einst Catull und Calvus und die Alten. Aber wozu diese nennen? Plinius, der ja auch Verschen machte, gelte ihm allein soviel als alle Frühern.

Das Beispiel des Plinius, der erst als Consular und im Alter von mehr als vierzig Jahren „die Pfade Catulls zu wandeln" begann und die Entstehungsgeschichte dieses „verspäteten Liederfrühlings" mit größter Ausführlichkeit erzählt, zeigt aufs deutlichste, wie damals jede lebhafte Theilnahme an der Litteratur auch die nüchternsten und poesielosesten Naturen zur Poesie mit Nothwendigkeit hinzog. In Versen hatte er sich schon früher mehrfach versucht, wie dies in einer Zeit, deren Bildung so sehr mit poetischen Elementen gesättigt war, bei seinem von jeher auf litterarische Auszeichnung gerichteten Streben kaum anders sein konnte. „Du sagst, schreibt er an einen Freund, du habest meine Hendekasyllaben gelesen, und fragst, wie ich dazu gekommen sei, dergleichen zu schreiben, da ich doch, wie du meinst, ein ernster, und wie ich selbst zugebe, gerade kein thörichter Mann bin. Niemals (denn ich muß etwas weit ausholen) bin ich der Poesie fremd gewesen. Ich habe sogar im Alter von vierzehn Jahren ein griechisches Trauerspiel geschrieben. Wie war es? fragst du. Das weiß ich nicht, genug, es hieß Trauerspiel. Dann auf der Rückkehr aus dem Kriegsdienst, als ich auf der Insel Ikaria durch widrige Winde zurückgehalten wurde, schrieb ich lateinische Elegieen auf jene See und die Insel selbst. Ich habe mich auch einmal

in Hexametern versucht, in Hendekasyllaben jetzt zum ersten Mal, deren Veranlassung und Ursprung folgender ist. Auf meiner Villa bei Laurentum ließ ich mir einmal das Buch des Asinius Gallus über die Vergleichung seines Vaters und des Cicero vorlesen: darin kam ein Epigramm des Cicero auf seinen Lieblingsfreigelassenen Tiro vor. Als ich mich darauf Mittags zur Siesta zurückzog (denn es war im Sommer) und der Schlaf sich nicht einstellen wollte, fing ich an zu bedenken, daß die größten Redner diese litterarische Thätigkeit zum Vergnügen geübt und sich zum Ruhm angerechnet haben. Ich sann nach, und zu meiner Ueberraschung gelang es mir, obwohl ich so lange außer Uebung gewesen war, in äußerst kurzer Zeit beides, was mich zum Schreiben aufgeregt hatte, in Versen auszudrücken." Die Hexameter, in denen er auseinandersetzt, wie er sich durch Ciceros Beispiel veranlaßt fühle, sich in Gedichten ausgelassen und schalkhaft zu zeigen, sind durch und durch prosaisch und unbeholfen, die Hendekasyllaben werden vermuthlich in noch abschreckenderer Weise gezeigt haben, was entsteht, wenn „einen Pedanten es juckt, locker und lose zu sein". „Ich machte mich darauf, fährt er fort, an elegische Gedichte: auch diese brachte ich nicht minder schnell zu Stande: durch meine Fertigkeit ließ ich mich verführen noch andre hinzuzufügen, und als ich in die Stadt zurückkam, las ich sie meinen Bekannten vor und fand Beifall. Später versuchte ich verschiedene Versmaße, wenn ich gerade Zeit hatte, besonders auf der Reise. Zuletzt beschloß ich nach dem Beispiele so Vieler eine Sammlung von Hendekasyllaben besonders abzuschließen, und es thut mir nicht leid. Sie wird gelesen, abgeschrieben, auch gesungen und sogar von Griechen, die aus Liebe zu diesem Büchlein Latein gelernt haben, bald zur Cither bald zur Lyra vorgetragen. Doch wozu diese Ruhmredigkeit. Freilich Dichtern ist etwas Schwärmerei gestattet, und doch rede ich ja nicht von meinem eignen Urtheile, sondern von dem Anderer, das, sei es nun richtig oder unrichtig, mir angenehm ist. Ich kann nur wünschen, daß auch die Nachwelt ebenso urtheilen oder ebenso irren möchte." Späterhin hat Plinius noch eine Sammlung kleinerer Gedichte in verschiedenen Versmaßen, wenn nicht herausgegeben, so doch zur Herausgabe vorbereitet. Die Vorlesung dauerte auf den Wunsch der Zuhörer zwei Tage, denn Plinius machte es nicht wie Andre, die einen Theil überschlugen, und dies den Hörern als eine Wohlthat anrechneten: er las Alles, denn es war sein Wunsch Alles zu verbessern, und wie konnte er dies, wenn er nur Ausgewähltes der Kritik seiner Freunde unterwarf? So schnell konnten damals Dilettanten, die der Wunsch einer geistigen Unterhaltung in müßigen Stunden, Nachahmungstrieb, litterarische Belesenheit, Versgewandtheit, das Beispiel Anderer, das Streben nach allseitiger Vervollkommnung zu poetischen Versuchen geführt hatte, sich einbilden Dichter zu sein, wenn sie so eitel wie Plinius und wie er vornehm oder reich waren: doch an Gunst und Nachsicht fehlte es überhaupt bei einer so allgemeinen Verbreitung des Dilettantismus nicht leicht.

Es war aber damals offenbar keine Ausnahme, daß Männer von Stande, in hoher Stellung, in geschäftsvollen Aemtern selbst noch im

höhern Alter ihre Mußestunden der Poesie widmeten. Wenn Plinius den glänzenden Erfolg, den Calpurnius Piso mit seinen elegischen Gedichten über die Sternbilder gehabt habe, mit der Bemerkung berichtet, er erzähle es um so lieber, je schöner es bei einem jungen Manne, je seltner bei einem von Adel sei: so ist dies so zu verstehn, daß freilich unter der Masse von Dichtern, die sich Monate lang Tag für Tag hören ließen, verhältnißmäßig wenige aus vornehmern Familien gewesen sein, und besonders daß die Dilettanten der höhern Stände selten zu größern poetischen Unternehmungen Zeit und Trieb gehabt haben werden. Von den Consularen jener Zeit kennen wir als poetische Dilettanten, außer Plinius und Silius Italicus, Stertinius Avitus, Arruntius Stella und den hochbejahrten Arrius Antoninus; auch der 91/92 als Stadtpräfect gestorbene Rutilius Gallicus war Dichter. Vestricius Spurinna, der die höchsten Aemter (das Consulat zwei oder drei Mal) verwaltet hatte, und durch eine Ehrenstatue in Triumphaltracht (wahrscheinlich von Nerva) ausgezeichnet worden war, widmete im Alter von 77 Jahren (zwischen dem Spaziergange und dem Bade) täglich einige Zeit der Abfassung lyrischer Gedichte in griechischer und lateinischer Sprache, die nach Plinius vortrefflich waren. Der Ritter Titinius Capito, der unter Domitian, Nerva, Trajan das höchst geschäftsvolle Amt eines kaiserlichen Sekretärs bekleidete, war nebenbei auch eine Hauptstütze der Litteratur, Gönner und Beförderer aller Schriftsteller und Dichter, er gab sein Haus zu Vorlesungen her, er besuchte die Vorlesungen Anderer, er las selbst und schrieb auch ausgezeichnete Gedichte auf große Männer. Der Freigelassene Parthenius, Oberkämmerer Domitians und noch unter Nerva einflußreich, war nach Martial ein Geliebter des Apoll und der Musen; wer trank reichlicher aus ihrer Quelle als er? Leider hatte er zur Poesie zu wenig Zeit. Daß der poetische Dilettantismus auch in den höhern Ständen der Städte Italiens verbreitet war, lassen die Beispiele des Puteolaners Pollius Felix, des Äclanensers Pomponius Bassullus, des Comensers Caninius Rufus voraussetzen. Er gehörte damals nicht etwa zu den Symptomen eines geistigen Klärungsprocesses der unreifen Jugend, zu den Entwicklungskrankheiten: die Poesie begleitete einen sehr großen Theil der Gebildeten durch das Leben. Sie wurde nicht bloß geübt um das geistige Leben zu veredeln und zu schmücken, sondern auch weil sie als wesentliches Bildungsmittel geschätzt war, und die Fähigkeit die poetische Form zu handhaben galt daher auch als Beweis einer höhern Bildung. Sogar Menschen von der Klasse, die der Trimalchio des Petron repräsentiert, glaubten eigne Gedichte aufweisen zu müssen, um als gebildet erscheinen zu können: um so begreiflicher ist es, daß kluge Dichter, die das Geld dem Ruhme vorzogen, für ihre Verse zuweilen Käufer fanden.

Während nun im Anfange des 2. Jahrhunderts die Richtung auf die Poesie in der Zeitbildung noch so mächtig wirkte, daß auch prosaische Naturen wie Plinius sich ihrem Einflusse nicht entziehen konnten, trat schon in der Zeit Hadrians der große Umschwung ein, durch den

die Prosa wieder so sehr das Uebergewicht gewann, daß nicht nur die Poesie mehr und mehr aufhörte, das Hauptgebiet der litterarischen Bestrebungen für Dilettanten und Künstler zu sein, sondern selbst poetisch beanlagte Geister wie Apulejus sich der Prosaschriftstellerei vorzüglich zuwandten. Dieser Umschwung vollzog sich, wie bereits bemerkt, hauptsächlich unter dem Einflusse der neuentstandenen griechischen Sophistik.

Die neue Kunst des griechischen Vortrags, deren Virtuosen mit dem alten Namen der Sophisten bezeichnet wurden, bildete sich seit dem Ende des 1. Jahrhunderts aus; und die Bedeutung, die sie gewann, die große Zahl der Talente, die sich ihr zuwandte, die allgemeine, leidenschaftliche, ans Unglaubliche grenzende Bewunderung, die sie in der griechischen Welt hervorrief — alles dies beweist, daß sie dort nicht bloß dem Zeitgeschmacke völlig entsprach, sondern auch eine tief empfundene Leere im geistigen Leben in einer für die große Mehrzahl der Gebildeten befriedigenden Weise ausfüllte. Der unersättliche Drang nach immer neuer, geistreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für Kunst lebte in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort; aber das reine und sichere Gefühl für wahre Kunst, das in den Jahrhunderten griechischer Geistesblüthe sich auf allen Gebieten an einer so wunderbaren Fülle der herrlichsten Schöpfungen hatte bilden können, war verloren gegangen.

Die Kunst der Sophisten, die dem entarteten Geschmacke der spätern Jahrhunderte so sehr zusagte, und wesentlich in einer Erneuerung der Asianischen Manier bestanden zu haben scheint, war eine Afterkunst. Sie schuf schwer zu handhabende, bis ins Kleinste ausgebildete Formen, genaue und kleinliche Regeln für „jede Art des Stils, jede Art Gedankenform, Satzbildungen und Rhythmen", auch auf die Correctheit des Ausdrucks, die man durch Studium und (nicht selten verkehrte und pedantische) Nachahmung der alten, besonders attischen Muster zu erreichen strebte, wurde großer Werth gelegt. Die Virtuosität der Sophisten bestand (wie die der Meistersinger) zum großen Theil in der scheinbar mühelosen Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten ihrer Kunst: „wenn Polemo eine Periode drechselte, brachte er das letzte Kolon derselben mit Lächeln vor, um zu zeigen wie leicht es ihm wurde". Die in dem gebildeten Publicum je länger je mehr verbreitete Kenntniß der Technik der neuen Prosakunst schärfte das Verständniß und erhöhte die Bewunderung der Zuhörer. Vor Allem aber bewunderte man die Kunst der Improvisation, die freilich nicht alle Sophisten erreichen konnten, und auf die einer der größten, Herodes Atticus, mehr Werth gelegt haben soll als auf seinen consularischen Rang und seine Abstammung aus einer consularischen Familie. Dazu kam eine studierte Declamation, die nur zu oft wie Auftreten, Mienenspiel und Geberden ins Theatralische fiel oder sich dem musikalischen Vortrage zu sehr näherte.

Alles dies aber verbunden mit der auch damals noch unersättlichen Empfänglichkeit des griechischen Ohres für den Zauber kunstvoller Rede erklärt vielleicht noch nicht hinreichend die erstaunlichen Erfolge dieser Prunkreden, deren anspruchsvolle Formenkünstelei durch den Mangel an

wahrem Inhalt auf uns immer abstoßend wirkt, und die es überdies oft genug mit ihrer süßlichen Affectation, ihrer gespreizten Unnatur, ihrem Schwulst und Bombast nur zu einer widerlichen Karikatur jener alten großartigen Beredsamkeit bringt, die sie in erneuerter Gestalt reproducieren wollte. Der Enthusiasmus für die Sophisten und ihre Leistungen, der sich auch in Ehrenbezeigungen aller Art kund gab, das Zuströmen der bildungsbeflissenen Jugend zu den Städten, wo sie sich als Lehrer niederließen, die Bedeutung, die man ihnen zugestand, die sie als Strafredner, Ermahner und Versöhner aufzutreten berechtigte, und ihre eigne an Verrücktheit grenzende Einbildung von der Wichtigkeit und Wirkung ihrer Thätigkeit: alles dieses wäre wenigstens in diesem Grade nicht möglich gewesen, wenn die Sophistik nicht auch der Nationaleitelkeit der Griechen eine neue, lang entbehrte Befriedigung geboten hätte. Die Griechen „hatten noch immer die Neigung sich für die große Nation zu halten" und wurden in dem Stolze die Lehrer auch der Römer gewesen zu sein von diesen bestärkt; nun hatte Griechenland eine neue glänzende Bildungsform hervorgebracht, aufs neue auf dem Gebiete der Litteratur den Ton angegeben. Aber was der Sophistik vor Allem die leidenschaftliche Theilnahme der griechischen Welt gewann, war daß sie die Verherrlichung der großen Vorzeit Griechenlands zu ihrer Hauptaufgabe machte: die herabgekommene Nation kannte keine größere Freude als sich in diesen Erinnerungen zu spiegeln.

Die Themata der Improvisation wurden von den Sophisten wie von ihren Zuhörern am liebsten aus der griechischen Geschichte gewählt. „Die Thaten der Vorfahren waren durch die Geschichte überliefert, und diese konnte man feiern. Aber ihre Reden bei hundert Gelegenheiten waren nicht überliefert. Also konnte man reden, was sie hätten reden können, und was man ihnen hätte erwidern können, und was sie bei der oder jener Gelegenheit wo sie gar nicht geredet, hätten sie geredet, würden geredet haben. Einige solche Themata waren z. B. Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea. Wie vertheidigte sich Demosthenes gegen die Anklage des Demades vom Perserkönig mit fünfzig Talenten bestochen zu sein? Rede an die Griechen nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges als eines Bürgerkrieges, daß man die Tropäen niederreißen müsse. Berathung der Lacedämonier, ob man die aus Sphakteria ohne Waffen heimkehrenden Spartiaten in Sparta wieder aufnehmen dürfe. Ob man Sparta, das nach Lykurgs Gesetzen ohne Mauer sein sollte, beim Herannahen der Perser mit einer Mauer schützen solle." „Die meisten dieser genannten Themata und ähnliche waren beliebt: man hörte sie gern und die Sophisten behandelten sie wetteifernd. Aber keine trugen es davon über die sogenannten medischen oder attischen Themata. In jenen ließ man den Darius und Xerxes ihre barbarischen Prahlereien gegen die Griechen sprechen. In den attischen waren es Salamis und Marathon mit ihren einzelnen Acten und Helden, die gefeiert wurden. Das schildert Lucian, indem er einem Rhetor den spöttischen Rath gibt, worauf es ankomme. Vor Allem erwähne Marathon und Cynägirus, ohne welche nichts geschehen darf; immer laß den Athos beschiffen und

den Hellespont beschreiten, die Sonne werde von den Pfeilen der Perser verfinstert, Xerxes fliehe, Leonidas werde bewundert, immer lese man die Schrift des Othryades und nenne Salamis, Artemision und Platää." Noch in der Leichenrede auf Proäresius, einen berühmten Sophisten des 4. Jahrhunderts, hieß es: „O Marathon und Salamis! Welche Posaune eurer Tropäen habt ihr verloren!"

Diese Rhetorik strebte nach einer Alleinherrschaft im Gebiet der redenden Künste. Sie wollte die Poesie verdrängen oder vielmehr in ihr eigenes Gebiet hinüberziehn. In dieser Neigung scheint jene Vermischung des prosaischen und poetischen Stils der Rede und des Ausdrucks zu wurzeln, jene poetische Prosa, die wir in fast allen Erzeugnissen der damaligen und spätern Sophistik wahrnehmen. Aber auch der Gegenstände der Poesie glaubten die Rhetoren sich bemächtigen zu können. In Festreden auf Götter und Heroen, die man auch geradezu „Hymnen" nannte, in Lobreden auf bedeutende und mächtige Menschen der Gegenwart und Vergangenheit konnte man einen Ersatz für die Lyrik großen Stils der Vorzeit erblicken. Auch in der Gattung der „Beschreibungen" knüpfte man an die Schilderungen der Dichter wetteifernd an. Dieses Bestreben, eine eigne rhetorische Poesie zu erschaffen, trieb denn auch aus dem Boden der neuen Sophistik dessen eigenthümlichste Blüthe hervor: den griechischen Liebesroman.

Obwol nun die Bedeutung dieser Kunst für die griechische Welt eine wesentlich nationale war, übte sie doch auch auf die römische große Wirkungen, vermöge der althergebrachten Ehrfurcht der Römer vor der Autorität der Griechen auf dem ganzen geistigen und namentlich litterarischen Gebiet, ihrer Abhängigkeit von griechischem Urtheil, ihrem Streben, sich griechische Bildung anzueignen, das damals vielleicht eifriger war als in irgend einer frühern Zeit. Wie sie von jeher bei den Griechen in die Schule gegangen waren, seit sie angefangen hatten ihre Beredsamkeit zur Kunst auszubilden, so bemühten sie sich auch damals eifrig, von den neuesten Vervollkommnungen der griechischen Darstellungskunst Vortheil zu ziehen. Junge Männer reisten aus Italien und den westlichen Ländern zahlreich nach Athen und andern griechischen Bildungsstätten, um sich durch Hören der gefeiertsten Lehrer den feinsten Schliff anzueignen; aber diese traten auch selbst auf ihren Kunstreisen regelmäßig in Rom und andern großen Städten des Westens auf oder ließen sich dort auf die Dauer nieder, und namentlich den Lehrstuhl der griechischen Beredsamkeit in Rom inne zu haben, rechneten auch die berühmtesten sich zur Ehre.

Zur Erhöhung ihres Ansehns bei den Römern trug auch das Interesse bei, das die Kaiser für sie kund gaben, die Auszeichnungen und Geschenke, die sie ihnen reichlich zu Theil werden ließen, der Werth, den sie auf den von ihnen den Thronfolgern zu ertheilenden Unterricht legten, die hohen Stellungen, zu denen sie sie beförderten (namentlich die griechische Abtheilung des kaiserlichen Secretariats), die Höflichkeit, Nachsicht und Geduld, mit der sie ihre lächerliche Prätention und selbst Insolenz ertrugen: so wie andrerseits schon allein dies ganze Verhalten der Kaiser

gegen die Sophisten eine in der gebildeten römischen Gesellschaft sehr verbreitete hohe Achtung für ihre Leistungen voraussetzen läßt, welche die Kaiser nicht minder theilten als andre in der Zeitbildung herrschende Richtungen und Interessen.

Hadrian, zugleich der größte Verehrer der Griechen und der eifrigste litterarische Dilettant, war auch ein besonderer Freund der Sophisten, deren Lebensbeschreiber Philostrat ihm das Lob ertheilt, daß er unter allen frühern Kaisern am meisten Sinn dafür hatte, ausgezeichnete Talente zu fördern. Das von Trajan dem berühmten Polemo verliehene Recht der Abgabenfreiheit bei allen seinen Reisen dehnte er auf dessen Nachkommen aus, nahm ihn in die Akademie (das Museum) zu Alexandria auf, bezahlte für ihn unaufgefordert eine Schuld von 250 000 Denaren u. s. w. Ob diese Angabe zuverlässig ist, muß freilich dahingestellt bleiben, um so mehr als Anderes, was Philostrat erzählt, offenbar abgeschmackt erfunden oder doch lächerlich übertrieben ist; daß es Glauben fand, zeigt die kindische Einbildung der Sophisten von ihrer Wichtigkeit und ihrer Stellung zu den Kaisern. Polemo soll einst Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, als dieser noch Proconsul von Asia war, in der gröbsten Weise bei Nacht aus seinem Hause in Smyrna gewiesen haben; um nun Polemo gegen eine etwaige Rache von Seiten des Antoninus zu schützen, habe Hadrian in seinem Testament ausdrücklich gesagt, daß Polemo ihm zur Adoption des Antoninus gerathen, auch habe dieser nach seiner Thronbesteigung dem Polemo alle Ehre erwiesen!

Von solchen und ähnlichen Geschichten ist das Buch des Philostrat voll. Der Sophist Aristides machte Marc Aurel bei einem Aufenthalte desselben in Smyrna seine Aufwartung nicht früher als bis der Kaiser nach ihm verlangte, er habe, sagt er, seine Studien nicht unterbrechen wollen; als Smyrna später durch ein Erdbeben zerstört war, gab er durch seine (noch vorhandene, ganz aus Exclamationen bestehende) „Klage über Smyrna" Veranlassung zu ihrer Wiederherstellung. Bei der schönen Stelle: „die Abendwinde wehn über eine Oede" hatte Marc Aurel Thränen vergossen. Obwohl es nun unmöglich ist zu entscheiden, wie viel in der angeführten Darstellung Philostrats im Einzelnen Wahrheit und wie viel Lüge, oder doch Entstellung, Uebertreibung und Einbildung ist, so kann doch weder die auffallende Höflichkeit der Kaiser im 2. und zum Theil im 3. Jahrhundert gegen die Sophisten noch ihr Interesse für deren Kunst bezweifelt werden: hiernach allein würde schon wie gesagt dasselbe für die gebildete Welt Roms vorauszusetzen sein.

Es fehlt aber auch sonst nicht an unverdächtigen Zeugnissen über das große Interesse, das diese an den Sophisten nahm. Einer der Begründer der neuen Kunst, der Asiyrer Isäus, trat (wol kurz vor dem Jahre 100) in Rom auf; welchen Eindruck er mit seinem gewaltigen Redeflusse machte, zeigt die Schilderung des jüngern Plinius: „dem Isäus war ein guter Ruf vorangegangen, größer hat er sich bewährt. Da ist höchste Fertigkeit, Reichthum, Fülle. Er spricht immer nur aus dem Stegreif und doch ebenso als hätte er es lange geschrieben. Sein Ausdruck ist echt griechisch, ja attisch. Die Vorreden sind zierlich, ein-

schmeichelnd, bisweilen würdig und in höherm Ton. Dann läßt er sich mehrere Controversthemata geben, überläßt aber den Zuhörern die Wahl, oft auch die Bestimmung, ob er für oder gegen reden solle. Er erhebt sich, macht den Mantelwurf, beginnt. Augenblicklich ist ihm alles zur Hand: die entlegenen Gedanken stellen sich ihm zu Gebote und die Worte: und was für Worte. Ausgesuchte und gebildete. Viel Belesenheit, viel schriftliche Uebung ist in diesen unvorbereiteten Ergüssen ersichtlich. Seine Einleitung ist dem Gegenstande anpassend, seine Widerlegung scharf, seine Beweisführung energisch, das Schmuckwerk erhaben. Kurz er lehrt, unterhält, ergreift. Häufig sind bei ihm die sogenannten Enthymemata, häufig die Syllogismen; und diese scharf umgränzt und abschließend. Was er aus dem Stegreif gesprochen, faßt er streckenweit wiederholt zusammen und irrt sich mit keinem Wort. Zu solcher Fertigkeit hat er es durch frühe Uebung gebracht. Denn Tag und Nacht treibt, hört und spricht er nichts anderes. Er ist über das sechzigste Jahr hinaus und immer noch bloß ein Mann der Schule." Nach dieser Schilderung darf man den Angaben Philostrats buchstäblichen Glauben beimessen, daß die Feindschaft der beiden Sophisten Favorinus und Polemo dadurch genährt wurde, daß Consuln und Söhne von Consuln theils für Diesen, theils für Jenen Partei nahmen; daß der Sophist Hadrianus solche Bewunderung erregte, daß Ritter und Senatoren sich ins Athenäum drängten um ihn zu hören, und selbst solche, die des Griechischen unkundig waren.

Daß die großen (durch den griechischen Lehrstuhl in Rom energisch unterstützten) Wirkungen der sophistischen Beredsamkeit in der gebildeten römischen Welt nicht ohne Einfluß auf die dortigen litterarischen Bestrebungen blieben, zeigen selbst die geringen Ueberbleibsel der römischen Litteratur in der nachhadrianischen Zeit des 2. Jahrhunderts deutlich genug. Ja vielleicht sind diese Ueberbleibsel auch darum so gering, weil manche Römer sich durch den Glanz der neuen griechischen Prosa verführen ließen, griechisch statt lateinisch zu schreiben. Bei Marc Aurel ist die Wahl der ersten Sprache zwar ohne Zweifel durch das Studium der Originalwerke griechischer Philosophen veranlaßt worden; doch daß der Arelatenser Favorinus und der Römer (oder Präneſtiner) Claudius Aelianus nach dem Ruhme strebten, nicht in ihrer Muttersprache sondern in der griechischen als Stilkünstler zu glänzen, wie sie denn in der That zu den hervorragenden griechischen Sophisten gezählt wurden: das gehört zu den unzweideutigsten Symptomen des Einflusses der griechischen Sophistik auf die litterarischen Kreise der römischen Welt. Römische Prosaschriftsteller besitzen wir aus dieser Zeit nur drei, von denen Gellius, der nichts als eine Sammlung von gelehrten Ergötzlichkeiten bieten wollte, kaum den Namen eines Schriftstellers verdient: aber doch auch in der studierten Eleganz, besonders seines Erzählens, wol die Nachahmung gleichzeitiger griechischer Muster verräth; sein großer Freund Herodes, dieser „durch anmuthigen Geist und griechische Beredsamkeit berühmte Mann", hatte ähnliche Sammlungen gelehrter Art herausgegeben. Fronto, der Bewunderer des Polemo, hat sich in mehreren Formen versucht, in denen

die Sophisten ihre Kunst zur Schau stellten; außer der zierlichen Erzählung gehörten dazu besonders Briefe, die theils im eigenen Namen, theils im Namen und Charakter der verschiedensten Personen, Stände, Klassen geschrieben wurden: von Fronto haben wir auch griechisch geschriebene. Auch seine Lobreden auf den Staub, den Rauch und die Faulheit sind Versuche in der bei den Sophisten beliebten Aufgabe schädliche, verächtliche und unnütze Dinge zu preisen.

Apulejus endlich, der in Athen, wie er selbst sagt, griechische Bildung im weitesten Umfange sich aneignete, hat es geradezu zu seiner Lebensaufgabe gemacht, in der Kunst der lateinischen Prosa dasselbe zu leisten wie die Sophisten in der griechischen. Die Verbindung der Philosophie mit der Beredsamkeit, durch die er hauptsächlich sein großes Ansehn bei der Mitwelt und Nachwelt gewann, war auch bei den griechischen Sophisten nicht ungewöhnlich; wie sie reiste er von Ort zu Ort und ließ sich mit wohl vorbereiteten Vorträgen hören (eine Sammlung sorgfältig ausgearbeiteter Glanzstellen und Einleitungen hat sich erhalten); wie sie verwerthete er auch seine Kunst vor Gericht. Auch sein Hauptwerk, der Roman des in einen Esel verwandelten Lucius ist ein sophistisches Schau- und Prachtstück. Denn auch diese Form wurde (wie bemerkt) von den Sophisten benutzt, um die Vorzüge der prosaischen Darstellungskunst auf verschiedenen Gebieten zu entfalten: auch hier war die Darstellung der Zweck, der Gegenstand nur das Mittel. Wie die griechischen Romane besteht auch der des Apulejus aus lose an einander geknüpften Scenen und Abenteuern aller Art, die dem Darsteller Gelegenheit bieten, seine Kunst bald in komischen und tragischen, schmutzigen und schaudervollen Geschichten, bald in Schilderungen von Naturscenen und Kunstwerken, bald in Dialogen und Reden zu entfalten.

Wenn der Versuch des Apulejus, die griechische Sophistik in die römische Litteratur zu verpflanzen, der schlagendste Beweis der ungemeinen Wirkung ist, welche die neue griechische Kunst auch auf die gebildete Welt des Westens übte, so zeigt zugleich seine ganze Schriftstellerei, wie die Herrschaft dieser Form nothwendig die bisherige Bedeutung der Poesie beeinträchtigte. Daß Apulejus eine poetisch beanlagte Natur war, wird Niemand bestreiten; er war es wol in höherem Grade als der größte Theil der uns bekannten nachaugusteischen Dichter; schon die Wahl eines Volksmärchens (Amor und Psyche) zum Gegenstand der Darstellung und dessen liebevolle Behandlung zeigt ein in jener Zeit wol sehr seltenes Verständniß auch für die wilden Blumen der Poesie, welche die poetischen Kunstgärtner und deren Bewunderer hochmüthig ignorierten. Allerdings hat sich nun Apulejus auch in Gedichten aller Art versucht, wie er sagt, Epen, Lyrisches, Komödien, Tragödien, Satiren und Räthsel geschrieben; aber seinen Ruhm suchte und fand er doch in der Prososchriftstellerei. Hundert oder funfzig Jahre früher würde er höchst wahrscheinlich als Dichter geglänzt haben, aber wie die herrschende Richtung der frühern Zeit stark genug gewesen war selbst nüchterne Pedanten wie Plinius auf poetische Pfade zu locken, so zog

jetzt die Prosakunst unwiderstehlich das Talent an und vermochte es selbst aus der ihm zusagenden Sphäre zu reißen. Freilich hat es Apulejus in ungewöhnlicher Weise verstanden, die Doppelnatur des poetisierenden Rhetors, des in Prosa darstellenden Dichters festzuhalten.

Mit der Wiedergeburt der antiken Cultur gewann die römische Poesie der Augusteischen und nachaugusteischen Zeit aufs neue eine so hohe Geltung als sie nur je im Alterthum besessen. Während Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Theokrit Jahrhunderte hindurch wenig gekannt und noch weniger verstanden wurden, waren Virgil, Horaz, Ovid, Juvenal allgemein als höchste Muster anerkannt. Mit der Herstellung der Geltung der römischen Dichtung und ihres Einflusses auf die Gesammtbildung kehrten aber auch manche Erscheinungen wieder, die in dem Verhältnisse der gebildeten Welt des spätern Alterthums zur Poesie ihren Grund hatten. Zunächst stellte der Humanismus die innige Verbindung der Poesie mit der Wissenschaft und Gelehrsamkeit her; auch ihm galt ihr Studium als wichtiges, ja unentbehrliches Bildungsmittel, die Virtuosität in der Handhabung ihrer Formen und ihres Ausdrucks als feinste Blüthe edler Bildung: „Poeten" hießen geradezu die Humanisten in befreundeten wie in feindlichen Kreisen, und nicht mit Unrecht. „Wer nicht die Poesie getrieben hat, sagt Melanchthon in einem Brief an Michyllus 1526, der hat in keinem wissenschaftlichen Fach ein rechtes Urtheil, und auch die Prosa derer, welche nicht von der poetischen Kunst einen Geschmack haben, hat keine Kraft." Die Poesie galt den Humanisten als erlernbare Kunst, die wie jede andere, durch Fleiß und Uebung von Jedermann erworben werden könne. Zugleich erhielt sie die Aufgabe zurück, das Leben der Bevorzugten zu schmücken und jedem bedeutenden Moment eine höhere Weihe zu geben. Zum Theil haben diese Richtungen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und selbst darüber hinaus fortgewirkt. Die Poesie blieb ein regelmäßiger Unterrichtsgegenstand an den Universitäten, und begleitete oft genug Männer, die eine höhere Bildung erworben hatten, durchs Leben, indem sie ihnen in Mußestunden eine geziemende Ergötzung und Erholung bot: auch die officielle wie nicht officielle Gelegenheitspoesie behielt eine gegenwärtig kaum nach verständliche Bedeutung und Breite. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts vollzog sich jene große geistige Revolution, die der Poesie wie der Kunst überhaupt das hohe Ziel steckte, die Befreierin des menschlichen Gemüths von den dunklen Mächten der Leidenschaft zu werden. Diese gewaltige Bewegung, die aus Künstlichkeit, Convenienz und Formenwesen so mächtig zur Natur zurückstrebte, die das Verständniß der Griechen, Shakespeares und der Volkspoesie erschloß: sie hat, wie sie das ganze Verhältniß der gebildeten Welt zur Poesie völlig umgestaltete, auch die Schätzung der römischen Dichter sehr herabgedrückt, doch freilich weit weniger bei den romanischen als bei den germanischen Völkern.

V.

Die religiöſen Zuſtände.

1. Der Götterglaube.

Für die Erkenntniß der religiösen Zustände der antiken Welt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten besitzen wir zwei Quellen von sehr verschiedener, vielfach sogar entgegengesetzter Beschaffenheit: die eine in der Litteratur, die andere in den Denkmälern, namentlich Inschriftsteinen. Die Litteratur ist vorwiegend aus Kreisen hervorgegangen, die theils von Unglauben und Indifferenz ergriffen waren, theils durch Reflexion und Deutung den Volksglauben zu vergeistigen, zu läutern und umzugestalten strebten. Die Denkmäler dagegen stammen wenigstens zum großen Theil aus denjenigen Schichten der Gesellschaft, die von der Litteratur und den dort herrschenden Richtungen wenig berührt wurden, und theils nicht das Bedürfniß, theils nicht einmal die Fähigkeit hatten, ihren Ueberzeugungen dort Ausdruck zu geben: und sie sind ganz vorwiegend Zeugnisse eines positiven, weder zweifelnden noch grübelnden, naiven und reflexionslosen Götterglaubens. Wenn die moderne Welt einst in ähnlicher Weise unterginge wie die antike untergegangen ist, und eine späte Nachwelt dann bemüht wäre aus ebenso trümmerhaften Ueberresten der heutigen Cultur, als sie uns vom Alterthum geblieben sind, eine Anschauung von den religiösen Zuständen unserer Zeit zu gewinnen: so würde auch sie aus sehr fragmentarischen Ueberresten der heutigen Litteratur ganz andere, zum Theil entgegengesetzte Eindrücke erhalten, als aus Grabsteinen, Votivtafeln und andern kirchlichen Denkmälern jeder Art. Wie dann nur eine Verwerthung beider einander ergänzenden Klassen von Zeugnissen eine annähernd richtige Vorstellung geben könnte, so gilt dasselbe auch für die hier in Betracht gezogene Zeit des Alterthums. Während die heidnische Litteratur dieser Zeit uns einen Einblick in die Thätigkeit der Kräfte gewährt, die innerhalb des Heidenthums an seiner Auflösung und Zersetzung arbeiteten, weht uns aus den Denkmälern ein Geist des Glaubens an, der allen zerstörenden Einflüssen Jahrhunderte lang Widerstand zu leisten vermochte. Weil nun, namentlich von theologischen Schriftstellern, die heidnische und christliche Litteratur jener Zeit immer fast ausschließlich, jedenfalls weit mehr als ihre Denkmäler zur Darstellung religiöser Zustände verwerthet wurde, ist man der zuletzt berührten Seite derselben nie völlig gerecht geworden.

Aber auch die Litteratur hat man mit Vorurtheil behandelt, vorzugsweise ihre irreligiöse Seite berücksichtigt und nicht hinreichend erwogen, in wie hohem Grade Glaube und Aberglaube Bedürfnisse der Massen sind, welche gebieterisch Befriedigung verlangen. Selbst die litterarischen Quellen bestätigen doch nur sehr theilweise die herrschende

Ansicht, daß das Heidenthum sich schon im tiefsten Verfall, in voller Auflösung befunden habe, als das Christenthum entstand.

Allerdings wird schon im letzten vorchristlichen Jahrhundert von römischen und griechischen Schriftstellern viel (wenn auch vielleicht nicht soviel als im 19. Jahrhundert) über Abnahme der Gottesfurcht, über Unglauben und religiöse Indifferenz geklagt und die Schuld an dem Verfall der Religion ausdrücklich den Lehren „wahnwitziger Weisheit" zugeschrieben, die sich aus den Schulen griechischer Philosophie verbreitet hatten. In der That herrschen in der damaligen römischen Litteratur, so wie in der des ersten nachchristlichen Jahrhunderts Richtungen, die von dem alten Glauben theils abgewendet, theils ihm geradezu feindlich sind. Die Nothwendigkeit des Volksglaubens und der Staatsreligion wurde zwar von den Gebildeten aus Gründen der Zweckmäßigkeit nicht bloß bereitwillig zugestanden; sie gaben auch das Beispiel der Ehrerbietung gegen die Religion und alle religiösen Einrichtungen. Cicero erklärte in einer im Senat gehaltenen Rede, bei aller Vorliebe für litterarische Studien doch derjenigen Litteratur fernzustehn, welche die Gemüther dem Glauben entfremde; wir verdanken, sagt er, unsre Siege über alle Völker der Frömmigkeit, dem Glauben und der Erkenntniß, daß Alles durch den Willen der Götter regiert wird. Namentlich wurde anerkannt, daß die Massen wegen ihrer sittlichen Roheit und geringen Bildung der Religion bedürften. Die Masse der Weiber und das ganze gemeine Volk, sagt Strabo, kann man nicht durch philosophische Belehrung zur Frömmigkeit, Heiligkeit und zum Glauben hinleiten, sondern es bedarf für diese auch der Götterfurcht, und dazu gehören Legenden und Wundergeschichten. Es hat seinen Nutzen, daß es Götter gibt, sagt Ovid mit cynischer Aufrichtigkeit, und da es ihn hat, wollen wir an sie glauben, und fortfahren ihnen zu opfern. Epictet tadelt Diejenigen, die durch unbedachte Aeußerungen des Zweifels an der Existenz der Götter in jugendlichen Gemüthern die Keime der Tugend zerstören und Manchem das rauben, was ihn vom Verbrechen zurückgehalten habe. Die Staatsmänner der Monarchie betonten noch besonders, daß die Verächter der Götter auch sonst Niemand in Ehren halten.

In jenem Geständnisse war aber freilich ausgesprochen, daß ein großer Theil der Gebildeten selbst des Volksglaubens in der überlieferten Form nicht zu bedürfen glaubte, über den sie sich in der That vielfach mit Gleichgültigkeit, Frivolität oder Verachtung äußern. Freilich war diese Freigeisterei oft nur eine Maske; Unglück oder Gefahr rissen sie dem Spötter vom Gesicht, und man sah solche sich dann eifrig der Religion zuwenden. Auch wird es nicht selten gewesen sein, daß völlig Ungläubige eine einzelne Superstition um so zäher festhielten; wie z. B. Sulla, welcher den Tempel zu Delphi geplündert hatte, ein kleines Bild des Apollo stets bei sich führte, das er öfter küßte, und an das er in Augenblicken der Gefahr inbrünstige Gebete richtete. Daß übrigens auch unter den Gebildeten jener Zeit es nicht an Gläubigen fehlte, versteht sich von selbst, und Juvenal meint sogar, damals habe es noch keine Verächter der Götter gegeben.

Doch wir begegnen auch — bei Lucrez — einem leidenschaftlichen Ausdrucke des Hasses gegen den Glauben. Ihm erschien er als ein von der Erde zum Himmel ragendes Riesengespenst, dessen schwerer Tritt das Menschenleben schmählich zu Boden drückte, während sein Antlitz grauenvoll aus der Höhe herabdrohte: bis der kühne Geist eines griechischen Mannes — Epikur — dem Schrecken Trotz bot. Er erschloß die Pforten der Natur, drang weit über die flammenden Mauern des Weltalls ins Grenzenlose vor und brachte, als Ueberwinder, der Menschheit die Erkenntniß der Gründe alles Seins. So hat er den Glauben gestürzt, uns aber durch seinen Sieg zum Himmel erhoben. Man möge nicht meinen, mit der Annahme dieser Lehre den Weg des Frevels und der Gottlosigkeit zu betreten: im Gegentheil, gerade der Glaube habe öfter zu gottlosen und verbrecherischen Thaten geführt. Der Dichter erinnert, wie Agamemnon die eigne Tochter dem Zorn der Göttin Diana geopfert habe, und schließt seine rührende Schilderung des Opfertodes der unschuldigen Jungfrau mit dem Ausrufe: Zu so viel Unheil konnte der Glaube den Antrieb geben!

Aber so feindselig wie Lucrez stand der Volksreligion keineswegs die ganze Schule der Epikureer gegenüber, geschweige denn die philosophisch Gebildeten überhaupt. Den Atheismus lehrte kein System, und seine Anhänger sind schwerlich zu irgend einer Zeit zahlreich gewesen. Der Skepticismus bestritt nur, daß das Dasein der Gottheit sich beweisen lasse, der Epikureismus lehrte die Existenz unzähliger ewiger seliger Götter, und leugnete nur ihre Fürsorge für die Welt und die Menschheit: aber die Epikureer schlossen sich eben so wenig als die Skeptiker grundsätzlich vom Cultus aus. Die Gottheit bedürfe der Verehrung zwar nicht, sagt der Epikureer Philodemus, aber für uns sei es naturgemäß sie ihr zu erweisen, hauptsächlich durch erhabene Vorstellungen, dann aber auch nach der in jedem Falle überlieferten väterlichen Sitte. Der Gewohnheit folgend, sagt der Skeptiker Sextus, sagen wir, daß es Götter gibt, daß sie eine Vorsehung üben, und verehren sie. Die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten, die ohne einer bestimmten Schule anzugehören, doch von philosophischen Einflüssen mittelbar oder unmittelbar berührt waren, stand dem Volksglauben mehr oder minder tolerant gegenüber, mochten sie auch selbst monotheistische oder pantheistische oder fatalistische Anschauungen hegen, oder einem geläuterten Polytheismus huldigen, oder endlich den überlieferten Glauben verloren haben, ohne einen neuen gewinnen zu können.

Die in der gebildeten römischen Welt des 1. Jahrhunderts n. Chr. außerhalb der eigentlich philosophischen Kreise verbreiteten religiösen Anschauungen bewegten sich zwischen dem Glauben an die Existenz der Volksgötter und eine durch sie geübte Vorsehung (wenn auch mit Verwerfung der ganzen legendarischen Ueberlieferung) einerseits, und der absoluten Negation dieser Götter andrerseits. Auf dem erstern Standpunkt scheint z. B. Tacitus gestanden zu haben. Bei Besprechung der jüdischen Religion äußert er den entschiedensten Widerwillen gegen die Vernachlässigung des ererbten Gottesdienstes und die Verachtung der

Götter. Er glaubte, daß sie nicht bloß die unabänderliche Weltordnung vollziehn, sondern auch unmittelbar in ihren Gang eingreifen, und die Zukunft durch Vorzeichen verkündigen. Quintilian gehörte zu der gewiß sehr zahlreichen Klasse Derer, bei welchen die gewohnten und anerzogenen polytheistischen Anschauungen sich mit monotheistischen vermischten, ohne daß sie das Bedürfniß oder die Energie hatten, ihre Ueberzeugungen zu völliger Klarheit und Bestimmtheit durchzubilden. Bei ihm drängte schon die Vorstellung von der beseelten Natur, von „jenem Gott, der der Vater und Schöpfer der Welt ist", den Glauben an die „unsterblichen Götter" in den Hintergrund. Der Glaube an eine Vorsehung stand ihm fest, und auch an der Verkündigung der Zukunft durch Orakel und Zeichen scheint er nicht gezweifelt zu haben.

Am entschiedensten ist in der Negation des Volksglaubens der ältere Plinius. Er meinte in seiner Darstellung des Kosmos die „unaufhörlich erörterte Frage nach dem Wesen der Gottheit" nicht übergehen zu dürfen, und hat deshalb die damals am meisten verbreiteten Formen ihrer Beantwortung angegeben. Für ihn selbst war Gott und Natur nicht zu trennen: die Natur war ihm „die Mutter aller Dinge", die sich dem Menschen so oft im Zufall offenbarte; diesen mochte man also als den Gott bezeichnen, dem man die meisten Entdeckungen und Culturfortschritte verdankte. Aber mit Grund durfte man das „heilige unermeßliche ewige" Weltall, „zugleich die Schöpfung der Natur, und die Natur selbst" für eine Gottheit halten; als die Seele der Welt aber und ihr leitendes Prinzip die Sonne ansehn. Nur menschliche Schwäche konnte also nach dem Bilde und der Gestalt der Gottheit fragen. Welcher Art sie auch ist (wenn es noch eine außerhalb der Natur gibt), und wo auch immer, sie muß ganz Kraft, ganz Geist sein. Noch thörichter ist es, an unzählige Götter zu glauben und auch menschliche Eigenschaften wie Eintracht, Keuschheit, Hoffnung, Ehre, Milde als Gottheiten zu betrachten; die gebrechliche und mühselige Menschheit hat, ihrer Schwäche sich bewußt, die eine Gottheit zertheilt, damit jeder die von ihren Seiten verehren könne, deren er am meisten bedarf. Daher finden wir bei andern Völkern andere Namen, und unzählige Götter bei denselben, selbst Krankheiten und Uebel aus Furcht verehrt, wie das Fieber und die Verwaisung. Da nun noch der Glaube an Schutzgötter und -göttinnen aller einzelnen Männer und Frauen dazu kommt, ergibt sich eine größere Zahl der Götter als der Menschen. Die ganze Mythologie ist kindische Faselei, den Göttern Ehebrüche, Streit und Haß beilegen, an Gottheiten des Betruges und der Verbrechen glauben, der äußerste Grad der Schamlosigkeit. Offenbarung der Gottheit ist das Wirken der Menschen für die Menschheit, und dies zugleich der Weg zum ewigen Ruhm: auf diesem sind die Helden des alten Rom gewandelt, auf ihm schreitet jetzt mit übermenschlichem Schritte Vespasian mit seinen Söhnen, der erschöpften Welt Hilfe bringend. Uralt ist die Sitte, Wohlthätern der Menschheit durch Versetzung unter die Götter Dank abzustatten. Ueberhaupt sind die Namen der Götter wie der Gestirne von Menschen entlehnt; wie sollte es ein

himmlisches Namensverzeichniß geben! Ob die höchste Macht, welche es auch sei, für die menschlichen Dinge Sorge trägt, ob es denkbar ist, daß sie durch einen so traurigen und so vielfachen Dienst nicht herabgewürdigt werden würde? Kaum wäre zu entscheiden, ob es für das Menschengeschlecht nützlicher sei, diesen Glauben zu hegen oder nicht, wenn man sieht, wie ein Theil keine Rücksicht auf die Götter kennt, der andre in schimpflichem Aberglauben und Götterfurcht befangen ist. Um die Vorstellung von der Gottheit noch ungewisser zu machen, hat die Menschheit sich eine Macht erfunden, deren Wesen zwischen beiden entgegengesetzten Vorstellungen die Mitte hält: Fortuna, die bewegliche, von den Meisten für blind gehaltene, umherschweifende, unbeständige, ungewisse, wechselnde, die Gönnerin der Unwürdigen, also der Zufall selbst wird als Gottheit verehrt. Ein anderer Theil verwirft auch diese, weist alle Ereignisse ihren Gestirnen zu, und glaubt an eine einmalige unabänderliche, für alle Zukunft verhängte Bestimmung der Gottheit. Diese Ansicht hat angefangen Boden zu gewinnen, und die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten fällt ihr gleich bereitwillig bei. Sodann umfängt der Glaube an unzählige Vorbedeutungen die des Blickes in die Zukunft beraubte Menschheit, und unter all diesem ist allein gewiß, daß es nichts Gewisses giebt, und kein zugleich jammervolleres und hochmüthigeres Wesen als der Mensch. Die übrigen Geschöpfe kennen kein Bedürfniß als die, welche die Güte der Natur von selbst befriedigt, und überdies nicht den Gedanken des Todes. Aber für die Gesellschaft ist der Glaube an die Lenkung der menschlichen Dinge durch die Götter ohne Zweifel von Nutzen, und daß für Uebelthaten Strafen unfehlbar eintreten, wenn auch spät, da die Gottheit nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen ist; so wie daß der Mensch nicht darum als das Gott nächste Wesen geschaffen sein könne, um an Niedrigkeit den Thieren gleich zu sein. Für die Unvollkommenheit der menschlichen Natur aber liegt darin ein ganz besonderer Trost, daß auch Gott nicht Alles kann. Er kann sich nicht selbst den Tod geben, wenn er es wollte, was die Natur dem Menschen als das Beste bei so viel Qualen des Lebens geschenkt hat; noch Sterbliche mit Unsterblichkeit beschenken, oder Abgeschiedene zurückrufen; nicht bewirken, daß wer gelebt hat, nicht gelebt, wer Aemter bekleidet hat, sie nicht bekleidet habe; er hat überhaupt keine Macht über die Vergangenheit als die des Vergessens; und (um auch scherzhafte Beweisgründe anzuführen) er kann nicht machen, daß zweimal zehn nicht zwanzig ist, und Vieles der Art: woraus sich unzweifelhaft die Macht der Natur ergibt, und daß *sie* das ist, was wir Gott nennen. — Soweit Plinius.

War nun allerdings die Negation des Volksglaubens wol in den meisten Fällen eine mittelbare oder unmittelbare Wirkung philosophischer Einflüsse, so gab es doch auch philosophische Richtungen, mit denen er nicht bloß vollkommen vereinbar war, sondern die ihm sogar zur Stütze dienten. Der Stoicismus, dessen Wirkungen in jener Zeit sich vielleicht weiter erstreckten als die irgend eines andern Systems, suchte in seiner Theologie Glauben und Philosophie zu versöhnen, die Berechtigung der

Volksreligion wissenschaftlich darzuthun, indem er von dem höchsten Gotte, dem Schöpfer und Weltbeherrscher Untergötter, von der durch das All verbreiteten göttlichen Kraft als Einheit, ihre zahllosen Aeußerungen und Wirkungen unterschied, und überdies Dämonen als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschheit annahm. Alles, sagt Epictet, ist voll von Göttern und Dämonen. Die Anstößigkeiten der legendarischen Tradition wurden durch künstliche allegorische Auslegung beseitigt. Da außerdem die stoische Theologie fortwährende Offenbarungen der göttlichen Mächte durch Sendung von Orakeln, Vorzeichen u. dgl. anerkannte: so darf man annehmen, daß ein großer Theil der Anhänger der Stoa an dem überkommenen Glauben mehr oder weniger streng festhielt, und daß diejenigen Gebildeten, die, wie Marc Aurel, in einer Welt ohne Götter nicht leben wollten, ihr vor andern Schulen (wie in den spätern Jahrhunderten der neuplatonischen und wie im neunzehnten die orthodoxen Protestanten der Hegel'schen) auch darum den Vorzug gaben, weil sie eine Lösung des Conflicts zwischen Vernunft und Glauben bot.

Auch im 1. Jahrhundert also standen nicht einmal die philosophisch Gebildeten der Volksreligion durchaus feindlich gegenüber. Und wenn auch in der Litteratur dieser Zeit, wie in der des 18. Jahrhunderts glaubensfeindliche Stimmungen und Richtungen vorherrschen, so behaupteten sie keinesfalls diese Herrschaft über das Jahrhundert hinaus. Wie die Fluth der antichristlichen Richtungen des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie ihre größte Höhe erreicht hatte, schnell sank, und dann eine mächtige Rückströmung eintrat, die auch einen großen Theil der gebildeten Kreise unwiderstehlich mit fortriß: ebenso sehen wir in der römisch-griechischen Welt, nach den in der Litteratur des 1. Jahrhunderts vorwiegenden Richtungen, eine Tendenz zum positiven Glauben die Oberhand gewinnen, auch hier die gebildeten Kreise ergreifen, und auch hier den Glauben vielfach zu krassem Aberglauben, Wunderfucht, Frömmelei und Schwärmerei ausarten.

Den Beweis für ein von den Gebildeten tiefer und allgemeiner als bisher empfundenes Bedürfniß, den Volksglauben mit einer reinen Gotteserkenntniß in Einklang zu bringen, gibt vor Allem die Ausbildung, welche die (wie bemerkt auch von den Stoikern angenommene) Dämonenlehre seit dem Ende des 1. Jahrhunderts durch die Platoniker erhielt, und die für die religiöse Richtung dieser Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Die Vorstellung von diesem „Zwischenreich" der Dämonen, die auf alter orphisch-pythagoreischer Ueberlieferung beruhte, entwickelte sich in der Art, daß die Dämonen den gläubigen Philosophen „überall an die Stelle der Volksgötter treten konnten, wo von den Letztern Solches ausgesagt wurde, was man mit dem reinen Gottesbegriff unverträglich fand, ohne es doch darum geradezu leugnen zu wollen".

Obwol hier der Phantasie der weiteste Spielraum gegeben war, stimmen die Platoniker des 2. Jahrhunderts in allen wesentlichen Punkten der (von ihnen mit Vorliebe behandelten) Dämonenlehre völlig

überein; offenbar hatte diese bereits in den gläubigen Kreisen der gebildeten Welt eine Art von dogmatischer Geltung gewonnen. Plutarch sagt: Diejenigen, die entdeckt haben, daß ein Geschlecht von Dämonen zwischen Menschen und Göttern in der Mitte steht, und beide mit einander verbindet und im Zusammenhange erhält (mag nun diese Lehre aus der Schule Zoroasters, von Orpheus, aus Aegypten oder Phrygien stammen), haben mehr und größere Schwierigkeiten gelöst als Plato durch seine Theorie von der Materie. Nach seiner Ansicht konnte jede der drei untern Gattungen der Vernunftwesen durch Vervollkommnung zu der nächst höhern und zuletzt zu der höchsten aufsteigen: die bessern Menschenseelen konnten Heroen, diese Dämonen und einzelne der letztern (wie Isis und Osiris) Götter werden. Denn von den in dreifacher Ordnung die Vorsehung übenden Gewalten nehmen die Dämonen den untersten Rang ein. Die höchste Gewalt ist der Geist und Wille der Urgottheit, Schöpfer und Ordner des Weltganzen von Anbeginn, nächst ihm lenken die himmlischen Götter die menschlichen Dinge im Großen und Ganzen, zuletzt die Dämonen „als Wächter und Aufseher" im Einzelnen. Abweichend von andern Platonikern hält Plutarch die Dämonen nicht für nothwendig unsterblich; ohne den geringsten Zweifel und als Erlebniß eines glaubwürdigen Mannes erzählt er, wie die Kunde von dem Tode des großen Pan von seinen Mitdämonen mit lautem Wehklagen aufgenommen worden sei; die Hofphilologen des Tiberius hatten sich dahin geäußert, dies sei Pan der Sohn des Hermes und der Penelope gewesen. Die Dämonen sind für Lust und Unlust empfänglich und auch dem Bösen zugänglich: auf sie beziehen sich die Ueberlieferungen von Entführungen, Umherirren, Versteckt sein, Verbannungen und Sklavendiensten von Göttern; alles dies und Aehnliches, wie die Leiden der Isis und des Osiris, sind nicht Schicksale von Göttern, sondern von Dämonen. Diese sind mit den Namen der Götter, denen sie beigesellt sind und von denen sie Macht und Ehre haben, benannt und so mit ihnen verwechselt worden, einige haben jedoch ihre wahren Namen behalten. Die bösen und furchtbaren Dämonen erfreuen sich an düstern, trauervollen Culten, und wenn ihnen diese zu Theil werden, wenden sie sich zu nichts Schlimmerem; die guten und freundlichen tragen (wie schon Plato lehrte) als Boten und Dolmetscher die Gebete und Wünsche der Menschen zu den Göttern aufwärts, und die Orakel und Gaben des Guten herab. Oft also steigen die Dämonen aus der Region des Mondes nieder, um die Orakel zu verwalten, an den höchsten Mysterien mitfeiernd Theil zu nehmen, Frevel zu bestrafen, in Krieg und Seegefahr Rettung zu bringen: lassen sie sich hierbei durch Zorn, ungerechte Gunst oder Neid bestimmen, so büßen sie dafür, indem sie wieder zur Erde herabgestürzt, und in Menschenleiber geschleudert werden.

Ganz in demselben Sinne stellen Apulejus und Maximus von Tyrus die Dämonen als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt dar. Nach dem Ersten sind ihre Leiber weder von irdischer noch rein ätherischer Natur, sondern halten zwischen beiden die Mitte.

Deshalb werden sie den Menschen nur ausnahmsweise und nach eigenem Willen sichtbar, wie die homerische Minerva dem Achill. Diese Dämonen lassen die Dichter, keineswegs der Wahrheit zuwider, Menschen lieben und hassen, begünstigen und schädigen, daher auch Mitleid, Unwillen, Angst und Freude fühlen, überhaupt durchaus menschlich empfinden, was Alles mit der ewig unveränderlichen Ruhe der Himmelsgötter unvereinbar ist. Auf der verschiedenartigen Empfänglichkeit der Dämonen für sinnliche Eindrücke beruht auch nach Apulejus die Verschiedenheit der Culte und Opfer. Je nach ihrer Natur erfreuen sie sich an täglichen oder nächtlichen, öffentlichen oder geheimen, heitern oder düstern Opfern und Gebräuchen: so die ägyptischen an Klagesängen, die griechischen an Tänzen, die barbarischen an rauschender Musik. Daher also die große Mannigfaltigkeit in den Formen der Götterdienste in verschiedenen Ländern: die Processionen, Mysterien, Handlungen der Priester, Gebete der Opfernden, Götterbilder und -attribute, Lage und Gebräuche der Tempel, Blut und Farbe der Opferthiere — alles dies hat seine Gültigkeit je nach dem Gebrauch eines jeden Orts, und oft erfahren wir durch Träume, Prophezeiungen und Orakel, daß die Gottheiten (d. h. Dämonen) zürnen, wenn in ihrem Dienst aus Nachlässigkeit oder Hochmuth etwas versäumt wird.

Mit Ausnahme sehr weniger Gottesleugner, sagt Maximus von Tyrus, stimmt die ganze Menschheit in dem Glauben an Einen Gott, den König und Vater Aller, und an viele Götter, seine Kinder und Mitherrscher, überein: diese Letzten sind nicht dreißigtausend, wie Hesiod sagt, sondern zahllose, theils im Himmel die Naturen der Gestirne, theils im Aether die Existenzen der Dämonen. Theils sichtbar, theils unsichtbar nehmen diese göttlichen Wesen an der Herrschaft des höchsten Gottes Theil; die ihm verwandtesten schaaren sich gleichsam als seine Tisch- und Hausgenossen um seine Pforten, und dienen ihm als Boten, andre sind Diener dieser, wieder andre noch geringer. So bildet eine ununterbrochen abgestufte Folge von übermenschlichen Wesen die Verbindung zwischen Menschheit und Gottheit, und die Untergötter (die Dämonen) vermitteln gleichsam als Dolmetscher zwischen der menschlichen Schwäche und göttlichen Herrlichkeit. „Dies sind die, welche den Menschen erscheinen, und zu ihnen reden, und mitten unter ihnen verkehren, und ihnen die Hilfe leisten, deren die menschliche Natur von den Göttern bedarf." „Sie heilen Krankheiten, geben ihren Rath in der Noth, verkünden das Verborgene, sind Helfer bei der Arbeit, Geleiter auf dem Wege; die einen walten in den Städten, die andern auf den Fluren, diese zu Lande, jene auf dem Meere; andre als Schutzgeister einzelner Menschen; die einen schrecklich, die andern menschenfreundlich, dem bürgerlichen Leben oder dem Kriege zugewandt: so viele Naturen der Menschen, so viele giebt es auch der Dämonen." Zu ihnen gehören namentlich die vom Leibe geschiedenen Menschenseelen, die ihre irdischen Neigungen und Beschäftigungen auch in jenem höhern Dasein nicht aufgeben wollen: so übt Asklepios noch immer die Heilkunde, verrichtet Herakles Thaten der Kraft, Dionysos schwärmt, Amphilochos

prophezeit, die Dioskuren fahren zur See, Minos richtet, Achilles waffnet sich, Maximus versichert, daß er die Dioskuren selbst gesehn habe, wie sie als leuchtende Sterne ein vom Sturm bedrängtes Schiff lenkten, und Asklepios nicht im Traume, sondern im Wachen. — Daß Gegner des Christenthums, wie der Platoniker Celsus, zwischen den Dämonen und den Engeln des christlichen und jüdischen Glaubens keinen Unterschied finden wollten, wird man hiernach völlig begreiflich finden.

So gewährte also die Dämonenlehre den Frommen die Möglichkeit, den Volksglauben im weitesten Umfange festzuhalten, ohne mit den Forderungen der Vernunft in Widerspruch zu gerathen, und zwar im buchstäblichen Sinne festzuhalten, ohne jene (für Starkgläubige gewiß bedenklichen) gewaltsamen und künstlichen allegorischen Deutungen, deren sich der Stoicismus bediente: und auf diesem Umwege kehrte ein großer Theil der gebildeten Welt wieder zu jenen scheinbar durch die Kritik für immer beseitigten „Legenden und Wundergeschichten" zurück, deren nach Strabos Meinung nur die Massen und das weibliche Geschlecht bedurfte. Daß eine solche Vermittelung der Volksreligion mit einer vernunftgemäßern Gotteslehre gesucht und gefunden wurde, setzt, wie gesagt, eine gerade unter den philosophisch Gebildeten weit verbreitete, unzerstörbare Anhänglichkeit an die alten Götter voraus, eine tiefe Sehnsucht in dem positiven Glauben der Vorzeit eine Befriedigung zu finden, den keine noch so erhabene Abstraction gewähren konnte.

Der Gesammteindruck der griechischen und römischen Litteratur des 2. Jahrhunderts, in der sich auch die religiösen Zustände der damaligen gebildeten Welt spiegeln, bestätigt dies durchaus. Unter den römischen Schriftstellern dürften Juvenal und der jüngere Plinius, wie überhaupt so namentlich in ihren religiösen Anschauungen, der stoischen Lehre am nächsten gestanden haben, wofür bei Plinius auch ein sehr starker Glaube an Träume und Vorbedeutungen spricht. Von Beiden wissen wir überdies, daß sie sich am Cultus betheiligten; Juvenal hat der in seiner Vaterstadt Aquinum verehrten Ceres Helvina zur Lösung eines Gelübdes eine Widmung dargebracht, Plinius einen Tempel bauen lassen. Tacitus hat mit schweren Zweifeln gerungen, ohne doch (wie bemerkt) durch sie dem positiven Glauben völlig entfremdet zu werden. Suetons kindischer Vorbedeutungs- und Wunderglaube läßt über die Festigkeit seines Götterglaubens kaum einen Zweifel. Bei Gellius ist nach seiner ganzen Geistesrichtung und nach der seiner Lehrer in Griechenland ein streng conservatives Festhalten an der Tradition auch im Glauben mindestens als wahrscheinlich vorauszusetzen; bei Fronto, der während einer Krankheit der Faustina an jedem Morgen zu den Göttern betete, und von ihnen Eingebungen in Träumen zur Heilung von der Gicht erbat und erhielt, sogar gewiß. Die Betrachtungen Marc Aurels athmen den Geist echter Frömmigkeit, die Schriften des Apulejus durchweht eine mystische Glaubensseligkeit, Aelian suchte für seine mit leidenschaftlichem Hasse gegen den Unglauben gepaarte wundersüchtige Strenggläubigkeit auch durch eigne Werke Propaganda zu machen.

Aber weit mehr als die römische trägt die griechische Litteratur

des 2. Jahrhunderts den Stempel einer Periode, deren geistige Zustände durch ein neu erwachtes religiöses Leben ganz eigentlich ihre Signatur erhielten. Mit Ausnahme Lucians steht von den griechischen Schriftstellern dieser Zeit nur Galen mit seinem an stoische Vorstellungen sich anlehnenden Pantheismus dem Volksglauben ganz fern; die Liebe, sagt er z. B., sei eine rein menschliche Affection und werde nicht etwa von einem kleinen jugendlichen Dämon mit brennenden Fackeln bewirkt. Viel näher steht schon dem Volksglauben Dio von Prusa mit seinem zweifellosen Glauben an die Gottheit (wie es scheint auch an Einzelgötter) und eine durch sie geübte Vorsehung; er war sogar überzeugt, daß die, welche über die göttlichen Dinge verwerfliche Meinungen hegen, nothwendig ruchlos sein müssen. Auch Epictets Pantheismus nahm den Polytheismus in sich auf, und ebenso scheinen sich die religiösen Anschauungen seines Schülers Arrian an die Volksreligion angeschlossen zu haben. Alle Uebrigen stehn auf dem Boden eines ganz positiven Götterglaubens, wie verschieden er sich auch in der Auffassung jedes Einzelnen gestaltete. Plutarch hielt es nicht für rathsam, nach Gründen des Glaubens an die Götter zu forschen; der alte und von den Vätern ererbte Glaube sei hinreichend als Grundlage für die Frömmigkeit; werde er irgendwo erschüttert und ins Schwanken gebracht, so sei sein fester Bestand ganz und gar in Frage gestellt. Auch hatte sein Wunderglaube kaum eine Grenze, wenn er gleich vor einem Uebermaße der Leichtgläubigkeit warnt und Wunder wie das Schwitzen, Seufzen, Blutvergießen von Götterbildern, sowie ihr Reden mit menschlicher Stimme halb rationalistisch zu erklären versucht. Doch sagt er, die göttliche Natur sei von der menschlichen so völlig verschieden, daß es nicht irrationell sei, ihr die Vollbringung des für Menschen Unmöglichen zuzutrauen. Die wenn auch mit Bewußtsein erstrebte und künstlich festgehaltene, doch sicher aufrichtige Schlicht- und Altgläubigkeit des Pausanius, der unerschütterliche Wunderglaube des Artemidor, der krasse Supranaturalismus des Maximus von Tyrus, die bis zur Grenze des religiösen Wahnsinns gesteigerte Schwärmerei des Aristides — alle diese religiösen Richtungen kommen überein in dem Glauben an eine durch zahlreiche Einzelgötter wunderbar geübte Vorsehung. Und nur eine weite Verbreitung eines blinden Glaubens und kindischer Superstition konnte die religionsfeindliche Schriftstellerei eines Lucian ins Leben rufen, deren unermüdliche immer wiederholte Angriffe doch gewiß nicht für ein Fechten mit Schatten gehalten werden können. Noch weniger darf man daraus, daß Lucian keine Verfolgung erlitt, auf allgemeine Gleichgültigkeit gegen die von ihm verspottete Religion schließen. Wenn sein Spott auch ohne Zweifel das religiöse Gefühl der Gläubigen aufs tiefste verletzte, so konnte er doch selbst ihnen nicht so verdammenswerth erscheinen, wie die Verspottung einer auf Offenbarung beruhenden Religion deren Gläubigen erscheinen muß: und im Heidenthum gab es nicht bloß keine Dogmen, sondern auch keine Kirche, die zum Schutz des gefährdeten Glaubens hätte gegen dessen Angreifer einschreiten können. Parnys Götterkrieg, der in cynischer Verhöhnung des Heiligsten Lucians Götter-

gespräche ebensoweit übertrifft wie an Witz, ist allerdings vor der Restauration des Katholicismus in Frankreich erschienen (1799): aber auch später ist kein Versuch zu seiner Unterdrückung gemacht, sein Verfasser ist (1803) Mitglied der französischen Academie geworden, und (1814) gestorben, ohne eine Verfolgung erlitten zu haben.

Auch die Kaiser des 2. Jahrhunderts haben sichtbar unter dem Einfluß der herrschenden geistigen Strömung gestanden, und sie dann auch ihrerseits durch ihr Beispiel sowie durch ihre eifrige Fürsorge für den Cultus gefördert. Von Trajan rühmt Plinius, daß er, nicht wie Domitian beanspruchte, gleich einem Gotte geehrt zu werden, daß er die Tempel der Götter nur betrat, um sie anzubeten. Hadrian bewies einen, auch nach den hochgespannten Ansprüchen des Pausanius sehr großen Eifer in der Verehrung der Götter. Antoninus Pius ließ niemals ein Opfer durch einen Stellvertreter vollbringen, außer wenn er krank war, und ein ihm im Jahre 143 von Volk und Senat gesetztes Denkmal ist ihm „wegen seiner ungemeinen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in Bezug auf die Gebräuche der Staatsreligion' gemidmet. Marc Aurel strebte in Allem sich als Schüler seines Vorgängers zu bewähren, namentlich aber sollte dieser in seiner Frömmigkeit ohne Aberglauben sein Vorbild sein, damit er in seine letzte Stunde mit ebenso ruhigem Gewissen eintreten könne. Er selbst, der in einer Welt ohne Götter nicht leben wollte, scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und gleich sehr der Verehrung würdig anerkannt zu haben. Beim Ausbruche des Marcomannenkrieges ließ er Priester aus allen Ländern nach Rom kommen und fremde Bräuche vollziehn, und während des Krieges einmal auf Veranlassung eines Orakels des Alexander von Abonuteichos zwei Löwen lebendig in die Donau werfen. Im Darbringen von Opfern war er so verschwenderisch, daß man einen Brief der weißen Rinder an ihn circulieren ließ: „Wenn du siegst, sind wir verloren."

Die Natur des im 2. Jahrhundert neu erwachten religiösen Lebens muß hier durch einige für dasselbe besonders charakteristische Erscheinungen veranschaulicht werden, welche zugleich wohl die höchsten, von der Steigerung der Glaubensstärke erreichten Grade erkennen lassen. Der Präneſtiner Claudius Aelianus verfaßte zu Anfang des 3. Jahrhunderts (in griechischer Sprache) zwei Werke von der Vorsehung und von göttlichen Erscheinungen, deren Tendenz wir aus zahlreichen Fragmenten kennen. Er führte den Beweis, „daß Die unverständiger sind als Kinder, welche sagen, daß hienieden die Gottheit nicht die Vorsehung übe", durch Erzählungen zahlreicher Wunder, Orakel und anderer unmittelbarer Offenbarungen der göttlichen Macht, hauptsächlich wunderbarer Belohnungen von Frommen und Gläubigen, und wunderbarer und schrecklicher Bestrafungen von Gottesleugnern und Ungläubigen. Bei diesen Erzählungen fehlt es nicht an Apostrophen an die Religionsverächter, als: „Was sagt ihr zu diesem, ihr, die ihr meint, daß die Vorsehung blind umhertappe, oder nur eine Fabel sei?" so wie an Aeußerungen des Mitleids und Verwünschungen gegen die glaubensfeindlichen

Philosophen: „O ihr Xenophanes und Diagoras und Hippo und Epikuros und ihres Gleichen, und die ganze übrige Zahl der unglückseligen und gottverhaßten Männer, seid verflucht!“

Die süßliche und salbungsvolle Sprache affectiert die fromme Einfalt einer guten alten Zeit, einige Proben werden eine hinreichende Vorstellung geben. „Ein Mann Euphronios war ein unglückseliger Mann und hatte Freude an dem Geschwätz des Epikuros, und aus selbigem zog er sich zwei Uebel zu, gottlos und ruchlos zu sein.“ Dieser Mann verfiel in eine Krankheit, und von derselben (Lungensucht nennen sie die Söhne der Asklepiaden) arg gequält, verlangte er Anfangs nach der ärztlichen Kunst der Menschen, und suchte bei dieser Hilfe. Aber das Siechthum war gewaltiger als die Kunst der Aerzte. Als er nun bereits das Aeußerste befürchtete, bringen ihn seine Angehörigen in den Tempel des Asklepios. Und da er eingeschlafen war, dünkte ihm, daß einer der Priester zu ihm sage, für den Mann gebe es nur einen Weg des Heils und ein Mittel für die ihn bedrängenden Uebel, wenn er die Bücher des Epikuros verbrenne, und die Asche dieser gottlosen, frevelnden und weibischen Bücher mit feuchtem Wachse knete, damit seinen Bauch und seine Brust bestreiche und Alles mit Binden umwickle. Er aber bekannte Alles, was er vernommen, seinen Nächsten, und jene waren sogleich großer Freude voll, daß er nicht als ein Verschmähter und Verachteter von dem Gotte sei verstoßen worden. So wurde der Gottesleugner bekehrt, und fortan ein Muster der Frömmigkeit für Andere. Wunderbare Heilungen sowohl von Frommen als von Gottlosen, die sich dann besserten, waren in diesem Buche in großer Anzahl erzählt, und erbauliche Betrachtungen daran geknüpft wie folgende: „Aristarchos von Tegea der Tragödiendichter verfiel in eine Krankheit, und Asklepios heilte ihn und befahl ihm ein Dankopfer für seine Genesung zu bringen, und der Dichter brachte dem Gotte das nach ihm benannte Schauspiel dar. Wie könnte es aber geschehen, daß die Götter für die Gesundheit einen Lohn verlangten und ihn annähmen? da sie uns ja doch das Größte mit menschenliebendem und gütigem Sinne umsonst gewähren, die Sonne zu schauen, und an dem allgenügenden Glanz eines so großen Gottes ohne Entgelt Theil zu haben, und den Gebrauch des Wassers und die unzähligen Hervorbringungen und mannigfaltigen Hilfen des uns bei der Arbeit fördernden Feuers, und aus der Luft Nahrung für unser Leben in uns zu ziehen? Sie wollen also nur, daß wir auch in jenen geringern Dingen nicht undankbar und uneingedenk seien, und machen uns auch dadurch besser.

Bis zu welchem Grade kindischer Albernheit sich die Wundersucht dieser Glaubensrichtung verirren konnte, mag folgende Geschichte von einem tanagräischen Kampfhahne zeigen, der an einem Fuße verletzt war. „Der Hahn, wie mich dünkt auf einen von Asklepios erhaltenen Antrieb, hüpfte auf einem Beine vor den Herren, und da in der Frühe dem Gotte ein Lobgesang gesungen wurde, stellte er sich in die Reihe der Sänger, als wäre ihm von dem Leiter des Chors seine Stelle angewiesen, und versuchte so gut er vermochte sein Vogellied mitzusingen, harmonisch

in den Gesang der Andern einstimmend. Auf einem Beine aber stehend streckte er das beschädigte und verstümmelte vor, als wollte er bezeugen und angeben, was er erduldet hatte. So sang er seinem Heilande, wie er es mit der Kraft seiner Stimme vermochte, und flehte ihm den Gebrauch seines Fußes wieder zu geben." Nach einer Offenbarung des Gottes wurde er dann geheilt, „und mit den Flügeln schlagend und weit ausschreitend und den Hals aufrichtend und den Kamm schüttelnd wie ein stolzer Krieger, bekundete er das Walten der Vorsehung über den unvernünftigen Creaturen". Den Erzählungen von dem Heil, das der Glaube brachte, standen (wie gesagt) Beispiele von den schrecklichen Folgen des Unglaubens und Frevels gegen die Götter gegenüber: wie ein Mann, der „mit lüsternem Auge" die Mysterien ansehen wollte, ohne eingeweiht zu sein, auf einen Stein stieg, von diesem herab, und sich zu Tode fiel; wie ein Unglücklicher, dessen Seele von Epikuros' Lehre entnervt war, in den heiligen Raum des Tempels zu Eleusis eindrang, den nur der Hierophant betreten durfte, zur Strafe von einer furchtbaren Krankheit befallen wurde, und gräßliche Qualen litt, so daß er darnach schmachtete, seine verfluchte Seele vom Leibe losreißen zu können, was ihm aber erst spät zu Theil wurde; wie Sulla von Würmern („Andere aber sagen nicht von diesen, sondern von Läusen"), die aus seinem Leibe herausquollen, langsam aufgefressen wurde, weil er den Tempel der Athene zu Alalkomenä zerstört hatte; wie ein Bildhauer „auf den Gewinn schauend und blind gegen die Frömmigkeit" ein Götterbild schlechter ausführte, als er nach der erhaltenen Bezahlung gesollt hatte, unansehnlich, klein und aus schlechtem Marmor, dann aber dafür an seinem Leibe gestraft wurde, „und dies Allen ein Beispiel und eine Lehre war, Solches nicht zu wagen noch dergleichen Vortheil zu suchen", u. s. w.

Von demselben Verfasser haben wir eine „Geschichte der Thiere", in welcher „die instinctive Sicherheit und Zweckmäßigkeit der niedern Organismen als die reinere Naturmanifestation den Menschen als moralisches Gegenbild vorgehalten wird". Die Elephanten, so wird z. B. hier berichtet, beten die Sonne an, indem sie ihr bei ihrem Aufgange ihre Rüssel gleich Händen entgegenstrecken: die Menschen aber zweifeln, ob es Götter gibt, und wenn sie existieren, ob sie für uns Sorge tragen. Die Mäuse auf einer dem Hercules heiligen Insel im schwarzen Meer berühren dort nichts, was ihm geweiht ist; wenn nun die zu seinen Opfern bestimmten Trauben reifen, verlassen sie die Insel, um der Versuchung, sie zu benaschen, zu entgehen, und kehren erst nach der Weinlese zurück. Hippo, Diagoras, Herostrat und die übrigen Götterfeinde würden freilich diese Trauben ebensowenig schonen als was sonst den Göttern geweiht ist. In einem andern Buch preist Aelian die Barbaren, welche noch nicht durch Uebercultur dem Glauben entfremdet sind wie die Griechen: bei den Indern, Kelten, Aegyptern gibt es keine Zweifler und Gottesleugner wie Euhemerus, Epikur, Diagoras u. s. w.

Wenn die Schriften Aelians uns mit der extremsten und starrsten, in der That zelotischen heidnischen Orthodoxie bekannt machen, so besitzen wir in den Bekenntnissen eines Mannes, der von Mitwelt und

Nachwelt zu den ersten geistigen Größen seiner Zeit gezählt wurde, des kleinasiatischen Rhetors P. Aelius Aristides auch ein merkwürdiges Zeugniß, bis zu welchem Grade sich damals unter besonderen Einflüssen die religiöse Ueberspannung steigern konnte. Aristides, ums Jahr 129 geboren, aus einer vornehmen und begüterten Familie, Sohn eines Priesters des Zeus, von Jugend auf kränklich, ergab sich von früh auf mit leidenschaftlichem Eifer den Studien. Die nervöse Reizbarkeit seiner zarten Natur war durch ein Uebermaß der Anstrengung, wie durch die von dem Beruf eines Sophisten unzertrennlichen Aufregungen im höchsten Grade genährt und gesteigert, einem Berufe, der zugleich wie kein anderer geeignet war die ihm angebornen Eigenschaften des Ehrgeizes und der Eitelkeit aufs stärkste auszubilden. Um 152 ergriff ihn eine Krankheit, mit der er sich gegen 20 Jahre schleppte, und über die er in den, nach seiner Genesung (um 175) verfaßten, „heiligen Reden" aufs ausführlichste berichtet hat. In dieser Krankheit entwickelte sich auch seine schwärmerische Frömmigkeit, die sich je länger je mehr in einer immer ausschließlichern Verehrung des Heilgottes Asklepios befriedigte, hinter dessen Bilde ihm die übrigen Götter mehr und mehr zurücktraten. Da er um Heilung zu finden, Jahre lang in den Tempeln dieses Gottes und mit dessen Priestern verkehrte, richteten sich allmählich seine Gedanken im Wachen und Träumen auf diesen Mittelpunkt; denn nach dem allgemeinen Glauben ertheilte der Gott den Hilfesuchenden, die in seinem Tempel schliefen, Rath durch Eingebungen in Träumen, und die ganze Existenz des Aristides drehte sich nun um seine Träume, die ihm der Gott sämmtlich aufzuschreiben befohlen hatte. Die Erfüllung dieses Befehls war für ihn eine heilige Pflicht, und er dictierte, wenn er zum Schreiben zu schwach war. Selbstverständlich befolgte er alle Vorschriften, die er in Träumen empfangen zu haben glaubte, auch die unsinnigsten, wodurch er wahrscheinlich seinen Zustand vielfach verschlimmerte; er selbst sagt, daß seine Schwächlichkeit mit dem Fortgange der Zeit immer zugenommen habe. Zuweilen glaubte er sich in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen zu befinden, in dem er ein körperliches Gefühl von der Nähe des Gottes hatte, seine Haare sich sträubten, seine Augen sich mit Thränen der Wonne füllten, und er ein stolzes Schwellen des Bewußtseins empfand: ein Zustand, den Niemand zu beschreiben vermöchte, die Eingeweihten verstehn und kennen es. Der Gott befahl ihm unter anderm auch, mitten im Winter bei Nordwind und Frost im Flusse zu baden. Doch nach dem Bade befand er sich wunderbar leicht und wohl „in einer gleichmäßigen, nicht wie künstlich bewirkten, den ganzen Körper kräftigenden Wärme: — es war eine unaussprechliche Wohlgemuthheit, worin er alles dem gegenwärtigen Augenblicke nachsetzte, und auch sehend nichts Anderes sah: so ganz war er bei dem Gott". So unsäglich seine Leiden waren, so achtete er sie doch nicht wegen der Ehre, welcher der Gott ihn gewürdigt hatte; wer diese ermesse, werde ihn viel mehr beglückwünschen als wegen seiner Leiden bedauern.

Wenn auch die Schwärmerei des Aristides im innigsten Zusammenhange mit der Ueberspannung seines Hochmuths steht, so erinnern seine

Berichte doch in mehr als einer Beziehung an Bekenntnisse christlicher Pietisten, sowol durch die unaufhörliche Selbstbeobachtung, Selbststeigerung und Selbsttäuschung, wie durch das Bewußtsein, einer besondern Begnadigung gewürdigt, ein Auserwählter der Gottheit zu sein, und die nothwendig damit verbundene geistliche Ueberhebung. In einem Traume sah er das Bild des Gottes mit drei Köpfen und von feuriger Lohe umgeben, außer den Köpfen. Allen andern Betern winkte der Gott hinauszugehen, ihn hieß er bleiben. Aristides rief entzückt: Einziger! den Gott meinend. Dieser erwiderte: Bist's! „Dies Wort, o Herr Asklepios, ist besser als das ganze menschliche Leben, geringer als dies ist die ganze Krankheit, geringer als dies aller Dank, dies hat gemacht, daß ich eben so wohl kann als will." „Auch ich, sagt er an einer andern Stelle, war unter Denen, welchen durch die Gnade des Gottes, nicht zweimal, nein vielmal in mannigfacher Gestalt ein neues Leben geschenkt worden war und welche die Krankheit deshalb für heilsam erachten." Für das, was ihm der Gott gewährt hatte, mochte er nicht die ganze, unter Menschen so genannte Glückseligkeit eintauschen.

Mit der Ueberzeugung ein Auserwählter zu sein stand bei Aristides in Wechselwirkung der Hang, die Hand der Gottheit überall zu erkennen, die Sucht auch in alltäglichen Ereignissen besondere Fügungen und Wunder zu sehn. Auf Schritt und Tritt glaubte er von dem Gotte geleitet zu werden, fortwährend wird er von ihm gerufen, geschickt, zurückgehalten, und erhält seine Befehle, Aufträge und Verbote. Bei dem Erdbeben, das Smyrna zerstörte, war es der Gott, wie er an die beiden Kaiser schrieb, der ihn aus der Stadt forttrieb und an einen Ort brachte, wo er verschont blieb. Er rettete seine alte Amme Philumene, die Aristides über Alles liebte, unzählige Male wider Erwarten und auch aus einer Krankheit. Als eine andre Philumene, die Tochter seiner Milchschwester Kallityche starb, offenbarte ihm ein Traum, daß sie ihre Seele und ihren Leib für sein Leben hingegeben habe. Auch deren Bruder Hermias war „so zu sagen beinah für ihn gestorben"; dieser, der liebste seiner Pfleglinge, starb nämlich, wie Aristides später erfuhr, an demselben Tage, wo er von einem Anfalle der großen (durch das Heer des Verus in den Westen eingeschleppten) Epidemie genas. „So hatte ich die Zeit bis dahin als Geschenk von den Göttern und erhielt hierauf unter göttlicher Hilfe ein neues Leben, und dies war gleichsam die Gegengabe dafür." Damals hatte ihn „der Heiland (Asklepios) und die Herrin Athene sichtbarlich gerettet"; die letztere war ihm in der Gestalt der Statue des Phidias erschienen, ein süßer Duft strömte von ihrer Aegis aus, er allein sah sie, und rief es zwei anwesenden Freunden und seiner Amme zu, welche glaubten er deliriere, bis sie die von der Göttin ausgehende Kraft erkannten und die Reden vernahmen, die er von ihr vernommen hatte. — Mönche, die im Mittelalter die Reden des Aristides lasen, haben hier und da in Randbemerkungen ihrem Unwillen über die Thorheit, ja Verrücktheit dieses Menschen Ausdruck gegeben, „der noch dazu den Ruf eines Weisen hatte", und dennoch sich so kindischen Einbildungen hingeben konnte.

Die Thatsache einer solchen religiösen Reaction gegen die Einflüsse der Kritik und Philosophie, einer so völligen Wiederherstellung des positiven Götterglaubens auch im Bewußtsein der Gebildeten, wie sie die bisher geschilderten (und andre noch zu erwähnende) Erscheinungen beweisen: diese Thatsache zeigt, daß jene Klagen über den vermeintlichen Verfall des Glaubens nur durch oberflächliche, auf gewisse Gebiete beschränkte Zeitströmungen veranlaßt waren, die dann von einer mächtigen Gegenströmung rückwärts gestaut wurden. Daß aber die religionsfeindlichen Stimmungen und Richtungen, selbst in der Zeit ihrer größten Stärke jemals außerhalb der eng begrenzten Kreise der Gebildeten sich verbreitet haben, dafür spricht nichts. Vielmehr sind sie in die Massen allem Anschein nach ebenso wenig jemals tiefer eingedrungen, als die antichristliche Litteratur des 18. Jahrhunderts auf den christlichen Glauben der europäischen Bevölkerungen im Großen und Ganzen einen nachweisbaren Einfluß geübt hat.

Bei jenen monotheistischen, pantheistischen und atheistischen Weltanschauungen, deren Anhänger in der Litteratur des 1. Jahrhunderts so laut das Wort führen, blieb der Glaube des Volks an die alten Götter, der mit unzähligen Wurzeln in dem geistigen Leben von Millionen festgewachsen war, unberührt oder doch unerschüttert. Trotz aller Veränderungen und Entwicklungen, trotz aller Verluste, Trübungen und Erweiterungen bestand er fort und stellte sich in seinen beiden Hauptformen immer von Neuem her: von denen die eine in den östlichen Ländern herrschende sich innerhalb der griechischen Welt entwickelt hatte, die andre im Westen und Norden (soweit der Einfluß der römischen Cultur reichte) verbreitete aus einem Jahrhunderte dauernden Mischungs- und Verschmelzungsprozeß griechischer und italischer Elemente hervorgegangen war. In beiden Formen behauptete sich der Götterglaube dem ihn (zuletzt mit erdrückender Macht) bekämpfenden Christenthume gegenüber fast ein halbes Jahrtausend. Ein so langer Widerstand beweist schon allein die noch ungeschwächte Lebenskraft des alten Glaubens. Nicht minder bewährte er diese in der Aufnahme und Assimilation zahlreicher heterogener, ja entgegengesetzter religiöser Elemente, die dennoch nicht vermochten sein Wesen zu verändern, seine Auflösung und Zersetzung herbeizuführen. Endlich erwies er sich auch durch eine noch immer schöpferische Productivität als eine lebendige Macht.

Zwar ist die massenhafte Aufnahme heterogener religiöser Elemente bisher allgemein zugleich als Symptom und als Ursache des Verfalls der römisch-griechischen Religion angesehn worden: aber diese Ansicht würde nur dann berechtigt sein, wenn sich nachweisen ließe, daß der Glaube an die alten Götter durch die Verehrung der fremden aufgehoben, erschüttert oder in seinem innersten Wesen umgestaltet worden sei. Nichts von alle dem ist erkennbar. Daß eine Vermehrung der Gottheiten eines polytheistischen Systems schon an und für sich eine Abnahme des Glaubens oder eine Schwächung seiner Intensität voraussetze, wird ebenso wenig Jemand behaupten, als daß die neuen Canonisationen der katholischen Kirche durch ein Schwinden des Glaubens

an die alten Heiligen veranlaßt werden oder daß sie diesen Glauben beeinträchtigen können. Nun ist aber allerdings zwischen den orientalischen und den griechisch-römischen Culten ein so tiefer Gegensatz, daß eine Verbindung beider schwer begreiflich erscheint. Für unser Gefühl stehn jene fremdartig und seltsam, zum Theil ungeheuerlich neben diesen, und noch tiefer erscheint uns der Gegensatz der Religionsanschauungen, auf denen hier und dort die Culte und Gebräuche beruhen. Die düstern trauer- und geheimnisvollen Ceremonien, die schwärmerische Ekstase, die Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, die Entsagung und Buße als Bedingung der Läuterung und Weihe: alle diese Elemente sind ja dem römischen und griechischen Glauben ursprünglich ebenso fremd als im tiefsten Wesen der morgenländischen Religionen begründet. Im schroffsten Gegensatze dazu tritt uns, als dem griechischen und römischen Glauben und Cultus eigenthümlich, feste Umgrenzung des Gottesbegriffs, klare Anschauung der Götterwelt, ein maßvolles und vertrauendes, selbst genau geregeltes Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit, allgemeine Zugänglichkeit so wie anspruchslose Einfachheit und festliche Heiterkeit des Gottesdienstes entgegen. Dennoch sind von den Gläubigen des römischen und griechischen Alterthums diese so tiefen inneren Gegensätze zu keiner Zeit als ein absolutes Hinderniß der Verschmelzung empfunden worden. Orientalische Elemente sind bekanntlich in die griechische Religion sehr früh, in die römische mindestens seit dem zweiten Punischen Kriege eingedrungen. Wenn dies aber schon bei oberflächlichen Berührungen der Nationen geschehen konnte, so mußte ihre innige Verschmelzung und Vereinigung im römischen Universalreich auch ohne irgend welche Aenderung in der Natur und Stärke des Glaubens sogar nothwendig die Göttermischung im weitesten Umfange zur Folge haben. Die Götterwelt war und blieb von der ersten bis zur letzten Zeit des Heidenthums den Gläubigen ein nur sehr unvollkommen bekanntes, weil durch keine Offenbarung erschlossenes Gebiet, und der Glaube, daß es die verschiedenartigsten Gestalten und Erscheinungen in sich fassen könne, war um so natürlicher, da das Vermögen jede Gestalt anzunehmen ja recht eigentlich zum Wesen der Gottheit gehörte. Zu dieser grenzenlosen Expansivität des antiken Polytheismus kam aber noch die Tendenz, in den fremden Gottheiten die eignen wiederzufinden, deren Stärke ja schon bei Herodot so erstaunlich groß ist; eine Tendenz, welche die Frommgläubigen so völlig beherrschte, daß sie sie nur das wirklich oder scheinbar Gleichartige in den verschiedenen Religionen gewahr werden ließ, und sie auch gegen die schärfsten und grellsten Gegensätze völlig blind machte.

Wenn es nun im Wesen des antiken Polytheismus von jeher gelegen hat, eine Ergänzung der eignen noch unvollkommnen Gotteserkenntniß auch in den Culten fremder Nationen zu suchen; wenn in Griechenland wie in Rom völlig heterogene Götterdienste schon in Zeiten Aufnahme gefunden haben, für welche die ungeschwächte Kraft des Glaubens gar nicht in Frage kommen kann: so ist der Grund, daß dies im frühern Alterthum sparsamer geschah, offenbar nicht in der

damals größern Stärke des vaterländischen Glaubens zu suchen, sondern in dem geringern Verkehr der Völker. Je mehr dieser wuchs, desto mehr steigerte und vervielfachte sich auch der Austausch der Culte. Mit der Bildung des römischen Universalreichs trat die antike Welt und ihr Polytheismus in seine letzte Phase. Ein Jahrhunderte lang fortwährendes Wandern, Ziehen, Herüber- und Hinüberströmen der Bewohner dieses ungeheuren Ländergebiets führte eine beispiellose Mischung und Durcheinanderwirrung der Racen und Nationen und damit auch der Religionen und Culte herbei. Von der Themse bis zum Atlas, vom atlantischen Meer bis zum Euphrat wohnten nun in allen Provinzen auch Anbeter der Isis und des Osiris, des Baal, der Astarte, des Mithras, die für ihre Götter geflissentlich oder durch ihr Beispiel Propaganda machten: und so gewannen diese und andere asiatische Naturgottheiten unter verschiedenen Namen und Cultusformen zahllose neue Gläubige. So haben sich z. B. Denkmäler, die sich auf den Cultus des sogenannten Jupiter von Doliche in Commagene (eines wol mit dem in Palmyra verehrten Bel identischen Sonnengottes) beziehn, in Dacien (11), Pannonien (13), Noricum und Rätien (4), Germanien und Gallien (15), Britannien (8), Numidien (3), Dalmatien (1) gefunden; in größter Anzahl in Italien (29, davon 21 in Rom, wo dieser Gott im 2. und 3. Jahrhundert ein Heiligthum auf dem Aventin und ein anderes auf dem Esquilin hatte). Die größte Verbreitung fanden im ganzen römischen Reich die Culte der ägyptischen Gottheiten, die in den Osten (wo ihre Denkmäler am zahlreichsten sind, besonders in der Krim) von Aegypten direkt, in den Westen und Norden über Italien (namentlich Aquileja, wo eine Region den Namen Isis und Serapis führte) eindrangen. Auch in den Rheinlanden sind die auf sie bezüglichen Denkmäler häufig. Eine zu einem romanischen Kapitäl in der Ursulakirche zu Cöln umgearbeitete, wol dem ersten Jahrhundert angehörige Isisfigur aus Jurakalk, stammt vielleicht aus einer dortigen Kapelle der Göttin. Allerlei dort oder in der Nähe gefundene ägyptische Monumente mögen in dies oder andre Heiligthümer gestiftet worden sein, um denselben den Anstrich der Echtheit zu geben, freilich ohne alles Verständniß für ihre wirkliche Bedeutung: namentlich Apisstatuetten, Uschebtis (kleine Nachbildungen Verstorbener in Mumienform) und Skarabäen. Altäre der Isis und des Serapis sind in verschiedenen Orten, der Grabstein eines in der römischen Flotte dienenden Aegypters Horus, Sohn des Pabek, in Cöln zum Vorschein gekommen. Noch Chnodomar, der allemannische Gegner Julians, gab seinem Sohn Agenarich den Namen Serapio, weil er in Gallien als Geisel festgehalten, in griechische Geheimnisse (d. h. Isismysterien) eingeweiht war. Bis in die entlegensten Bergthäler drangen diese Culte vor: auch im Nonsthal in Tirol wurde bei Festen der Isis und des Serapis die Trauer der Göttin um ihren verschwundenen Gatten dargestellt.

Wenn nun auch unzweifelhaft in sehr vielen einzelnen Fällen die neuen Culte die alten in den Hintergrund drängten, so konnten solche locale oder individuelle Bevorzugungen einzelner Gottheiten doch ebenso

wenig auf die Dauer den Bestand des Glaubens im Großen und Ganzen alterieren, als es von jeher der Fall gewesen war. Und auch die Einzelnen, die doch in der Regel nicht die ganze Götterwelt mit ihrer Verehrung zu umfassen strebten, sondern diese mehr oder weniger ausschließlich auf einzelne Gottheiten richteten, konnten die vaterländischen Culte sehr wol mit den ausländischen verbinden, ohne daß diese jenen Eintrag thaten. Auch Domitian war ein Verehrer der Isis und des Serapis, denen er zu Rom Tempel baute; selbst an seiner Tafel fielen (nach Plinius) „Verrichtungen ausländischer Superstition" seinen Gästen auf. Nichtsdestoweniger hielt er, sogar mit grausamer Strenge darauf, daß die Heiligkeit des überlieferten Gottesdienstes nicht ungestraft verletzt würde, und Martial rühmt, daß unter seiner Herrschaft „den alten Tempeln" ihre Ehre gewahrt sei; er selbst verehrte vor den andern, namentlich auch den capitolinischen Gottheiten Minerva „in superstitiöser Weise".

Mit den fortwährenden Umbildungen der religiösen Zustände hat auch fortwährend der Begriff der „Superstition" gewechselt: worunter ein hauptsächlich auf übertriebener Gottesfurcht beruhender Irrglaube, namentlich aber Abgötterei und Verehrung fremder, vom Staate nicht anerkannter, weil seiner Anerkennung unwürdiger Gottheiten verstanden wurde. Zu allen Zeiten muß hiernach der Begriff der Superstition nicht bloß überhaupt ein relativer, sondern auch nach individueller Auffassung unendlich verschiedener gewesen sein. Die Dienste der ägyptischen Gottheiten verbot im Jahr 58 v. Chr. der Senat als „schändliche Superstition" und ließ ihre Altäre umstürzen, aber dies Verbot fruchtete ebenso wenig als das in den Jahren 53 und 48 wiederholte Einschreiten gegen dieselben Culte, die in jener Zeit schon bis auf das Capitol vordrangen, ihre Verweisung aus Rom durch Agrippa 21 v. Chr. und die Verfolgung ihrer Anhänger unter Tiber im Jahr 19 n. Chr. Allmählich verlor sich auch die Erinnerung, daß sie jemals als den römischen Gottheiten nicht ebenbürtig gegolten hatten. Minucius Felix nennt ihren Cult so wie den des Serapis einen einst ägyptischen, jetzt römischen!

Ganz ebenso wie die ägyptischen Götterdienste haben auch eine Anzahl andrer orientalischer Culte anfangs als Superstitionen in allgemeiner Verachtung gestanden, und sind dann allmählich in immer weitern Kreisen als gleichberechtigt mit den einheimischen, und seit unvordenklicher Zeit überlieferten anerkannt worden. Die Dauer des Zeitraums, innerhalb dessen ein solcher Prozeß sich vollzog, hing im einzelnen Falle ohne Zweifel von den verschiedensten, zum Theil allerdings unberechenbaren Einflüssen ab: aber in erster Linie doch ganz sicherlich davon, ob die Berührungen mit den Anhängern der fremden Religion innige, fortwährende und massenhafte waren, oder nicht. Der Cult des persischen Lichtgottes Mithras, den die Römer erst im Seeräuberkriege (also vielleicht anderthalb Jahrhunderte später als die ägyptischen) kennen lernten, und der schon unter Tiber in Rom nachweisbar ist, doch erst seit der Zeit Hadrians und der der Antonine in

Schwung gekommen zu sein scheint, hat wol ungefähr dieselbe Zeit wie die ägyptischen Culte gebraucht, um seine größte Verbreitung zu finden. Von der Donaumündung bis in den Norden von Britannien und an den Rand der Sahara hat man Mithrasmonumente in Fülle gefunden, die meisten Mithräen so wie die größten und interessantesten auf diesen Cult bezüglichen Reliefs in Deutschland. Mag dessen Ansehn auch geringer gewesen sein als das der ägyptischen Culte, so hat doch Origenes gewiß zu viel gesagt, wenn er den Mithrasdienst einen im Vergleich zu ihnen obskuren nennt.

Immerhin mögen manche Culte deshalb länger für superstitiös gegolten haben, weil ihre Gebräuche besonders fremdartig und seltsam, abstoßend oder lächerlich erschienen. Plutarch, der alle Seltsamkeiten des ägyptischen Gottesdienstes ehrwürdig fand, verachtete eine Menge asiatischer Cultgebräuche als superstitiös, namentlich das Beschmieren mit Koth, Sabbathfeiern, Niederwerfen aufs Angesicht, und andres „lächerliche Thun und Leiden, Reden und Geberden der Götterfurcht, ihre Gaukeleien und Zaubereien, das Herumlaufen, Paukenschlagen, unreine Reinigungen, schmutzige Kasteiungen, barbarische und gesetzwidrige Strafen und Beschimpfungen bei den Tempeln". Zu dieser verschiedenen Auffassung wirkte doch wol wesentlich mit, daß eine Jahrhunderte alte Gewöhnung den ägyptischen Culten das Fremdartige genommen hatte, das jenen andern noch anhaftete: und allem Anscheine nach hat sich überhaupt die Auffassung eines fremden Cults als verächtlicher Superstition oder ehrwürdiger Religion wesentlich dadurch mit bestimmt, ob er seit langer oder seit kurzer Zeit bekannt war. August verehrte nach Sueton von den fremden Culten die alten und anerkannten (wie die eleusinischen Mysterien) aufs frömmste, die übrigen behandelte er mit Verachtung. Wenn jedoch Sueton zu den von ihm geringgeschätzten Culten auch den jüdischen zählt, so hat er sich im Irrthum befunden. August sandte nicht bloß kostbare Weihgeschenke für den Tempel nach Jerusalem (wie auch Livia), sondern stiftete auch ein täglich dort in seinem Namen darzubringendes Brandopfer von zwei Widdern und einem Stier, dessen Abschaffung vor dem Ausbruche des jüdischen Krieges der erste Act offener Auflehnung gegen Rom war.

Uebrigens mag auf die Beurtheilung der ausländischen Gottesdienste in Rom auch das größere oder geringere Ansehn der Völker, dem dieselben angehörten, einen gewissen Einfluß geübt haben. Wenigstens den Cultus eines fernen unbekannten Barbarenvolks konnten aufgeklärte Römer unbedenklich verhöhnen. Ein Veteran, der August zu Bononia bewirthete, antwortete auf dessen Frage, ob es wahr sei, daß der erste Plünderer des Tempels der (in Armenien, Kappadocien, Medien verehrten) Göttin Anaitis erblindet und gelähmt gestorben sei: er sei es selbst, sein ganzes Vermögen rühre von dem Raube her, und August speise so eben von einem Beine der Göttin. Mit der zunehmenden Mischung der Nationalitäten im römischen Reiche erweiterten sich fortwährend die Cultgebiete der fremden Gottesdienste, und wurde in gläubigen Kreisen die Zahl derer, die als Superstitionen galten, immer

kleiner. Obwohl die Göttermischung erst im 3. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, war sie doch bereits um die Mitte des 2. sehr weit vorgeschritten. Noch Hadrian, der für die römischen und griechischen Culte aufs eifrigste sorgte, „verachtete die fremden“: welche wird freilich nicht gesagt, keinesfalls sind wohl die ägyptischen dazu zu rechnen. Doch in der Zeit Marc Aurels, der bei dem allgemeinen Schrecken des marcomannischen Krieges Priester aus allen Ländern kommen, fremde Cultgebräuche vollziehn und die Stadt Rom mit allen Arten religiöser Ceremonien sühnen ließ, war die Grenze zwischen fremder Superstition und einheimischer Religion in Italien wie in Griechenland schon größtentheils verwischt.

Den Spott der Ungläubigen forderte freilich der immer wachsende, immer bunter gemischte „Haufe der Götter“ je länger je mehr heraus. Lucian hat die gemischte Gesellschaft dieser Götterwelt wiederholt zum Gegenstande seines Witzes gemacht. In einer Götterversammlung soll Hermes auf Zeus' Befehl die Götter nach dem Kunstwerth und der Kostbarkeit ihrer Bildsäulen ordnen, darum wird den goldnen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt, und so kommt es, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein asiatischer Mondgott die obersten Plätze erhalten; bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Atys und Sabazios, „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter“, untenan neben Pan und die Korybanten gesetzt. Ein andres Mal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung. Momos meldet sich zum Worte, und äußert sich über die orientalischen Gottheiten. Mithras in medischem Kaftan und Tiara gehöre nicht in den Olymp, er könne nicht einmal griechisch, und verstehe nicht, wenn man ihm zutrinke. Noch weniger seien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige, bellende, in feine Leinwand gekleidete Anubis, der Orakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibisse, Affen und Böcke. Momos stellt daher den Antrag: in Erwägung, daß sich viele unberechtigte kauderwelschende Leute unter die Götter eingedrängt haben, Ambrosia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der starken Nachfrage bereits auf eine Mine gestiegen ist, ferner die Fremden sich unverschämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Commission von sieben vollberechtigten Göttern einzusetzen, welche die Legitimation jedes Einzelnen prüfen soll. Zeus bringt diesen Antrag nicht zur Abstimmung, da er voraussieht, daß die Majorität dagegen sein würde, erhebt ihn aber ohne weiteres zum Beschluß, und weist die sämmtlichen Götter an, sich zu der bevorstehenden Prüfung die nöthigen Nachweise zu verschaffen, als Namen der Eltern, Angabe woher und auf welche Weise sie Götter geworden seien u. s. w.

Man glaubt häufig, daß die Empfindung, aus der dieser Spott hervorging, die Empfindung des Widerspruchs, ja des Unsinns in der Vermischung ganz heterogener Culte, wenigstens unter den Gebildeten der damaligen Welt nothwendig verbreitet gewesen sein müsse: aber es gibt weder dafür ein Zeugniß, noch berechtigt die Natur der religiösen Zustände des Universalreichs, wie sie bisher geschildert sind, zu dieser An-

nahme. Der Eindruck, den ihre Betrachtung auf uns macht, fällt nur darum völlig mit dem Eindruck zusammen, den Lucian und seines Gleichen empfingen, weil sie diesen Erscheinungen ebenso völlig unbetheiligt gegenüberstanden als wir; weil auch für sie griechische und barbarische Götter gleich wenig Realität hatten, und die Freiheit ihrer Kritik diesen Ausgeburten der mythenbildenden Substanz gegenüber eine völlige und unbedingte war. Aber eben nur die Ungläubigen empfanden und urtheilten so, und diese waren allem Anschein nach selbst unter den Gebildeten nur eine Minorität.

Wie wenig aber unter den Gläubigen selbst die Gebildetsten durch die Theokrasie in ihrem nationalen Glauben beirrt wurden, zeigt vor Allem die religiöse Anschauung Plutarchs. Auch er, der Priester des pythischen Apollo, war ein nicht minder inniger Verehrer der ägyptischen Götter als der griechischen. In der an eine hochgebildete Isispriesterin zu Delphi gerichteten Schrift über Isis und Osiris erklärt er, daß die Götter überall dieselben seien, dienende Kräfte einer höchsten weltregierenden Macht, die nur jedes Volk mit andern Namen benenne und auf andere Weise verehre. So sei auch Isis und ihre Mitgottheiten von jeher allen Menschen bekannt gewesen, wenngleich ein Theil derselben sie erst vor kurzem bei ihrem ägyptischen Namen nennen gelernt habe: übrigens hielt Plutarch auch diese Namen für ursprünglich griechische, durch griechische Einwanderer nach Aegypten übertragene; und wenn Hesiod außer dem Chaos Eros, Erde und Tartarus als die ersten Dinge setze, scheine er Osiris, Isis und Typhon gemeint zu haben. Der Ursprung der Lehre, daß die Welt weder von blindem Ungefähr noch von einer höchsten Vernunft allein beherrscht werde, sondern von vielen aus Gut und Böse gemischten Mächten, sei unbekannt und verliere sich im Dunkel; aber sowohl ihr Uralter, als ihre übereinstimmende Ueberlieferung bei Philosophen, Dichtern, Theologen und Gesetzgebern, in Mysterien und Cultgebräuchen, bei Barbaren und Hellenen, sei ein schwerwiegender Beweis für ihre Wahrheit. Osiris und Isis sind gute Mächte, Typhon eine böse; darüber herrschte allgemeine Ueberzeugung, aber über ihr eigentliches Wesen waren die theologischen Speculationen zu den verschiedensten Resultaten gelangt. Osiris erklärten die Einen als den Nil, Andere als das Prinzip der Feuchtigkeit überhaupt, Andere als Bacchus, wieder Andere als die Welt des Mondes, des freundlichen befruchtenden feuchten Lichtes: keine von diesen Deutungen treffe das Richtige, meint Plutarch, aber wol alle zusammen. Ihn schreckten die Räthsel der ägyptischen Theologie, die, wie er glaubte, durch die Reihen der Sphingen vor den Tempeln angedeutet waren, nicht ab; sie reizten ihn nur um so mehr zur Erforschung ihres wahren Inhalts; diese mahnt er mit zugleich frommem und philosophischem Sinne vorzunehmen, nichts sei der Gottheit gefälliger als wenn man zu richtiger Erkenntnis ihres Wesens gelange. So war er im Stande sich mit den widerlichsten ägyptischen Legenden und den seltsamsten dortigen Gebräuchen, namentlich der Thierverehrung zu befreunden; auch für die Trauerfeste weiß er Analogieen im griechischen Cultus und in der Form und den Verzierungen des bei

den religiösen Ceremonieen vielgebrauchten Klapperblechs (Sistrum) eine tiefe Symbolik zu entdecken. Aber diese Versenkung in die Monstrositäten des ägyptischen Glaubens und Cultus hat auf Plutarchs Verhältniß zu den nationalen Gottheiten auch nicht den geringsten Einfluß geübt, deren Persönlichkeiten ihm nicht nur völlig lebendig, sondern auch völlig die alten blieben. Sein Glaube an sie war zwar ein anderer als der des Herodot, aber schwerlich ein minder starker oder inniger.

Wenn nun im Bewußtsein der Gebildeten die fremden Götter neben den einheimischen Raum finden konnten, ohne den Glauben an diese zu beeinträchtigen oder umzugestalten, so muß es um so mehr in dem Bewußtsein der Massen der Fall gewesen sein, die in der gleichzeitigen Verehrung der heterogensten Gottheiten einen Widersinn noch weniger empfanden. So unzerstörbar war die Lebenskraft der alten griechisch-römischen Götter, daß ihre Gestalten aus allen Vermischungen und Trübungen sich doch immer von neuem herstellten, daß sie von ihrer Persönlichkeit nichts einbüßten. Schon deshalb haftete der Glaube an sie so tief in den Seelen der Menschen, weil er mit so vielen Wurzeln im Staatscultus, der Kunst und Poesie, der Schule, der ganzen Cultur festgewachsen war, und aus allem diesem immer neue Nahrung zog. Die Menge, sagt z. B. Pausanias, glaubt was sie von Kindheit auf in Chören und Tragödien gehört hat.

Aber noch mehr, sie waren auch unter allen Göttern der Welt die menschlichsten, und das menschliche Herz fühlte sich zu ihnen am unwiderstehlichsten hingezogen. Nicht sie verwandelten sich in der Phantasie der Gläubigen in die barbarischen Götter, sondern diese nahmen vielmehr mehr oder weniger von der Persönlichkeit der griechisch-römischen an, großentheils auch deren Namen. Der Mithras und Elagabal von Emesa wurden den Römern zum Sol, die Astarte von Carthago bald zur „himmlischen Jungfrau", bald zur „himmlischen Juno", die Götter von Heliopolis und Doliche zum Jupiter. Ebenso erhielten in Palästina und den angrenzenden Gebieten die philistäischen, phönicischen und sonstigen Gottheiten Gestalt und Namen griechischer Götter: der Marnas von Gaza (ein Regen und Fruchtbarkeit spendender Höhengott) wurde den dortigen Occidentalen zum Zeus, der Aumu der Syrer zum Helios, der von einer Jungfrau geborne Dusaris der Nabatäer zum Dionysos. Die römischen Bewohner der ehemals phönicischen Gebiete von Numidien und Mauretanien beteten zu dem gräßlichen, wie es scheint bis ins 2. Jahrhundert öffentlich, und wie Tertullian behauptet im Geheimen noch immer mit Kinderopfern verehrten Moloch, als zu „dem erhabenen Geber der Früchte Saturnus", oder dem „unbesiegten Gotte Saturnus".

Wenn nun der römisch-griechische Polytheismus noch die Kraft besaß, die hochehrwürdigen Götter der alten Culturländer des Orients zu assimilieren, so mußte sich derselbe Proceß bei den rohen und obscuren Göttern der halb oder ganz uncivilisierten Länder vollends ohne Schwierigkeit vollziehn. Zahlreiche Denkmäler in Britannien, Germanien, Pannonien, Gallien, Spanien, Africa zeigen, daß die dortigen römischen Ansiedler, Beamte, Kaufleute, Soldaten sich an den Culten der Local-

gottheiten eifrig betheiligten. Auch August gelobte und erbaute während eines Aufenthaltes in Gallien dem dortigen Windgotte Circius, als dem Herrn und Sender von Stürmen, die zwar Verwüstungen anrichteten, aber auch die Luft reinigten (wol dem Mistral der Provence), einen Tempel. Nur noch ein charakteristisches Beispiel sei hier angeführt: ein römischer Statthalter des östlichen Mauretanien stattet in einer Inschrift seinen Dank für die Vernichtung eines dortigen Stamms, der Wegführung seiner Familien in die Gefangenschaft und die gemachte Beute nicht einem römisch-griechischen Gotte ab, sondern „den einheimischen und mauriſchen Göttern, den Erhaltern". Diese Culte gewannen selten über das Gebiet ihrer Provinz oder Landschaft hinaus Verbreitung, wenn sie gleich ohne Zweifel von vielen Einzelnen auch außerhalb desselben beibehalten oder angenommen wurden: wie z. B. Caracalla neben Aesculap und Serapis auch zum Apollo Grannus um Gesundheit betete.

Wenn die außerhalb ihrer Heimath angesiedelten Kaufleute, namentlich die überall so zahlreichen Syrer, vorzugsweise als Missionare orientalischer Götterdienste wirkten, haben die Soldaten, die an den Culten ihrer Geburtsländer in ihren Garnisonen und als Veteranen in den Militärkolonien überall festhielten, am meisten zur Verbreitung aller den Griechen und Römern fremden Culte beigetragen. Ein aus Dalmatien gebürtiger Legat von Numidien und designierter Consul errichtete im J. 167 im Aesculaptempel zu Lambäsis eine Statue seines Landesgottes Medaurus (zu Pferde, eine Lanze schwingend). Ein Veteran in einer andern Stadt Numidiens (Thubursicum) empfiehlt seinen Sohn der Noreja, einer Landesgöttin von Noricum, von wo die schon vor dem Sohne gestorbene Mutter stammte. In jeder Garnison werden sich Landsleute zur Verehrung der heimischen Gottheiten vereinigt haben. So scheinen die in der Kaisergarde zu Rom dienenden Thraker im 3. Jahrhundert dort eine besondere Capelle für ihre Landesgötter, wie den Gott Heron oder Heros, den (Asklepios) Zimidrenus u. a. gehabt zu haben. Ebenso fuhren die keltischen Gardisten in Rom fort der Arduinna und dem Camulus zu opfern, besonders aber den „Müttern" und „Frauen" (matres, matronae) ihrer Heimath, schützenden Gottheiten des Hauses und der Familie, doch auch ganzer Gemeinden und Völker, die Wohlstand, Fülle und Fruchtbarkeit verliehen, und die sich das Volk in der Dreizahl dachte. Alle ihre in Rom gefundenen Denkmäler stammen von Soldaten, auch in Britannien weitaus der größte, in Germanien ein immerhin beträchtlicher Theil, und zwar von einfachen Legionssoldaten oder Veteranen, selten von Centurionen und ritterlichen Officieren: die Mütter waren (wie auch die Inschriften der Nichtsoldaten zeigen) Göttinnen der kleinen Leute.

Die in den Provinzen lebenden Römer begnügten sich nun zum Theil allerdings diese barbarischen Götter zu verehren, ohne nach ihrem Namen oder Wesen zu forschen (wie die „Mütter" und die ihnen verwandten „Sulevien"), „den großen Gott der Numider" und die „mauriſchen Götter" (zu denen auch göttlich verehrte Fürsten der Vorzeit gehörten), oder sie mit ihren landesüblichen Namen anzurufen, wie die aus Denk-

mälern Nordafricas bekannten Götter Auzius, Bacax, Aulisua, oder die auf Inschriftsteinen Noricums und Pannoniens vorkommenden Laburus, Latobius, Harmogius u. a. Aber sehr häufig glaubte man doch auch in diesen Barbarengöttern die einheimischen wieder zu erkennen, und deren Namen traten dann neben die fremdklingenden oder für römische Zungen unaussprechlichen eigentlichen, und wurden auch geradezu statt dieser gebraucht; so nennt Cäsar die keltischen Hauptgottheiten Teutates, Hesus und Taranis, Mercur, Mars und Jupiter. Der Grannus des Elsaß und der Rheinlande galt den Römern als Apollo, der Belatucader und Cocid in Cumberland, der Leherennus und Albiorix des südlichen Frankreich (wie viele andere keltische Localgötter) als Mars, die Atäcina oder Adägina von Turobriga in Südspanien als Proserpina, die bei den Bädern von Bath verehrte Sulis als Minerva, die Arduinna der Ardennen, die Abnoba des Schwarzwalds als Diana u. s. w. Unmöglich hätten auch diese keltischen Götter in den griechisch-römischen aufgehen können, wenn die letztern für die Gläubigen nicht mehr reale und lebensvolle Persönlichkeiten gewesen wären.

Je weiter nun die Romanisierung einer Provinz vorgeschritten war, desto mehr sind dort die einheimischen Götter nicht bloß durch die römischen verdrängt worden, sondern haben sich auch in diese verwandelt. Am meisten ist beides in Spanien geschehn. „Zwar in dem noch später iberischen von Einwanderung ziemlich freigebliebenen Gebiet, im Westen und Nordwesten (in Lusitanien, Callächien, Asturien) haben die einheimischen Götter mit ihren seltsamen, meist auf -icus und -ecus ausgehenden Namen, der Endovellicus, der Cäcus Vagodamägus u. s. w. auch unter der Kaiserherrschaft noch sich in den alten Stätten behauptet. Aber im ganzen Süden (Bätica) ist nicht ein einziger Votivstein gefunden worden, der nicht ebenso gut auch in Italien hätte gesetzt sein können; und vom Osten und Nordosten (Tarraconensis) gilt dasselbe, nur daß von dem keltischen Götterwesen am oberen Duero vereinzelte Spuren begegnen.“ Viel länger als in Südspanien hat sich in der Südprovinz von Gallien die Verehrung der nicht römischen Gottheiten behauptet; „die große Handelsstadt Arelate freilich hat keine andern Weihungen aufzuweisen, als an die auch in Italien verehrten Götter, aber in Frejus, Aix, Nimes und überhaupt in der ganzen Küstenlandschaft sind die alten keltischen Gottheiten in der Kaiserzeit nicht viel weniger verehrt worden, als im inneren Gallien. Auch in dem iberischen Theil Aquitaniens begegnen zahlreiche Spuren des einheimischen, von dem keltischen durchaus verschiedenen Cultus.“ Zuweilen war allerdings die Verschiedenheit der Barbarengötter von den griechisch-römischen so groß, daß sie jede Identification ausschloß: so bei einigen in Belgien verehrten Localgottheiten, wie dem mit untergeschlagenen Beinen kauernden Cernunnos, aus dessen Kopfe ein Hirschgeweih wächst, oder der Göttin von Compiegne, an deren Brüsten Vögel saugen, oder dem dreiköpfigen Gotte von Reims.

Doch der Glaube vermochte nicht bloß fremdartige Gottheiten zu assimilieren, er vermochte auch neue zu schaffen, und diese Productivität

ist der untrüglichste Beweis seiner unverminderten Energie und Lebenskraft. Noch immer wurden ihm, der das täglich und stündlich auf Schritt und Tritt so tief empfundene göttliche Walten nicht als ein Einiges und Ganzes auffaßte, sondern die unendliche Gottheit in unzählige Einzelwesen aufzulösen das Bedürfniß empfand — noch immer wurden ihm bedeutende, tief ins Menschenleben eingreifende Erscheinungen und Wirkungen zu göttlichen Persönlichkeiten.

Der Glaube an eine Getreidegöttin (Annona) und ihre Verehrung scheint erst der frühern Kaiserzeit anzugehören: als die Existenz und Sicherheit der ewigen Stadt auf der Regelmäßigkeit und hinlänglichen Reichlichkeit der überseeischen Kornzufuhren beruhte. Es mußte eine Gottheit sein, die diese unermeßlichen Vorräthe in Africa und Aegypten zusammenströmen ließ, sicher über das Meer schaffte, in den Magazinen Roms bergehoch aufschüttete, und jahraus jahrein Hunderttausenden das tägliche Brod gab. Auf den Münzen erscheint sie anfangs als Untergebene der Ceres, später als besondere Göttin. Die „heilige Annona" ist gewiß oft genug in heißen Gebeten angerufen worden, am meisten von Denen, welche in Rom die so höchst umfassende Getreideverwaltung und die mit ihr zusammenhängenden Gewerbe, in den Provinzen die Kornlieferungen beschäftigten und ernährten. Eine Widmung an die heilige Annona in Rom rührt von einem „lebenslänglich angestellten Messer der sehr ehrwürdigen Körperschaft der Feinbrodbäcker" her; nach einer Inschrift von Rusicade (Philippeville), einem Exporthafen des kornreichen Numidiens mit Staatsmagazinen, die für die Versorgung Roms bestimmt waren, ließ dort ein reicher Mann zwei Statuen, eine „des Genius unserer Vaterstadt", eine andre „der Annona der heiligen Stadt (Rom)" aufstellen.

Vor Allem bedingte der altrömische Genienglaube eine unaufhörliche grenzenlose Vermehrung der göttlichen Wesen: und daß diese noch immer ihren Fortgang hatte, beweist schon allein die lebendige Fortdauer dieses Glaubens, und somit des Glaubens überhaupt. Die ihm zu Grunde liegende Anschauung erfüllte noch immer Natur und Dasein mit zahllosen waltenden und erhaltenden, zeugenden und belebenden, helfenden und schützenden göttlichen Mächten, den Genien, die, wie man glaubte, gern in der Gestalt von Schlangen erschienen. Jeder Einzelne, jedes Haus und jede Familie hatte ihren Genius, jedes Land, jede Stadt und Provinz, Legionen, Cohorten, Centurien, Körperschaften, Zünfte und Vereine. Aber auch jeden Raum bevölkerte der fromme Sinn, dem „Alles eines Gottes Spur" wies, der in jeder Wohlthat, jeder glücklichen Fügung die Hand einer Gottheit wahrnahm, mit göttlichen Wesen: Brunnen, Berge, Einöden, Märkte, Paläste, Magazine, Bäder, Archive und Theater, und Jeder, der dort ein und aus ging, brachte dem Genius oder der „Schutzmacht" (Tutela) „ob Gott ob Göttin" seine Huldigung dar. Der Kaufmann, den seine Geschäfte in ferne Grenzländer führten, opferte dort „dem Genius des römischen Volks und des Handels"; der in unbekannten und unwirthlichen Gegenden Reisende „dem Gotte, der die Wege und Pfade ersonnen hat". In den Häusern Roms, wie der

übrigen Städte, sah man noch im 5. Jahrhundert auf dem Flur hinter der Hausthür ein Bild der Schutzgottheit und davor eine brennende Kerze oder ewige Lampe; auch der Cult der Hausgötter (des Lar, des Genius, der Penaten) erhielt sich trotz der dagegen erlassenen Verbote bis tief in die christliche Zeit (in welcher übrigens bald an die Stelle der Genien Engel traten). Hatten diese kleinen Gottheiten ihre Macht zu helfen wiederholt innerhalb einer bestimmten Sphäre bewährt, so erhielten sie auch wol eigene Namen und damit mehr Persönlichkeit: wie einer der sämmtlich dem Handelsstande angehörenden Gäste Trimalchios beim heiligen „Greifzu" oder „Haltfest" (Occupo) schwört, und die Laren des Hausherrn die Namen „Profitmann, Glücksmann, Gewinnmann" (Cerdo, Felicio, Lucrio) führen.

Eine nothwendige Folge der Umwandlung der Republik in die Monarchie war, daß der Genius des regierenden Kaisers neben dem seit alter Zeit verehrten Genius des römischen Volks seine Stelle erhielt: es war so natürlich und nothwendig, daß August keinen Anstand nahm, diesen Cultus in Rom selbst anzuordnen. Es war unvermeidlich, daß im Glauben des Volkes die Vorstellung des kaiserlichen, als Schutzgott des Reichs verehrten Genius mit der Person des Kaisers selbst zusammenfloß, und so auch der Kaiser selbst ihm zum schützenden und waltenden Gott wurde. Doch wenn auch der Genienglaube nicht ohne Einfluß auf die Vergötterung der Kaiser war, so ist doch die eigentliche Heimath des Glaubens an die Uebermenschlichkeit der Monarchen der Orient gewesen; aus den griechischen Staaten des Orients ist er mit der Monarchie in den Westen verpflanzt worden.

Von jeher waren in Griechenland bedeutende und hochverdiente Männer nach ihrem Tode als Heroen (Halbgötter) verehrt worden: so namentlich Gründer von Städten und Colonieen, die Helden der Perserkriege, Befreier des Vaterlandes (Harmodius und Aristogiton in Athen, Timoleon in Syracus), auch Dichter (Aeschylus, Sophokles), Philosophen (Anaxagoras) und Olympiasieger. Hie und da wurde aus der Heroisierung mit der Zeit eine wirkliche Apotheose; so hatte Lykurgus in Plutarchs Zeit in Sparta ein Heiligthum, in dem man ihm „wie einem Gotte" opferte. Auch unter der römischen Herrschaft erwiesen Städte hervorragenden Bürgern nach deren Tode heroische Ehren; so Mytilene dem Theophanes, welcher der Stadt bei Pompejus die Freiheit ausgewirkt hatte, Tarsos dem um sie hochverdienten Stoiker Athenodoros, dem Lehrer Augusts. Und wenn in solchen und ähnlichen Fällen dieser Ausdruck der Dankbarkeit aus Schmeichelei und serviler Gesinnung gewählt wurde, so sind doch ohne Zweifel Einzelne auch damals nach dem Tode in aufrichtigem Glauben an die Uebermenschlichkeit ihrer Natur als Heroen verehrt worden, wie Apollonius von Thana. Wie geläufig auch den Römern die Vorstellung der Erhebung verklärter Geister zu einer göttlichen oder halbgöttlichen Existenz geworden war, beweist die Absicht Ciceros, seiner (im Alter von 32 Jahren verstorbenen) Tochter Tullia einen Tempel zu erbauen. Die Karpokratianer, eine gnostische Secte in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, die Jesus neben den griechischen Philosophen als

Muster höchster menschlicher Läuterung verehrten, haben dem siebzehnjährigen Sohne ihres Stifters, Epiphanes, nach seinem Tode auf Cephalonia einen Tempel errichtet.

Doch seit dem Peloponnesischen Kriege sind in Griechenland auch Lebende als Götter verehrt worden: zuerst Lysander, dem asiatische Griechenstädte Altäre errichteten, Opfer brachten und Päane sangen. Auch die niedrigste Schmeichelei hätte auf diese Form der Huldigung nicht verfallen können, wenn nicht das gesammte griechische Alterthum, das Gottheit und Menschheit nicht durch eine unausfüllbare Kluft getrennt zu denken vermochte, in hohem Grade dazu geneigt hätte, in jeder scheinbar oder wirklich die Menschheit überragenden Persönlichkeit ein Wesen höherer Art zu erblicken. Ganz fremd ist auch den Römern diese Anschauungsweise nicht gewesen: wurden doch dem Marius als Besieger der Cimbern und Teutonen in Rom allgemein bei den häuslichen Mahlzeiten wie einem Gotte Trankopfer gespendet. Auch außerhalb der griechisch-römischen Welt begegnet uns der Glaube an die Göttlichkeit einzelner Menschen. Bei den Geten galt der auf einem heiligen Berge in einer Höhle wohnende Prophet Dekäneos oder Dicineus, der Berather des Königs Börebistes (Burvista) (60—50 vor Chr.) für einen Gott; Strabo nennt ihn einen Gaukler. Der Bojer Maricus, der im Jahre 69 n. Chr. Gallien von römischer Herrschaft zu befreien unternahm, gab sich selbst für einen Gott aus und fand bei Tausenden Glauben.

Zur festen Ausbildung ist aber der Cult lebender Helden und Gewalthaber erst seit Alexander dem Großen gediehen, dessen Erscheinung unter dem Einfluß des Orients die Kluft zwischen Göttern und Menschen fast ganz verschwinden ließ, und zwar in den Fürstenhäusern, die sein Erbe theilten. In Aegypten, wo ebenso wie in Persien bereits in alter Zeit die Anschauung bestand, daß der König ein Gott oder doch der Sohn eines Gottes sei, hat zuerst Ptolemäus Philadelphus den Cult des lebenden Herrschers von Staats wegen eingeführt: im Seleucidenreich ist derselbe dann die Hauptsache geworden, während die Attaliden officiell darauf verzichtet zu haben scheinen.

Neben den in den Diadochenreichen zur höchsten Ausbildung gelangten Königscult trat dann seit dem Eingreifen der Römer in die orientalischen Verhältnisse in den Städten Kleinasiens der Cult der Göttin Roma, der die Smyrnäer bereits 195 v. Chr. einen Tempel errichteten. Und zu diesem Romacult gesellten sich die den römischen Statthaltern und Feldherrn erwiesenen göttlichen Ehren, wie sie vor allen T. Quinctius Flamininus, dem „Befreier Griechenlands" als ein jener Zeit vollkommen natürlich erscheinender Ausdruck enthusiastischer Dankbarkeit entgegengebracht wurden. In der letzten Zeit der Republik war die Weihung von Tempeln (wahrscheinlich gemeinsam mit der Göttin Roma oder anderen Gottheiten) für römische Proconsuln bereits zu einer ganz gewöhnlichen Huldigung geworden.

Waren die Römer also längst gewöhnt die Apotheose auch für Lebende als eine nicht zu hohe Ehre anzusehn, so erschien der Anspruch

der neuen Monarchen auf sie als selbstverständlich, und wenn die Vergötterung der Lebenden sich innerhalb gewisser Schranken hielt, lag dies nicht an der zu geringen Willfährigkeit der Unterthanen, sondern an der Zurückhaltung der Kaiser. Was hätte auch dem Glauben an göttliche Naturen in menschlicher Gestalt gemäßer sein können, als in den allmächtigen, so unermeßlich hoch über so viele Millionen hinausgehobenen „auf Erden an Stelle der Götter waltenden" Herrschern des Erdkreises „gegenwärtige und leibhaft erschienene Götter", in ihrem Tode eine Erhebung in die höhere Welt zu erkennen, der sie angehörten. War auch die Apotheose der Kaiser in der Regel ein Werk der bewußten Heuchelei des Servilismus, so entsprach sie doch mindestens in einzelnen Fällen dem Glauben des Volks. Die Versetzung Cäsars unter die Götter, sagt Sueton, erfolgte nicht bloß auf den Beschluß des Senats, sondern auch nach dem Glauben der Menge: ein Komet, der unmittelbar darauf sieben Tage lang sichtbar war, galt für seine in den Himmel aufgenommene Seele. Und wenn dem Kaiser Marc Aurel nicht bloß nach seinem Tode jedes Alter und Geschlecht, alle Stände und Classen göttliche Ehren erwiesen und jeder für gottlos galt, der sein Bild nicht im Hause hatte, sondern auch noch in Diocletians Zeit in vielen Häusern seine Statue zwischen den Penaten stand, und viele durch den Erfolg bestätigte Prophezeiungen berichtet wurden, die man seinen Offenbarungen in Traumgesichten zu verdanken glaubte: so kann kein Zweifel sein, daß auch dieser gute, milde, allgeliebte Monarch dem Volke wirklich zum Gotte geworden war. Auch Alexander Severus verehrte in seiner Hauscapelle, wo er an jedem Morgen Gottesdienst zu halten pflegte, außer den „heiligen Seelen" — zu denen Apollonius von Tyana, Orpheus, Abraham, Christus gehört haben sollen — die besten der vergötterten Kaiser.

Begreiflicherweise widerstrebte jedoch dieser Glaube einer wirklichen Gottwerdung von Menschen auch einem großen Theile Derer, die sonst in religiösen Dingen starkgläubig waren. Pausanias sagt, zu seiner Zeit seien Menschen nicht mehr zu Göttern geworden, wie einst Herakles, die Dioskuren, Amphiaraos, außer den Worten nach, und aus Schmeichelei gegen die Macht; wobei er wol zunächst an die Apotheose des Antinous gedacht hat. Auch dieser hatte übrigens ein orientalisches Vorbild nicht gefehlt: in Alexandria hatte einst „ein Barbarenweib von der Straße", Belesticha, durch die Leidenschaft ihres königlichen Liebhabers als „Aphrodite Belesticha" göttliche Ehre und Tempel erhalten. Ohne Zweifel ward der Anordnung des Antinouscults im Allgemeinen „aus Schmeichelei gegen die Macht" Folge geleistet: aber schon der Glaube der nächsten Generation an die Göttlichkeit des schönen, schwermüthig blickenden Jünglings war, wie Athenagoras ums Jahr 177 bezeugt, ein aufrichtiger, und er bestand mindestens bis ins 3. Jahrhundert. Celsus hatte die Verehrung Christi mit der des Antinous verglichen, und Origenes, der diese Vergleichung als eine völlig unzulässige zurückweist, zweifelte nicht, daß in der That ein Dämon unter dem Namen des Antinous in dessen Tempel sein Wesen trieb. Wenn man die Sache

mit Wahrheitsliebe und unparteiisch prüfe, so werde man wol finden, daß von dem, was Antinous in Antinoopolis auch nach seinem Tode angeblich vollbringe, ägyptische Zaubereien und Mysterien die Ursache seien. Auch an andern Tempeln, so werde erzählt, hätten Aegypter und andre Zauberer Dämonen festgebannt, welche prophezeiten, Kranke heilten, und die Uebertreter von Speiseverboten oder andern religiösen Vorschriften marterten. „Ein solcher ist auch der, welcher in Antinoopolis in Aegypten als Gott geachtet wird, dessen Macht Manche, die in den Tag hineinleben, leugnen; Andre aber theils von dem dort gebannten Dämon bethört, theils von ihrem Schuldbewußtsein angeklagt, glauben eine von der Gottheit des Antinous verhängte Strafe zu erleiden. Von dieser Art sind ihre Mysterien und die angeblichen Prophezeiungen, von denen die Weissagungen Jesu weit entfernt sind."

Im Allgemeinen war übrigens der Kaisercultus doch nichts anderes als derjenige Ausdruck unbedingtester Ergebenheit, welchen der damalige Despotismus von den Unterthanen wenigstens in sofern fordern konnte, als die Anerkennung einer göttlichen Natur in einer menschlichen Persönlichkeit dem religiösen Gefühl nicht an und für sich widerstrebte. Wenn sich niemals ein christliches Zeitalter zur Anbetung eines Herrschers als Gott verirrt hat, so liegt dies nicht daran, daß der Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten geringer, das Gefühl der Menschenwürde höher, oder der Knechtsinn minder erfinderisch in unwürdigen Huldigungen war (im byzantinischen Reich und in Frankreich unter Ludwig XIV. und Napoleon I. fand eher von all diesem das Gegentheil statt): sondern daran, daß das religiöse Dogma des Christenthums diese Verirrung, welche der heidnische Glaube begünstigte, ausschloß und in dem Herrscher nur den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen erlaubte. Der römische Kaisercultus war eine Form, über deren wesentlich politische Bedeutung kein Denkender im Unklaren sein konnte, deren äußerliche Erfüllung das eigentliche religiöse Leben unberührt ließ, am wenigsten aber den Glauben zu erschüttern vermochte. Denn für den Gläubigen hört das Heilige niemals deshalb auf heilig zu sein, weil er es im einzelnen Falle gemißbraucht oder entweiht sehn muß; er gibt vielmehr (wie auch Pausanias that) den Mißbrauch bereitwillig dem Spott und der Verachtung Preis, um an dem ihm ehrwürdigen und theuren Inhalt seines Glaubens um so fester zu halten.

Der beste Beweis für die Stärke und Lebendigkeit des Götterglaubens aber ist, daß er sich Jahrhunderte hindurch dem Christenthum gegenüber behaupten und nicht bloß dies, sondern auch in gewissem Sinne den Christen eine Anerkennung seiner Wahrheit abzwingen konnte. Denn die reale Existenz der heidnischen Götter zu leugnen, kam den Christen im Allgemeinen nicht in den Sinn, auch ihr übermenschliches Wesen, die von ihnen vollbrachten Wunder bestritten sie nicht: nur waren sie ihnen natürlich Mächte der Finsterniß, Dämonen, abgefallene oder verführte Engel oder deren Nachkommen und sündige Seelen, denen Gott die Fähigkeit zu schaden und Menschen zu verführen gelassen hatte. Auch sie also, die den Vernichtungskampf

gegen den Götterglauben führten, standen noch so sehr in seinem Banne, daß sie zur Erkenntnis seiner Wesenlosigkeit durchzudringen nicht vermochten. Wol mußte die Herrschaft dieses Glaubens eine allgemeine und aufs tiefste im Bewußtsein der Menschen begründete sein, wenn sich selbst seine unversöhnlichsten Gegner ihr nicht völlig entziehen konnten.

Doch all dieser indirecten Beweise sollte es gar nicht bedürfen, wo so zahlreiche und unbestreitbare directe Zeugnisse für die Allgemeinheit und Stärke des Götterglaubens vorhanden sind. Je fester ein Glaube ist, je tiefer er das ganze Bewußtsein durchdringt, desto eifriger sucht und desto gewisser findet er in Natur und Leben überall Bethätigungen des Daseins und Wirkens der geglaubten Mächte; wo der Unglaube nur Zufall oder natürliche Folgen natürlicher Ursachen sieht, erkennt er die Hand der Gottheit. Am leidenschaftlichsten verlangt er nach Thatsachen und Erscheinungen, welche ihr übermächtiges Eingreifen in die Gesetze der Natur unzweifelhaft darthun, und dies Verlangen befriedigt sich nothwendig immer selbst: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Wenn nun der Wunderglaube ein untrüglicher Gradmesser für die Intensität des Glaubens an die höhere Macht ist, die als die Urheberin des Wunders gilt, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß in den ersten Jahrhunderten ein durchaus positiver, von keiner Skepsis angekränkelter Glaube an die Götter der Tradition und des Cultus durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet war, wenn auch in wechselnder Stärke, und selbstverständlich immer am stärksten in den von Bildung am wenigsten berührten Kreisen.

Der Anthropomorphismus des antiken Glaubens, mächtig unterstützt durch die Eindrücke der nirgend fehlenden lebensvollen Götterbilder, machte es dem Gläubigen möglich, in dem Vollbringer eines Wunders, das sich vor seinen Augen vollzog, den leibhaft erschienenen Gott selbst zu erkennen: und daß auch dies noch in jener Zeit geschehn konnte, wird durch das bekannte Erlebniß der beiden Apostel zu Lystra über jeden Zweifel erhoben. Wie gewiß mußte diesen Menschen das Dasein ihrer Götter sein, und wie nah mußten sie sich ihnen fühlen, wenn sie in dem Urheber der wunderbaren Heilung des Lahmen und seinem Gefährten nicht Gottgesandte sondern Götter sahen, sogleich von der Ueberzeugung erfüllt waren, die Götter seien den Menschen gleich geworden, und zu ihnen hernieder gekommen. „Und nannten Barnabam ‚Jupiter' und Paulum ‚Mercurius', dieweil er das Wort führte. Der Priester aber Jupiters, der vor ihrer Stadt war, brachte Ochsen und Kränze vor das Thor, und wollte opfern sammt dem Volk." Und die Apostel „stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten". Hier war also damals noch ein Glaube lebendig, so kindlich und felsenfest, wie jener der alten Athener, über deren unerhörte Einfalt sich Herodot nicht genug verwundern konnte, da sie in der schönen gerüsteten Frau, in deren Begleitung Pisistratus zurückkehrte, die Göttin Athene leibhaft zu sehn wähnten und anbeteten; ein Glaube, so kindlich und felsenfest wie der, welcher in unsern Tagen einen italienischen Bauern-

burschen in einer jungen, schönen, madonnenhaften Wohlthäterin die Mutter Gottes selbst erblicken lassen kann.

Allerdings ist nun im Innern Vorderasiens, wie es Lucian ja von Paphlagonien ausdrücklich bezeugt, der Glaube vielleicht am blindesten, zur Selbstbethörung am meisten geneigt gewesen, wie denn überhaupt in den östlichen Ländern sicherlich die Befangenheit in Glauben und Aberglauben stets größer war, als im Westen. Aber wenn der Glaube auch nur selten stark genug sein mochte, um sich zum Schauen der leibhaften Gottheit selbst zu erheben, so sah er doch überall die von ihr gewirkten Wunder, und entzündete sich an diesen immer von neuem, und auch Zweifelnde wurden durch die Gewißheit und Allgemeinheit des Wunderglaubens mit fortgerissen. Die Wunder, welche sich im Jahre 71 zu Alexandria ereigneten und „die Gunst des Himmels und eine gewisse Zuneigung der Götter für Vespasian andeuteten", berichtet wie die andern Geschichtschreiber auch Tacitus mit vollem Glauben. Ein Blinder und ein Lahmer wandten sich nach Eingebungen, die sie von Serapis in Träumen erhalten hatten, flehend an ihn, um den Gebrauch ihrer Glieder durch seine Berührung wieder zu erlangen. Vespasian entschloß sich endlich öffentlich vor den Augen des Volks das Verlangte zu thun. „Sogleich wandelte sich die Hand zur Brauchbarkeit, und dem Blinden leuchtete wieder der Tag. Beides erzählen noch jetzt Augenzeugen, wo die Lüge keinen Gewinn mehr bringt." Nun begab sich Vespasian, um seine Zukunft zu erfahren, allein in den Tempel des Serapis und erblickte dort einen Mann Namens Basilides, von dem später festgestellt wurde, daß er in jenem Augenblicke viele Meilen entfernt gewesen war. In seinem Namen erkannte Vespasian eine Andeutung der ihm beschiedenen Herrschaft. Kaum konnte, wer diese Wunder glaubte, an der Größe und Macht des Gottes zweifeln, dem sie die Stimme des Volks zuschrieb.

Dies Wunder gehört einer Zeit an, wo bei den Heiden gewiß die Absicht noch nicht vorausgesetzt werden kann, sich auf ebenso große und beweisende Wunder berufen zu können wie die Christen. Als nun aber das Ringen beider Religionen um die Herrschaft über die Menschheit begonnen hatte, da mußte auch, je länger der Kampf währte und je heißer er wurde, auf beiden Seiten die Wundersucht immer leidenschaftlicher werden. Man darf annehmen, daß um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts das Bedürfniß bereits bestand, dem Stifter der christlichen Religion einen Propheten der alten Götter von ebenso übermenschlicher Natur und gleicher Wunderkraft entgegenzustellen. Wahrscheinlich ist dies Motiv auf den im Auftrage der Kaiserin Julia Domna († 217) verfaßten Roman des Philostratus von Apollonius von Tyana von Einfluß gewesen. Die Geburt des Apollonius ist hier ebenso wunderbar wie sein Ende und sein Erscheinen nach seiner Entrückung, um einen Jüngling vom Zweifel am Unsterblichkeitsglauben zu heilen. Zu den von ihm vollbrachten Wundern gehört eine Dämonenaustreibung und eine Todtenerweckung. Seine Kenntniß des Zukünftigen und Verborgenen grenzt an Allwissenheit. Kaiser Alexander Severus verehrte

ihn (wie bemerkt) in seiner Hauskapelle neben Christus. Der christenfeindliche Neuplatoniker Hierocles (unter Diocletian) stellte ihn über Christus, dessen Thaten von den Aposteln durch Erdichtungen ausgeschmückt seien, während man die des Apollonius aus den Berichten untadliger Zeugen kenne. Dieser blieb nicht bloß bei den Heiden sondern auch bei den Christen der nächsten Jahrhunderte in hohem Ansehn. In einer 474—491 entstandenen christlichen Sammlung von „Orakelsprüchen hellenischer Götter" heißt es: Gott gleich seien nur Moses, Hermes Trismegistos und Apollonius gewesen. Der fromme Jansenist Tillemont († 1698) glaubte, der Teufel habe den letztern, aus Furcht sein Reich vernichtet zu sehn, fast gleichzeitig mit Jesu geboren werden lassen; Bayles Wörterbuch (1741) nennt ihn „den Affen des Gottessohns".

Aber Heidenthum und Christenthum setzten nicht bloß Wunder gegen Wunder, sondern auch der Fall, daß dasselbe Wunder von beiden Seiten in Anspruch genommen wurde, kann kein seltener gewesen sein, wenngleich er nur einmal berichtet wird. Im Quadenkriege Marc Aurels sah sich 173/4 das römische Heer einmal in glühender Sonnenhitze schmachtend von einer überlegenen Menge der Feinde eingeschlossen, mit der augenscheinlichsten Gefahr gänzlicher Vernichtung bedroht. Da zogen sich plötzlich dichte Wolken zusammen, und ergossen sich in einem reichlichen Regenstrom, während auf der feindlichen Seite ein furchtbares Gewitter Verwirrung und Verderben anrichtete; die Römer waren gerettet, der Sieg wandte sich auf ihre Seite. Die Wirkung dieses Ereignisses war eine überwältigende, es wurde nach damaliger Sitte in bildlichen Darstellungen verewigt, allgemein galt es für ein Wunder, dessen man noch bis in das späteste Alterthum gedachte, und auf das sich noch nach Jahrhunderten sowol Christen als Heiden als einen Beweis für die Wahrheit ihres Glaubens beriefen. Auf einem Gemälde, das Themistius gesehen hatte, war der Kaiser selbst mit erhobenen Händen zu Jupiter flehend dargestellt, während die Soldaten den Regen mit ihren Helmen auffingen; unmöglich kann hiermit die bisher allgemein für eine Darstellung dieses Ereignisses gehaltene Szene auf der Marcaurelssäule gemeint sein. Dem Gebet des Kaisers zu Jupiter wurde, wie es scheint, von den Meisten die wunderbare Errettung zugeschrieben; doch behaupteten Andere, daß sie der Kunst eines in seinem Gefolge befindlichen ägyptischen Zauberers Arnuphis zu verdanken gewesen sei, der durch eine Beschwörung der Götter, namentlich des Hermes, den Regenguß herabgezogen habe. Aber nach der Erzählung eines christlichen Zeitgenossen war das Wunder durch die Gebete christlicher Soldaten in der zwölften (melitenischen) Legion bewirkt worden. Dasselbe erzählt als ein bekanntes Ereigniß 197 Tertullian, der sich dabei auf einen Brief Marc Aurels beruft.

Der Platoniker Celsus hebt in seiner Schrift gegen das Christenthum unter den Wundern, die er zum Beweise für das Dasein der Götter anführt, ganz besonders die Orakel so wie die Vorzeichen und Vorbedeutungen aller Art hervor, durch die sie das Künftige warnend

oder mahnend vorausverkündeten, und die den Gläubigen nicht bloß die Existenz der Götter, sondern auch ihre Fürsorge für die Menschheit bewiesen. „Wozu, sagt er, soll man aufzählen, was alles aus Orakelstätten theils Propheten und Prophetinnen, theils andre begeisterte Männer und Frauen mit gotterfüllter Stimme vorher gesagt haben? Was für wunderbare Voraussagungen aus dem Innern der heiligen Räume ertönten? Was alles aus Opferthieren und andern Opfern den Befragenden offenbart wurde, was aus andern wunderbaren Zeichen? Manchen sind auch deutliche Erscheinungen zu Theil geworden. Von all diesem ist das ganze Leben erfüllt. Wie viele Städte sind durch Orakel empor gekommen, und von Seuchen und Hunger befreit worden, wie viele andre, die sie vernachlässigten oder vergaßen, elend zu Grunde gegangen? Wie viele Colonieen sind ausgesandt worden, und wenn sie dem Gebote nachkamen, gediehen? Wie viele Fürsten, wie viele Privatpersonen sind auf solche Weise schlimmer oder besser gefahren? Wie Viele, die mit Kinderlosigkeit heimgesucht waren, haben erlangt worum sie baten, wie Viele sind dem Zorn von Göttern entgangen, oder von Leibesgebrechen geheilt worden? Wie Viele, die bei Heiligthümern gefrevelt, sind sogleich von der Strafe ereilt worden, indem sie theils von Raserei ergriffen wurden, theils selbst aussagten, was sie gethan hatten, oder Hand an sich selbst legten, oder in unheilbares Siechthum verfielen? Auch hat Solche schon eine aus dem Innern des Heiligthums erschallende Donnerstimme der Vernichtung geweiht!"

Der Glaube an wunderbare Zeichen und Verkündigungen der Zukunft, von denen auch damals noch immer „das ganze Leben erfüllt war", ist allem Anscheine nach wenigstens im spätern Alterthum die verbreitetste Form des Wunderglaubens gewesen. Auch ein großer Theil der Philosophen und philosophisch Gebildeten bekannte sich zu ihm: zwar Epikureer, Cyniker und Aristoteliker verwarfen und Akademiker bestritten ihn: um so mehr hielten Platoniker, Pythagoreer und Stoiker daran fest, und namentlich in der Theologie der letztern bildete er einen integrierenden Bestandtheil. „Der Glaube an eine so außerordentliche Fürsorge der Gottheit für die Menschen erschien ihnen viel zu tröstlich, als daß sie darauf hätten verzichten mögen: sie priesen nicht allein die Weissagung als den augenscheinlichsten Beweis für das Dasein der Götter und das Walten der Vorsehung, sondern sie schlossen ebenso auch umgekehrt: wenn es Götter gebe, müsse es auch eine Weissagung geben, da den Göttern ihre Güte nicht erlauben würde, den Menschen eine so unschätzbare Gabe zu versagen." Dieser Glaube nun, der in der That den Götter- und Vorsehungsglauben nothwendig voraussetzte und mit ihm stand und fiel, war auch unter den Gebildeten der damaligen Welt höchst verbreitet.

Livius sagt zwar, daß in Folge derselben Indifferenz, welche die Ursache des jetzigen allgemeinen Unglaubens an wunderbare, von den Göttern gesandte Vorzeichen sei, Prodigien weder öffentlich bekannt gemacht noch in die Geschichtsbücher eingetragen würden. Aber diese Indifferenz kann nicht lange gewährt haben, denn alle Geschichtschreiber

der Kaiserzeit ohne Ausnahme verzeichnen dergleichen Wunder; mit der Zeit sind die Prodigien sogar für die Gläubigen der Gegenstand eines ganz besondern Interesses geworden, welchem die Sammlung aller in Italien geschehenen Wunder und Zeichen aus Livius (von einem Julius Obsequens, dessen Zeit wir nicht kennen) ihren Ursprung verdankt.

Auch Tacitus, der sich dem Glauben an Wunder und Zeichen gegenüber kritisch verhielt, und sich ausdrücklich gegen den gemeinen Aberglauben verwahrt, der in jedem auffälligen Ereignisse eine Vorbedeutung sah, hat zwar deshalb ohne Zweifel einen großen Theil der angeblichen Prodigien als solche nicht anerkannt, aber an ihrem Vorkommen im Allgemeinen hat er nicht gezweifelt, und in den spätern Büchern seiner großen Zeitgeschichte sie auch (vom Jahr 51 ab) verzeichnet. Es scheint also, als habe der Glaube an diese Dinge mit den Jahren bei ihm zugenommen, gehegt hat er ihn wol von jeher. Schon in einem seiner ersten Bücher berichtet er, daß am Tage der Schlacht bei Bedriacum sich bei Regium Lepidum ein Vogel von nie gesehener Gestalt niedergelassen und weder von den Menschen noch von den ihn umschwärmenden Vögeln sich habe verscheuchen lassen, bis Otho sich selbst getödtet; dann sei er verschwunden; als man die Zeit nachgerechnet, sei Anfang und Ende der Wundererscheinung mit Othos Tode genau zusammengetroffen. So sehr er es unter seiner Würde halte, fügt Tacitus ausdrücklich hinzu, sein ernstes Werk mit Fabeln zu schmücken, so wage er in diesem Falle doch nicht dem, was allgemein berichtet werde, den Glauben zu versagen.

Die regelmäßigen Erwähnungen der Vorzeichen, namentlich solcher, die einem Privatmanne die künftige Kaiserwürde, und solcher, die den Tod des Kaisers verkündeten, bei Sueton, Cassius Dio, Herodian, den spätern Kaiserbiographen, läßt an der Fortdauer dieses Glaubens, den die Schriftsteller doch gewiß auch bei der großen Mehrzahl ihrer Leser voraussetzen mußten, keinen Zweifel: und oft genug zeigt die Erzählung, bis zu welchem Grade die hervorragendsten Männer jener Zeit in diesem Glauben befangen waren. August, sagt Sueton, achtete auf gewisse Wahrzeichen, deren Bedeutung ihm für völlig sicher galt. Wenn er morgens einen Schuh auf den falschen Fuß zog, war es ein übles, wenn beim Antritt einer längern Reise Thau fiel, ein gutes Vorzeichen; auch wunderbare Ereignisse machten immer großen Eindruck auf ihn, wie daß vor seinem Hause aus den Fugen der Steine eine Palme hervorsproßte, und bei seiner Ankunft in Capri die zu Boden gesenkten schon kraftlosen Aeste einer alten Steineiche neue Kraft gewannen. Und hätte Livius bei Sueton das mit wahrem Bienenfleiß aus Büchern und Ueberlieferungen zusammengetragene Verzeichniß aller der Vorzeichen gelesen, die Augusts künftige Größe, seine Siege und seinen Tod verkündeten, so würde er vielleicht seine Klage über die Gleichgültigkeit gegen solche Dinge zurückgenommen haben. Dieser Starkgläubigkeit wurde jedes Ereigniß bedeutungsvoll, und kein Wunder war ihr zu groß oder zu lächerlich: Sueton berichtet ernsthaft, daß August als Kind, da er eben zu sprechen anfing, einmal auf einem Familiengute den

quakenden Fröschen zu schweigen befahl, und man versichere, daß die Frösche seit jener Zeit dort nicht mehr quakten.

Daß auch bei den Gläubigen verschiedene Arten von Vorbedeutungen verschiedene Geltung hatten, daß das Ansehn der mannigfaltigen Methoden der Prophezeiung nicht zu allen Zeiten dasselbe war, sondern bald jene bald diese den meisten Glauben fand, ist selbstverständlich. Aber niemals ist doch eine der anerkannten Arten der Weissagung aus Mangel an Glauben ganz außer Gebrauch gekommen. Der vernichtende Spott Ciceros über die Haruspicin und Eingeweideschau überhaupt könnte zu der Ansicht verleiten, als sei diese Weissagung in eine zu tiefe Mißachtung versunken gewesen, um (wenigstens bei den Gebildeten) jemals wieder zu Ansehn gelangen zu können: aber nichts würde irriger sein. Cicero führt jene Aeußerung des Cato an, er wundere sich, daß ein Haruspex, der einen andern sehe, sich des Lachens enthalten könne; die Frage des Hannibal an König Prusias, der die Lieferung einer Schlacht von einer Eingeweideschau abhängig machen wollte: ob er einem Stückchen Kalbfleisch mehr glaube als einem alten Feldherrn? er erinnert daran, wie namentlich auch im letzten Bürgerkriege fast immer das Gegentheil von dem Prophezeiten eingetroffen sei. Aber der Spott der Ungläubigen machte die Gläubigen ebenso wenig irre, als die Thatsachen, die ihren Glauben Lügen straften. Wie immer in ähnlichen Fällen hatten sie nur für die wirklich oder angeblich eingetroffenen Prophezeiungen Gedächtniß: und zahlreiche Zeugnisse aus den folgenden Jahrhunderten bestätigen die Fortdauer des Glaubens an die Eingeweideschau, so wie ihre Verbreitung auch in den gebildeten Klassen.

Schon das Verbot des Tiberius, die Haruspices im Geheimen und ohne Zeugen zu befragen, setzt eine sehr allgemeine Benutzung dieser Weissagungsform voraus. Die Besorgniß des Claudius (im Jahr 47), daß die älteste Wissenschaft Italiens durch Vernachlässigung erlöschen könnte, dürfte sich nur auf den Verfall der etruskischen Disciplin der Eingeweideschau, nicht auf die Abnahme ihrer Anwendung überhaupt bezogen haben. Auch sagt der ältere Plinius ausdrücklich, ein großer Theil der Menschen stecke in dem Glauben, daß die Thiere durch ihre Muskelfasern und Eingeweide uns vor Gefahren warnen. Dem Kaiser Galba meldete an dem Morgen des Tages, an dem er ermordet wurde (15. Januar 69), der Haruspex Umbricius, daß die Eingeweide des Opfers auf Gefahr drohende Nachstellungen und einen Feind im Hause deuteten; was Otho, welcher dabeistand, als ein für ihn frohes und seinem Unternehmen günstiges Zeichen auffaßte (Tacitus). Epictet, der den Lehren seiner Schule gemäß auch hier Offenbarungen der Gottheit erkannte und an der Kunst, die sie deutete, keinen Zweifel hegte, mahnt nur, man solle sich in seinen Handlungen nicht allein durch die Weissagung, sondern vor Allem durch das Pflichtbewußtsein leiten lassen; wozu er keine Veranlassung gehabt hätte, wenn das erstere nicht sehr allgemein geschehn wäre. Nur die Angst vor der Zukunft sei es, welche die Menschen so oft zu den Wahrsagern treibe. Man nähere sich ihnen,

zitternd vor Aufregung, mit Bitten und Schmeicheleien, als könnten sie unsere Wünsche erfüllen: „Herr, werde ich meinen Vater beerben? Herr, habe Erbarmen mit mir, mache daß ich ausgehn darf! Aber der Eingeweide- oder Vogelschauer kann doch nichts voraussehn, als die bevorstehenden Ereignisse selbst, wie Tod, Gefahr, Krankheit oder dergl. Ob sie dem Betreffenden in Wahrheit heilsam oder schädlich seien, weiß er nicht." Herodian sagt, der tapfere Widerstand der Stadt Aquileja gegen Maximinus sei hauptsächlich in Folge der Prophezeiungen der dort anwesenden Haruspices geleistet worden: „denn auf diese Art der Weissagung vertrauen die Bewohner von Italien am meisten". Daß sie aber auch außerhalb Italiens Ansehn genug hatte, beweist außer den Aeußerungen Epictets die Anerkennung, welche ihr der Traumdeuter Artemidor zollt, der neben seiner eigenen Kunst nur sehr wenige Methoden der Weissagung gelten ließ: Sterndeutung, Opfer-, Vogel- und Leber- (d. h. Eingeweide)schau. Und daß es der Haruspicin auch unter den Gebildeten an Gläubigen niemals fehlte, darf man nach einzelnen zufälligen Angaben aus verschiedenen Zeiten schließen. Regulus, der in der Zeit von Nero bis Domitian als Redner und Ankläger in Majestätsprocessen eine unheilvolle Berühmtheit besaß, befragte jedes Mal, wenn er auftrat, die Haruspices über den Ausgang des Processes. Nach Juvenal wurden sie von vornehmen Frauen wegen der Erfolge der von ihnen bewunderten musikalischen Virtuosen und Schauspieler so viel befragt, daß sie vom langen Stehen Krampfadern in den Beinen bekamen. Der Kaiser Gordian (der erste) war in dieser Wissenschaft über die Maßen erfahren, zu welcher auch Diocletian großes Zutrauen hatte. Constantin gestattete den privaten Gebrauch der Haruspicin, nur den innerhalb des Hauses vorgenommenen verbot er bei Todesstrafe; bei Blitzbeschädigung hat er sie noch selbst (321) von Staatswegen angeordnet. Ammianus Marcellinus zählt unter die Mittel, welche die Güte der Vorsehung den Menschen zur Erforschung der Zukunft verliehn habe, auch die Haruspicin, und sagt, daß Julian schon in der Zeit, wo er noch das Bekenntniß des Christenthums heuchelte, der Haruspicin und den Augurien ergeben war, „so wie allem übrigen, was die Verehrer der Götter von jeher gethan haben". Nach diesen Angaben über die Fortdauer und Verbreitung des Glaubens an die Haruspicin, die sich noch sehr vermehren ließen, läßt sich dasselbe für alle übrigen herkömmlichen Prophezeiungsmethoden voraussetzen.

Unter den Arten die Zukunft zu erforschen setzt nun allerdings die Lieblingswissenschaft jener Zeit, die Astrologie, die namentlich unter den höhern Ständen das meiste Ansehn genoß, den Glauben an die Götter und eine durch sie geübte Vorsehung nicht nothwendig voraus, obgleich sie ihn ebenso wenig ausschließt: in der vorsehungsgläubigen stoischen Schule war unter den Aeltern Panätius der einzige, der sie verwarf: und dieser bestritt die Vorbedeutungen und die Weissagungen überhaupt. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der in der damaligen Welt so ungemein verbreitete Glaube an ein unabwendbares Verhängniß, welcher der Astrologie gerade am meisten Vorschub leistete,

leicht zur Entfremdung vom Götterglauben führen konnte. Der Glaube, der „alle Ereignisse durch die Gesetze der Geburt ihren Gestirnen zuwies", und dem, wie Plinius in einer bereits angeführten Stelle sagt, die Menge der Gebildeten wie der Ungebildeten gleich bereitwillig beifiel — dieser Glaube, den auch Seneca theilte, nach welchem das einmal Beschlossene für alle Zukunft unabwendbar fest stand, setzte die Gottheit für immer in Ruhe. Tiberius, sagt Sueton, verhielt sich in Bezug auf die Götter und den Gottesdienst ziemlich gleichgültig, da er der Astrologie ganz ergeben und von der Ueberzeugung durchdrungen war, alles geschehe nach Verhängniß.

Aber auch die Weissagung der Orakel, in welcher die Götter gleichsam persönlich den Menschen die Zukunft offenbarten, die also, weil sie die unmittelbarste Eingebung der Gottheit voraussetzte, so auch am meisten den Glauben an sie befestigen und nähren mußte: auch sie hat in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten kaum weniger allgemeines Ansehn genossen als zu irgend einer frühern Zeit: und daß diese Weissagung nicht bloß fortbestand, sondern auch nach einem zeitweiligen Verfall eine vollständige Restauration erleben konnte, ist ein um so unzweifelhafterer Beweis für die Kraft des Götterglaubens. Strabo, der den Verfall und die Vernachlässigung der griechischen Orakel in der Zeit Augusts ausdrücklich bezeugt, ist zwar zu seinen Aeußerungen wol mit von dem Gedanken an die Zeiten des Glanzes von Delphi bestimmt worden, der doch schon seit Jahrhunderten erloschen war; aber auch für das damals eingetretene Sinken des Ansehns der griechischen Orakel überhaupt gibt er allem Anscheine nach die richtige Ursache an: daß nämlich die Römer sich mit den Weissagungen der sibyllinischen Bücher und der etruskischen Prophezeiung (durch Beobachtung der Eingeweide, des Vogelflugs und der himmlischen Zeichen) begnügten. Es war eine natürliche Folge der Weltherrschaft, daß das Römische auf allen Gebieten zunächst das Unrömische in seiner Bedeutung herabdrückte: und der überwältigende Eindruck römischer Macht und Größe hatte gerade damals auch in der griechischen Welt seine Culmination erreicht. Doch wenn dieser Eindruck gleich vermochte dem Glaubensbedürfnisse der Menschen neue Richtungen zu geben, so war er keinesfalls stark genug sie auf die Dauer ganz zu beherrschen. Der alte Glaube stellte sich völlig wieder her, und die altberühmten Orakeltempel füllten sich aufs neue mit Wallfahrern. Dort sagten „von Gott erfüllte und mit ihm eins gewordene Propheten die künftigen Dinge voraus, gewährten Verhütung von Gefahren, Heilung von Krankheiten, Hoffnung für Betrübte, Hilfe für Unglückliche, Trost in Leiden, Erleichterung in Mühsalen". Auch die christlichen Schriftsteller, welche behaupteten, mit dem Kommen des Erlösers in die Welt sei die Macht der falschen Götter gebrochen gewesen, der Zauber, durch den sie so lange Bildern von Holz und Stein Sprache verliehn, habe seine Kraft verloren, und ihre Orakel seien verstummt: auch sie mußten bekennen, daß die Dämonen in den Orakeltempeln aufs Neue wahre Prophezeiungen und heilsame Warnungen ertheilten, und Heilungen bewirkten; aber freilich nur um durch diese scheinbaren Wohlthaten Denen

um so größern Schaden zuzufügen, welche sie von dem Forschen nach der wahren Gottheit durch Einschwärzung der falschen ablenkten. Daß die Dämonen die Zukunft vorauswußten, erklärte man sich daraus, daß sie als ehemalige Diener Gottes seine Absichten kannten. Noch Petrarca, sonst auffallend frei von Aberglauben, glaubte an die heidnischen Orakel als von Dämonen ertheilte.

Die Größe des römischen Reichs und der durch die Vortrefflichkeit seiner Communicationsmittel höchst entwickelte unaufhörliche Wechselverkehr aller seiner Theile miteinander hatte eine ungeheure Erweiterung des Gebiets zur Folge, auf das sich der Einfluß der angesehenern Orakel erstreckte. Aus fernen Barbarenländern pilgerten nun Hilfe und Rath Suchende zu den griechischen Tempeln, und die Sprüche der griechischen Götter wurden mit Ehrfurcht in Gegenden vernommen, in die vor der Zeit der römischen Weltherrschaft ihre Namen nie gedrungen waren. Wenn (wie es scheint in Hadrians Zeit) eine Cohorte von Tungrern in ihrem Standquartier zu Borcovicus (Housesteads) in Britannien „den Göttern und Göttinnen" eine Widmung darbrachte „gemäß der Auslegung des Orakels des clarischen Apollo" (bei Kolophon), und ähnliche Weihinschriften zu Obrovazzo im nördlichen Dalmatien und in Cuicul in Numidien sich auf den Spruch desselben Orakels berufen: so wird man hier vielleicht an eine von Truppen verschiedener Provinzen vereinbarte Befragung dieses Gottes zu denken haben. Jedenfalls kann man nicht zweifeln, daß die berühmten Orakel in der römischen Kaiserzeit aus allen Provinzen des Reichs befragt wurden, und die zahlreichen gelegentlichen Erwähnungen der Schriftsteller bestätigen es. So befragte (um nur einiges anzuführen) Germanicus außer dem eben erwähnten Orakel des clarischen Apollo auch das des Stieres Apis zu Memphis, Tiberius das Loosorakel des Geryones bei Patavium, Caligula das der Fortunen zu Antium, Nero das zu Delphi, Vespasian das auf dem Berge Carmel, Titus das der Venus zu Paphos auf Cypern, Caracalla das des Serapis zu Alexandria und überhaupt alle berühmten Orakel. In den Kreisen der Gläubigen erzählte man Beweise von der Allwissenheit der Orakel, die das noch überboten, was Herodot von den Antworten des delphischen auf die Fragen des Krösus berichtet. Bei Plutarch berichtet dessen Freund, der gelehrte Demetrius aus Tarsus, als ein selbsterlebtes Ereigniß, wie ein ungläubiger Statthalter von Cilicien durch einen Orakelspruch zum Glauben bekehrt wurde. Er sandte auf Veranlassung einiger epikureischen Religionsspötter in seiner Umgebung einen Freigelassenen mit einem versiegelten Täfelchen, das die Frage enthielt, zu dem Traumorakel des Halbgottes Mopsos. Der Bote, der nach der dortigen Sitte im Tempel eine Nacht zubrachte, träumte, daß ein schöner Mann zu ihm trete und spreche: einen schwarzen — sodann sich entferne. Als er dies dem Statthalter meldete, erschrak derselbe, fiel auf die Kniee, öffnete das Täfelchen und zeigte den Anwesenden seine Frage: werde ich einen weißen oder schwarzen Stier opfern? auch die Epikureer waren bestürzt, der Statthalter aber brachte das Opfer und verehrte fortan den Mopsos.

Doch nichts zeigt so sehr, welcher Selbstbethörung der Wunderglaube fähig war, und macht zugleich so anschaulich, wie leicht und schnell Orakel in Gegenden Eingang und Geltung finden konnten, in denen sie früher unbekannt waren, als Lucians Bericht über das von dem Pseudopropheten Alexander in seiner Vaterstadt Abonuteichos in Paphlagonien eingerichtete angebliche Orakel des Apollo und Aesculap.

Alexander (geb. um 105, gest. gegen 175), schon als Knabe durch Schönheit ausgezeichnet, war von einem Landsmanne des Apollonius von Tyana, einem Arzt, in den Gaukeleien der Magie unterwiesen worden und hatte diesem als Gehülfe gedient. Nachdem er dann mit einem Gefährten Bithynien und Macedonien als Zauberer und Wahrsager durchzogen, wählte er zur Gründung eines eignen Orakels seine Vaterstadt, die dazu durch die krasse Götterfurcht und die Wohlhabenheit ihrer Bewohner besonders geeignet erschien. Erztafeln, von ihm im Apollotempel zu Chalcedon vergraben und wieder aufgefunden, meldeten, daß Apollo mit seinem Sohne Asklepios nach Abonuteichos übersiedeln werde, dessen hocherfreute Bewohner sogleich die Erbauung eines Tempels für den Letzteren in Angriff nahmen. Nachdem sodann ein Sibyllenausspruch verbreitet war, daß Alexander, ein Abkömmling des Perseus und Asklepios, als Prophet erscheinen werde, hielt er selbst, eine imposante und gewinnende Erscheinung, prachtvoll in Weiß und Purpur gekleidet, die Sichel, wie sie einst Perseus geführt, in der Hand, seinen Einzug. Der Gott Asklepios sollte sich in der Gestalt einer Schlange zeigen. Alexander ließ seine Landsleute in dem Wasser, das sich beim Graben der Fundamente des Tempels gesammelt hatte, ein ausgeblasenes Gänseei finden, in dem sich eine kleine Schlange befand; bald darauf wies er eine längst in Bereitschaft gehaltene, große, zahme vor, das schnelle Wachsthum des Gottes erschien nur natürlich. Wenn Alexander sich mit der Schlange um den Hals in einem halbdunklen Raume zeigte, ließ er statt ihres Kopfes einen aus bemalter Leinwand verfertigten Schlangenkopf aus seinem Gewande hervorstehn, der einem Menschengesichte ähnlich war und durch das Ziehen von innen angebrachten Pferdehaaren geöffnet und geschlossen werden konnte. Später wurde auch eine Röhre in den Kopf geführt, durch welche ein Gehülfe den Gott sprechen lassen konnte, doch wurden solche „selbstgesprochene" Orakel nur ausnahmsweise und für hohe Bezahlung ertheilt. Gewöhnlich wurden die Fragen versiegelt eingereicht und ebenso zurückgegeben; beim Eröffnen fand man die Antwort des Gottes darunter geschrieben. Dieser nannte sich selbst Glykon.

Schnell verbreitete sich der Ruf des Orakels in ganz Kleinasien und Thracien, und der Zudrang zu demselben, der während der ganzen Zeit seines Bestehens (über 20 Jahre) nicht abgenommen zu haben scheint, steigerte sich zuweilen so, daß in Abonuteichos Mangel an Lebensmitteln eintrat. Lucian schätzt das Einkommen des Propheten bei einer Gebühr von etwa 1 Mark für den Spruch auf etwa 60 000 Mark jährlich, wovon allerdings ein zahlreiches Personal von Gehülfen aller Art zu besolden war; doch zwei Exegeten räthselhafter Orakelsprüche

mußten dem Propheten aus ihren Einnahmen eine Pacht von je 4800 Mark etwa jährlich entrichten. Oefter verhieß der Gott die Erfüllung der Wünsche der Fragenden, falls der Prophet für sie bitten würde. Nicht selten waren die Fragen in fremden Sprachen wie in der syrischen und der (in Galatien sich als Umgangssprache behauptenden) keltischen verfaßt, und es war nicht immer leicht Leute zu finden, welche dieselben verstanden. Gelegentliche Mißgriffe in der Beantwortung schadeten dem Ansehn des Orakels nicht; seine Göttlichkeit offen zu leugnen, war nicht ohne Gefahr; denn Alexander verstand es, den Schwarm der Gläubigen gegen seine Widersacher (namentlich Epikureer) als „Atheisten und Christen" zu fanatisieren. Die Priester der angesehensten Orakel Kleinasiens machte er sich zu Freunden, indem er öfter die Besucher des seinigen an sie verwies.

Durch Emissäre ließ Alexander auch in andern Provinzen für seinen Gott Propaganda machen, und bald gewann er zahlreiche Gläubige auch in Italien und in Rom selbst. Viele der höchstgestellten und einflußreichsten Männer setzten sich mit ihm in Verbindung. Verfängliche Fragen (d. h. solche, die sich auf den Kaiser oder Staatsangelegenheiten bezogen) behielt Alexander zurück und hatte dadurch die Fragesteller in seiner Gewalt, die seine Verschwiegenheit theuer erkaufen mußten. In dem überaus gottesfürchtigen und abergläubischen P. Mummius Sisenna Rutilianus (consul suff. etwa 157) gewann er einen so blindgläubigen Verehrer, daß der 60jährige Consular sich auf das Geheiß des Gottes Glykon mit einer Tochter des paphlagonischen Schwindlers vermählte, deren Mutter angeblich die Mondgöttin war. Rutilianus war es auch, der den Kaiser Marc Aurel bewog, als ein Opfer, welches den Römern den Sieg sichern sollte, zwei Löwen in die Donau werfen zu lassen, worauf sie freilich eine große Niederlage erlitten (wol unter Furius Victorinus etwa zwischen 167 und 169). Als Lucian bei dem Statthalter von Bithynien (Lollianus Avitus) eine Klage wegen eines von Alexander gegen ihn gemachten Mordversuchs erheben wollte, beschwor ihn dieser davon abzustehn, da er den Schwiegervater des Rutilianus nicht verfolgen könne. Mit den Schrecken des Krieges vereinigten sich damals die verheerenden Wirkungen einer in einem großen Theile des Reichs wüthenden Epidemie, um überall auch das religiöse Bedürfniß und die Glaubensseligkeit aufs höchste zu steigern. Ueberall las man auf den Hausthüren einen von Alexanders Sendboten, die seinen Beistand gegen Seuchen, Feuersbrünste und Erdbeben empfohlen hatten, verbreiteten Orakelspruch, der ein sicheres Schutzmittel gegen jene Pest sein sollte.

Alexander starb im Alter von 70 Jahren in fast unangefochtenem Besitz von Ehre, Macht und Reichthum, und noch nach seinem Tode glaubte man, daß eine Statue von ihm, die auf dem Markt in Parium in Mysien stand, Orakel ertheile. Lucians Berichte, die man als übertrieben ansehn könnte, erhalten volle Bestätigung durch Münzen von Abonuteichos mit den Köpfen der Kaiser Antoninus Pius und Marc Aurel, die auf der Rückseite eine Schlange mit einem Menschenkopfe, zum Theil mit der Beischrift „Glykon" zeigen. Die Legenden dieser Münzen be-

stätigen ferner, daß Alexander, wie Lucian ebenfalls berichtet, (wol bei L. Verus während dessen Aufenthalt in Asien 163—166) die neue Benennung „Ionopolis" für seine Vaterstadt durchzusetzen vermochte, welche sogar die ältere verdrängt und sich in wenig veränderter Form (Ineboli) bis heute erhalten hat. Der erwähnte Münztypus findet sich dort bis in die Zeit des Gallus Trebonianus (251—253), und unter Caracalla und Gordian III auch in Nicomedien, wohin also der Cultus des Gottes Glykon ebenfalls gedrungen sein muß. Andre Zeugnisse für die Verbreitung desselben haben sich in dem (hauptsächlich von Kleinasien aus colonisierten) Dacien und dem obern Mösien gefunden, vielleicht auch in Africa. Zwei in Dacien (Karlsburg in Siebenbürgen) zum Vorschein gekommene Inschriften sind dem Gotte Glykon „auf dessen Befehl" geweiht, eine in Mösien (in Uskub, im türkischen Macedonien) „dem Jupiter und der Juno, dem Drachen und der Drachenfrau und dem Alexander", wonach also Alexander außer der von Lucian erwähnten Schlange noch ein weibliches Exemplar gehabt zu haben scheint.

Wenn ein so plumper Betrug so lange Zeit hindurch ohne ernstliche Bekämpfung und mit so ungeheurem Erfolge geübt werden konnte, so ergiebt sich der Rückschluß auf den Glauben an die anerkannten Orakel und deren Einfluß von selbst. Mehrere derselben waren Traumorakel, wie das des Mopsos und das des Amphilochus zu Mallos in Cilicien, welches dem S. Quintilius Condianus seine und seines Bruders Ermordung durch Commodus in einem Traume (von dem die beiden Schlangen würgenden Herculeskinde) verkündete. Daß aber nicht bloß dort, sondern überall Träume die Zukunft voraussagten, war unter allen Formen des Glaubens an Vorbedeutungen die allgemeinste und die einzige, die selbst ein Theil Derer nicht bestritt, welche den Weissagungsglauben im Uebrigen durchaus verwarfen. Aristoteles und Demokrit gaben das Vorkommen weissagender Träume zu, die aber nicht von den Göttern gesandt, sondern natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen seien; und so neigte auch der ältere Plinius, der alle übernatürliche Offenbarung der Zukunft leugnete, zu dem Glauben an bedeutende Träume. In einem seiner frühern Bücher läßt er die Frage unentschieden, aber in einem spätern berichtet er als unzweifelhafte Thatsache, daß ein Soldat der Kaisergarde in Rom, der durch den Biß eines tollen Hundes wasserscheu geworden war, durch ein Mittel gerettet worden sei, das seiner in Spanien lebenden Mutter ein Traum geoffenbart hatte. Ohne seinen Unfall zu ahnen, hatte sie ihm diesen in einem Briefe mitgetheilt, der gerade zur rechten Zeit ankam, um den Kranken wider alle Hoffnung zu retten. Wenn Plinius sagt, dies vorher unbekannte Mittel, das sich seitdem stets bewährte, habe „Gott" offenbart, so dachte er wol an jenes geheimnißvolle Walten der Natur, das sich auch in den Sympathieen und Antipathieen ihrer Kräfte kund zu geben schien, keinesfalls an die Vorsehung einer persönlichen Gottheit.

Setzt aber der Glaube an weissagende Träume auch den Götter- und Vorsehungsglauben nicht nothwendig voraus, so haben sicherlich immer nur die Wenigsten den einen ohne den andern gehegt, bei der

großen Mehrzahl hat sich der Glaube wie der Unglaube auf beide Gebiete zugleich erstreckt. Demokrits Theorie hat allem Anschein nach selbst bei den Epikureern wenig Eingang gefunden, und sie haben im Allgemeinen mit der Vorsehung auch die Weissagung der Träume, wie alle sonstige geleugnet. Dagegen Allen, die eine Vorsehung annahmen, sagt Origenes, war es gewiß, daß es Erscheinungen im Traume gab, die theils ganz eigentlich göttlicher Natur waren, theils die Zukunft offenbarten, sei es deutlich, sei es in Räthseln. Im Schlafe, sagt der Vertreter des Heidenthums in dem Dialog des Minucius Felix, sehen, hören, erkennen wir die Gottheit, die wir am Tage gottlos leugnen, verschmähen, durch Meineid beleidigen. Namentlich die Stoiker legten den größten Werth auf diese von der Vorsehung den Menschen geschenkte, „eigenthümliche Tröstung eines natürlichen Orakels"; und auch die Christen glaubten, daß nicht bloß von Gott, sondern auch von Dämonen wahre Träume gesendet würden, freilich in der schon erwähnten bösen Absicht, und viel öfter trügerische und unreine. Man wird also nicht sehr irren, wenn man auf die Allgemeinheit und Festigkeit des Götter- und Vorsehungsglaubens aus der Allgemeinheit und Festigkeit auch des Glaubens an Träume schließt.

Ueber diese letztere kann nun aber Niemand in Zweifel sein, der die Litteratur der ersten Jahrhunderte, namentlich die historische auch nur oberflächlich kennt. Selten wird ein großes Ereigniß erzählt, ohne daß zugleich mindestens *ein* Traum mitgetheilt wird, der es ankündigte. Die hervorragendsten Männer räumten Träumen den größten Einfluß auf ihre Handlungen ein, man ließ sich durch sie zu Unternehmungen jeder Art bestimmen; so schrieb Galen über Mathematik, der ältere Plinius seine Geschichte der römischen Kriege in Deutschland in Folge eines Traums. Träume entschieden über die Wahl des Lebensberufs: Galen war zum Studium der Medicin durch einen Traum seines Vaters bestimmt worden. Er ließ sich auch in der Behandlung seiner Kranken vielfach von Träumen leiten, und zwar mit bestem Erfolge. So hatte er einmal auf die Eingebung zweier deutlichen Träume die Ader zwischen dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand geschlagen und das Blut so lange fließen lassen, bis es von selbst aufhörte. Ebenso fest war übrigens sein Glaube an die Wissenschaft des Vogelfluges. Sueton wandte sich an den jüngern Plinius mit der Bitte den Aufschub eines Termins zu erwirken, an welchem er eine Vertheidigung vor Gericht führen sollte, da ein Traum ihm einen unglücklichen Ausgang verkündet habe. Plinius räth die Sache nochmals zu erwägen, da es darauf ankomme, ob Suetons Träume die bevorstehenden Ereignisse oder das Gegentheil bedeuten, er selbst befinde sich im letzteren Falle. August, der nicht bloß seine eigenen Träume, sondern auch die auf ihn bezüglichen Andrer sorgfältig beachtete, ließ sich durch einen Traum bewegen, alljährlich an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte den Vorübergehenden wie ein Bettler die hohle Hand hinzuhalten, und die Kupfermünze in Empfang zu nehmen, die sie ihm reichten. Marc Aurel dankte den Göttern, daß sie ihm in Träumen Verordnungen gegen

Schwindel und Blutspeien gegeben hatten. Ueber die Träume und Vorzeichen, welche die Herrschaft Severs voraus verkündeten, schrieb Cassius Dio ein Buch, und Sever, der auf seine Träume so großen Werth legte, daß er z. B. einen derselben in Bronze ausführen ließ, nahm dasselbe sehr günstig auf. Einst hatte er sich auf eine hohe Warte geführt gesehn, von wo er alles Land und Meer überschaute: er griff hinein wie in die Saiten einer Laute, und Harmonieen tönten ihm entgegen. Auch seine große römische Geschichte begann Dio „auf die Weisung der Gottheit im Traume", und fand den Muth und die Kraft sie fortzusetzen und zu vollenden durch neue Träume, in welchen Tyche (welcher als der Beschützerin seines Lebens er sich ganz geweiht hatte) ihm die Unsterblichkeit verhieß.

Das einzige, aus einer sehr umfangreichen, vorzugsweise griechischen Litteratur auf uns gekommene Traumbuch ist namentlich auch als Beweis dafür interessant, wie sehr die Traumdeutung als eine Wissenschaft anerkannt war, deren Vertreter sich bemühten, auf Grund eines möglichst umfassenden und zuverlässigen Materials die Methode der Auslegung zum höchsten Grade der Strenge und Schärfe auszubilden. Der Verfasser, Artemidor von Daldis (so mochte er sich lieber nennen als nach seiner Geburtsstadt Ephesus, da er dem obscuren Geburtsorte seiner Mutter auch den Ruhm gönnen wollte, einen namhaften Mann hervorgebracht zu haben) lebte gegen Ende des 2. Jahrhunderts und schrieb auf das wiederholte Geheiß des Apollo, der ihm sichtbarlich erschienen war, und auf den Antrieb des Cassius Maximus, eines Mannes von senatorischem Stande, africanischer Abkunft, der auch mit Aristides befreundet war. Auch für Artemidor (der außerdem Schriften über Vogel- und Handbeschauung verfaßte) waren die Träume, welche die Götter „der von Natur prophetischen Menschenseele senden", eine Bethätigung der göttlichen Vorsehung, und seine Gegner setzte er hauptsächlich unter Denen voraus, welche weder an diese, noch an Weissagung überhaupt glaubten. Seine tiefe Ehrfurcht vor dem Walten der Gottheit beweist unter anderm die Warnung, wenn man Träume von den Göttern erbitte, nicht nach Unnützem zu forschen und ja nicht so zu beten, als wolle man ihnen Vorschriften machen, nach dem Traume aber ein Opfer und Dankgebet zu bringen. Er betrachtete den ihm gewordenen Beruf, die Kundgebungen der Gottheit auszulegen, wie ein Priesterthum, seine „Wissenschaft" war ihm heilig. Sein ganzes Leben hatte er an ihre Erforschung gesetzt, Tag und Nacht studiert, alle irgend aufzutreibenden Traumbücher gekauft, und auf seinen Reisen in Kleinasien, Griechenland, Italien und auf den Inseln so viel Fachgenossen als möglich kennen zu lernen und seine Kenntnisse durch Erfahrung zu bereichern gestrebt. Der hohe Begriff von der Wahrheit und Würde seiner Wissenschaft ließ ihn jede Charlatanerie und Künstelei verschmähen. Streben nach Effect bei dem großen Publikum und dem Beifalle gewerbsmäßiger Schönredner, sagt er, habe ihm fern gelegen: sonst wäre es ihm leicht gewesen ebenso gut als Andere blendende und frappierende Dinge zu sagen. Stets bringt er auf einfache und leicht verständliche Erklärungen der Träume,

und verwirft die spitzfindigen und künstlichen, mit welchen den Laien imponiert werde: ja er fand sie gotteslästerlich, weil man damit den traumsendenden Göttern gewissermaßen die Absicht zu täuschen beilege. Stolz war er nur auf die Genauigkeit und Schärfe seiner Auslegung. Von seiner Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit enthält sein Buch zahlreiche Beweise; auch hatte er die Genugthuung, daß, wenn übelwollende und kleinliche Beurtheiler in Bezug auf dessen Vollständigkeit und Ausführlichkeit einige Ausstellungen gemacht hatten, so doch von Niemandem behauptet worden war, daß es an Wahrheit auch nur im Geringsten fehle. Je weniger nun dies Buch (dessen Entstehung und Verbreitung ohne einen gebildeten Leserkreis von gleicher Gesinnung undenkbar ist) — je weniger es auch nur eine Spur von eigentlicher Mystik und Phantasterei zeigt, je consequenter, verständiger und methodischer es ist, desto schlagender beweist es, wie wenig in jener Zeit auch Nüchternheit und selbst ein gewisser Rationalismus den Glauben an eine fort und fort in Wundern sich offenbarende Vorsehung der Götter ausschloß.

Von diesen Wundern waren nun die Heilungen von Krankheiten durch Eingebungen von Träumen die greifbarsten und überzeugendsten, folglich auch diejenigen, die der Glaube am liebsten und häufigsten schuf und die ihm immer neue Nahrung gaben. Diese Wunder vollzogen sich natürlich ganz vorzugsweise auf dem heiligen Boden der Tempel der Heilgötter Aesculap, Isis, Serapis, die dort auch andre Wunder thaten. So versichert Aristides von dem unversieglichen „heiligen Brunnen" im Tempel des Aesculap zu Pergamus, daß durch das Baden in seinem Wasser Viele ihre Augen wieder erlangten, von Brustkrankheiten, Athembeschwerden, Fußverkrümmungen geheilt wurden, daß ein Stummer, der daraus trank, die Sprache erhielt, Manchem schon das Schöpfen aus dem Brunnen Heilung brachte. Auch leibhaft erschien der Gott den Gläubigen keineswegs selten. Origenes beschwert sich, daß Celsus, der die Christen wegen ihres Glaubens an die Wunder Jesu einfältig nennt, ihnen zumuthe zu glauben, „daß eine große Menge von Hellenen und Barbaren (wie sie versichern) den Aesculap nicht als eine Vision, sondern persönlich Heilungen und Wohlthaten vollbringen und die Zukunft vorhersagen gesehn haben und noch sehn". Diesen Aussagen gegenüber beruft sich Origenes auf eine unzählbare Menge Derer, welche die Wunder Christi bezeugen, und fügt hinzu, daß er selbst durch die bloße Anrufung des Namens Gottes und Jesu Menschen von schweren Krankheiten, von Besessenheit und Wahnsinn und vielen andern Leiden habe befreien sehn, „die weder Menschen noch Dämonen heilen konnten". Auch die beiden halbgöttlichen Söhne des Asklepios waren Vielen zu Epidaurus und an andern Orten erschienen. In einer zu Rom inschriftlich erhaltenen Widmung an Pan für Herstellung aus schwerer Krankheit heißt es, daß der Gott dem Geheilten sichtbarlich erschienen war, nicht im Traum, sondern mitten am Tage.

Selbstverständlich aber war in der heidnischen Welt das größere Wunder, daß die Heilgötter in Person zu den Hilfesuchenden herabstiegen, auch das seltnere, und gewöhnlich erfolgten wie gesagt die

Heilungen durch Träume, und zwar ohne Zweifel nicht bloß bei Solchen, die in Tempeln schliefen. Artemidor hat in einem eignen Abschnitte „Von den Verordnungen" auch dies Wunder auf seinen wahren Gehalt zurückzuführen gesucht, indem er es der schmückenden Zuthaten entkleidete, durch welche die geschäftige Phantasie der Gläubigen es zu vergrößern meinte, die aber nach seiner Auffassung der Erhabenheit der Götter unwürdig waren. „In Bezug auf die Verordnungen, sagt er, daß nämlich die Götter den Menschen (im Traume) Behandlungen von Krankheiten verordnen, ist es unnütz Fragen aufzuwerfen. Denn Viele sind in Pergamus, Alexandria und an andern Orten durch Verordnungen geheilt worden, und Manche glauben, daß die Wissenschaft der Heilkunde aus ihnen hervorgegangen sei." Nun aber werden lächerliche und widersinnige Verordnungen berichtet, die niemals geträumt, sondern erdichtet sind. So sollen z. B. einem Kranken im Traume „beißende Mohren" verordnet und damit Pfefferkörner gemeint gewesen sein, weil sie schwarz sind und beißen, einem andern „Jungfrauenmilch" und „Sternenblut", worunter Thau zu verstehn gewesen sei und dgl. Diejenigen, die dergleichen ersinnen, zeigen, daß sie kein Verständniß für die Liebe der Götter zu den Menschen haben. Die wirklich von den Göttern in Träumen gegebenen Vorschriften sind einfach und ohne Räthsel: sie verordnen Salben und Einreibungen, Tränke und Speisen mit denselben Namen, mit denen wir sie nennen; kleiden sie einmal eine Vorschrift in Räthsel, so sind diese stets leicht verständlich. Eine Frau z. B., die eine Entzündung an der Brust hatte, träumte, sie lasse ein Schaf daran saugen, sie legte ein Kraut darauf, das Schafszunge heißt, und genas. Und so werde man immer finden, daß die vorgeschriebenen Curen durchaus nichts der rationellen Medicin Widersprechendes enthalten, daß also die göttlichen Offenbarungen mit den sichern Resultaten der Wissenschaft durchaus übereinstimmen. So träumte z. B. der sehr an der Gicht leitende Fronto (der bekannte Consular und Schriftsteller), der um Angabe einer Cur gebetet hatte, er wandle vor der Stadt umher: und in der That wurde er durch fortgesetztes Umhergehen erheblich gebessert. Aristides erhielt ganz besonders häufig im Traum die Anweisung von Aesculap, zu dichten und Reden zu halten. Wie der Gott einem Faustkämpfer, der damals im Tempel schlief, die Kunstgriffe angab, durch die er einen berühmten Gegner niederwarf, so hat er „mir Kenntnisse und Lieder und Stoffe zu Reden vorgeschrieben und dazu die Gedanken selbst und den Ausdruck, wie die Lehrer den Knaben die Buchstaben". Galen erwähnt, daß Aesculap Vielen, die in Folge heftiger Gemüthsaufregungen leidend waren, verordnet habe Oden, Lieder und Possen zu schreiben; Andern zu reiten, zu jagen und Waffenübungen zu veranstalten, und zwar mit genauer Angabe, in welcher Art die verordnete Uebung vorzunehmen sei. Die Patienten, die sich dem Gott in Pergamus in Behandlung gegeben hatten, unterwarfen sich auch den härtesten Verordnungen, welche sie auf den Rath eines Arztes niemals befolgt haben würden, z. B. sich 15 Tage lang aller Getränke zu enthalten. Galen verdankte dem Aesculap seine Heilung von einem

lebensgefährlichen Geschwür; und Marc Aurel verzichtete auf seine Begleitung im Marcomannenkriege, da der Gott (vermuthlich vermittelst eines Traumes) sich dagegen erklärt haben sollte. Den Tempelschlaf, der noch jetzt in Süditalien und Griechenland häufig in Krankheiten angewendet wird, übernahm die christliche Kirche aus dem Heidenthum: an die Stelle der Traumanweisungen spendenden Götter und Heroen traten die Madonna, der Erzengel Michael und verschiedene Heilige und Märtyrer.

Ausgrabungen im Aesculaptempel zu Epidaurus in den Jahren 1883 und 1884 haben von den sechs Tafeln, auf denen die von dem Gott an den im Tempel schlafenden Kranken vollbrachten Wundercuren berichtet waren, zwei zu Tage gefördert. Diese Aufzeichnungen sind auf den rohesten Wunderglauben berechnet. Außer Heilungen von Lahmen, Blinden und Stummen ist darunter z. B. auch die Genesung einer Frau nach fünfjähriger Schwangerschaft von einem Knaben, der gleich nach der Geburt sich badete und mit der Mutter umherging. Auch fehlt es nicht an Bekehrungen von Leugnern und Zweiflern, sowie an Beispielen der Bestrafung von Frevlern und Solchen, die das Honorar nicht bezahlten. Außer diesen aus vorrömischer Zeit stammenden, von den Priestern verfaßten Wundergeschichten ist auch der Bericht eines gebildeten Mannes aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. über seine dort erfolgte Herstellung gefunden worden. Dieser, M. Julius Apellas aus Mylasa in Karien, der viel krank gewesen war und namentlich an mangelhafter Verdauung gelitten hatte, war von dem Gott (im Traume) nach Epidaurus beschieden worden. Auf der Fahrt erhielt er (bei der Insel Aegina) den Rath, sich nicht so viel zu ärgern; dann in dem Heiligthume selbst zahlreiche Verordnungen über die äußerlich und innerlich anzuwendenden Heilmittel, die zu befolgende Diät und die vorzunehmenden heilgymnastischen Uebungen (wozu auch Schaukeln gehörte); bei der Anweisung, ohne Hilfe des Badewärters zu baden, unterließ der Gott nicht hinzuzufügen, daß er diesem nichtsdestoweniger ein Trinkgeld von einer Drachme geben solle. Als er den Gott gebeten hatte, ihn schneller abzufertigen, war es ihm, als ginge er mit Senf und Salz am ganzen Körper eingerieben aus dem Heiligthum hinaus, ein kleiner Knabe ging mit einem dampfenden Rauchfasse voran, und der Priester sagte: „Du bist nun hergestellt, mußt aber auch das Honorar bezahlen." Später erfolgte noch eine Verordnung von Anis und Oel gegen Kopfschmerz. Der Kranke hatte aber keinen Kopfschmerz. Doch in Folge von zu eifrigem Studieren bekam er Blutandrang nach dem Kopfe, und wurde nun durch das verordnete Mittel davon befreit. „Er befahl mir auch dies aufzuschreiben. Dankbar und gesund reiste ich ab." Von vier an der Stelle des Aesculaptempels auf der Tiberinsel in Rom gefundenen Tafeln enthalten zwei Berichte über Heilungen durch Traumorakel von Blinden, zwei von aufgegebenen Brustkranken.

Auf göttliche Verordnungen in Träumen beziehen sich offenbar auch manche Danksagungen auf römischen Inschriftsteinen für Wiedererlangung der Gesundheit. In der Nähe von Velleja und Placentia war ein

Heiligthum der Minerva, die man „die gedenkende" oder „die Aerztin Minerva" (von Cabardiacus) nannte, weil sie sich in Krankheiten hilfreich erwies. Sie wurde natürlich besonders von Kranken der nächsten Umgegend angerufen, von deren Votivinschriften und Widmungen mehrere sich erhalten haben; eine darunter ist von einem Cohortenpräfecten aus Britannien gesandt, der wahrscheinlich aus jener Gegend gebürtig war. Eine Frau dankt der Göttin, daß sie sie „durch gnädige Gewährung von Arzneien von einem schweren Gebrechen befreit" hatte, eine andre bezahlt ihr Gelübde wegen Wiederherstellung ihrer Haare; ein Mann bringt ihr „silberne Ohren" (für Herstellung von einem Gehörleiden) dar. Dieselbe Göttin hatte einen Tempel in Rom, dessen Lage (in der fünften Region) kürzlich durch zahlreiche, in einem dazu gehörigen unterirdischen Gewölbe gefundene Darstellungen menschlicher Glieder aus Thon (ebenfalls Darbringungen genesener Kranken) festgestellt ist. Aber nicht bloß die Heilgötter, sondern alle Götter konnten wie in jeder Noth so auch in Krankheiten Hilfe gewähren, durch Traumsendungen oder auf andere Weise. So bringt ein Sklave der Pontifices zu Rom laut einer in schlechtem Latein abgefaßten Inschrift der „guten Göttin" (Bona Dea) das Dankopfer einer weißen Kuh für Herstellung des Augenlichts, „nachdem er von den Aerzten verlassen und nach zehn Monaten durch die Gnade der Herrin mit Arzneien geheilt war". Denn wenn die Tradition und der Glaube auch jedem Gott eine seinem Charakter und Wesen angemessene Sphäre der Wirksamkeit und der Gaben vorzugsweise zuschrieb, so galt doch die Macht der Götter als eine unbegrenzte, die auch außerhalb ihres eigentlichen Gebiets eingreifen konnte, wo immer es dem Gotte gefiel, und namentlich galt jeder Gott „stets als aller Hilfe mächtig und wurde um alle Hilfe angegangen, wo er nahe, wo er wohlwollend, wo er verehrt war".

Ueberall, wo der Gläubige eine höhere Einwirkung erkannte, bezog er sie am natürlichsten und unwillkürlich auf den Gott, zu dem er von Jugend auf gebetet hatte, dessen Heiligkeit, Ansehn und Ruhm in Stadt und Land am größten war, dessen Macht er schon selbst erfahren zu haben glaubte. So hatte Aristides Manche sagen gehört, der Gott Asklepios habe ihnen im Sturm auf der See rettend die Hand gereicht. Und wie Asklepios nicht bloß für Alle, die in seinem Tempel Heilung gefunden hatten, sondern auch für die Bewohner der nähern und fernern Umgegend von Pergamus und seinen übrigen berühmten Cultorten, so war für Ephesus die große Diana, für Alexandria Serapis, für Panias Pan, für ganz Lycien Leto, für Nordafrica die „himmlische Göttin" von Carthago u. s. w., überhaupt für jede Gegend der hauptsächlich verehrte Gott der natürlichste Helfer in aller Noth, mochte er nun groß oder gering sein. Pausanias spricht von einem Tempel des Pan unweit Megalopolis in Arkadien und fügt hinzu: gleich den mächtigsten Göttern vermag auch dieser Pan die Gebete der Menschen zur Vollendung zu führen und den Bösen zu vergelten wie es ihnen gebührt. In Stratonicea war neben Zeus (Panamaros oder Panemerios) die am höchsten verehrte Gottheit Hecate. Beide hatten die Stadt von Alters her oft

aus den größten Gefahren errettet; daher beschloß einmal der Stadtrath nach einer noch vorhandenen Urkunde, daß täglich 30 Knaben aus guten Familien, in weißen Kleidern und mit Oliven bekränzt beiden Gottheiten im Rathhause, wo ihre Bildsäulen standen, unter Citherbegleitung einen Lobgesang singen sollten. Außer den Göttern wurden (wie bemerkt) in den griechischen Ländern überall Heroen verehrt; jede Gegend hatte vermuthlich ihren besondern Beschützer und Nothhelfer, dessen Wirksamkeit in dem kleinen Gebiet, auf das sie sich beschränkte, um so erprobter und anerkannter war. Mochten die Ansprüche dieser Heroen auf Verehrung ursprünglich noch so zweifelhafte gewesen sein: wenn ihre Culte einmal Bestand gewonnen hatten, so behaupteten sie sich mit merkwürdiger Zähigkeit; was sich ja auch bei dem des Antinous zeigt. Ob in Athen die (für das zweite vorchristliche Jahrhundert bezeugte) Verehrung des Arztes Aristomachos als „Arzt-Heros" auch in den spätern Jahrhunderten fortgedauert hat, ist unbekannt. Doch dem Skythen Toxaris, der Athen angeblich von einer großen Epidemie befreit hatte, opferte man noch in Lucians Zeit, und sein Grabstein heilte Fieberkranke. Dem T. Quinctius Flamininus ernannte man in Chalcis auf Euböa noch in Plutarchs Zeit einen Priester, brachte ihm Opfer und sang einen ihm zu Ehren gedichteten Lobgesang. Alexander der Große hatte offenbar nicht bloß in Alexandria, sondern auch an vielen andern Orten Tempel und Priester. Noch bis ins 6. Jahrhundert opferten ihm die Bewohner der Oase Augila im Innern von Marmarica, und eine große Zahl von Tempelsklaven war dort seinem Dienste geweiht: erst Justinian bekehrte diese Heiden, und erbaute ihnen eine Kirche der heiligen Jungfrau. Dem Olympiasieger Theagenes opferte man in Pausanias' Zeit nicht bloß auf Thasos als einem Gotte, sondern auch an andern Orten in griechischen und Barbarenländern wurden seine Bildsäulen verehrt und heilten Krankheiten. Oft heftete sich die Verehrung an eine bestimmte Statue eines Heros, die ihre Wunderkraft bewährt haben sollte. In Alexandria Troas standen mehrere Statuen des „Heros Neryllinos" (vermuthlich des Consuls im J. 50 M. Suillius Nerullinus, der die Provinz Asia etwa 67/70 als Proconsul regiert hatte); von einer derselben glaubte man dort (im J. 177), daß sie Krankheiten heile und Orakel ertheile, man opferte ihr, vergoldete und bekränzte sie. Zuweilen beschränkte sich der Glaube an die Wunderkraft eines Standbildes auf die Bewohner eines Hauses, in dem es sich befand: kleine Münzen und Silberplättchen, zum Theil mit Wachs an dessen Beine geklebt, waren Dankopfer Solcher, die durch seine Hilfe das Fieber verloren hatten; ruchlose Sklaven, welche diese frommen Gaben hatten entwenden wollen, waren auf schreckliche Weise umgekommen.

Der Glaube, der so gar nicht durch Zweifel an fortwährenden übernatürlichen Offenbarungen der göttlichen Macht und Güte beirrt wurde, mußte um so bereiter sein, auch in allen dem nüchternen Sinne natürlich oder zufällig erscheinenden Erlebnissen und Ereignissen die waltende Hand der Vorsehung zu erkennen: denn das eigentliche Wunder

war ja auch nur eine von ihren unabläſſig in Leben und Natur eingreifenden Machtäußerungen, freilich die augenfälligſte und überzeugendſte, gleichſam ihre durch hundertfältige unmerkliche Uebergänge vermittelte Culmination, und ſein Begriff kein feſter, ſeine Anerkennung ſubjectiv, durch das Gefühl der Gläubigen bedingt, alſo unendlich verſchieden. Von den Göttern, die allein das Wunder wirken konnten, von ihnen allein konnte auch alles Gute kommen, vom kleinſten bis zum größten. Epictet ſchilt die Akademiker, die wie alles Uebrige ſo auch das Daſein der Götter in Frage ſtellten: „wahrlich das ſind dankbare und ehrfürchtige Menſchen, die, wenn nichts Anderes, täglich ihr Brot eſſen und doch auszuſprechen wagen: wir wiſſen nicht, ob es eine Demeter, Kore und Pluto (die Götter der Saat) giebt! Um nicht zu ſagen, daß ſie an Tag und Nacht, am Wechſel der Jahreszeiten, den Geſtirnen, dem Meer, der Erde und dem Beiſtande der menſchlichen Geſellſchaft ihren Antheil haben, ohne daß dies Alles auf ſie nur den geringſten Eindruck macht, ohne daß ſie ſich darum kümmern, welch ſchwere Folgen ihre Zweifel für die Sittlichkeit anderer Menſchen haben können."

Allerdings leugneten auch unter den Stoikern manche den Nutzen des Gebets, oder mahnten wie Marc Aurel, daß man der Gottheit ſeine Gebete anheimgeben und nur um das wahrhaft Gute bitten ſolle; ebenſo Juvenal: die Götter lieben den Menſchen mehr als ſich ſelbſt, ſie wiſſen, wenn wir in unſerer Blindheit um eine Gattin, die Geburt eines Sohnes bitten, welche Folgen die Gewährung unſerer Bitten für uns haben werde; wolle man zu ihnen beten, ſo ſei es um einen „geſunden" Geiſt in einem geſunden Leibe. Der jüngere Plinius ſagt, die Götter erfreuen ſich mehr an der Schuldloſigkeit der Betenden als an wohlgeſetzten Gebeten, ihnen iſt Der gefälliger, der mit reinem Herzen, als Der, welcher mit einer wol eingeübten Litanei in ihre Tempel tritt.

Doch dieſe Erinnerungen beſtätigen nur die Allgemeinheit des Gebets, und wer möchte zweifeln, daß die große Mehrzahl der Gläubigen nicht bloß bei jedem Unternehmen und Anliegen ſich an die Götter wandte, ſondern auch in regelmäßigen Gebeten ihnen Verehrung und Dankbarkeit bezeigte, und ſich und Andre ihrem Schutz empfahl? Seneca vermochte ſogar den Fatumsglauben mit dem Glauben an Gebetserhörungen zu vereinigen. Man würde nicht überall die Stimmen der Betenden und Gelübde Thuenden vernehmen, wenn man nicht wüßte, daß die Götter Wohlthaten nicht bloß freiwillig, ſondern auch auf Bitten gewähren. Sie haben Manches ſo in der Schwebe gelaſſen, daß es zum Guten ausſchlagen kann, wenn Gebete und Gelübde hinzukommen. Wie Juvenal hat auch Perſius die thörichten Gebete der meiſten Menſchen zum Gegenſtand einer Satire gemacht. Nicht der Bildner, ſagt Martial, ſondern der Beter zeigt die Götter wie ſie wirklich ſind (gnädig und gütig). Plutarch glaubte ausdrücklich erinnern zu müſſen, man möge nicht glauben mit dem Gebet Alles gethan zu haben, ſondern ſeine Erhörung und die Hilfe der Götter nur dann erwarten, wenn man ſich ſelbſt helfe. Wenn die in Jeruſalem belagerten Juden am Sabbath unbeweglich blieben, auch als die Römer ſchon die

Leitern zum Sturme ansetzten, so waren sie in die Bande des Aberglaubens geschlagen. Gott ist die Hoffnung des Muthes und der Kraft, nicht eine Entschuldigung für die Feigheit. Der Steuermann auf stürmischem Meer fleht freilich um Entrinnen, und ruft die rettenden Götter an, aber zugleich stellt er das Steuer, läßt die Raaen herab, und zieht die Segel ein.

Könnte irgend ein Zweifel darüber entstehn, daß, wie die Gewährung jedes Guts so auch die Abwendung jedes Uebels, jeder Noth und Gefahr, auch in jenen Jahrhunderten fort und fort von den Göttern erbeten und ihnen verdankt wurde, so würde dies schon allein die unübersehbare Menge von Denkmälern und Inschriftsteinen religiösen Inhalts beweisen, die über den ganzen weiten Boden des römischen Reichs verstreut sind. Sie bezeugen tausendfältig, daß der Glaube an die allgegenwärtige, Welt und Menschenschicksal lenkende Vorsehung der seit dem graueſten Alterthum verehrten, so wie der erst in neuern und neuesten Zeiten bekannt gewordenen Götter, in den Gemüthern der Bevölkerungen fortlebte; daß er Hohen wie Niedern, Hochgebildeten wie Einfältigen, in Nöthen und Bedrängnissen jeder Art Trost und Hoffnung gab. Immerhin mag ein beträchtlicher Theil dieser Gebete, Gelübde, Danksagungen, Verehrungen und Anbetungen äußerlicher Anbequemung an die Formen des herrschenden Cultus, gedankenloser Gewohnheit, bewußter Heuchelei seinen Ursprung verdanken: in überwiegender Mehrzahl sind diese Steine ebenso viele unverdächtige Zeugnisse eines aufrichtigen, naiven und innigen Glaubens. Wenige Beispiele aus ihrer unermeßlichen Fülle werden genügen, um die Natur dieses Glaubens anschaulich zu machen.

Es liegt im Wesen des Polytheismus, daß sich Verehrung, Bitte und Dank in der Regel nicht an die Gesammtheit der göttlichen Mächte wandte, sondern wie im Heiligencult an einzelne, und die Wahl der einzelnen Götter war wie gesagt theils durch deren Machtsphäre und die ihnen vorzugsweise zugeschriebene Wirksamkeit und Gaben, theils durch locale und individuelle Gründe bedingt. Die letztern sind selbstverständlich nicht immer mit Sicherheit nachweisbar. Wenn ein Unternehmer von kaiserlichen und Staatsbauten der „heiligen himmlischen guten Göttin" (Bona Dea) dankt, daß er mit ihrer Hilfe die unterirdische Führung eines Arms der Claudischen Wasserleitung vollendet habe (und seinen Dank durch Herstellung einer alten zerfallenen Kapelle bezeigt), so ist die „gute Göttin" hier wol (wie öfter) als Beschützerin des Ortes oder des Baues gedacht. Wenn auf einem Steine bei Coblenz (spätestens aus der Zeit der Antonine) Jemand für Befreiung von schrecklichen Qualen des Körpers und Geistes dem Mars dankt, so ist unter diesem wol ein keltischer Landesgott zu verstehn.

Daß Dank und Bitte in unzähligen Fällen eher an Landes- und Localgottheiten gerichtet wurde als an diejenigen, in deren Machtsphäre die erbetene Wirkung lag, ist selbstverständlich. So wird einmal zu Smyrna der Dank für Herstellung von einer Epidemie nicht an die Heilgötter, sondern an den Flußgott Meles gerichtet. Dem Genius

einer Stadt in Numidien stiftete Jemand eine Statue oder ein Heiligthum für 8000 S. an der Stelle, „an welcher er die Hilfe seiner göttlichen Macht gespürt hatte". Nicht bloß die Einheimischen, auch die Fremden verehrten natürlich die Gottheit, in deren Bereich sie verweilten, und empfahlen sich ihrem Schutze. Ein römischer Kaufmann, der mit seinem Thongeschirr nach Britannien handelte, bringt auf der Insel Walcheren der dortigen Göttin Nehalennia „wegen Erhaltung seiner Waaren in gutem Zustande" sein Gelübde dar. Ein kaiserlicher Hausbeamter T. Pomponius Victor, der als Procurator des kaiserlichen Vermögens zu Axima in den grajischen Alpen (an der Straße von Lemens nach Aosta) stationiert, und wahrscheinlich zu häufigen Dienstreisen verpflichtet war, richtet ein zierliches poetisches Dankgebet an den Waldgott Silvanus (dessen Bild in der Höhlung einer heiligen Esche als einer natürlichen Waldkapelle eingeschlossen war) für den ihm bisher gewährten Schutz, und verspricht ihm tausend große Bäume zu weihen, wenn er ihn mit den Seinen wohlbehalten nach Rom zurückbringen werde.

Von der Verehrung der nicht römischen Landesgottheiten in den westlichen und nördlichen Provinzen durch die dort ansässigen oder verkehrenden Römer ist bereits die Rede gewesen. Unter den keltischen Göttern war der (von ihnen mit Apollo identificierte) Belenus einer der größten, seine Verehrung war in allen Wohnsitzen der Kelten und darüber hinaus auch unter den Römern verbreitet, wie die bei Autun, Vienne, Venedig, Aquileja gefundenen Votivinschriften bezeugen. Als im Jahr 238 der Kaiser Maximinus mit aller Macht die Stadt Aquileja belagerte, wurde der Muth der Vertheidiger durch die Zuversicht auf die Hilfe des einheimischen Gottes Belenus aufrecht erhalten, und auch die Belagerer sahen oft seine Gestalt über der Stadt in der Luft schweben. Herodian läßt es unentschieden, ob sie ihnen wirklich erschienen war, oder ob sie nur durch die Erdichtung seines wunderbaren Beistandes die Schande der Niederlage von sich abwälzen wollten. Doch fügt er hinzu, „der unerwartete Ausgang lasse Alles glauben", und auch eine bewußte Erdichtung beweist die Verbreitung des Glaubens an die sichtbare Hilfe der Götter, ohne den sie sinnlos gewesen wäre.

Auch Reisende und Wanderer beteten im fremden Lande zu den Localgöttern und brachten an jeder ihnen geheiligten Stelle ihre Verehrung dar. Fromme Wanderer, sagt Apulejus, verweilten, wo sie auf ihrem Wege einen heiligen Hain antrafen oder einen blumenbekränzten Altar, eine laubumschattete Höhle, eine mit Hörnern (von Opferthieren) behängte Eiche, eine mit deren Fellen geschmückte Buche, einen eingehegten Hügel, einen mit der Axt zum Bilde behauenen Baumstumpf, einen von Opferspenden dampfenden Rasen, einen mit Wohlgerüchen beträufelten Stein. Wenn der Fremde schon an diesen Stätten eines einfach ländlichen Cults seine Andacht verrichtete, so forderte um so unwiderstehlicher die in großen Naturerscheinungen waltende göttliche Macht zur Anbetung auf. „Dem höchsten besten Jupiter, dem Genius des

Orts und dem Rhein" löste zu Remagen ein römischer Gefreiter sein Gelübde, laut einem im Jahr 190 gesetzten Stein, der nicht der einzige dieser Art ist. Aber überall war man wol in der Fremde, den Gefahren und Wechselfällen der Reise ausgesetzt, doppelt „der Götter eingedenk", freilich auch der heimischen. Ein Stein von Urbisaglia hat die Erinnerung eines Geschenks aufbewahrt, das ein kaiserlicher Freigelassener, T. Flavius Maximus „den Göttern und Göttinnen von Urbssalvia" aus dem Orient sandte. Dagegen löst in Nemausus (Nimes) ein aus Berytus gebürtiger Primipilus sein Gelübde dem Gotte seiner Heimath, dem Jupiter von Heliopolis, doch zugleich auch dem Gotte Nemausus. Denn am unmittelbarsten fühlte man sich doch immer zur Verehrung der Götter aufgefordert, denen man nahe war, und daher sind die Inschriften von Reisenden, die sich dem Schutz und der Huld der Landesgottheiten empfehlen, zahlreich. Am überwältigendsten scheinen die uralten kolossalen Heiligthümer Aegyptens auf den religiösen Sinn der fremden Besucher des Landes gewirkt zu haben, wie die an den meisten Orten zu beiden Seiten des Nil auf Tempeln, Obelisken, Pylonen u. s. w. eingehauenen Inschriften von Reisenden bezeugen. Zu Talmis (Kalabsche) in Nubien bringt im Jahre 84 eine Anzahl von dorthin commandirten römischen Centurionen und Soldaten dem in dieser Gegend verehrten Sonnengott Mandulis in einer im Vorhofe seines Tempels angebrachten Inschrift ihre Huldigung dar.

Aber auch als Götter einer bestimmten Wirksamkeit wurden die Götter natürlich häufig angerufen, weil und in sofern sie diese an einem gewissen Ort ausübten. So z. B. löst in Alba Julia (Karlsburg am Marosch) ein römischer Veteran sein Gelübde „nach einem Traumgesicht" zugleich im Namen seiner Frau und Tochter für die Wiederherstellung des Augenlichts „dem Aesculap und der Hygiea und den übrigen Heilgöttern und -göttinnen dieses Orts". In vielen Fällen war die Wirksamkeit des Gottes eben an ein bestimmtes Local gebunden. So richtet sich selbstverständlich der Dank der in einem Bade genesenen Kranken an die Nymphen dieser Quelle; bei vielen Bädern sind Votivtafeln römischer Besucher gefunden worden, zahlreich unter andern auf Ischia für Apollo und „die Nymphen der Nitrumquellen". Andere Heilquellen, bei denen sich Nymphenінschriften gefunden haben, sind z. B. die von Les Fumades (Dep. du Gard), Warasdin-Teplitz, Tüffers bei Cilli, Bagnères de Bigorre, Lopresti haspól u. a. Eine bei dem heißen Bade zu Vif gefundene Votivtafel ist den „Geistern des ewigen Feuers" geweiht. Bei den noch heute so genannten Herculesbädern in Siebenbürgen richtet sich der Dank an den „heilbringenden Hercules" als den Gott, der auf seinen Weltwanderungen der Entdecker aller warmen Quellen wurde. Ein Jäger, den die Bäder der Solfatara bei Tivoli von einer Gelenkgeschwulst (der Folge einer Verwundung durch den Zahn eines etrurischen Ebers) befreit hatten, ließ zum Dank dafür, daß er wieder zu Pferde steigen konnte, der Gottheit der Quelle (Lymfa) seine marmorne Reiterstatue aufstellen. Den Nymphen dankte man auch für die Auffindung neuer Quellen (oder deren Gottheiten wurden

als die „neuen" oder „neu entdeckten Nymphen" verehrt), oder für die Wiederkunft einer versiegten Wasserader. Ein Magistrat von Lambäsis in Numidien weihte einen Altar besonders aus Freude darüber, daß im Jahr seiner Amtsführung die Nymphe „unsere Stadt Lambäsis mit reichlichem Strome getränkt hat". Eine Inschrift bei Auzia in Mauretanien meldet die Darbringung einer Opfergabe an den Geist eines Berges, „der die Gewalt der Stürme von unserer Vaterstadt abhält". Bei den alten Marmorbrüchen von Martignac in der Nähe der Pyrenäen spricht eine Votivtafel den Dank zweier römischer Unternehmer oder Besitzer, „welche zuerst von dort Säulen von zwanzig Fuß Länge brachen und ausführten", „dem Silvanus und den Geistern der Nimidischen Berge" aus. Auch ein in Britannien dienender Reiteroffizier, der sein Gelübde dem Silvanus löste, weil er ihn einen gewaltigen Eber fangen ließ, den viele seiner Vorgänger nicht erbeuten konnten, dachte sich den Waldgott doch sicherlich in diesem Walde hausend. Ihm brachten auch Holzsäger und Holzhändler ihre Verehrung dar. Ein Legat der 7. Legion errichtete bei deren Standquartier (Leon in Asturien? Gallizien?) etwa in der Zeit Trajans der Diana einen Tempel, „damit er flüchtige Rehe, Hirsche, borstige Eber und die Nachkommenschaft waldbewohnender Pferde mit dem Wurfspieß zu treffen vermöge", und brachte ihr von seiner Jagdbeute Eberzähne, Hirschgeweihe und ein Bärenfell dar. Der Göttin von Turobriga danken Inschriften an verschiedenen Orten in Spanien für Wiedererlangung der Gesundheit; an dieselbe wendet sich aber auch Jemand in Emerita in Lusitanien mit der Bitte den Dieb von 6 Tuniken, 2 leinenen Ueberziehmänteln, 1 Hemde u. s. w. zu bestrafen. Dem Gott Nodon (im südwestlichen Britannien) verspricht Jemand, der einen Ring verloren hat, im Falle der Wiedererlangung die Hälfte desselben zum Geschenk. Er fügt einen sehr ungrammatisch gefaßten Satz hinzu: „Wenn unter Denen, welche sich jetzt des Rings erfreuen, des Senicianus Name ist, so wolle ihm nicht eher Gesundheit verstatten, als bis er den Ring zu deinem Tempel bringt".

Wenn die Zahl der Götter, die an bestimmten Orten entweder in allen Fällen oder wenigstens vorzugsweise angerufen wurden, ungemein groß war, weil sie mindestens der Zahl der angeseheneren Cultusorte und -stätten gleichkam, wurde doch auch anderseits überall jeder Gott um die Hülfe oder Gabe angefleht, die er nach dem Glauben vor allen andern zu gewähren vermochte. Dies gilt nicht bloß von den großen, sondern auch von den geringen und geringsten Göttern. Selbst der Cultus jener zahllosen Schutz- und Hülfsmächte der altrömischen Religion dauerte vielfach fort, deren Walten sich nur auf einzelne Momente oder auf engbegrenzte Gebiete erstreckte, und deren Dienste sich der christliche Glaube durch Engel verrichtet dachte. Zahlreiche Zeugnisse für die Verehrung dieser so untergeordneten und momentan wirkenden Schutzgeister kann man natürlich nicht erwarten. Doch da Tertullian bezeugt, daß immer noch der Tag, an dem das Kind zum ersten Mal auf dem Boden feststand, der Göttin Statina heilig war, so darf man annehmen, daß auch andere von jenen Gottheiten, welche die wichtigsten Momente des

Menschenlebens behüteten, im Volksglauben noch fortlebten. Noch immer schwuren Fuhrleute und Maulthiertreiber bei der (ursprünglich keltischen) Pferdegöttin Epona, die ihre kleine Kapelle in einer Nische des Hauptbalkens zu haben pflegte, welcher die Decke des Stalles trug. Dort wurde ihr Bild an Feiertagen mit Rosen und andern Blumen bekränzt; auch Bildwerke, die sie darstellen, für Ställe ausgeführt, sind noch vorhanden. An Orten, wo böse oder erstickende Dünste aus dem Boden aufstiegen, wie bei Benevent, Cremona und anderwärts, verehrte man die Göttin Mefitis.

Wie gern aber auch das Volk an den zahllosen dienenden Gottheiten festhalten mochte, weil sie mit ihrer geringen, doch genau bestimmten und darum sehr deutlichen Wirksamkeit einem Theil der Gläubigen näher standen, und ihrem Bedürfnisse mit der übersinnlichen Welt zu verkehren mehr entsprachen als die obern Götter, deren Allmacht und Majestät das menschliche Herz eher in scheuer Entfernung hielt: so blieben doch immer diese als gewaltigste, die Welt regierende, die Vorsehung ganz eigentlich ausübende Mächte die überall am höchsten verehrten, am allgemeinsten angerufenen. Ueberall betete der Soldat zum Vater Mars, der Seefahrer zum Neptun, der Kaufmann und Gewerbetreibende, auch der sorgsame Haushalter zum Mercur, „dem Lenker der Gewinne und Erhalter", der Handwerker und Künstler zur Minerva, der Landmann zur Ceres, kreisende Frauen zur Diana und Lucina; getrennte Liebende in Griechenland zu dem Liebesgott; in einem Dialog Plutarchs erzählt einer der Sprecher, wie seine Eltern bald nach ihrer, durch einen Familienzwist lange verzögerten Hochzeit nach Thespiä wallfahrteten, um ihrem beiderseitigen Gelübde gemäß, dem Eros zu opfern. Die Götter wurden um so öfter angerufen, je umfassender ihre Machtsphäre und je allgemeiner ihre Verehrung war. Herakles, den unbesiegten Ueberwinder aller Schreckniss und Gefahren rief man im Osten in jeder Bedrängniß zu Wasser und zu Lande, in Seegefahr und Krankheiten an.

Doch die meisten Gebete richteten sich ohne Zweifel überall an den höchsten Gott. Zu ihm betete man als dem Donnerer, dem Blitzschleuderer, dem Herrn der himmlischen Wetter, des heitern Himmels: in langer Dürre zogen Processionen von Frauen mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren auf eine Höhe, und flehten ihn um Wasser an. Auf Bergeshöhn fühlte man sich ihm vor allem nahe, dort huldigte man ihm als dem Jupiter des Vesuv, des Apenninus u. s. w. Auf der Paßhöhe des großen Bernhard, dessen Umwohner (die keltischen Veragrer) in Hannibals Zeit den Gott Pöninus verehrten, stand bis ins 11. Jahrhundert zwischen dem (seit 926 dem h. Bernhard geweihten) Hospiz und dem 8 Monate im Jahr gefrorenen See, in dem zahlreiche Weihgeschenke und Münzen gefunden sind, der neu entdeckte Jupitertempel, von welchem der Berg ehemals den Namen Mont-Joux (Mons Jovis) führte. Dort, „wo die Schrecken des Gebirges dem Wandrer in ungleich stärkerem Maße als auf den übrigen Pässen entgegentreten", sind außer 1600 Münzen und zahlreichen andern Weihgaben 50 bronzene

Votivtafeln von Soldaten und andern römischen Reisenden gefunden worden, die dem höchsten gütigsten Jupiter Pöninus ihr Gelübde für glückliche Hin- und Rückreise lösten. Aber nicht die Natur allein lenkte sein allmächtiger Wille; er war zugleich der „Lenker der göttlichen und menschlichen Dinge und Herr der Geschicke", und als solcher Schützer, Erhalter, Sieger, Schlachtengott und Friedensbringer, überhaupt Vollender jedes Beginnens, Helfer in jeder Noth und Gefahr. Es gab kein großes oder kleines, öffentliches oder privates Anliegen, das ihm nicht anbefohlen, kein Ereigniß, in dem nicht die Offenbarung seiner Allmacht erkannt werden konnte. Ein hoher Beamter von senatorischem Stande löst in Campanien dem Jupiter sein Gelübde, „weil er an diesem Orte eine dringende Gefahr bestanden und seine Gesundheit wieder erlangt hat"; ein Verwalter des vornehmen Hauses der Roscier als dem Erhalter der Besitzungen dieser Familie (in der Gegend von Brescia). In Apollonia in Phrygien weihte ihm ein Galater einen Altar, an dem sich zwei Ochsen in Relief befanden, zum Dank dafür, daß der Gott Menschen und Vieh in einer Hungersnoth am Leben erhalten, den Darbringer in sein Vaterland zurückgeleitet, seinem Sohne bei den Trokmern Ansehn verliehen hatte. Ein Bewohner von Apulum (Karlsburg am Maroſch) löste ihm sein Gelübde „für sein und der Seinigen Heil", weil er (durch ihn) aus der Gewalt der Carper befreit worden war, die im 3. Jahrhundert häufig in die Provinz Dacien einfielen. In der etruskischen Stadt Tuder hatte einst „ein verruchter Sklave der Commune" „mit abscheulicher Arglist" eine Tafel mit den Namen sämmtlicher Decurionen (Stadträthe) in einem Grabe vergraben, um dieselben so den Mächten der Unterwelt zu weihn. Aber der höchste Gott hatte durch seine Macht das Verbrechen an den Tag gebracht, den Thäter der Strafe überliefert, und Stadt und Bürgerschaft von der Angst vor den drohenden Gefahren befreit. Darum löste ein von der Stadt besonders ausgezeichneter Freigelassener sein Gelübde für das Wohl der Stadt, des Stadtraths und des Volks von Tuder „dem höchsten besten Jupiter, dem Bewacher und Erhalter".

Diese römischen Inschriftsteinen entnommenen Beispiele zu häufen würde überflüssig sein; die gewählten werden genügen, um die Natur des Glaubens an eine durch die Gottheit geübte Vorsehung anschaulich zu machen; ihre Masse, Mannigfaltigkeit und Verbreitung über alle Theile der römischen Welt läßt eine im Großen und Ganzen entsprechende Verbreitung des Glaubens annehmen, den sie bezeugen: wenn auch immerhin ein beträchtlicher Theil dieser Denkmäler von Ungläubigen oder Indifferenten herrühren mag, welche die Erhaltung der herrschenden Cultusformen durch ihre Anerkennung unterstützen oder sich nicht zu ihr in Widerspruch setzen wollten. Eine solche Anbequemung oder Nachgiebigkeit konnte aber nur gegenüber einem Glauben stattfinden, dessen Herrschaft unbestritten war. Auch gibt es gegen die Thatsache dieser Herrschaft kein einziges Zeugniß in der gesammten griechischen und römischen Litteratur dieses Zeitraums, wol aber manche unverwerf-

liche, die sie ausdrücklich bestätigen. Allerdings ist wegen der großen Verbreitung des Epikureismus glaublich, daß die Zahl der Leugner der Vorsehung an sich beträchtlich war, aber das Verhältniß dieser Ungläubigen zu den Gläubigen auch nur annähernd zu bestimmen, war selbst für den sorgfältigsten und weitblickendsten Beobachter in jener Zeit ebenso unmöglich als in irgend einer andern; und die unbestimmten Ausdrücke der Schriftsteller, die über die religiösen Zustände der Mitwelt sich im Allgemeinen äußern, sagen uns nichts, was wir nicht ohnedies schon wüßten. Wenn Plinius sagt, daß ein Theil der Menschen keine Rücksicht auf die Götter nehme, daß der blinde Zufall als Gottheit verehrt werde; und Juvenal, daß nach Manchen alles vom Zufall abhänge, kein Lenker sondern die Natur den Gang der Weltordnung regele; oder der Jude Philo, daß nach dem Glauben Vieler alles in der Welt sich ohne höhere Leitung aus eigner Kraft bewege und Gesetze und Sitten, Rechte und Pflichten der Menschen einzig und allein der menschliche Verstand festgesetzt habe: so sind dies nur ungenaue Umschreibungen der Epikureischen Lehre, die auch Tacitus als die Ansicht, daß in den menschlichen Dingen der Zufall walte, dem stoischen Vorsehungsglauben entgegenstellt. Der Glaube an ein unabänderliches Fatum, dessen weite Verbreitung er sowol als Plinius bezeugt, schließt den Vorsehungsglauben keineswegs aus, wie denn auch bekanntlich die stoische Schule den einen mit dem andern zu vereinigen wußte. Auch bei Plutarch, der in einer eignen Schrift Aberglauben und Unglauben als die entgegengesetzten Abirrungen von der wahren Frömmigkeit behandelt hat, sind unter den Atheisten hauptsächlich Epikureer zu verstehn; eine Andeutung über das Verhältniß ihrer Zahl zu der der Gläubigen gibt er nicht; doch wenn er, dessen religiöse Richtung dem Aberglauben so nah verwandt war, trotzdem den Atheismus für den minder schädlichen Irrthum erklärt, so kann man kaum glauben, daß er von seinem Umsichgreifen eine Gefahr für die Religion befürchtete: hätte sich die materialistische Weltanschauung in einer Besorgniß erregenden und das fromme Gefühl beleidigenden Weise breit gemacht, so würde Plutarch sie schwerlich als eine natürliche Reaction gegen das Uebermaß der Superstition anerkannt und so milde beurtheilt haben.

Daß der Glaube an die Götter allgemein, der Gottesleugner sehr wenige waren, sagt nicht bloß Maximus von Tyrus, sondern auch Apulejus: „die in die Philosophie uneingeweihte Masse der Unwissenden, der Heiligkeit ledig, der wahren Erkenntniß baar, arm an Frömmigkeit, untheilhaftig der Wahrheit, mißachtet die Götter theils durch überängstliche Verehrung, theils durch trotzige Verschmähung, jene im Aberglauben, diese im Unglauben, jene voll Furcht, diese voll Selbstgenügsamkeit. Denn diese Gesammtheit der hoch im Aether wohnenden, von menschlicher Berührung abgeschiednen Götter verehren, doch nicht in gebührender Weise, die Meisten; es fürchten sie Alle, doch aus Unkenntniß; es leugnen sie Wenige, doch aus Gottlosigkeit.“ Hiernach erschien also mindestens damals die Zahl der Atheisten und Materialisten, wenn auch an und für sich nicht gering, doch der Masse der Gläubigen gegenüber als eine

kleine Minorität: und diese Ansicht bestätigt im Wesentlichen Lucian, dessen Zeugniß um so schwerer ins Gewicht fällt, da er ohne Zweifel sehr viel lieber die entgegengesetzte Wahrnehmung constatirt hätte. Er läßt die um ihre fernere Verehrung besorgten Götter eine öffentliche Disputation zwischen einem Epikureer als Leugner und einem Stoiker als Vertheidiger des Vorsehungsglaubens anhören, wobei der letztere die schimpflichste Niederlage erleidet. „Aber, sagt Hermes, was ist denn dabei für ein großes Uebel, wenn nur Wenige mit dieser Ueberzeugung nach Hause gehn? Denn groß ist die Zahl Derer, welche die entgegengesetzte Ansicht haben, die Mehrzahl der Hellenen, die große Masse, und alle Barbaren."

Wie viele Erweiterungen auch die antike Götterwelt durch die massenhafte Aufnahme orientalischer und barbarischer Gottheiten erfahren hatte, so war doch im Verhältniß der Gläubigen zur Gottheit keine Veränderung eingetreten. Für die menschliche Schwäche und Hilflosigkeit, die nach Plinius' richtigem Ausdruck die Gottheit nicht anders als durch Auflösung in unzählige Einzelwesen begreifen konnte, war durch Vermehrung und Vermannigfaltigung der göttlichen Personen der Verkehr mit der höhern Welt eher erleichtert als erschwert. Nicht bloß der Glaube an eine durch die Götter geübte Vorsehung blieb der ungeheuren Mehrzahl der Menschen unentbehrlich, sondern das Glaubensbedürfniß dieser Mehrzahl forderte und schuf unaufhörlich das Wunder, und es waren nicht allein die Weiber und die große Menge, wie der aufgeklärte Strabo meinte, die der „Legenden und Wundergeschichten" bedurften. Aber auch daß, so weit sich die römisch-griechische Cultur erstreckte, die aus der Verschmelzung der beiden Religionen hervorgegangene Götterwelt trotz des Ansehns der neuen Götter im Großen und Ganzen die Herrschaft behauptete, und trotz aller Mischungen sich in den Gemüthern der Menschen immer von Neuem herstellte: auch das wird sich hoffentlich aus der bisherigen Darstellung ergeben haben.

Zum Schluß ist hier noch der Cultus in Betracht zu ziehn, dessen Wirkung auf unaufhörliche Kräftigung und Neubelebung des Glaubens sehr hoch angeschlagen werden muß. Selbst eine völlige Ueberschwemmung des Occidents durch die Religionen des Ostens hätte den Glauben an die alten Götter nicht zu entwurzeln vermocht, so lange überall ihre Culte in den überlieferten Formen fortdauerten, die mit dem ganzen öffentlichen und Privatleben im innigsten Zusammenhange standen, allen bedeutenden Momenten des einen wie des andern Weihe und Verklärung gaben, und Sinn, Gemüth und Phantasie aufs mannigfachste fort und fort in Anspruch nahmen und fesselten. So lange überall die Tempel „mehr erhaben durch die persönliche Gegenwart der sie bewohnenden Gottheiten als durch Schmuck ausgezeichnet und an Geschenken reich" die Beter einluden; so lange sehr zahlreiche Feiertage, Festlichkeiten und religiöse Ceremonien aller Art, als Opfer, Processionen, Bittgänge, Schauspiele, an die Macht, Größe und Herrlichkeit der Götter so wie an ihr Verhältniß zu den Menschen fortwährend aufs eindringlichste

erinnerten: so lange konnte der Glaube der Menschen unmöglich von den Bahnen weichen, die ihm die ehrwürdige Ueberlieferung so vieler Jahrhunderte vorzeichnete, und die unzählige Generationen als die zur Wahrheit führenden erprobt hatten.

Nicht bloß die Fortdauer aller angesehenen römischen und griechischen Gottesdienste bis in das späte Alterthum ist eine unbestrittene Thatsache, sondern auch die Erhaltung obscurer und localer Culte, so wie unverständlich gewordener religiöser Ceremonien, Gebräuche und Formen durch zahlreiche Nachrichten für so verschiedene Länder bezeugt, daß bei einer so ungemein zähen Lebenskraft der religiösen Ueberlieferung eine große und wesentliche Verminderung ihres Bestandes im Laufe der Jahrhunderte überhaupt als undenkbar erscheint.

Das römische Ritual hat sich mindestens zum großen Theil bis in die letzten Zeiten des Alterthums in Formen erhalten, die einer jenseit der Anfänge der römischen Geschichte liegenden Zeit ihren Ursprung verdanken, und auf jenen urältesten Anschauungen der Götterwelt beruhn, die in Latium lange vor der Ueberfluthung der römischen Religion durch die griechische geherrscht hatten. Die liturgischen Gesänge, auch den Priestern selbst, die sie Jahr für Jahr vorschriftsmäßig absangen, zum Theil unverständlich, enthielten die Anrufungen der Götter mit den längst verschollenen Namen, mit denen die ältesten Ansiedler der Hügel am Tiberufer sie genannt hatten, und Jahr aus Jahr ein wurde ein ebenfalls aus grauer Vorzeit stammendes gottesdienstliches Ceremoniell mit derselben peinlichen Genauigkeit von den Priestern vollzogen. Die Stationslocale für die Processión der Salischen Priester, in welchen die heiligen Schilde (ancilia) über Nacht aufbewahrt wurden, sind wahrscheinlich noch nach 382 n. Chr. restaurirt worden. Der 354 nach officiellen Quellen zusammengestellte Kalender des Philocalus führt noch eine nicht geringe Anzahl der angeblich von König Numa gestifteten, d. h. in eine unvordenkliche Zeit zurückreichenden religiösen Feste, als damals in Rom gefeierte Staatsfeste auf. Es waren gerade die ältesten Culte, die noch fortdauerten, „als längst die geistigern Gottesdienste der historischen Zeit der Religion des Kreuzes zum Opfer gefallen waren: so der Umzug zu den 24 Kapellen der Argeer (Binsen- oder Strohpuppen) am 16. und 17. März und das Hinabstürzen derselben in den Tiber am 13. Mai (Gebräuche die sich wol auf den Einzug und den Tod des Frühlingsgeistes bezogen) und das beim Erntedankfest (15. October) auf dem Marsfelde vollzogene Opfer eines mit Broden bekränzten Pferdes (des Octoberrosses), um dessen Haupt als um ein Heilthum zwei der ältesten Stadttheile Roms sich stritten. Das ebenfalls aus uralter Zeit stammende Fest der Lupercalien bestand bis zum Jahre 494, in welchem der Tag desselben (15. Februar) von Papst Gelasius I in das Fest Mariä Reinigung umgewandelt wurde.

Doch am deutlichsten ergibt sich die unveränderte Fortdauer tausendjähriger, wie in Versteinerung erhaltener Cultusformen aus den Protokollen der Ackerbrüder (fratres Arvales), den einzigen einer geistlichen Genossenschaft, die sich erhalten haben. Diese Brüderschaft, in der Kaiser-

zeit regelmäßig aus Männern des höchsten Adels und den Kaisern selbst bestehend, feierte im Mai „der göttlichen Göttin" (dea Dia — eine uralte Benennung der mütterlichen Erdgöttin, der Spenderin des Fruchtsegens) ein dreitägiges Fest für das Gedeihen der jungen sprossenden Saaten, in ihrem Haine mit uralten, von der Axt nie berührten Bäumen, der fünf Miglien von Rom an der campanischen Straße lag. Jeder Gebrauch einer eisernen Axt in diesem Hain, wenn ein Baum durch Sturm oder Alter brach, überhaupt jeder Gebrauch eines eisernen Geräths erforderte ein Sühnopfer: das Verbot des Eisens beim Gottesdienst ist aus der Unbekanntschaft der Zeit, aus welcher die Ritualgesetze stammen, mit diesem Metall zu erklären. Zu den Feierlichkeiten des zweiten Festtags gehörte, daß die Priester bei verschlossenen Thüren im Tempel gewisse Töpfe berührten und mit frommem Gebet besprachen. Die neuesten Ausgrabungen im Arvalenhain haben Scherben von Gefäßen rohester Fabrik, ohne Drehscheibe aus freier Hand gefertigt zu Tage gefördert, wie sie sonst im Latium nur unter dem Peperin (d. h. der Lava der in vorgeschichtlicher Zeit erloschenen Vulkane des Albanergebirges) vorkommen. „Offenbar waren dies die Breitöpfe aus jener Zeit, wo man das Korn noch nicht zum Brode buk, sondern als Brei stampfte." In einer spätern Zeit desselben Tages gürteten die Priester, nachdem alle nicht zum Collegium gehörigen Personen den Tempel verlassen hatten, in den heiligen Raum eingeschlossen ihr Gewand zum Tanze, und sangen oder sagten nun ein Gebet an den Mars und die Laren oder Lasen um Abwendung des Verderbens „in einem Latein, welches bereits 400 Jahre vor Cicero eine veraltete Sprache gewesen sein muß", ihnen selbst „so unverständlich wie das Kyrie Eleison dem Meßner, weshalb auch jedem Priester vorher sein Textbuch von den Dienern überreicht ward". Der Text dieser Litanei, in einem im Jahre 218 unter dem Kaiser Elagabal abgefaßten Protokoll erhalten, ist das älteste Document der lateinischen Sprache, das wir kennen. Ein Jahrtausend mochte damals vergangen sein, seit die Ackerbrüder zum ersten Mal die dea Dia mit diesem Gebete angerufen hatten. In diesem Jahrtausend hatten die ungeheuersten Umwälzungen die Gestalt der bewohnten Erde völlig verwandelt. Die Tiberstadt war aus einem Bauerndorf zum Mittelpunkt eines Weltreichs geworden, ihr Morgen und Mittag war vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Throne, den Auguſt errichtet hatte, saß ein Sonnenpriester aus dem so oft gedemüthigten und so tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, dessen Worten schon die Könige Roms mit Andacht gelauscht hatten:

Uns Lasen helfet!
Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars, laß einstürmen auf Mehrere!
Satt sei grauser Mars!

Mit derselben, allen zerstörenden Einflüssen trotzenden Zähigkeit erhielten sich auch im übrigen Italien uralte Localculte: so in Oberitalien keltische, im Gebiet von Verona rätische, in Toscana etruskische, wie namentlich der der Schicksalsgöttin Nortia in Volsinii (Bolsena).

Juvenal spricht von der Nortia als der Schutzgottheit des von dort stammenden Sejan, und noch im 4. Jahrhundert nennt sich der Volsinier Rufius Festus Avienus (Proconsul von Africa 366, von Achaja 372, auch als Dichter bekannt) einen Verehrer der Nortia. So hielten auch andere aus den Städten Italiens nach Rom übergesiedelte Familien an ihren heimischen Culten fest, wie die Turpilianer an dem der Feronia, die hauptsächlich bei Terracina und am Soracte, doch auch an vielen Orten des übrigen Italiens verehrt wurde. Die Göttin Vacuna, neben deren in der Nähe seines Sabinischen Landguts gelegenem, verfallenem Tempel Horaz die Epistel an seinen Freund Aristius Fuscus dictierte, wurde im Sabinerlande an vielen Orten verehrt; ihr angesehenstes Heiligthum war ein Hain in der Ebene von Rieti in der Nähe der Einmündung des Velino in den Veliner See. Dagegen erstreckte sich das Ansehn andrer Localgottheiten, wie Tertullian spottet, gleich dem der Rathsherren kleiner Städte, nicht über deren Weichbilder hinaus: so war der Cultus des Delventinus auf Casinum, des Numiternus auf Atina, des Visidianus auf Narnia, der Ancharia auf Asculum, der Valentia auf Ocriculum, der Hostia auf Sutrium beschränkt. Einen Tempel der an der Küste von Picenum verehrten Göttin Cupra in der gleichnamigen Stadt erneuerte noch Hadrian. Auch sehr eigenthümliche Feste, bei welchen Wallfahrer und Schaulustige von allen Seiten zusammenströmten, und seltsame Gebräuche bestanden an verschiedenen Orten fort. Noch in Marc Aurels Zeit fiel das Priesterthum der Diana von Nemi Dem zu, der, nachdem er von einem bestimmten Baume ihres Haines einen Zweig abgebrochen, den derzeitigen Inhaber der Stelle im Zweikampfe erschlug; die Bewerber um diesen blutigen Preis waren damals flüchtige Sklaven.

Die erstaunliche Menge und Mannigfaltigkeit der in Griechenland fortbestehenden, großentheils ebenfalls aus einem fernen Alterthume stammenden oft seltsamen, selbst rohen, blutigen und entsetzlichen Localculte lernen wir hauptsächlich aus Plutarch, Pausanias und inschriftlichen Denkmälern kennen. Eine Anzahl von charakteristischen Beispielen wird hinreichen, zu zeigen, sowol wie überreich, bunt und vielgestaltig die Fülle der griechischen Gottesdienste noch immer war, als auch mit wie staunenswerther Zähigkeit auch hier im Cultus uralte Traditionen sich behaupteten. In Paträ feierte man jährlich das Fest der Artemis Laphria folgendermaßen. Um den sehr großen Opferaltar wurden im Kreise grüne Baumstämme von je 16 Ellen Länge aufgepflanzt, inwendig das trockenste Holz gehäuft und ein bequemer Aufgang am Altar durch aufgeschüttete Erde hergestellt. Am ersten Tage fand eine prachtvolle Procession statt, deren Beschluß die jungfräuliche Priesterin der Artemis auf einem von Hirschen gezogenen Wagen machte. Am zweiten Tage war das Opfer, zu dem sowol die Stadtgemeinde als die Einzelnen wetteifernd beisteuerten. Alle Opferthiere wurden lebendig auf den Altar geworfen, worunter eßbare Vögel, Wildschweine, Hirsche, Rehe, junge und ausgewachsene Wölfe und Bären, hierauf das Feuer angezündet. Man sah dann wohl einen Bären oder ein anderes Thier

sich losreißen und ausbrechen, worauf es wieder zurückgeschleppt wurde, doch nie war ein Mensch von einem Thier beschädigt worden. In derselben Stadt wurde ein Bild des Dionysos, mit dem Beinamen „der Volksrichter" in einem Schreine verehrt, der nach der Legende bei der Eroberung Trojas von dort fortgeführt worden war. Neun vom Volke aus den Angesehensten gewählte Männer und ebenso viele Frauen besorgten seinen Dienst. In einer bestimmten Nacht während des dem Gotte heiligen Festes trug der Priester den Schrein aus dem Tempel heraus. Dann gingen alle Kinder aus der Stadt mit Aehrenkränzen an den Fluß Meilichos: so waren nach der Legende die in alter Zeit der Artemis geopferten Kinder bekränzt worden. Die Kränze legten sie bei der Artemis nieder, badeten im Flusse, setzten Epheukränze auf und gingen so zum Tempel des Dionysos. In der Nähe des Flusses Crathis war ein Heiligthum der „breitbrüstigen Erdgöttin" mit einem uralten Holzbilde. Die Priesterinnen mußten keusch leben, und zugelassen wurden nur Solche, die bis dahin nur einen Mann gekannt hatten. Die Wahrheit ihrer Aussage wurde durch einen Trunk von Ochsenblut erprobt, und die, welche die Probe nicht bestanden, sogleich bestraft, unter mehreren gleichberechtigten Bewerberinnen entschied das Loos. Zu Titane in Sikyonia war ein von Kranken, die in der Nähe Wohnungen fanden, vielbesuchter Asklepiostempel; innerhalb der Mauer des Tempelbezirks standen alte Cypressen. Von dem Bilde sah man nur Kopf, Hände und Füße, übrigens war es mit einem wollnen Leibrock und Mantel bekleidet; eine daneben stehende Statue der Hygiea war über und über mit Haaren bedeckt, welche die Frauen zu Ehren der Göttin sich abschoren, und mit Streifen babylonischer Teppiche. In der Nähe war ein Altar der Winde, denen der Priester jährlich in einer Nacht opferte und dabei auch in vier Gruben geheime Opfer warf, um das Toben der Winde zu mildern, wozu er Beschwörungslieder, wie man sagte, von der alten Zauberin Medea sang. Bei Trözen war in der Nähe des Musentempels ein Altar des Schlafs, dem man mit den Musen zusammen opferte, da, wie sie dort sagten, dieser Gott den Musen der liebste sei. Hauptsächlich aber verehrte man zu Trözen Hippolyt, den Sohn des Theseus, in einem glänzenden Tempelbezirk. Die Trözenier leugneten, daß er von Pferden geschleift und so gestorben sei, vielmehr sei er zum Himmel aufgefahren, und dort im Sternbilde des Wagenlenkers sichtbar. Sein Priester verwaltete das Amt lebenslänglich, jährlich wurde ihm ein Fest gefeiert, und außerdem schor jede Jungfrau ihm zu Ehren sich vor der Hochzeit eine Locke ab und legte sie in seinem Tempel nieder. Bei den Dionysosfesten dauerten die äußeren Zeichen der Verzücktheit, das Roheſſen, das Würgen und Zerreißen von Schlangen durch die Bacchen fort. Das bei einigen Kulten obligate Vergießen von Menschenblut war ein Ueberrest aus der Zeit der Menschenopfer. Das Bild der Artemis Orthia zu Sparta war nach der auch von Pausanias geglaubten Sage dasselbe, das Oreſt aus dem tauriſchen Tempel entführt hatte; noch immer forderte die Göttin eine Bespritzung ihres Altars mit Menschenblut, daher wurden noch immer Jünglinge an ihrem Altar

blutig gegeißelt. Die Priesterin hielt das kleine Holzbild der Göttin im Arm; wenn die Geißelnden einen Knaben wegen seiner Schönheit oder seines Standes schonten, wurde es ihr so schwer, daß sie es nicht tragen konnte: Plutarch sagt, man habe auch in seiner Zeit Viele unter den Hieben sterben gesehn; Diejenigen, welche sich durch Standhaftigkeit vor den Andern auszeichneten, führten lebenslänglich den Titel „Altarsieger". Zu Alea in Arkadien wurden bei einem Fest des Dionysos nach einem Spruch des delphischen Orakels Frauen gegeißelt. In Orchomenos in Böotien verfolgte alljährlich an dem Feste der Agrionien der Priester des Dionysos die angeblich von den fluchbeladnen Minyastöchtern stammenden Frauen mit dem Schwert in der Hand; die Frau, die er einholte, durfte er tödten, und dies hatte zu Plutarchs Zeiten der Priester Zoilos wirklich gethan. Aber für diese fromme Wuth traf der Zorn der Götter nicht bloß ihn selbst, der an einer scheußlichen Krankheit starb, sondern auch die Stadt Orchomenos, die in Verlust und Nachtheil gerieth: die Orchomenier nahmen dem Geschlechte des Zoilos das Priesterthum und verliehen es fortan durch Wahl. Auf Kypros waren (nach Lactantius) dem Zeus Menschenopfer gebracht worden, bis Hadrian sie verbot; doch noch unter Marc Aurel glaubte man, daß sie dem Zeus Lykaios in Arkadien im Geheimen gebracht würden, und auch in Rhodos soll Kronos alljährlich ein solches Opfer empfangen haben, wozu man (wie bei dem Fest des Jupiter Latiaris in Rom) einen todeswürdigen Verbrecher nahm.

Aus Allem also, was wir über die religiösen Zustände Griechenlands bis zu Ende des 2. Jahrhunderts und zum Theil noch aus späterer Zeit wissen, gewinnt man wie gesagt den Eindruck, daß der alte Bestand der einheimischen Culte durch die neu eingedrungnen ausländischen eine irgend wesentliche Einbuße oder Veränderung ebensowenig erlitten hatte, als in früherer Zeit durch die des Adonis, der Cybele und des Ammon. Und doch waren auf dem griechischen Festlande wie auf den Inseln die (wenigstens zum Theil schon im 4. Jahrhundert v. Chr. eingeführten) Dienste der ägyptischen Gottheiten Isis, Osiris und Serapis ungemein verbreitet und hochangesehn. Zu diesen hatten sich auf Delos bereits um Christi Geburt die der syrischen Aphrodite, der syrischen (dort als Sonnengott und Erdgöttin gepaarten) Adad und Atergatis gesellt; Spuren des Mithrasdienstes sind in Athen und Thera nachgewiesen; und Lucians Spöttereien über die Mischung der Göttergesellschaft lassen voraussetzen, daß noch manche andere Götter des Orients in Griechenland Verehrung gefunden hatten. Jener in Athen stattfindenden Disputation über die Vorsehung wohnen Bendis, Anubis, Mithras u. A. bei. Mindestens in vielbesuchten Häfen wie Korinth und Rhodus werden die fremden Götterdienste zahlreich gewesen sein, während allerdings in dem verödeten und vom Weltverkehr wenig berührten Innern des Landes die alten Culte eine mehr oder minder ausschließliche Herrschaft behauptet haben mögen.

Nicht minder gewiß als die Fortdauer zahlloser alter römisch-italischer und griechischer Culte in den Zeiten der Theokrasie ist, daß

überall die regelmäßige Betheiligung am Gottesdienste eine so allgemeine war, daß die gänzliche Unterlassung der üblichen heiligen Gebräuche Anstoß erregte, oder doch als Ausnahme auffiel. Gegen den Philosophen Demonax in Athen erhoben sich sogar Ankläger, weil man ihn niemals opfern sah und er allein von Allen nicht in die Eleusinischen Mysterien eingeweiht war: doch verstand er den ihm in der Volksversammlung drohenden Sturm (Manche hatten bereits Steine gegen ihn in den Händen) zu beschwichtigen. Der Ankläger des Apulejus, Sicinius Aemilianus hatte zu Oea wegen seiner ihn offenbar auszeichnenden Irreligiosität den Beinamen des aus Virgil bekannten „Verächters der Götter" Mezentius erhalten. Niemals hatte er zu einem Gotte gebetet, nie einen Tempel besucht; ging er an einem Heiligthume vorüber, so dachte er nicht daran durch eine Kußhand seine Verehrung zu bezeigen. Selbst den Göttern des Landes, die ihn kleiden und nähren, sagt Apulejus, gibt er keinen Teil der Ernte oder die Erstlinge der Heerde ab; auf seinem Gut ist kein Heiligthum, kein geweihter Ort oder Hain. Ja die, welche dort gewesen sind, sagen, daß auf seinem Gebiet nicht einmal ein Stein mit Wohlgerüchen beträufelt oder ein Baumast bekränzt ist. Bei seiner Uebersiedelung nach Spanien empfahl Martial einem Marius, dem er sein Gütchen bei Nomentum überließ, die auf demselben befindlichen Heiligthümer: die den Faunen geweihten Pinien und Steineichen, die von der wenig geübten Hand des Verwalters errichteten Altäre des Jupiter und Silvanus („die oft das Blut eines Lammes oder Bockes färbte"); ferner Kapellen oder Tempel der Diana und des Mars und einen Lorbeerhain der Flora. Marius möge bei seinen Opfern stets auch Martial der Gunst der Götter empfehlen, und sie bitten Beiden zu gewähren, was der Eine wünschen werde. Bei der ungeheuern Mehrzahl übte die Gewöhnung an die gottesdienstlichen Gebräuche ihren unwiderstehlichen Einfluß von Jugend auf. Schon im zartesten Alter, sagt Prudentius (zu Ende des 4. Jahrhunderts), kosteten die Kinder vom Opfermahl, sahen die schwarzgeräucherten Bilder der Laren mit Wohlgerüchen beträufeln, die Mutter angstvoll vor der Statue der Schicksalsgöttin mit dem Füllhorn beten, küßten, noch auf dem Arm der Amme, die Götterbilder und richteten kindische Gebete an sie.

Namentlich die Allgemeinheit der Opfer bei allen freudigen Ereignissen ist durch zahlreiche Angaben und Aeußerungen bezeugt, und zwar für alle Stände. Persius spottet über Gutsbesitzer, die zu Mercur um Vermehrung ihres Viehstandes beten, und denselben gleichzeitig durch zahlreiche Opfer junger Kühe vermindern. Bei jeder Beförderung eines Senators zum konsularischen Range „rauchte der Vorplatz des Palastes vom Blut junger Stiere". Einem Senator Rufus entschlüpfte im Rausch während einer Abwesenheit Augusts von Rom der Scherz, sämmtliche Stiere und Kälber wünschten, daß der Kaiser nicht glücklich zurückkehren möchte. Ein ähnlicher Scherz über die Wünsche der weißen Rinder während der Feldzüge Marc Aurels ist bereits erwähnt worden. Juvenal opferte für die glückliche Errettung seines Freundes Catullus aus Seegefahr den drei capitolinischen Gottheiten zwei Lämmer und ein junges

Rind; wäre er reich, sagte er, so würde er statt des letztern einen gemästeten Stier von edler Rasse darbringen. Die für den Eintritt in die Tempel, das Darbringen des Opfers, das Einwerfen der Gabe von den Gläubigen gezahlten Gebühren machten die Priesterthümer oft sehr gewinnreich, daher sie von Staats- und Gemeindewegen verpachtet, sogar (in einigen Städten Kleinasiens) versteigert wurden (in Aegypten geschah es für Rechnung der Kaiser als Nachfolger der Ptolemäer); wir besitzen noch einen Tarif von Opfersporteln. Das Umsichgreifen des Christenthums in der Provinz Pontus machte sich, wie Plinius in seinem bekannten Schreiben an Trajan im Jahre 112 berichtet, dadurch bemerkbar, daß (zunächst wol in der Stadt Amisus und den benachbarten Orten) die Tempel fast leer standen, die Feier der heiligen Feste unterblieb und die Nachfrage nach Opferthieren fast ganz aufhörte; doch besserte sich dieser für Plinius ebenso auffallende als Besorgniß erregende Zustand in Folge seines Einschreitens gegen die Christen. Wie ungeheuer der Verbrauch von Opferthieren im römischen Reiche war, mag man versuchen sich nach der Angabe Suetons vorzustellen, daß in Folge der allgemeinen Freude über Caligulas Regierungsantritt in nicht vollen drei Monaten (selbstverständlich in Rom allein) deren über 160 000 geschlachtet wurden. Noch in der Zeit des Prudentius erscholl an Festtagen die heilige Straße vom Gebrüll der (zum Opfer auf das Capitol geführten) Stiere.

Daß aber die Frömmigkeit der Gläubigen sich auch fort und fort durch Erbauung und Instandhaltung von Tempeln und deren Ausschmückung mit Götterbildern, Gaben, Widmungen und Stiftungen aller Art aufs eifrigste bethätigte, ergibt sich namentlich aus den bezüglichen, so äußerst zahlreich erhaltenen Inschriftsteinen. Selbst in der Zeit, die man als die Periode des tiefsten Verfalls der Religion zu betrachten pflegt, schrieb Lucrez: noch immer sei den Gemüthern der Menschen jene Furcht eingepflanzt, die den Glauben und die Verehrung der Götter ins Leben gerufen habe; sie lasse auf dem ganzen Erdkreise neue Göttertempel entstehn und fülle sie an Feiertagen mit zahlreichen Besuchern. Daß in einer Zeit unausgesetzter furchtbarster Erschütterungen der Staatsordnung von einer Menge von Tempeln und Heiligthümern in Rom ein Theil verfiel und ihr Areal selbst von Privatpersonen widerrechtlich in Besitz genommen wurde, kann gewiß kein Beweis für eine allgemeine Abnahme des Glaubens sein; und wenn die Zahl sämmtlicher der Herstellung bedürftigen und von August im Jahre 726 = 28 v. Chr. wirklich hergestellten sich auf 82 belief, so ist wol sehr fraglich, ob diese Zahl im Verhältniß zur Gesammtzahl für klein oder für groß zu halten ist.

Auch von der ungeheuren Menge der Bauten, Schenkungen und Stiftungen aus Privatmitteln zu Cultuszwecken, die wir aus den Inschriften Italiens so wie aller Provinzen kennen lernen, wird ohne Zweifel ein Theil aus andern als religiösen Beweggründen herzuleiten sein; aber ebenso wenig ist ein Grund zu bezweifeln, daß bei weitem die meisten dieser frommen Gaben und Opfer gebracht sind, um die

Gnade der Götter zu verdienen oder zu erhalten oder geängstete Gewissen zu beruhigen: gar manche sind laut den Inschriften „nach einem Gesicht" oder „auf Geheiß" oder „Mahnung" der Gottheit im Traum erfolgt. Man darf nach diesen Zeugnissen annehmen, daß ein sehr großer Theil der Tempel im ganzen römischen Reiche von Privatpersonen auf eigene Kosten erbaut worden ist, die zuweilen überdies ein Capital zur Instandhaltung des Gebäudes auswarfen. Namentlich in Italien (wo in Appians Zeit d. h. unter Antoninus Pius nächst dem Capitolinischen Jupitertempel die zu Antium, Lanuvium, des Hercules zu Tibur und der Diana zu Aricia die reichsten waren) wetteiferten die wohlhabenden Municipalen mit ihren zu hohem Range aufgestiegenen Landsleuten in Rom, den Patronen und sonstigen Gönnern ihrer Städte, ihre Munificenz und Anhänglichkeit an die Heimath vor Allem auch durch deren würdige Ausstattung mit Gotteshäusern zu beweisen. Ein P. Lucilius Gamala z. B., dessen Lebenszeit vom Ende der Regierung Trajans bis zum Ende der Regierung Marc Aurels reicht, ließ in Ostia sieben Tempel theils neu erbauen, theils herstellen: des Vulcan, der Dioskuren, der Venus, Spes, Fortuna, Ceres und des Vater Tiberinus. Martials Freund Cäsius Sabinus in Sassina erbaute einen Tempel für die Nymphe eines dortigen Sees. Ein Ehepaar zu Assisi baute einen Tempel wie es scheint des Castor und Pollux, und fügte auch die Bildsäulen derselben hinzu. Auf der Insel Malta verwendete ein Privatmann auf den Bau eines marmornen Apollotempels die Summe von 110792 1/2 S. u. s. w. Aber auch für die ländlichen Tempel wurde von den großen Besitzern, auf deren Grundstücken sie standen, gesorgt: so ließ Plinius einen verfallenen Tempel der Ceres auf einem seiner Güter größer und schöner erneuern. Außer vollständigen Neubauten, außer Herstellungen und Ergänzungen verfallner Heiligthümer sind in Inschriftsteinen Darbringungen und Herstellungen einzelner Theile und Baulichkeiten jeder Art, wie Altäre, Opferküchen, Säulen und Capitäler, Giebel, Fußböden, Ornamente u. s. w., so wie Schenkungen und Stiftungen zu solchen Zwecken äußerst zahlreich verzeichnet.

Besonders häufig wurden Götterbilder in die Tempel gestiftet, zum Theil sehr kostbare. So schenkte z. B. eine Priesterin zu Aeclanum eine silberne Statue der Felicitas; und wenn ein ritterlicher Officier zu Formiä 100000 S. (21750 Mark) vermachte, um für diese Summe Processionswagen der Minerva nebst allem Zubehör aus 100 Pfund (etwa 33 Kilogramm) Silber anfertigen zu lassen, so wird auch die Tempelstatue der Göttin aus Edelmetall gewesen sein. Bei der testamentarischen Bestimmung einer Frau, daß das Bild eines Gottes in einem bestimmten Tempel ihrer Vaterstadt mit ihrer Namensunterschrift aus 100 Pfund errichtet werden sollte, entstand die Frage, ob die Erben eine Bronzefigur liefern dürften, oder angehalten werden könnten eine silberne oder goldne machen zu lassen. Der berühmte Jurist Cervidius Scävola (Lehrer des Septimius Severus) entschied mit Rücksicht darauf, daß sich in dem Tempel nur silberne und bronzene

Weihgeschenke befanden, daß eine silberne Statue zu liefern sei. Eine kleine silberne Figur des Mercur in Lambäsis hatte 14 000, eine silberne Statue zu Hippo regius über 51 000, eine ebensolche zu Vienna 100 000 S. gekostet. Fromme, deren Vermögen zu solchen Gaben nicht ausreichte, ließen die Bilder der verehrten Gottheiten wenigstens vergolden, ganz oder theilweise, z. B. die Füße, besonders aber das Gesicht oder den Bart; zu Corfinium ließ z. B. einmal eine „Dienerin der großen Mutter die große Mutter ausbessern und vergolden, dem Attis die Haare vergolden und die Bellona ausbessern", während zugleich der Priester des Attis für diesen einen Altar und silbernen Mond machen ließ.

Ferner stattete man die Götterbilder nach Vermögen mit Kleidungsstücken, Attributen oder Schmucksachen und Kostbarkeiten aus. Der Kaiser Galba träumte als Jüngling, Fortuna stehe Einlaß begehrend vor seiner Thür; beim Erwachen fand er eine Bronzestatue der Göttin an der Schwelle, die er persönlich auf sein Gut bei Tusculum brachte, und lebenslänglich mit monatlichen Bettagen und einer jährlichen Nachtfeier verehrte. Als Kaiser hielt er kurz vor seinem Ende ein sorgfältig ausgewähltes Halsband aus Perlen und Edelsteinen zum Schmuck der Statue bereit, beschloß dann aber es der Venus auf dem Capitol darzubringen; worauf Fortuna ihm im Traum erschien und drohte, ihm nun auch ihrerseits ihre Geschenke zu entreißen. In der Regel waren dergleichen fromme Gaben natürlich für Tempelstatuen bestimmt. In einem Tempel zu Puteoli ließ z. B. jemand nach Eingebung eines Traumes die Schlange (etwa des Aesculap) aus eignem Gelde machen Ein Augustale zu Ariminum bestimmte im Testament die Errichtung einer Statue, wie es scheint einer Bacchantin (in einem Bacchustempel) mit einem goldnen Halsbande, einem Thyrsus und einem silbernen Becher von 2 1/2 Pfund. Zu Reii (Riez im südlichen Frankreich) brachte ein Ehepaar dem Aesculap „wegen der ungemeinen Wirkung der Kraft des Gottes die sie an sich erfahren hatten", gemäß ihrem Gelübde eine Bronzestatue des Schlafgottes (vermuthlich waren sie von dem Leiden der Schlaflosigkeit befreit worden) und einige Pretiosen dar, als eine goldene Kette aus Schlänglein und eine silberne Schreibtafel. Zu Acci im Tarraconensischen Spanien brachte eine Großmutter zu Ehren ihrer Enkelin der Isis eine Statue oder ein andres Weihgeschenk von 112 2/3 Pfund Silber dar, und außerdem einen Schmuck von Perlen, Smaragden und andern Edelsteinen für Kopf, Hals und andre Körpertheile, unter anderm laut dem Verzeichniß: in den Ohren 2 Smaragden und 2 Perlen, am kleinen Finger 2 Diamantringe, am folgenden einen mit verschiednen Steinen, Smaragden und einer Perle, am Mittelfinger einen mit einem Smaragd, an den Schuhen 8 walzenförmig geschliffne Edelsteine. Häufig wurden (wie in dem angeführten Falle in Reii) in die Tempel andre Statuen als die der dort verehrten Götter gestiftet, und überhaupt Schenkungen gemacht, die nicht auf den Cultus Bezug hatten, sondern zur Erhöhung der Pracht und Schönheit der Tempel, zur Vermehrung ihrer Schätze dienen sollten: so vermachte

ein Bürger von Rhegium dem Apollotempel seiner Vaterstadt ein kleines Pergamentbuch mit Elfenbeindeckeln, eine elfenbeinerne Büchse und 19 Gemälde.

Erwägt man, wie zahlreiche Angaben über silberne, auch goldne, zum Theil sehr kostbare Weihgeschenke wir selbst aus Mittelstädten des Orients wie des Occidents (z. B. Ostia) besitzen, deren Erhaltung doch nur dem Zufall verdankt wird; ferner daß Augusts Gaben an fünf Tempel Roms (des Capitolinischen Jupiter, des Divus Julius, des Apollo, der Vesta, des rächenden Mars) aus der Kriegsbeute einen Gesammtwerth von etwa 100 Millionen S. (21¾ Mill. Mark) hatten; daß alte und schadhaft gewordene Tempelgeschenke, aus denen Hadrian (136) in Lanuvium eine Statue herstellen ließ, 3 Pfund Gold und 206 Pfund Silber ergaben u. a. dgl.: so möchte man glauben, daß es im römischen Reiche Tempel gab (und vielleicht nicht wenige), deren Reichthum an kostbaren Weihgaben hinter dem der ehemaligen Schatzkapelle der Casa Santa zu Loreto nicht zurückstand. Solche Schätze (und außerdem die häufig in den heiligen Gebäuden deponierten Gelder und Kostbarkeiten) bedurften eines Schutzes, und zu ihrer Bewachung werden die einige Male erwähnten Militärposten bei Tempeln bestimmt gewesen sein. Zu den reichsten werden übrigens auch die gehört haben, deren Gottheiten nach Senatsbeschlüssen oder kaiserlichen Erlassen zu Erben eingesetzt werden konnten: wie der Capitolinische Jupiter, der Apollo zu Milet, Mars in Gallien (?), die Minerva in Ilium, der Hercules in Gades, die Diana zu Ephesus, die Göttermutter vom Sipylus in Smyrna und die „Himmlische (Mond-)Göttin" in Carthago.

Aber auch an Zuwendungen für Priester und Tempeldiener fehlte es nicht. Scävola erörterte die testamentarische Bestimmung einer Frau, daß ihre Erben dem „Priester, dem Tempelwächter und den übrigen Freigelassenen" in einem bestimmten Tempel am Tage eines von ihr bei demselben gestifteten Jahrmarktes 10 Denare geben sollten: dies sei als eine jährlich zu leistende Zahlung zu verstehn.

Im ganzen Cultus wirkt ohne Zweifel nichts so mächtig und zugleich so stetig zur Erhaltung und Kräftigung des Glaubens als der Bilderdienst, das Anschaun der im Bilde gegenwärtigen Gottheit, das selbst widerstrebende oder wankende Gemüther überwältigend ergreifen konnte; die Möglichkeit sie persönlich zu verehren, mit ihr gewissermaßen von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. Wenn auch ein Theil der Philosophen, wie Seneca, den Bilderdienst verwarf, so machten andre, wie Maximus von Tyrus, mit vollem Rechte geltend, die Schwäche der menschlichen Natur, deren Abstand von der Gottheit so groß sei, wie der der Erde vom Himmel, bedürfe der sinnlichen Zeichen um die Gottheit zu erfassen, und die Wenigsten könnten ihrer entbehren; und von den bei den verschiednen Völkern so verschiednen Symbolen der göttlichen Wesen sei das würdigste, weil das gottähnlichste, die Menschengestalt.

Es bedarf nicht erst der Zeugnisse, daß der naive Glaube der Massen das Bild unwillkürlich und unbewußt in den Gott selbst verwandelte, und daß jeder Gott sich für sie in ebensoviel Personen spal-

tete, als es berühmte und weit und breit verehrte Bilder von ihm gab; wie ja auch jetzt das Volk in Italien an verschiedene Madonnen, in Griechenland an verschiedene Panagias glaubt. Werden doch sogar in Griechenland und Süditalien noch gegenwärtig antike Götterbilder als örtliche Schutzheilige verehrt, so eine verstümmelte Ariadne bei Monteleone als Santa Venere, die besonders bei Frauenkrankheiten angerufen wird. Die Wegführung einer kolossalen Statue der Demeter aus Eleusis (1801, jetzt in Cambridge), deren Wohlwollen man den Erntesegen zuschrieb, rief dort ein ebenso allgemeines Jammern und Klagen hervor, wie die Wegführung der Ceres aus Enna durch Verres, welche Frevelthat man in ganz Sicilien als den Grund des Darniederliegens des Ackerbaues ansah. Auch im Alterthum wurden Lippen, Hände und Füße der Götterbilder von Andächtigen so viel geküßt, daß ihr Umfang merklich abnahm. Die Betenden ließen sich von dem Tempeldiener möglichst nahe ans Ohr des Götterbildes bringen, um besser gehört zu werden, und flüsterten ihm Gebete und Gelübde, die geheim bleiben sollten, zu; sie hefteten die Wachstafeln, auf denen ihre Gelübde verzeichnet waren, an die Kniee des Bildes, damit der Gott ihr Anliegen nicht vergessen möchte. Aber sie stießen auch, wenn ihre Gebete unerhört blieben, Verwünschungen und Drohungen gegen die Götter aus, wie später die Christen gegen die Heiligen. Paulinus von Nola berichtet, gewiß ganz der Wirklichkeit gemäß, wie ein Bauer dem heiligen Felix in ziemlich grober Weise die bestimmte Erwartung ausspricht, daß er ihm seine zwei entwendeten Ochsen wiederschaffen werde: „der Märtyrer ergötzte sich an dem unhöflichen Beter und belachte mit dem Herrn die an ihn gerichteten Schmähungen". In ähnlicher Weise fluchten (nach Epictet) die Landleute bei schlechtem Wetter und die Schiffer im Sturme dem Jupiter.

Doch damit begnügte man sich im Alterthum ebenso wenig als in spätern Zeiten. Wo Bilderdienst in welcher Form auch immer bestanden hat oder noch besteht, haben die Gläubigen zu allen Zeiten ihren Zorn über die Nichterhörung ihrer Gebete und das Ausbleiben des erwarteten Beistandes auch an den Bildern ihrer Götter oder Heiligen ausgelassen. Die alten Arkadier prügelten ihren Pan, wenn sie mit leeren Händen von der Jagd heimkehrten; der Ostjake und Lappe mißhandelt seinen Götzen und zerbricht ihn, wenn ihm ein Unglück widerfährt; der Lazzarone in Neapel tritt die Heiligen, mit denen er unzufrieden ist, mit Füßen, der Spanier wirft die Virgen ins Wasser, der bairische Bauer den hölzernen Herrgott, wenn das Hagelwetter nicht nachläßt, auf den Mist. Daß Heilige, die bei großer Dürre den erbetenen Regen nicht senden, mit Stricken gebunden, auch ins Wasser geworfen werden, ist in Süditalien und Sicilien gewöhnlich. Während der Napoleonischen Feldzüge ließ ein altbairisches Bataillon den h. Petrus Spießruthen laufen, weil er ihm die erbetene gute Marschroute versagt hatte. Eine alte hochadlige Spanierin züchtigte (1871) den sonst von ihr hochverehrten heiligen Martial (Feldmarschall der spanischen Armee) an dem Tage, wo die Carlisten die Waffen strecken mußten, mit der Reitpeitsche u. s. w.

Wenn, wie diese Beispiele zeigen, dergleichen Ausschreitungen zu den nothwendigen Begleiterscheinungen des Bilderdienstes gehören, kann es nur Zufall sein, daß wir nicht mehr als einen derartigen gegen Heiligthümer und Götterbilder gerichteten Ausbruch der Wuth schmerzlicher Enttäuschung aus dem spätern Alterthume kennen, und aus der Art wie Sueton denselben erzählt, geht hervor, daß er keineswegs etwas Auffallendes zu erzählen glaubte. Als nach den ersten beunruhigenden Nachrichten von der Krankheit des Germanicus sich in Rom das Gerücht von seiner Genesung verbreitete, strömte noch am späten Abend Alles mit Lichtern und Opferthieren auf das Capitol, und die Pforten des Tempels wurden beinah erbrochen, weil Alle meinten ihre Gelübde nicht schnell genug lösen zu können: am Tage seines Todes wurden Steine gegen die Tempel geschleudert, Altäre der Götter umgestürzt, von Manchen die Hauslaren auf die Straße geworfen. Auch hier war der Glaube an die Existenz, sowie an die Macht der Götter ein durch Nichts zu erschütternder.

Kaum wäre zu ermessen, wie weit der von keiner Reflexion, geschweige denn einem Zweifel angekränkelte Volksglaube die Identification des Bildes mit der Gottheit durchzuführen und festzuhalten vermochte. Was Senecas Unwillen bei einem gelegentlichen Besuch auf dem Capitol so sehr erregte, war zum Theil altes Ritual, zum Theil aber erschien ihm eben der Glaube, der in dem Bilde die Gottheit selbst sah, unbegreiflich kindisch, und doch waren die Aeußerungen dieses Glaubens kaum seltsamer und lächerlicher als die bisher erwähnten. Nach uraltem gottesdienstlichen Brauche wurde den capitolinischen Göttern von verschiedenen dienenden Personen aufgewartet, Jupiter hatte seinen eignen Lictor, einen Diener zum Ansagen der Tagesstunden, einen andern zum Salben. Wie dieser mit Bewegungen der Arme in der Luft seine Verrichtung nur pantomimisch ausführte, ebenso bewegten Tempeldienerinnen der Juno und Minerva die Hände, als ob sie den Göttinnen die Haare ordneten, andre hielten ihnen den Spiegel vor. Dagegen Diejenigen, welche „die Götter zu ihren Terminen vor Gericht einluden, ihnen ihre Klagschriften vorwiesen und ihre Sachen vortrugen", waren offenbar Betende, die den Beistand der Gottheit erflehten. Seneca sah auch Frauen auf dem Capitol sitzen, die (vermuthlich nach Träumen) glaubten von Jupiter geliebt zu werden und dort seinen Willen erwarteten. Alles dies und Aehnliches, wie die Uebertragung von Aemtern an Götter, die Bekleidung ihrer Bilder mit der Tracht der Senatoren und hoher Beamten, das Vorausgehn von Lictoren mit Ruthenbündeln vor denselben (bei Processionen) ist nicht befremdender, als z. B. Verleihungen der höchsten Orden an Madonnen in Spanien, das Einherziehn des heiligen Georg von Cappadocien am Fronleichnamsfeste zu Lissabon an der Spitze der Portugiesischen Armee unter Begleitung von Pagen und Stallmeistern mit Handpferden, oder die Ernennung der heiligen Jungfrau von Guadelupe zur Feldmarschallin des gegen die Spanier kämpfenden Insurgentenheeres in Mexico durch dessen Führer Hidalgo, nebst der Anweisung eines Gehalts, das sie volle vierzehn Jahre (bis 1824) bezog,

und die Ernennung der heiligen Jungfrau dos Dolores durch Don Carlos zu der gleichen Würde (1834). Wie jede Bilderverehrung in ihrer niedrigsten Form gestaltete sich also auch die damalige zu einem rohen Götzendienst. Seltsamer übrigens als jene nur angedeuteten Toiletten der Capitolinischen Gottheiten war eine Ceremonie, die bis 1864 alljährlich in der Kirche S. Maria del Carmine auf dem Mercato in Neapel vollzogen wurde. Einer dort befindlichen Figur des Heilands wurde am zweiten Weihnachtsfeiertage unter großem Zudrange des Volks in Gegenwart obrigkeitlicher Personen feierlich Haar und Bart geschnitten, was man far la barba di Gesù nannte.

So genügte also der Götterglaube noch immer dem Bedürfnisse der antiken Menschheit, indem er dessen unendlich verschiedenen Richtungen, sowie den unzähligen Entwicklungsstufen des geistigen Bewußtseins entsprechend sich in ebenso unzähligen Formen gestaltete. So groß der Abstand von dem Glauben eines Plutarch und Marc Aurel zu dem jener Schiffer und Bauern war, die bei schlechtem Wetter dem Jupiter fluchten: Diese wie Jene glaubten gleich fest an dieselben Götter und an deren Macht und Fürsorge für die Menschheit, und der Unterschied zwischen den von einander am meisten abweichenden Glaubensformen war kein größerer als zwischen dem höchsten und niedrigsten Verständniß des Göttlichen innerhalb des Christenthums.

---

2. Judenthum und Christenthum.

An der strengen und intoleranten Ausschließlichkeit der monotheistischen Religionen fand die Expansivkraft des Polytheismus ihre Schranke, mit ihnen war keine Vereinbarung möglich. Was den Bekennern des Götterglaubens als das Höchste und Heiligste galt, das verdammte das Judenthum wie das Christenthum als greuelvoll, fluchwürdig und seelenmörderisch. Unheilig, sagt Tacitus, ist bei den Juden alles, was bei uns heilig ist, wiederum erlaubt bei Jenen, was für uns unrein; er nennt sie ein dem Aberglauben ergebnes, der Religion abgeneigtes Volk. Die Götter, zu denen die Heiden beteten, waren den Juden wie den Christen todte Götzen oder böse Dämonen. Griechen und Römer, „die die göttliche Lebensfülle als eine Göttergesammtheit, als eine Götterwelt auffaßten", verstanden den Glauben nicht, der die Gottheit zu einer einsamen, kaum zu fassenden Erhabenheit, in eine unnahbare Ferne rückt, durch einen unermeßlichen nicht auszufüllenden Zwischenraum von der anbetenden Menschheit trennt. Der Himmel des Judenthums und des Christenthums muthete sie an wie „eine erkältete Oede", der Glaube an einen Gott war ihnen Entgötterung des Alls, Gottlosigkeit, Christen und Atheisten waren den göttergläubigen Heiden gleich verhaßte und oft nebeneinander genannte Feinde der Religion; den Christen wie den Juden warfen sie Haß des Menschengeschlechts vor.

Beide Religionen kommen hier nur in ihrem Gegensatze zum Heiden-

thum und insofern sie mit ihm in Wechselwirkung standen, in Betracht. Eine Andeutung ihrer Stellung innerhalb des römischen Weltreichs und der wesentlichen Momente, die ihre Verbreitung beförderten oder hemmten, ist für den Versuch, eine Gesammtanschauung der religiösen Zustände auch in der frühern Kaiserzeit zu gewinnen, unerläßlich, doch kann diese Betrachtung nur die Spitzen der Erscheinungen streifen.

Das Verhältniß der beiden monotheistischen Religionen zum Götterglauben war ein sehr verschiedenes. Obwohl die Verdammung des Heidenthums bei beiden eine gleich unbedingte und uneingeschränkte war, stand doch nur das Christenthum dem Heidenthum eigentlich feindlich gegenüber. Das Judenthum, „eine Religion wunderbar geeignet zur Abwehr, aber niemals zur Eroberung bestimmt" (Gibbon), schloß sich vielmehr ab, als daß es suchte sich auf Kosten des Heidenthums auszubreiten. Die überall zerstreuten, innig unter sich zusammenhängenden jüdischen Gemeinden übten allerdings auf das Heidenthum eine gewisse Anziehung, thaten ihm aber niemals in einer Weise Abbruch, daß seine Existenz hätte gefährdet erscheinen können: und trotz gelegentlicher Reibungen und Conflicte war die Stellung des Judenthums zum Heidenthum im Großen und Ganzen eine friedliche.

Durch die Zerstreuung der Juden in der ganzen alten Welt ist die erste Verbreitung des Christenthums aufs wirksamste gefördert worden. Diese Zerstreuung hatte früh begonnen und schon in der vorchristlichen Zeit einen hohen Grad erreicht. In einem gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. verfaßten Sibyllenorakel heißt es, daß jegliches Land und jegliches Meer vom jüdischen Volke erfüllt sei. Strabo sagt, daß „bereits in Sullas Zeit in jede Stadt eine Judenschaft eingedrungen war, und daß man nicht leicht einen Ort der Welt auffinden könne, der diesen Stamm nicht aufgenommen habe und von ihm behauptet werde"; Josephus, daß kein Volk auf der Erde sei, unter dem nicht ein Theil von ihnen lebe. Die Apostelgeschichte nennt als Juden und Judengenossen aus „allerlei Volk, das unter dem Himmel ist", die in Jerusalem die Apostel in Zungen reden hörten: Parther, Meder, Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, Kappadocien, Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien, Aegypten, Kyrene, Rom, Kreta und Arabien. Der König Herodes Agrippa zählt in einem Schreiben an Caligula die Länder auf, wo sich jüdische Colonieen befanden: Aegypten, Phönicien, Syrien, Cölesyrien, Pamphylien, Cilicien, den größten Theil von Asia bis Bithynien und die Küsten der innersten Buchten des schwarzen Meers; in Europa Thessalien, Böotien, Macedonien, Aetolien, Attica, Argos, Korinth, die meisten und besten Landschaften des Peloponnes, von Inseln Euböa, Kypros, Kreta; endlich die Länder jenseit des Euphrat, und Libyen.

Dafür, daß die jüdische Emigration vorzugsweise oder auch nur zum großen Theil eine handeltreibende war, fehlen nicht bloß ausdrückliche Zeugnisse, sondern auch Anhaltspunkte irgend welcher Art, und Manches spricht dagegen. Daß die Städte, in denen Juden sich nachweisen lassen, großentheils Handelsplätze waren, beweist es keineswegs,

da diese zu jedem Erwerb, namentlich zu industriellem, die reichste und mannichfaltigste Gelegenheit boten. Auch zeigt sich eine Vorliebe für den Handel, der von dem Umsatz fremder Arbeit lebt, bei den Juden im Alterthume nirgend; und in den 63 Tractaten, aus denen der Talmud besteht (der voll ehrenvoller Anerkennung der Handarbeit und des Handwerks ist), findet man kaum ein Wort zu Ehren des Handels, wol aber Manches, was auf die Gefahren der Geldmacherei und des vagierenden Lebens hinweist. „Ein arbeitsames Volk waren die Juden immer. So lange sie einen eignen Staat bildeten, waren Feldbau, Gartenbau und Handwerk ihre vorherrschende Beschäftigung. Auch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. und nach ihrer Zerstreuung blieben sie ihren alten Sitten getreu: Josephus rühmt noch im Anfange des 2. Jahrhunderts den Fleiß seiner Volksgenossen in Handwerk und Feldbau." „In der römischen Litteratur und den Gesetzen der Kaiser findet sich keine Spur, daß die Juden sich dem Schacher und Kleinhandel ergeben hätten oder überhaupt ein Kaufmannsvolk geworden wären. Dagegen spricht auch die Armseligkeit der Juden in Rom und die großen Aufstände in Aegypten, Kyrene und auf den griechischen Inseln: eine Handel oder Trödel treibende Bevölkerung pflegt nicht zu den Waffen zu greifen." In wiefern die von christlichen Schriftstellern des 4. und 5. Jahrhunderts den Juden im Allgemeinen gemachten (gewiß mit Vorsicht aufzunehmenden) Vorwürfe der Habsucht, des Betruges, der Bosheit und Treulosigkeit schließen lassen, daß diese damals mehr als früher Handel trieben, muß dahin gestellt bleiben.

Außerhalb des römischen Reichs war es namentlich das parthische, das eine starke jüdische Bevölkerung hatte. In den dortigen Griechenstädten (von denen Seleucia am Tigris, mit angeblich 500 000 Einwohnern, der größte Handelsplatz außerhalb der römischen Grenzen war) fehlte es nicht an Conflicten zwischen den drei Nationen, aus denen die Bevölkerungen bestanden (Griechen, Syrern und Juden): unter Caligula z. B. wurden unter den Augen der parthischen Regierung die Juden aus Seleucia und andern Städten ausgetrieben. Sie zählten in Mesopotamien, Medien und Babylonien nach Millionen, Nisibis und Nehardea am Euphrat waren dort ihre Hauptsitze und nach Unterdrückung der letzten nationalen Bestrebungen in Palästina wurde Babylonien das Centrum eines neuen jüdischen Lebens, das sich über alle Theile des persischen Reichs verbreitete. Auch in Palmyra wohnten Juden, wahrscheinlich zahlreich; die dortige, im 3. Jahrhundert n. Chr. nachweisbare Gemeinde scheint im Mittelalter fortbestanden zu haben, im 12. Jahrhundert bezeugt Benjamin von Tudela ihr Dasein; Pfeiler und Oberschwelle einer Synagoge mit der Inschrift des Gebets „Höre Israel" sind kürzlich dort gefunden worden. Zenobia und ihr Sohn Vaballath Athenodorus waren ihnen zum Mindesten nicht abgeneigt, wie ihre Bestätigung des (von Ptolemäus Euergetes, dem ersten [247—221] oder dem zweiten [146—117] ertheilten) Asylrechts einer Synagoge in Unterägypten beweist. In Arabien bieten jüdische, byzantinische und arabische Nachrichten viele Spuren eines weitverzweigten jüdischen Lebens. Der

letzte König der jüdischen Homeriten (Himjariten) im südwestlichen Arabien (deren Reich 465—525 n. Chr. bestand), Dimnus (Dhu Nowas), war ein eifriger Vertheidiger des Glaubens. Von dort verbreitete sich das Judenthum zu den Aethiopen und Axumiten. Die früher unabhängigen Juden, welche die Insel Jotaba im arabischen Meerbusen bewohnten, unterwarf Justinian. In Abessynien scheinen die Niederlassungen der Juden sehr alt zu sein. Als im Jahre 315 Frumentius das Christenthum dorthin brachte, sollen sie die Hälfte der Bevölkerung ausgemacht haben.

Innerhalb des römischen Reichs mag die jüdische Bevölkerung außer Palästina in Kleinasien Phönicien und Syrien am dichtesten gewesen sein. Namentlich in der Einwohnerschaft von Antiochia bildete die schon von Seleucus Nicator hier angesiedelte jüdische Colonie ein sehr bedeutendes Contingent, und die dortige Hauptsynagoge beschreibt Josephus als besonders prachtvoll. Wie in Alexandria war ihnen ein gewissermaßen selbständiges Gemeinwesen und eine privilegierte Stellung eingeräumt, und daß beide Städte Centren der jüdischen Diaspora waren, ist nicht das schwächste Element in ihrer Entwicklung gewesen. Noch zu Ende des 4. Jahrhunderts war, wie die Predigten des Johannes Chrysostomus wider die Juden bezeugen, ihre dortige Gemeinde durch ihre Anziehungskraft der christlichen Kirche gefährlich. Auch hier waren sie als Aerzte gesucht. In Damascus sollen im jüdischen Kriege 10000 oder 18000 Juden niedergemetzelt worden sein.

Nach Kleinasien, das von Alters her ein Hauptsitz der jüdischen Diaspora gewesen war, hatte schon König Antiochus der Große aus Mesopotamien 2000 jüdische Familien verpflanzt, um in Lydien und Phrygien eine zuverlässige und tapfre Bevölkerung zu haben. Eine oder zwei von den Synagogen auswärtiger Gemeinden in Jerusalem gehörten den Juden aus Asia und Cilicien. In Jonien hatte Ephesus früh eine zahlreiche Judengemeinde, die schon um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. mannichfache Privilegien zu erwirken vermochte. In Smyrna und in Phocäa sind Synagogengemeinden durch Inschriften bezeugt; die letztere ehrte die Erbauerin des Betsaals und der Umfassungsmauer des Hofs der Synagoge durch einen goldnen Kranz und einen Ehrensitz. Jüdische Gemeinden gab es in Cäsars Zeit auch in Sardes (wo sie einen eigenen Gerichtshof hatten) in Milet und Halikarnaß. In Hierapolis in Phrygien werden Zahlungen von Geldstrafen wegen Verletzung von Gräbern an die Judengemeinde angeordnet, und ein P. Aelius Glykon hinterläßt dort zwei Handwerkerzünften Geldsummen, damit sie sein Grab am Passah- und am Pfingstfest schmücken. Den Einfluß der jüdischen Gemeinde in Apamea (*Κιβωτός*) zeigen Münzen dieser Stadt aus der Zeit des Septimius Severus, Macrinus und Philipp, auf welchen Noah in der Arche nebst dem Raben und der Taube mit dem Oelzweig geprägt ist. Von der aus Apamea nach Jerusalem zu sendenden Stempelsteuer belegte der Prätor Cn. Flaccus 62 v. Chr. gemäß seinem Verbote der Goldausfuhr fast 100 Pfund Gold öffentlich mit Beschlag, doch war dies schwerlich die ganze Summe; kleinere Summen

derselben Steuer wurden in Laodicea, Adramyttium, Pergamus confisciert. Zu Akmonia in Phrygien ehrte die Judengemeinde in der Zeit Neros verschiedene Personen, die sich um den Bau der Synagoge verdient gemacht hatten, darunter eine Oberpriesterin des Kaisercultus Julia Severa. In Tlos in Lycien errichtete (etwa zu Ende des 1. Jahrhunderts) ein Ptolemäus eine Begräbnißstätte für die Juden, zum Dank dafür daß sein Sohn die Würde eines Archon in der Gemeinde erlangt hatte. Zu Antiochia in Pisidien wie zu Iconium in Lycaonien predigte Paulus in den Schulen der Juden. In Cilicien, dessen Hauptstadt Tarsos die Heimath des Apostels Paulus war, waren sie zahlreich; ebenso in Armenien. Im 2. Jahrhundert n. Chr. sollen sie (aus Persien) in China eingewandert sein; mohammedanische Berichte erwähnen dortige Juden im 9. Jahrhundert, Marco Polo 1286. Ihre Nachkommen lebten nach dem Bericht eines Jesuiten im vorigen Jahrhundert „treu ihrer Religion, ihrem Charakter, ihren Gebräuchen", und sind noch heute nicht ausgestorben.

Von den griechischen Inseln werden Kreta und Melos (wo Katakomben einer christlichen Gemeinde aus dem 3. Jahrhundert gefunden sind) als Wohnsitze wohlhabender jüdischer Bevölkerungen genannt, die unter August einen Prätendenten, der sich für den von Herodes ermordeten Alexander ausgab, aufs reichste unterstützten; die zweite Frau des Josephus war eine Jüdin aus Kreta „von sehr edeln und im Lande sehr angesehenen Eltern". Cäsar gestattete die religiösen Vereinigungen der Juden auf Delos und anderwärts; auch auf Kos und Paros lebten Juden. Euböa und Cypern sind in dem Briefe des Agrippa genannt; auf der letzteren Insel (wo namentlich die Gemeinde von Salamis aus der Apostelgeschichte bekannt ist) waren die Juden zahlreich bis zum Jahre 116; seit den in dem damaligen Aufstande verübten Greueln durften sie die Insel nicht mehr betreten. In Griechenland und Macedonien sind die Gemeinden von Athen, Korinth, Thessalonich, Beröa und Philippi aus der Apostelgeschichte bekannt. Zwei Erlasse von Arcadius (397) und dem jüngeren Theodosius (412) an den Präfecten von Illyricum (Macedonien und Dacien) verbieten Beunruhigungen der dortigen Juden und ihrer Synagogen. Vor Theodosius II, der sie aus Constantinopel verbannte, hatten sie ihre Synagoge dort auf dem von ihren Officinen benannten Platze der Chalkopratien gehabt. Auch an den nördlichen Küsten des Schwarzen Meeres ist ihre Verbreitung früh erfolgt. In der Krim sind zwei jüdische Gemeinden durch Inschriften bezeugt: zu Panticapäum (Kertsch), die ums Jahr 81 n. Chr., und zu Gorgippia (Anapa), die schon 41 n. Chr. bestand: in den dortigen (griechisch abgefaßten) Befreiungsurkunden von Sklaven wird zur Bedingung gemacht daß die Befreiten im Judenthume verharren sollen.

Die jüdische Bevölkerung Aegyptens betrug nach Philo eine Million, mehr als ein Achtel der gesammten Bevölkerung, und sie wohnten im ganzen Lande bis an die Grenze Aethiopiens. In Alexandria hatte schon Alexander der Große Juden angesiedelt und ihnen das Bürgerrecht verliehen. Nach seinem Tode wanderten sie dorthin sehr zahl-

reich aus. Von den meisten Ptolemäern wurden sie begünstigt. In Philos Zeit bewohnten sie von den fünf Quartieren Alexandrias zwei (im Osten der Stadt) hauptsächlich, saßen aber auch in den übrigen zerstreut, in allen Stadttheilen sah man ihre von Bäumen umgebenen Synagogen, sie hatten auch ihre eigne Synagoge zu Jerusalem. Die Hauptsynagoge in Alexandria, in Form einer Basilica mit doppeltem Peristyl, hatte einen so großen Umfang, daß ein Synagogendiener mit einem Tuch winken mußte, wenn die Gemeinde bei Schriftlectionen und Gebeten mit Amen respondieren sollte. Die alexandrinischen Juden trieben Handel und Schiffahrt; aber auch Handwerke. Die Verwaltung des Netzes der Nilzölle (Potamophylacia) war ihnen, wie von den Ptolemäern, so auch von den römischen Kaisern, mindestens des 1. Jahrhunderts, anvertraut. Eine jüdische Gemeinde in Athribis im Delta ist durch eine Inschrift aus der Ptolemäerzeit bekannt geworden. Nach einer in Nomos von Arsinoe, dem heutigen Fajjum in Mittelägypten gefundenen Papyrusurkunde aus der frühern Ptolemäerzeit war in dem Dorfe Phenyris eine Abgabe zu entrichten „von den Juden und Hellenen", die also dort besondere Gruppen neben den Einheimischen bildeten. In Oxyrhynchos gab es in nachchristlicher Zeit eine Judengasse. In der Thebais sind Steuerquittungen aus dem 2. Jahrhundert vor Chr. mit Namen jüdischer Steuerpächter gefunden worden. Der religiöse Mittelpunkt der ägyptischen Juden war der Tempel des Onias (160 v. Chr.) etwa 40 Kilometer von Memphis entfernt: der ganze Bezirk bildete (bis 73 n. Chr.) eine kleine Priesterherrschaft.

Auch auf dem Gebiet von Cyrene, wo schon Ptolemäus Lagi Juden angesiedelt hatte, war eine starke jüdische Bevölkerung, der ebenfalls eine von den fünf erwähnten Synagogen zu Jerusalem gehörte. Einen Aufruhr derselben hatte schon Lucullus zu bekämpfen. An dem Aufstandsversuche eines Jonathas im Jahre 70 n. Chr. nahmen dort ihrer 2000 Theil. Die Gemeinde von Berenice hatte (nach einem noch erhaltenen Ehrendecret für einen M. Titius) wie es scheint im Jahre 13 v. Chr. neun Vorsteher (Archonten). Bei dem furchtbaren und weitverzweigten Aufstande der Juden, der im Jahre 116 in Cyrene, Aegypten und gleichzeitig auch in Cypern und Mesopotamien ausbrach, sollen dort 220 000, in den beiden letzten Ländern 240 000 Menschen von ihnen umgebracht worden sein. Die an der großen Syrte gelegene Küstenstadt Boreum war größtentheils von Juden bewohnt und hatte einen besonders heilig gehaltenen, angeblich von König Salomo erbauten Tempel, welchen Justinian nach ihrer Bekehrung zum Christenthum in eine Kirche verwandelte. In der Provinz Africa (wo die jüdische Gemeinde zu Carthago die größte gewesen sein wird) ist kürzlich der Mosaikfußboden der Synagoge einer Stadt Naron entdeckt worden, nebst lateinischen Inschriften derer, die ihn machen ließen, aus später Zeit. Im westlichen Africa hat sich die Spur einer jüdischen Gemeinde zu Sitifi in Mauretanien, jüdischer Einwohner auch anderwärts (namentlich in Cirta) erhalten.

Die Nachricht des Valerius Maximus, daß im Jahr 139 von dem

Prätor Cn. Cornelius Hispallus außer den Chaldäern auch die Juden, „welche die römischen Gebräuche durch den Dienst des Jupiter Sabazios zu verunstalten versucht hatten", aus Rom und Italien ausgewiesen wurden, bezieht sich höchst wahrscheinlich auf das Gefolge der von Simon Maccabäus 140/139 nach Rom geschickten Gesandten: ansässige Juden gab es also damals in Italien offenbar noch nicht; die Identificierung des Judengottes mit Sabazios erklärt sich daraus, daß die griechischen Juden den Namen Zebaoth Sabaoth aussprachen. Achtzig bis neunzig Jahre später bildeten sie, theils ohne Zweifel in Folge der Kriege des Lucullus und Pompejus als Gefangene massenhaft nach Rom geführt und dort freigelassen, theils in Folge der zwischen Orient und Occident so viel inniger und mannigfaltiger gewordenen Beziehungen eine ansehnliche Masse: durch ihre Zahl, ihr enges Zusammenhalten und ihren Einfluß hofften (im Jahre 59 v. Chr.) die Ankläger des Prätor Flaccus eine Unterstützung zu erhalten. Die ganze Region jenseit des Tiber wurde hauptsächlich von ihnen bewohnt, wahrscheinlich war dort auch eine Synagoge. Eine Gesandtschaft des Judenkönigs Herodes wurde angeblich von 8000 ihrer in Rom ansässigen Glaubensgenossen zu August begleitet, und im J. 19 n. Chr. 4000 Freigelassene in waffenfähigem Alter, „die von jüdischem und ägyptischem Aberglauben angesteckt waren", zur Deportation nach Sardinien verurtheilt. Trotzdem spricht Philo im Jahre 40 von einer jüdischen Gemeinde in Rom, und unter Claudius waren die Juden dort wieder zu einer solchen Menge angewachsen, daß ihre in Folge der unter ihnen ausgebrochenen Unruhen für räthlich erachtete Ausweisung wenigstens nur sehr theilweise ausgeführt werden konnte; jedenfalls fand der Apostel Paulus eine Gemeinde in Rom vor. Auch die römischen Juden hatten eine Synagoge in Jerusalem. Aus den Inschriften geht hervor, daß sie eine größere Anzahl (mindestens sieben) einzelner, selbständig organisierter Gemeinden bildeten, jede mit eigner Synagoge und einem eignen Rath der Aeltesten, an dessen Spitze ein Vorsteher (Gerusiarch) stand, und dessen geschäftsführende Beamte (Archonten) theils auf Zeit, theils lebenslänglich gewählt wurden; auch Unmündige konnten zu diesem Amt designiert werden. Den Gottesdienst leiteten Synagogenvorsteher (*ἀρχισυνάγωγοι*), denen ein Diener (*ὑπηρέτης*, Chassan) zur Seite stand; die Titel „Synagogenvater", Synagogenmutter" bezeichnen Ehrenstellungen; auch die Schriftgelehrten (*γραμματεῖς*) waren keine eigentlichen Beamten, und auch für diesen Stand wurden bereits Kinder designiert. Die verschiedenen Gemeinden in Rom hatten theilweise gemeinsame Begräbnißplätze, deren bis jetzt fünf bekannt sind. Die Inschriften sind überwiegend griechisch, allerdings zum Theil bis zur Unverständlichkeit jargonartig; daneben finden sich lateinische, aber keine hebräischen. Das Hebräische erhielt sich in jenen Jahrhunderten nur im kirchlichen Gebrauch, die allgemeine Verkehrssprache der jüdischen Diaspora war (mit Ausnahme Syriens, wo Aramäisch gesprochen wurde) Griechisch. In gelegentlichen Erwähnungen erscheinen die römischen Juden armselig und zigeunerhaft, als Bettler und Wahrsager. Die Gräber so wie die ganze Anlage des von Bosio

entdeckten, nicht wiederaufgefundenen Cömeterium war roh und dürftig, nirgend fanden sich Fragmente von Marmor oder Malerei außer dem grob aufgemalten siebenarmigen Leuchter. Dagegen auf einem Begräbnißplatz an der Appischen Straße finden sich Malereien und darunter sogar Figuren der heidnischen Mythologie, mit wahrscheinlich symbolischer, doch noch unenträthselter Bedeutung. Auch in Portus sind Spuren einer früh dort angesiedelten jüdischen Gemeinde vorhanden. Von dort stammte wahrscheinlich auch der zu Anfang des 8. Jahrhunderts geborne Peitan (poeta) Eleazar, der für einen Dichter liturgischer Gesänge gilt, die noch heute bei dem Gottesdienst an großen Festen in Deutschland, Frankreich und Italien in Gebrauch sind.

Im übrigen Italien wird Puteoli ein Hauptsitz der Juden gewesen sein, von wo sie sich in die Städte Campaniens verbreiteten. In Pompeji ist der Inhalt eines irdnen Gefäßes als gar(um) cast(imoniale) d. h. koschere (aus schuppenlosen Fischen, gemäß dem „Aberglauben der Juden", sagt Plinius, bereitete) Fischbrühe bezeichnet; eine dortige Wandinschrift in einem Triclinium SODOMA | GOMORA kann nur von einem Juden oder Christen herrühren; eine (vielleicht alexandrinische) Karrikatur des Urtheils des König Salomo setzt die Bekanntschaft mit jüdischen Traditionen voraus; in Wandinschriften kommen die Namen Maria (in einer Liste von Sklavinnen) und Martha vor. Die Existenz einer Gemeinde zu Capua ist durch die Grabschrift eines dortigen Synagogenvorstehers, zu Venusia durch die kürzlich erfolgte Entdeckung jüdischer Katakomben (aus dem 6. Jahrhundert) erwiesen, in denen sich u. a. die Grabschrift eines Oberarztes (archiater) gefunden hat. Bei der Belagerung Neapels durch Belisar erklärten die dortigen Juden die Stadt mit Lebensmitteln versorgen zu wollen, und leisteten bei der Einnahme hartnäckigen und unerwarteten Widerstand. Auch in Tarent und Fundi sind jüdische Grabschriften gefunden worden. In Apulien und Calabrien (dessen Küstenbeschaffenheit der Midrasch besonders im Auge haben soll) bildeten im 4. Jahrhundert die Juden einen so großen Theil der Bevölkerung, daß nach einem kaiserlichen Erlaß vom Jahre 398 der Bestand der Gemeinderäthe in vielen Städten in Frage gestellt war, weil sie zur Uebernahme der städtischen Aemter nicht verpflichtet zu sein behaupteten. Im mittlern und nördlichen Italien, wo ihre Ansiedlungen vermuthlich ebenso alt sind als im südlichen, finden sich deren Spuren meist erst spät. In Brixia läßt die Grabschrift einer „Synagogenmutter" mit Sicherheit auf eine jüdische Gemeinde schließen. Den Juden in Genua erlaubte Theoderich ihre Synagoge herzustellen, doch nicht zu erweitern; er bestätigte die Rechte der Synagoge in Mailand, soweit dadurch der Kirche nicht Eintrag geschehe; während seiner Anwesenheit in Ravenna brach dort zwischen Christen und Juden ein Tumult aus, die Erstern zündeten die Synagogen an, wurden jedoch von dem Könige gezwungen sie wieder herzustellen. In Bononia waren die Märtyrer Agricola und Vitalis auf einem Grundstücke der Juden, unter deren Gräbern, bestattet; Ambrosius ließ ihre Ueberreste von dort fortschaffen. Auch in Pola hat sich eine jüdische Grabschrift erhalten; eine römische

Grabschrift nennt Aquileja als Geburtsort eines Gerusiarchen. Gregor der Große (der in seinen Briefen auch die Synagoge in Terracina erwähnt) schreibt an den Bischof von Luna, daß er keinem Juden auf seinen Gütern gestatten solle, christliche Sklaven zu besitzen, was dort vorgekommen war. Daß auch in Sicilien Juden früh in großer Anzahl gewohnt haben, ist an sich sehr glaublich. Der Rhetor Cäcilius von Kalakte unter August war wahrscheinlich ein Freigelassener von jüdischer Herkunft. In den Schreiben der Päpste ist mit Bezug auf die Bewirthschaftung der Patrimonien der Kirche, die sich über beide Sicilien und Sardinien erstrecken, vielfach von ihnen die Rede. Nach den Briefen Gregors des Großen gab es in Palermo, Messina, Agrigent jüdische Gemeinden; er ließ sich 594 ein Verzeichniß aller Besitzungen, auf denen Juden lebten, anfertigen, um jedem Einzelnen im Falle der Bekehrung ein Drittel der Steuer erlassen zu können. In Sardinien wird sich sicherlich die von Tiberius dorthin zwangsweise ausgeführte jüdische Colonie fortgepflanzt haben; in Cagliari war Jahrhunderte lang ein jüdisches Gemeindeleben.

Nach Spanien, „das in Mischna und Talmud erwähnt wird", beabsichtigte Paulus zu reisen (und scheint diese Absicht auch ausgeführt zu haben), woraus man mit Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß schon damals Juden dort lebten. Dem von Caligula im Jahre 39 mit seiner Gemahlin Herodias nach Lugdunum verwiesenen Herodes Antipas wurde später Spanien als Aufenthaltsort bestimmt; ein Theil seines Gefolges mag sich dort angesiedelt haben. Sonst hat sich in Spanien vor dem Illiberitanischen Concil (nach der gewöhnlichen Annahme zwischen 300 u. 309), das der Juden bestimmt Erwähnung thut, nur eine Spur von ihnen erhalten: eine Grabschrift eines jüdischen Kindes in Abdera (Adra) in Bätica, die nach der Form der Buchstaben dem Anfange des 3. Jahrhunderts anzugehören scheint. Auf Minorca gab es eine ansehnliche jüdische Gemeinde um 417 n. Chr. Mit Sisebut (612—620) beginnt die Reihe der drakonischen Gesetze des westgothischen Reichs gegen die Juden.

Auch von alten Verbindungen mit Gallien sollen jüdische Nachrichten zeugen. Archelaus, Sohn des Herodes, wurde von August nach Vienna verwiesen. Unter den Ländern, die Rabbi Akiba aufgesucht haben soll, um die Juden zur Theilnahme an dem Aufstande Bar-Cochebas zu bewegen, wird auch Gallien genannt. Hilarius von Poitiers († 366) vermied selbst Begrüßungen von Juden und Ketzern auf der Straße. An die Decurionen von Cöln erließ Constantin im Jahre 331 die Verfügung: die Juden sollten im Allgemeinen zur Uebernahme des Decurionats genöthigt, nur zwei bis drei (wol die Geistlichen und Beamten der Gemeinde) davon befreit werden dürfen. Die Cölner Gemeinde (deren Synagoge zuerst 1012 erwähnt wird) war also wol nicht klein und auch ziemlich alt. Die Befreiung vom Decurionat wurde den Juden 383 durch Gratian Valentinian und Theodosius wieder entzogen. Andre Erwähnungen in griechischen und römischen Quellen scheinen sich nicht vor Apollinaris Sidonius zu finden. Im 7. Jahrhundert ver-

trieb König Wamba die Juden aus Narbo; doch im 9. sollen sie dort sehr reich gewesen sein, die Mühlen der Stadt und sehr viel Land besessen, Weinbau durch christliche Arbeiter, Handel (hauptsächlich mit den Arabern in Spanien) getrieben haben. Aus Gregors von Tours Geschichte der Franken ergiebt sich ihre große Verbreitung in ganz Gallien im 6. Jahrhundert, die auf ein hohes Alter ihrer dortigen Niederlassungen schließen läßt. Als z. B. im Jahre 576 das Volk ihre Synagoge in Clermont zerstörte und der Bischof Avitus ihnen die Wahl ließ, ob sie auswandern oder sich taufen lassen wollten, nahmen mehr als 500 den christlichen Glauben an; die Uebrigen zogen nach Marseille. Der König Chilperich ließ 582 zu Paris viele Juden taufen. Als König Guntram 585 in Orleans einzog, vernahm man in den Lobgesängen der ihn empfangenden Menge auch die Sprache der Juden. Unter den Inschriften der Donauländer sind nur zwei jüdische im untern Pannonien.

In England scheinen die Juden zur Zeit des Erzbischofs Theodor von Canterbury (im Amt 669—691) zahlreich, also wol mindestens seit der Mitte des 7. Jahrhunderts dort ansässig gewesen zu sein, wahrscheinlich aber schon früher. Denn aus dem Mangel von Nachrichten auf das Fehlen einer jüdischen Bevölkerung zu schließen, ist überall um so weniger zulässig, als dies vielmehr gewöhnlich seit dem frühen Mittelalter ein Beweis für ihre ungestörte Existenz ist. Hieronymus sagt, daß sie „von Meer zu Meer, vom britannischen bis zum atlantischen Ocean, von Westen zu Süden, von Norden zu Osten, auf der ganzen Welt" wohnten. Sie glaubten, daß, wenn der Messias sie nach Jerusalem zurückführen würde, Diejenigen von ihnen, die den senatorischen oder sonst einen hohen Rang hätten, aus Britannien, Spanien, Gallien (selbst von dessen äußersten Grenzen, aus dem Gebiete der Moriner, von den Ufern des Rheins) in Carossen kommen würden.

Seit dem großen jüdischen Kriege hatten die Juden die früher nach Jerusalem entrichtete Steuer von zwei Drachmen an den Tempel des Capitolinischen Jupiter zu entrichten; dies führte namentlich unter Domitian zu Vexationen und Bedrückungen, welche Nerva abstellte, ohne jedoch die Steuer zu erlassen. Abgesehn von derselben war die bürgerliche Berechtigung der Juden als solcher im römischen Reiche nicht bloß vollkommen unbeeinträchtigt, sondern sie erfreuten sich auch wichtiger Vorrechte. Sever und Caracalla erließen ihnen bei der Bestätigung ihrer Befähigung zur Bekleidung städtischer Aemter (die damals allerdings kein Vorzug mehr war) ausdrücklich diejenigen Leistungen, die ihrem „Aberglauben" zuwiderliefen. Die ihnen bereits von Cäsar zugestandene Befreiung vom Militärdienste müssen sie auch später gehabt haben. Die Theilnahme am Kaisercult muß ihnen mindestens stillschweigend erlassen worden sein: wenn sie hierin und sonst vor den Christen bevorzugt waren, so rührt dies daher, daß sie immer noch als eine Nation betrachtet wurden, die Christen nur als eine Sekte. Augusts, der Cäsars judenfreundliche Politik im Wesentlichen fortsetzte, hatte angeordnet, daß sie am Sabbath nicht gezwungen werden durften vor

Gericht zu erscheinen; daß die Vertheilungen von Geld und Getreide in Rom, falls sie auf einen Sabbath fielen, für sie am folgenden Tage stattfinden, daß ihnen statt des von der Commune gelieferten, für sie unbrauchbaren Oels eine Geldentschädigung gezahlt werden sollte: ein Recht, in dessen Genusse sie der Freund Vespasians Mucianus in Antiochia schützte. Außer der freien Uebung ihres Cultus war den jüdischen Gemeinden das Recht der eignen Vermögensverwaltung und wenigstens in einem gewissen Umfange auch die eigne Gerichtsbarkeit gegen ihre Mitglieder eingeräumt worden. „Eine sehr weitgehende Machtbefugniß muß der jüdische Ethnarch oder Patriarch in Palästina gehabt haben, der nach dem Untergange des jüdischen Staatslebens das Oberhaupt der Nation bildete; das Amt war in der Familie Hillels geradezu erblich. Seiner Jurisdiction scheinen sich die sämmtlichen jüdischen Diasporagemeinden freiwillig unterworfen zu haben. Und seine Befugnisse waren so weitgehend, daß die Kirchenväter sich ernstlich Mühe geben mußten zu beweisen, daß trotzdem schon zur Zeit Christi das Scepter von Juda genommen worden sei." Für die Juden war er das Staatsoberhaupt: und so hatten sie sich trotz der Zerstörung Jerusalems in gewissem Sinne als Nation wieder reconstituiert.

Wenn nun trotz aller den Juden eingeräumten Rechte und Privilegien Philo sagt, daß sie schon zufrieden sein müßten, wenn sie Andern gegenüber nur nicht zurückgesetzt würden, so erklärt sich dies aus ihrer socialen Stellung, die allerdings im Ganzen eine sehr ungünstige war: am meisten natürlich da, wo, wie in Aegypten, ein besonders starker Nationalhaß gegen sie bestand, oder unmittelbar nach Kriegen und Aufständen, in denen sie Ströme von Blut vergossen hatten; wie denn namentlich die Aeußerungen des Judenhasses bei dem ältern Plinius, Quintilian, Tacitus wol mit auf Rechnung des Eindrucks zu setzen sind, den der jüdische Krieg hinterlassen hatte. Aber auch abgesehn von dem wilden Fanatismus, der in diesen Verzweiflungskämpfen wüthete, reichte schon ihre hochmüthige Verachtung aller andern Nationen, Culturen und Religionen, ihre Absonderung von Tisch und Bett ihrer Nachbarn, verbunden mit ihrem hartnäckigen Zusammenhalten unter einander hin, sie „allen Menschen zuwider" zu machen und als ein von Menschenhaß erfülltes Volk erscheinen zu lassen. Die von judenfeindlichen Schriftstellern (hauptsächlich auf Grund ägyptischer Quellen) verbreiteten Beschuldigungen, Uebertreibungen und Erdichtungen trugen dazu bei den Judenhaß zu nähren, dessen Ausbrüche nicht selten gewesen zu sein scheinen. Nach Tacitus unterrichteten sie ihre Proselyten vor Allem in Verachtung der Götter, Verleugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder und Geschwister. Nach Juvenal lehrte Moses, man solle nur Beschnittenen den Weg weisen, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie verschmachten. Nach Apio mästeten in der Zeit des Königs Antiochus Epiphanes die Juden jährlich einen Griechen mit Leckerbissen, opferten ihn dann feierlich an einem bestimmten Tage in einem Walde, aßen seine Eingeweide und schwuren dabei den Griechen ewige Feindschaft. Und zu der Feindseligkeit gegen die Juden

gesellte sich Verachtung ihrer Niedrigkeit und Armseligkeit, ihrer widrigen Unsauberkeit, ihrer peinlichen, als abergläubisch verspotteten Befolgung so vieler anscheinend grundloser, lächerlicher und seltsamer Gebräuche und Satzungen. Außer der Beschneidung wurde besonders die Enthaltung von Schweinefleisch belacht, zu dessen Genuß sie der tumultierende Pöbel wol (wie bei der von Philo beschriebenen Judenhetze zu Alexandria) zu zwingen suchte; ferner das unverbrüchliche Festhalten an der Sabbathruhe, durch die sie, wie Seneca sagt, den siebenten Theil ihres Lebens verloren, so wie die Umständlichkeit der zur Vermeidung jeder Arbeit am Sabbath getroffenen Anstalten. Juvenal erwähnt die mit Heu gefüllten Körbe, in denen die Tags zuvor bereiteten Speisen warm gehalten wurden, als ein unentbehrliches Stück auch der ärmsten jüdischen Haushaltung. Rabbi Abahu klagte, daß Sticheleien auf die Juden auch bei dem geringsten Aufwande von Witz die Theater zum Lachen brächten.

Aber es fehlte dem Judenthum auch nicht an Freunden, und diese gewannen ihm zum Theil jene Tugenden, die selbst seine Gegner anerkannten, und die Josephus in seiner (unter Trajan verfaßten) Vertheidigungsschrift rühmt: ihre unwandelbare Frömmigkeit, ihr strenger Gehorsam gegen das Gesetz, ihre Bedürfnißlosigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr einträchtiges Leben unter einander, ihre Todesverachtung im Kriege, ihr Fleiß in Handwerken und im Ackerbau im Frieden, ihr unerschütterliches Gottvertraun. Sodann zog diese Religion wol gar Manche der aus dem Polytheismus zu einer reinern Gotteserkenntniß Strebenden als die wahrhaft aufgeklärte an: die Verwerfung des griechischen und ägyptischen Bilderdienstes ließ dem Strabo den jüdischen Gesetzgeber ale einen wahren stoischen Philosophen erscheinen. Doch vermuthlich war die Zahl derer weit größer, deren Glaubensbedürfniß im Judenthum, als dem einzigen Bekenntnisse vollste Befriedigung fand, das vor der Entstehung und Verbreitung des Christenthums ein auf Offenbarung beruhendes, also jedem Zweifel entrücktes Dogma bot: und wie oft war die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es die einzig wahre Religion sei, von seinen Bekennern heldenmüthig bewährt worden. Daß es in allen Ländern sehr Viele gab, die ganz oder theilweise das mosaische Gesetz befolgten, darin stimmen judenfreundliche und judenfeindliche Berichte überein, und namentlich die Frauen erwiesen sich auch hier als „Führerinnen zur Gläubigkeit". „Solche Macht, sagt Seneca, haben die Bräuche dieses höchst verruchten Volks bereits gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind; sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben." Horaz, Ovid, Persius und Juvenal bezeugen, daß zu Rom Viele sich am Neumondstage und am Sabbath aller Geschäfte enthielten, am letztern nicht reisten, beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten; Andere studierten auch das mosaische Gesetz, besuchten Synagogen und sandten die Tempelsteuer nach Jerusalem. Schon lange, sagt Josephus, hat sich Nacheiferung unsrer Frömmigkeit auch unter den Massen verbreitet, und es giebt keine griechische noch barbarische Stadt oder Provinz, wohin nicht unsre

Sabbathruhe gedrungen ist, und die Fasten und das Lampenanzünden und die Enthaltung von den uns verbotenen Speisen beobachtet wird. Sie versuchen auch die unter uns herrschende Eintracht nachzuahmen und die Mittheilung vom Eignen und die Arbeitsamkeit in den Handwerken und die Standhaftigkeit in den für das Gesetz zu ertragenden Leiden. Was aber das Wunderbarste ist, ohne das Lockmittel der Lust hat das Gesetz sich selbst in sich selbst stark erwiesen, und wie Gott durch die ganze Welt gegangen ist, so ist das Gesetz durch alle Völker gewandert. „Alle Menschen, sagt Philo, unterwirft es sich und ermahnt sie zur Tugend, Barbaren, Hellenen, Festlands- und Inselbewohner, die Nationen des Ostens so gut wie des Westens, Europäer, Asiaten, die Völker der ganzen Erde." Der Alexandrinische Philosoph glaubte hoffen zu dürfen, daß das Judenthum dereinst die Religion der Welt sein werde.

Der Uebertritt zum Judenthum war bis auf Hadrian (jene kurze Zeit der Verfolgung unter Tiber abgerechnet) gesetzlich durchaus unbehindert, so wie die von Cäsar und August gewährleistete, volle Religionsfreiheit der Juden, abgesehn von vorübergehenden Unterdrückungsversuchen, unangetastet. Im Jahre 42 erließ Claudius ein Edict, „daß die Juden in seinem ganzen Reiche ihre väterlichen Gebräuche unbehindert beobachten sollten, wobei er sie zugleich erinnere, seine freundliche Gesinnung nicht zu mißbrauchen und nicht die Superstitionen anderer Völker zu verachten, sondern sich mit Beobachtung der eignen Gesetze zu begnügen"; und dies Edict blieb auch später in Kraft. Daß es auch von Seiten der Juden an Bekehrungsversuchen Andersgläubiger nicht fehlte, bezeugt Horaz, und namentlich von den Pharisäern ist bekannt, daß sie „Wasser und Land umzogen, um einen Proselyten zu machen". Doch nach der Zerstörung Jerusalems wurde mit der Ausbildung des starren Rabbinismus die Abschließung des Judenthums gegen das Heidenthum eine immer schroffere, und die Kluft zwischen beiden erweiterte und vertiefte sich je länger je mehr: der babylonische Talmud nennt die Proselyten einen Aussatz für Israel. Nachdem Antoninus Pius die von Hadrian verbotene Beschneidung den Juden zwar an ihren Kindern nach wie vor zu vollziehn erlaubt, dagegen die Beschneidung von Nichtjuden aufs strengste untersagt hatte, können in Folge dieses auch später in Kraft gebliebenen Edicts, abgesehn von den gewiß seltenen Uebertretungsfällen, keine förmlichen Uebertritte zum Judenthum mehr stattgefunden haben, die Proselyten dieser spätern Zeit also nicht mehr „Proselyten der Gerechtigkeit", sondern nur sogenannte „Gottesfürchtige" (*φοβούμενοι* oder *σεβόμενοι τὸν θεόν*) gewesen sein, die besonders den Sabbath beobachteten und sich der verbotenen Speisen enthielten. Zu dieser Klasse dürfte aber der größte Theil der Anhänger, die das Judenthum im Heidenthum gewann, schon in der vorhadrianischen Zeit gehört haben. Uebrigens reichte der Einfluß des Judenthums über die Kreise seiner eigentlichen Anhänger hinaus und führte zu heidnisch-jüdischen Mischbildungen. Zu diesen gehörten die Cultvereine der „Verehrer des höchsten Gottes" (*σεβόμενοι θεὸν*

ὕψιστον), die in Tanais im bosporanischen Reich zu Anfang des 3. Jahrhunderts bestanden, und die von den Kirchenvätern des 4. Jahrhunderts bekämpfte Sekte der Hypsistarier in Kleinasien ist allem Anschein nach eine gleichartige gewesen.

Setzte aber die Natur des Judenthums als der Religion eines auserwählten Volks seiner Verbreitung auf Kosten des Heidenthums an und für sich Schranken, so hatte das Christenthum ebenso wohl die Tendenz, alle seinem Weltgange im Wege stehenden Hindernisse zu durchbrechen, als die Kraft; und galt den Juden die Bekehrung von Ungläubigen höchstens als ein verdienstvolles Werk, so gab es für die Christen keine höhere und heiligere Pflicht, als die Ausbreitung der Lehre des Heils. Das Beispiel der ersten Apostel erweckte unaufhörlich Nachfolger in stets wachsender Zahl, die nach der Lehre des Evangeliums ihre Habe an die Armen vertheilten und den Wanderstab ergriffen, um das Wort Gottes von Volk zu Volk zu tragen, und deren Eifer auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren weder ermattete noch erkaltete. Die Christen waren eifrig, sagt Origenes, in der ganzen Welt das Wort auszusäen. Die Sendboten der neuen Lehre besuchten nicht bloß Städte, sondern auch Dörfer und Gehöfte, ja sie scheuten sich nicht ins Innere der Familien einzudringen und sich zwischen Blutsverwandte zu stellen. Christliche Sklaven suchten, wie die Heiden ihnen vorwarfen, Frauen und Kinder ihrer Herren zu ihrem Glauben herüber zu ziehn; ja die eifrigern reizten die Kinder, Vätern und Lehrern den Gehorsam zu versagen, um die Seligkeit zu erwerben. So mußten, wie bei jeder welterschütternden und neugestaltenden Bewegung, auch damals nur zu oft Bande der Natur zerrissen, Herzen gebrochen und „Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft" werden.

Die der jüdischen Nation als solcher ausnahmsweise zugestandene Toleranz, die eine stillschweigende Entbindung von allen ihrem Aberglauben zuwiderlaufenden Verpflichtungen, also auch vom Götter- und Kaisercult zur Folge hatte, konnte nach römischer Ansicht einer vom väterlichen Glauben abgefallenen Sekte nicht gewährt werden, am wenigsten der christlichen. Dem Christenthum gegenüber befand sich der römische Staat im Stande der Nothwehr. Die Erkenntniß seiner auf völlige Vernichtung der Staatsreligion zielenden, jeden Compromiß ausschließenden Tendenz muß seit der Ablösung des neuen Glaubens vom Judenthum (der die Zerstörung Jerusalems starken Vorschub leistete) schnell unabweisbar geworden und in die weitesten Kreise gedrungen sein.

Früher und öfter als die Weigerung des Göttercults hat ohne Zweifel die des Kaisercults, der zu den fundamentalen Institutionen des Reichs gehörte, Verfolgungen der Christen veranlaßt. Die ersten, von denen wir wissen, fanden in der Provinz Asia Statt, die in mehreren Städten (Pergamon, Smyrna, Ephesus u. a.) Tempel für diesen Cult hatte, bei denen die jährlichen Versammlungen der ihm gewidmeten Festgemeinschaften Statt fanden. „Es scheint, daß die Ent-

scheidung über die Stellung, die der Staat dem Christenthum gegenüber in der Folge einnahm, unter Domitian gefallen ist, wenn die Ueberlieferung es auch nicht gestattet, bestimmt zu sagen, in welcher Form eine solche Entscheidung, die thatsächlich maßgebend war, erfolgt ist."*) Die Offenbarung Johannis (eine unter Domitian entstandene Bearbeitung einer älteren jüdischen Apokalypse) spricht von dem Tode des „treuen Zeugen" Antipas und anderer Christen in Pergamos, „wo der Satan wohnt", „die geköpft sind wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes, und die da nicht angebetet hatten das Thier noch sein Bildniß".

Als eine criminalrechtliche konnte die Bestrafung der Christen erfolgen auf Grund der Auffassung des Majestätsverbrechens, welche die Verletzung nicht bloß der dem Kaiser als Gott, sondern auch den Nationalgöttern zu leistenden Huldigung als Vergehen gegen den Staat auffaßte. Doch ist bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts in diesem Sinne offenbar nur von einzelnen Kaisern und Statthaltern verfahren worden. Viel häufiger wurde das den Oberbehörden, namentlich den Provinzialstatthaltern gegen religiöse Contraventionen zustehende außerordentliche Strafverfahren angewendet, sowohl gegen Proselytenmacher, als gegen Proselyten, um den Abfall (zunächst der Bürger) vom nationalen Glauben zu hindern oder doch einzudämmen. Dieses nicht dem Gebiete der Rechtspflege angehörige administrative, also von Willkür untrennbare Verfahren war seinem Wesen nach „abhängig von der Individualität der einzelnen Beamten und von der jeweiligen Volksstimmung"; deshalb waltete hier „eine Unstetigkeit, wie sie in der Rechtspflege auch in dieser Periode des Verfalls sonst keineswegs wahrgenommen wird".

Die Volksstimmung aber war den Christen von Anfang an feindlich und wurde es je länger je mehr. Von den Gebildeten wurden sie verachtet wegen ihrer Niedrigkeit, ihrer Unwissenheit, ihrer Geringschätzung von Kunst und Wissenschaft, sowie von Allem, was dem Leben Anmuth und Schmuck verleiht, wegen ihres Mangels an Patriotismus und ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den vitalsten Staatsinteressen. Von den Massen wurden sie gehaßt. Ihre Absonderung von der nichtchristlichen Gesellschaft, verbunden mit ihrem festen Zusammenhalten unter einander, ihr Abscheu mindestens vor allen mit dem heidnischen Cultus zusammenhängenden Festlichkeiten, die Strenge ihres Wandels, die wie eine Censur jeder laxeren Lebensführung erschien, ihre Bedrohung der Andersgläubigen mit ewiger Verdammniß; überhaupt Alles, worauf der Gegensatz des Christenthums zur Welt beruhte: dies reichte schon hin, um ihnen „Haß des Menschengeschlechts" vorzuwerfen. Aber weit mehr noch machte sie ihr „Atheismus" verhaßt: ihre Feindseligkeit gegen die nationale Religion, ihre Verhöhnung dessen, was Millionen heilig war, ihre Schmähung der Götter, die den römischen Staat seit Jahrhunderten beschützt und zu solcher Größe emporgehoben hatten, und deren Gnade auch der Einzelne Alles zu verdanken glaubte, was ihm das Leben werth machte. Je länger

*) Der in Anführungszeichen geschlossene Satz ist von K. J. Neumann.

je mehr verbreitete sich unter den Anhängern des alten Glaubens die Neigung, alles öffentliche und allgemeine Unglück vom Zorn der Götter über den zunehmenden Verfall ihres Dienstes abzuleiten, und das Christenthum und seine Bekenner als die Verschulder dieses Zorns verantwortlich zu machen. „Die meisten Todesurtheile gegen Märtyrer sind in der Zeit vor Decius, wie das über den Stifter der Religion selbst verhängte, durch den blinden Fanatismus der Massen und die Schwäche der Statthalter herbeigeführt worden". War der Tiber aus seinem Bette getreten, sagt ein christlicher Autor, hatte der Nil sich nicht auf die Felder ergossen, blieb der Himmel fest und regenlos, bebte die Erde, brach Hunger oder Seuche ein, so erhob sich sofort der Ruf: „die Christen vor die Löwen!" Der greise Bischof Pothinus endete zu Lyon im Jahre 177 als Märtyrer unter den Mißhandlungen des Volks: „Alle glaubten sich schwer zu vergehen und gottlos zu handeln, wenn sie sich an dieser Rohheit nicht betheiligten, denn ihre Götter würden sie dafür strafen". Je länger desto mehr gewann die Ansicht Boden, daß mit dem Eintritt des Christenthums in die Welt ein allgemeiner Verfall des Menschengeschlechts begonnen habe.

Das unzweifelhafteste Symptom der Intensität und Leidenschaftlichkeit des Christenhasses ist, daß der Glaube an abscheuliche Verbrechen, die man ihnen andichtete, nicht bloß bei den Massen, sondern auch bei den Höchstgebildeten sehr verbreitet war und lange unausrottbar blieb. Allerdings trug dazu auch das Geheimniß bei, mit dem die Christen ihren Gottesdienst umgaben. Von jeher haben geheime religiöse Zusammenkünfte außerhalb Stehenden den Verdacht erregt, daß dort unter dem Deckmantel der Religion Dinge geschähen, die das Licht zu scheuen hätten. In der altrömischen Welt hat der Eindruck des großen Bacchanalienprocesses (185 v. Chr.) Jahrhunderte lang nachgewirkt. Damals war in der That ein über Etrurien eingedrungener Geheimdienst des Bacchus als Deckmantel der schändlichsten Ausschweifungen und ärgsten Verbrechen benutzt worden; die endlich gegen die Theilnehmer eingeleitete Untersuchung hatte die Bestrafung von Tausenden, großentheils mit dem Tode, zur Folge gehabt. Immer von Neuem wiederholten sich die Anklagen von „ödipodeischen Verbindungen und thyesteischen Mahlzeiten", die mit dem Gottesdienste der Christen verbunden sein sollten, d. h. widernatürlichen Ausschweifungen und Ritualmorden. Man berief sich dabei auf Geständnisse, die von Sklaven, Weibern und Kindern erfoltert waren, doch allerdings auch auf gegenseitige Anklagen der christlichen Parteien und Secten, die, wie ein heidnischer Autor sagt, einander die schändlichsten Dinge vorwarfen, die man zum Theil gar nicht nennen könne. Hier sei nur erwähnt, daß Hippolyt, der Gegenpapst des Callistus, dem letzteren in seiner noch erhaltenen „Widerlegung aller Ketzereien" vorwirft, er habe Ehebruch und Mord gelehrt. So erhielt der Glaube an die schamlosen Orgien und Ritualmorde der Christen immer neue Nahrung: beides hatte Tacitus im Sinne, als er (im Anfang der Regierung Hadrians) schrieb, der verderbliche Aberglaube der Christen, der durch die Kreuzigung des Stifters in Judäa

unterdrückt war, sei aufs Neue in Rom ausgebrochen, „wohin alles Scheußliche und Schandbare (cuncta atrocia aut pudenda) zusammenströmt und Anhang gewinnt". Daß auch Plinius in diesem Sinne inquirirt hatte, ergibt sich aus der von ihm an Trajan berichteten Aussage der Christen, sie seien zu einem unschuldigen Mahle zusammengekommen. Noch um das Jahr 200 wurde behauptet und geglaubt, daß bei der Einweihung zum Christenthum ein Kind geopfert und mit dem in sein Blut getauchten Brote verzehrt werde. An die Leuchter seien Hunde gebunden; werde ihnen ein Bissen vorgeworfen, so werfen sie die Leuchter um, und in der Finsterniß geschehe das Schlimmste.

Dieser Pöbelwahn ist die Hauptveranlassung der sogenannten neronischen Christenverfolgung gewesen. Um den Verdacht der Urheberschaft des ungeheuren Brandes von sich abzuwälzen, der im Juli 64 Rom zum größten Theil in Asche legte, gab Nero der nach Opfern verlangenden Volkswuth „die durch ihre Schandthaten verhaßten Christen" Preis. Man ergriff zuerst diejenigen, die sich zum Christenthum bekannten, dann nach deren Angabe eine sehr große Menge Anderer. Wenn auch nicht der Brandstiftung, so doch „des allgemeinen Menschenhasses" überwiesen, wurden sie unter so gräßlichen Martern hingerichtet, daß sie Mitleid erregten, „obwohl sie schuldig waren und die härtesten Strafen verdient hatten" (Tacitus). Sie wurden, in Thierfelle gehüllt, von Hunden zerfleischt, oder ans Kreuz geheftet, oder in Flammen gesetzt, die die einbrechende Dunkelheit erhellten. Die kaiserlichen Gärten, in denen die „Fackeln des Nero" durch die Nacht leuchteten, lagen in der Gegend der Peterskirche.

Die ersten uns bekannten Normen für die Behandlung der Christenfrage hat Trajan aufgestellt, und zwar in seinem Rescript an den jüngeren Plinius, der, als Statthalter von Bithynien und Pontus ums Jahr 112, von dem Umsichgreifen der neuen „Superstition" erschreckt, Anweisungen erbat, da er noch niemals einer Verhandlung gegen die Christen beigewohnt hatte. Trajan bestimmte, daß jeder des Christenthums Beschuldigte und Ueberführte zu bestrafen sei; wer aber das Christenthum ableugne und seine Lossagung von ihm durch ein den Göttern gebrachtes Opfer bestätige, solle ohne Rücksicht auf die Vergangenheit straflos ausgehn. Gefahndet solle auf die Christen nicht werden, auch mißbilligte der Kaiser die Berücksichtigung anonymer Denunciationen. Hadrian ist der einzige Kaiser gewesen, der den Christenglauben frei gab, indem er in einem Erlaß an den Statthalter von Asia anordnete, daß der Christ nur wegen des ihm zur Last gelegten, nichtreligiösen Verbrechens zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, und den falschen Ankläger auch in diesem Falle unnachsichtlich die gesetzliche Strafe treffe. Im Allgemeinen hielten jedoch die Kaiser den Standpunkt des religionspolizeilichen Einschreitens auf geschehene Anzeige fest und straften, wo es sich nicht vermeiden ließ. Die Christen befanden sich so in stetiger Rechtsunsicherheit.

Unter Marc Aurel verschlimmerte sich ihre Lage. Ein von ihm um 177 erlassenes Rescript, das die Bestrafung Derjenigen befahl, die dazu beitragen würden, „die leicht erregten Gemüther der Menge durch

Wahnglauben in Angst zu versetzen", fand auch auf die Christen Anwendung. In verschiedenen Provinzen brach die Wuth der städtischen Bevölkerungen gegen sie los. Wir besitzen das höchst interessante Schreiben der Gemeinden von Vienne und Lyon über die Verfolgung in der letzteren Stadt (zu deren Opfern der Bischof Pothinus gehörte) an die Brüder in Asia und Phrygien. Von den verurtheilten Christen in Lyon wurden die Bürger enthauptet, die Nichtbürger wilden Thieren vorgeworfen. Im Gegensatz zu der Verordnung Trajans hatte der Statthalter auf die Christen fahnden lassen, und dies ist nach der Aeußerung eines Zeitgenossen damals allgemein oder doch vielfach geschehen.

Der Ausbruch eines fanatischen Christenhasses in jener Zeit ist sehr begreiflich. Niemals vorher war das Reich von so schwerem Unglück jeder Art heimgesucht worden. Im Jahre 166 waren deutsche Stämme, durch Völkerschiebungen gedrängt, über die Donau eingebrochen, hatten die nordöstlichen Grenzprovinzen von der Ostschweiz bis Ungarn und Siebenbürgen überschwemmt und verheert und Hunderttausende von Gefangenen fortgeschleppt; bis Italien und Griechenland waren einzelne ihrer Horden vorgedrungen. Zum ersten Male wankte das Reich in seinen Fugen. Neun Jahre dauerten die schweren, verlustvollen, mit der äußersten Anspannung aller Kräfte geführten Kriege, in denen sie endlich überwältigt wurden. Und zugleich wüthete seit 162 jene furchtbarste Epidemie des Alterthums, die vom Orient eingeschleppt bis nach dem Rhein und Gallien vordrang, die Lager der Legionen verheerte und ganze Landstriche in Einöden verwandelte. Dazu kamen Mißwachs und Hungersnoth, um die Leiden der Bevölkerungen aufs Höchste zu steigern. Wenn je, so hatte man damals Grund, zu glauben, daß die Götter dem so lange von ihnen sichtbar beschützten Reich ihre Gnade entzogen hätten: und welche Ursache ihres Zornes lag näher, als der immer mehr um sich greifende Abfall vom Glauben der Väter, den die Irrlehren der lichtscheuen, von Menschenhaß erfüllten „Atheisten" verschuldeten? Schwerlich hat Marc Aurel solchen Anschauungen ganz fern gestanden. Er war ein nicht bloß sehr gottesfürchtiger, sondern auch starkgläubiger Mann. In einer Welt ohne Götter, hat er gesagt, wolle er nicht leben, und er scheint die Götter aller Nationen als gleich mächtig und der Verehrung gleich würdig anerkannt zu haben.

Endlich kommt hier in Betracht, daß damals innerhalb des Christenthums eine schwärmerische Glaubensrichtung aufgekommen war, die der Staatsgewalt mit herausforderndem Trotz gegenüberstand. Ihren schärfsten Ausdruck fand sie in der Secte der Montanisten, deren Stifter Montanus um 156 in Kleinasien mit dem Anspruch aufgetreten war, der erschienene Paraklet zu sein. Die Montanisten, deren Anschauungen sich auch in die abendländische Kirche verbreiteten, forderten strengste Askese, unbedingte Lossagung von allem Irdischen, verkündeten das nahe Bevorstehn des Weltendes und des Tausendjährigen Reiches, legten übermäßigen Werth auf das Märtyrerthum und ermahnten dazu. Diese Märtyrersucht, die auch in gemäßigten christlichen Kreisen Mißbilligung

fand, erregte in den heidnischen nur Spott und Hohn: man empfahl ihnen, sich doch selbst umzubringen, anstatt andern Leuten Mühe zu machen. Als der Proconsul C. Arrius Antoninus (184/85) in seiner Provinz Asia die Christen heftig verfolgte, zogen sie (wohl in Ephesus) haufenweise vor sein Tribunal und boten sich freiwillig dar. Einige von ihnen ließ er abführen, zu den anderen aber sprach er: „Ihr Elenden, wollt ihr durchaus sterben, so habt ihr ja Abgründe und Stricke!" Auf Marc Aurel machte der Todesmuth der christlichen Märtyrer den Eindruck, daß er nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf hartnäckigem Trotz beruhe.

Wie in Gallien und Kleinasien, hat die damalige Verfolgung auch in Africa, wo bisher noch kein Christenblut geflossen war, Opfer gefordert. Wir besitzen das Protokoll einer Verhandlung, die gegen drei Christen und drei Christinnen aus Scili in Numidien am 17. Juli 180 in Carthago von dem Proconsul von Africa geführt worden ist. Trotz seiner offenbaren Bemühung, ihnen den Rücktritt zum Heidenthum zu erleichtern, beharrten die Angeklagten bei ihrem Bekenntnisse, wiesen das Ansinnen, beim Genius des Kaisers zu schwören und für sein Heil ein Bittopfer zu bringen, zurück (obwohl dies nicht einmal eine Anerkennung seiner Göttlichkeit involvirte) und lehnten auch die angebotene Bedenkzeit von dreißig Tagen ab. Sie wurden an demselben Tage enthauptet; über ihrem Grabe erhob sich später eine Basilika. In Rom selbst sind damals oder wenig später die Christen zur Zwangsarbeit in den sardinischen Bergwerken verurtheilt worden, deren Befreiung die Maitresse des Commodus Marcia um 190 erwirkte. Die Bergwerksstrafe war nächst der Todesstrafe die härteste; die Verurtheilten waren durch sie zum Sklavenstande degradirt, arbeiteten (auf der einen Seite des Kopfes kahl geschoren) in Ketten und waren körperlichen Züchtigungen ausgesetzt.

Wenn auch die Verfolgung in den nächsten Jahren nach dem Tode Marc Aurels noch fortdauerte, so kam doch nun (zunächst durch Marcias Einfluß) für die Kirche eine bessere Zeit. Sie erfreute sich während einer Periode von fast siebzig Jahren eines nur durch die Verfolgungen unter Septimius Severus und Maximinus Thrax unterbrochenen Friedens. Die Märchen von den Ritualmorden und schamlosen Orgien verstummten allmälig, je mehr das Christenthum mit zunehmender Ausbreitung aus der Verborgenheit an das Licht trat, je mehr Christen und Heiden mit einander (auch durch Ehen und Familienbeziehungen) in Berührung kamen. Es ist ein Beweis für die Abnahme des Christenhasses, daß die tausendjährige Säcularfeier der Stadt Rom, die im Jahre 248 drei Tage und drei Nächte hindurch aufs Feierlichste begangen wurde und zweifellos eine große Steigerung des religösen Gefühls hervorrief, ohne christenfeindliche Demonstrationen verlief.

War nun die Zahl der Märtyrer bis dahin an sich keine geringe gewesen, so war sie es doch (abgesehn von den nicht im eigentlichen Sinne zu ihnen zu rechnenden Opfern der neronischen Verfolgung) im Verhältniß zu der Größe des Reichs und einem Zeitraum von zwei

Jahrhunderten. Dies bestätigt ausdrücklich in einer 248 verfaßten Schrift Origenes, der gelehrteste christliche Schriftsteller der vorconstantinischen Zeit. Er sagt: „Wenige und sehr leicht zu Zählende haben von Zeit zu Zeit den Tod erlitten um des Glaubens willen, und um die Uebrigen zu mahnen.“ Sein Zeugniß wiegt um so schwerer, da seine persönlichen Erfahrungen ihn eher geneigt machen konnten, den Umfang und die Schrecklichkeit der Verfolgungen zu übertreiben. Er hatte selbst deren zwei erlebt, und war von der ersten aufs Schwerste mit betroffen worden. Sein Vater Leonidas war im Jahre 202 in Alexandria als Christ zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden; er selbst, noch nicht siebzehn Jahre alt, hatte ein so stürmisches Verlangen nach dem Märtyrerthum empfunden, daß die Mutter ihm die Kleider verstecken mußte, um ihn zu nöthigen, zu Hause zu bleiben. Aber an den Vater im Gefängniß schrieb er einen eindringlichen Brief über das Martyrium, in dem er ihn mahnte, nicht etwa auf seine Familie Rücksicht zu nehmen: „Halt an dich, daß du dich nicht unsertwegen umstimmen lassest!“

Während der Verfolgung unter Maximinus Thrax hat er dann eine Aufforderung zum Martyrium geschrieben, in der er aufs Dringendste mahnt, auch unter der Todesdrohung, auch auf der Folter sich mit keinem Worte zu beflecken. Eine Bestätigung (deren es allerdings nicht bedarf) findet das Zeugniß des Origenes von der geringen Zahl der Märtyrer bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts in der sehr leidenschaftlich (im Jahr 313/14) geschriebenen Schrift des Lactantius „Von den Todesarten der Verfolger.“ Hier folgt Decius (249—251) unmittelbar auf Nero und Domitian. Wenn Lactantius sagt, die nach Domitian regierenden guten Kaiser seien nicht Feinde der Kirche gewesen, und die Leiden und Bedrängnisse der Christen in der Zeit zwischen Domitian und Decius ganz mit Stillschweigen übergeht, so konnten diese unmöglich einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen haben. Aber selbst die Verfolgung des Diocletian „ist kein Schatten von dem gewesen, was Herzog Alba in den Niederlanden gethan hat“ (Niebuhr). Die Zahl der dort unter Karl V. um des Glaubens willen Hingerichteten schätzt Fra Paolo auf 50000, Hugo Grotius auf 100000.

Den Glaubens- und Bekehrungseifer der Christen haben übrigens die Verfolgungen bekanntlich eher entzündet, als gedämpft. „Unsre Lehre, sagt Clemens von Alexandria, hindern seit ihrer ersten Verkündigung Könige und Herrscher, Vorsteher der Provinzen und Statthalter, indem sie mit all ihren Söldnern und einer ungeheuern Menschenmenge wider uns streiten, und unsrer, so Viele sie nur können, zu vertilgen suchen: und doch blüht sie nur immer mehr. Sie stirbt nicht wie eine menschliche Lehre und welkt nicht wie eine schwache Gabe, denn keine Gabe Gottes ist schwach. Sie bleibt und kann nicht gehindert werden, ob man sie gleich, wie geweissagt ist, bis ans Ende verfolgen wird.“

Doch trotz des glühendsten Bekehrungseifers der Christen hätte die erhabene — für einen großen wo nicht den größten Theil der heidnischen Welt nur zu erhabene — Lehre des Evangeliums nicht verhältnißmäßig so schnell sich verbreiten können, wenn nicht noch andre Ur-

sachen zu dieser Verbreitung mitgewirkt hätten, die theils in den Bedürfnissen und Schwächen der menschlichen Natur überhaupt, theils in den Zuständen der damaligen Gesellschaft begründet waren.

Die neue Lehre richtete sich an die ganze Menschheit, sie schloß Keinen von der Verheißung des Heils aus, auch nicht den Geringsten und Verachtetsten. Sie fand naturgemäß den günstigsten Boden in der ungeheuern Mehrzahl der Mühseligen und Beladnen, der Armen und Unglücklichen. Die froheste Botschaft brachte sie den Sklaven; sie verkündete ihnen ihre Erhebung aus Niedrigkeit, Verachtung, Rechtlosigkeit, ihre Gleichstellung mit den Freien. In ihren Kreisen muß sie sich am schnellsten fortgepflanzt haben, und ist gewiß oft genug aus den Sklavenzellen in die Wohnungen der Herren gedrungen. Sie spendete aber überhaupt den Verzweifelnden und Zagenden einen ungeahnten Trost, sie eröffnete auch dem Schuldbeladensten Aussicht auf Vergebung. Die Heiden spotteten: während zu andern gottesdienstlichen Weihen Diejenigen geladen würden, die sich rein von Schuld fühlten, versprächen die Christen, das Reich Gottes werde auch die Sünder und die Thoren aufnehmen, kurz gerade die Unseligen. Die Sprache, in der das Evangelium verkündet wurde, konnte hiernach nur die der kleinen Leute sein. Wie das Griechische, in dem die Bücher des Neuen Testaments verfaßt sind, ist auch das Latein, in dem sie zuerst dem Abendlande bekannt wurden, nicht die Schrift- oder Gelehrtensprache, sondern „die alltägliche des Hauses und der Familie, des Marktes und der Straßen, der Werkstätten, des platten Landes, des Feldlagers".

Sehr hoch ist auch der Einfluß anzuschlagen, den die Empfänglichkeit der Frauen für die neue Lehre auf deren Verbreitung übte. Das Christenthum erhob die Frauen in den griechischen Ländern, wo ihre Stellung eine tief herabgedrückte war, zu ebenbürtigen Gefährtinnen des Mannes, es gab der Ehe durch die innigere Seelengemeinschaft des gleichen Glaubens und der gleichen Hoffnung eine neue Weihe, dem Jungfrauenthum eine neue Heiligkeit, dem ganzen Leben der Frau für die Gesellschaft eine höhere Geltung. Nicht immer hielten die Frauen sich innerhalb der Schranken, die für ihre Stellung auch in der christlichen Gemeinde gezogen bleiben sollten. Paulus hatte zu rügen, daß sie in Korinth mit unbedecktem Haupte beteten und weissagten, er mußte ermahnen, daß sie in der Gemeinde schweigen, nach dem Gesetz den Männern unterthan sein sollten.

Was aber dem Christenthum die meisten Gläubigen zuführte, das war dasselbe, wodurch selbst das Judenthum bei aller seiner Ausschließlichkeit eine so starke Anziehungskraft geübt hatte: die innerhalb des Heidenthums vergeblich gesuchte Befriedigung des Glaubensbedürfnisses, die nur ein über jede Skepsis erhabenes, weil auf göttlicher Offenbarung beruhendes Dogma gewähren konnte; und das Unbegreifliche dieses Dogmas entsprach „dem Hange des menschlichen Geistes, am liebsten das Geheimnißvolle zu glauben" (Tacitus), im höchsten Grade. Vielleicht ergriff aber Nichts die Gemüther so unwiderstehlich, als die

nie zuvor mit so überzeugender, alle Zweifel niederschlagender Gewißheit verkündete Verheißung eines bessern Jenseits, einer ewigen Seligkeit: während zugleich mit dieser beglückenden Hoffnung die Furcht vor den ewigen Strafen, die dem Unglauben drohten, nicht minder gewaltig wirkte, um so mehr als der Glaube an das nahe Bevorstehn des Tausendjährigen Reichs bei den Christen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts allgemein war.

Auch Wunder und Zeichen, nach denen die Gläubigen nicht minder als die Zweifelnden und Schwankenden verlangten, geschahen mindestens ebenso zahlreich zur Bekräftigung des christlichen als des heidnischen Glaubens. Im Namen Jesu, sagt Irenäus (Bischof von Lyon 177 bis 202), vollbringen seine Schüler, die von ihm die Gabe empfangen haben, Austreibungen von Teufeln, andere sehen und sagen die Zukunft voraus, andere heilen Kranke durch Auflegen der Hände und wecken Todte wieder auf. Es ist unmöglich, die Erweisungen der Gnade zu zählen, welche die Kirche für die ganze Welt von Gott erhalten hat und im Namen Jesu Christi, des unter Pilatus gekreuzigten, zum Wohle der Völker vollbringt, ohne Betrug zu üben oder Bezahlung anzunehmen; denn wie sie diese Gaben als Geschenk von Gott empfangen hat, theilt sie sie auch als Geschenk mit. Arnobius, für den (wie gewiß für die Meisten) die von Christus vollbrachten Wunder die Göttlichkeit seiner Natur erwiesen, legte (auch für die Zurückweisung der heidnischen Behauptung, er sei ein Zauberer gewesen) besondern Werth darauf, daß er durch sein bloßes Wort und durch Handauflegen Kranke zu heilen und Todte zu erwecken vermochte: während die Heidengötter nur, wie Aerzte, Heilmittel verordneten, vielen Tausenden von Kranken aber zu helfen gar nicht im Stande waren. Ebenso sagt Origenes, er habe Kranke durch die bloße Anrufung des Namens Gottes und Jesu von ihren Leiden befreien sehn, „die weder Menschen noch Dämonen zu heilen vermochten". Augustinus berichtet zahlreiche selbsterlebte Wunder, darunter nicht weniger als fünf Todtenerweckungen, besonders viele wunderbare Krankenheilungen hätten sich bei den Grabkapellen des h. Stephanus zu Calama und Hippo Regius ereignet: über die bei der letztern, die noch nicht zwei Jahre stand, erfolgten, hatte man schon an 70 schriftliche Berichte. Wie später im germanischen Norden, sind dem neuen Glauben unzählige Bekenner durch die Ueberzeugung gewonnen worden, „daß der Christengott den bessern Willen habe zu helfen als die Heidengötter und vor Allem die größere Macht". Als in Gaza bei einem Pferderennen, bei welchem die Pferde eines eifrigen Christen und eines eifrigen Heiden liefen, „Christus den Marnas schlug", ließen viele Heiden sich taufen. Daß der Uebertritt zum Christenthum sich durch die Vortheile empfehle, die der Christengott seinen Bekennern gewähre, spricht aufs naivste ein Gedicht des Rhetors Endelechius im 4. oder 5. Jahrhundert aus. Bucolus hat seine Heerden durch eine Rinderseuche verloren, während die des Tityrus verschont geblieben sind. Welcher Gott, fragt jener, hat dich vor diesem Schaden bewahrt? und Tityrus antwortet, das Zeichen des Kreuzes, auf die Stirnen der Thiere gemalt,

habe sie gesund erhalten; wolle Bucolus den Beistand des wahren Gottes erbitten, so genüge der bloße Glaube an ihn. Wenn das sich wirklich so verhalte, sagt Bucolus, so zögere er nicht den wahren Glauben anzunehmen und den Irrthum zu fliehn, und der bei diesem Gespräch anwesende Aegon ist bereit dasselbe zu thun: „denn warum sollte ich zweifeln, daß dasselbe Zeichen, das die Krankheit überwindet, auch für die Menschen immerdar heilsam ist?“ Welche Beispiele von wunderbaren Bestrafungen hartnäckigen Festhaltens am Heidenthum erzählt wurden, zeigt der Bericht des Augustinus über die Bekehrung des Oberarztes (archiater) Dioscorus. Dieser, der gewohnt gewesen war, die Christen zu verhöhnen, rief bei einer Erkrankung seiner Tochter das Erbarmen Christi an und gelobte, falls sie genese, Christ zu werden. Als er nach ihrer Genesung mit der Erfüllung des Gelübdes zögerte, wurde er blind, und als er es erneuerte, wieder sehend; eine Zögerung das christliche Bekenntniß abzulegen hatte eine Lähmung aller Glieder, auch der Zunge zur Folge; als er sich dazu bereit zeigte, hörte auch diese Heimsuchung auf.

Sodann erfüllte der felsenfeste, so oft und so heldenmüthig bewährte Glaube der Christen mit Ehrfurcht vor einer Religion, die solche Bekenner fand. „Je mehr wir hingemäht werden, sagt Tertullian, desto mehr wächst unsre Zahl. Das Blut der Christen ist Samen. Jene starre Hartnäckigkeit, die ihr uns vorwerft, wird zur Lehrerin. Denn wer würde durch ihr Anschaun nicht erschüttert und zum Forschen aufgeregt, was hier eigentlich verborgen ist? Wer tritt, wenn er geforscht hat, nicht bei? Wer wünscht nicht, wenn er beigetreten ist, selbst zu dulden?“ Die Sittlichkeit der Christen nöthigte auch Gegnern Bewunderung ab. Plinius war bei jener Untersuchung, die er als Statthalter von Bithynien gegen die dortigen Christen (zunächst in Amisus) einzuleiten sich veranlaßt sah, in dem allgemeinen Vorurtheil befangen, daß sie in ihren geheimen Versammlungen Schandthaten verübten; doch fand er nach einer strengen Untersuchung, bei der auch zwei Sklavinnen gefoltert wurden, keine andre Schuld an ihnen, als einen „verkehrten und maßlosen Aberglauben“. Die Angeklagten betheuerten ihm, ihr Vergehen oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daß sie gewöhnlich an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammengekommen seien, ein Gebet an Christus wie an einen Gott gesprochen und gelobt hätten, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehn, die Treue nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuleugnen. Dann wären sie auseinander gegangen und wieder zu einem unschuldigen gemeinsamen Mahle zusammengekommen. Galenus fand, daß die Christen ihr Glaube so handeln lehre, wie die Vorschriften der echten Weltweisheit; er erkannte namentlich ihre Verachtung des Todes, ihr keusches, züchtiges, enthaltsames, streng sittliches Leben an: es gebe unter ihnen Solche, die in Beherrschung des Gemüths und eifrigem Streben nach Tugend wahren Philosophen nicht nachständen.

Daß die christlichen Gemeinden freilich auch unlautere Elemente enthielten, daß nicht alle Sünder, die sie in der Hoffnung auf Besserung

aufnahmen, wirklich gebessert wurden, dafür zeugen schon die Vorwürfe, die Paulus und ein in seinem Namen redender Autor den Gemeinden zu Korinth und Kreta machte; sowie „daß Jacobus sich genöthigt sah, den sittlichen Mißbrauch der Pauliniſchen Lehre von der allein selig machenden Kraft des Glaubens zu rügen, und daß die Apokalypse gegen Verführer in Pergamus (Nikolaiten) zu eifern hatte, welche nicht nur die den Heidenchristen gegebenen Speisegesetze, sondern auch das Verbot der Unzucht nicht achteten." Gerade die werkthätige Liebe und Barmherzigkeit, welche die Christen untereinander übten, wurde auch von Heuchlern gemißbraucht, die sich der neuen Gemeinschaft in Hoffnung auf Unterstützung und andere Vortheile anschlossen, zumal da mit der Zeit übertriebene Gerüchte von dem Reichthume der christlichen Gemeinden in die heidnische Welt drangen. Man erzählte, daß „die Brüder" ihre Güter verkauften und den Erlös der Kirche darbrächten, daß es bei ihnen für die höchste Frömmigkeit gälte, die eignen Kinder zu entblößen, um die Kirche zu bereichern. Schon Paulus spricht von wandernden Christen, welche die fremden Gemeinden aufzehren und ihnen das Ihre nehmen, und er selbst mußte sich bei den Korinthern gegen den Vorwurf beabsichtigter Uebervortheilung rechtfertigen. In der etwa in Hadrians Zeit verfaßten „Apostellehre" heißt es, daß die reisenden Missionare höchstens zwei Tage an einem Ort bleiben dürfen; wer drei bleibe, sei ein falscher Prophet; ebenso wer Geld zur Reise verlange; sie dürfen nichts nehmen, als Brod, das bis zur nächsten Herberge ausreicht. Nicht jeder der im Geist redet, sei ein Prophet, als solcher erweise man sich durch einen Lebenswandel, der dem des Herrn ähnlich sei. Lucian hat vom christenfeindlichen Standpunkte die Theilnahme geschildert, die der Philosoph Peregrinus Proteus bei den Christen in Palästina fand, als er sich zu ihrem Glauben bekannte, und um seines Bekenntnisses willen ins Gefängniß geworfen wurde. Nachdem sie vergeblich Alles aufgeboten hatten, um ihn zu befreien, suchten sie wenigstens seine Gefangenschaft auf jede Weise zu erleichtern. Vom frühen Morgen an sah man bei dem Gefängnisse alte Frauen, Wittwen und Waisenkinder. Die Vorsteher erlangten durch Bestechung der Wächter die Erlaubniß, auch die Nächte bei dem Gefangenen zuzubringen. Reichliche Mahlzeiten wurden hineingetragen und bei den Mahlen Gebete gehalten. Selbst von den Gemeinden in Kleinasien kamen Gesandte, um zu trösten, zu rathen und zu helfen; denn sie beweisen, sagt Lucian, in solchen Fällen eine unglaubliche Hilfebereitschaft, sie geben geradezu unbedenklich Alles hin. So erhielt Peregrinus viel Geld und machte seine Gefangenschaft zur Quelle einer nicht unerheblichen Einnahme. Denn die Unseligen, heißt es weiter, bilden sich ein, daß sie ewig leben werden, und achten daher dieses Leben und seine Güter nicht; auch hat sie ihr erster Gesetzgeber gelehrt, daß sie Alle untereinander Brüder seien, wenn sie nur alle hellenischen Götter verleugnet haben, dagegen jenen ihren gekreuzigten Weisen verehren und nach seinen Gesetzen leben. Sie achten also Alles in gleicher Weise gering und halten es für gemeinsam, indem sie solcherlei Lehren ohne irgend eine Bürgschaft annehmen. Kommt nun ein ver-

schmitzter Betrüger zu ihnen, so kann er mit den einfältigen Leuten sein Spiel treiben und in Kurzem reich werden. — Uebrigens rügt auch Tertullian das Uebermaß der leiblichen Pflege, das von Seiten der Gemeinden den um des Glaubens willen eingekerkerten Brüdern zu Theil wurde, und Ambrosius warnt die Priester ernstlich, ihre Gaben nicht an Unwürdige zu verschwenden, die unter den verschiedensten Vorspiegelungen Unterstützung erbaten.

Daß falsche Propheten aller Art, sowol Betrüger als Schwärmer und Fanatiker in den christlichen Gemeinden für Verbreitung ihrer Irrlehren und damit für die Gewinnung von Ansehn und Macht einen besonders günstigen Boden fanden, ist ebensowenig zu bezweifeln, als daß Ehrgeizige, denen niedrige Lebensstellung oder sonstige Ungunst der Verhältnisse die Erreichung ihrer Ziele unmöglich machte, in dieser Genossenschaft eine Rolle zu spielen suchten, die ihnen im Staatsleben versagt war. Von Anfang an wucherte im Christenthum das Sectenwesen, und verfolgte die Kirche die Secten und diese einander mit bitterm Haß und leidenschaftlichen Beschuldigungen, die kaum hinter den von den Heiden gegen die Christen überhaupt gerichteten Anklagen an Heftigkeit zurückblieben. So sehr, behauptete Celsus, seien die Christen unter sich gespalten, daß sie außer dem Namen kaum noch etwas gemein hätten.

Die oben erwähnte, von dem stark zu montanistischer Strenge neigenden Gegenpapst des Callistus (215—222) Hippolyt nicht lange vor 235 verfaßte „Widerlegung aller Ketzereien" giebt einen höchst interessanten Einblick in die innerhalb der christlichen Gemeinden, namentlich durch Verschiedenheit der Lehrmeinungen entstandenen Spaltungen und Gegensätze, so wie in die Uebelstände und Schwierigkeiten, die sich aus den Berührungen der christlichen Welt mit der heidnischen ergaben. Hippolyts Angriff gegen das Oberhaupt der römischen Gemeinde beweist nur zu klar, wie häßliche Leidenschaften schon damals Glaubensstreitigkeiten in der christlichen Welt wach riefen und nährten. Sein in mehr als einer Beziehung charakteristischer Bericht ist im Wesentlichen folgender.

Callistus war ein christlicher Sklav eines ebenfalls christlichen Freigelassenen im Hause des Kaisers Commodus, Namens Carpophorus. Dieser vertraute ihm eine nicht unbedeutende Summe an, mit welcher Callistus unter dem Namen seines Herrn, aber zu seinem eignen Vortheil ein Bankgeschäft begründen sollte. Viele Wittwen und Brüder legten darin ihr Geld an. Callistus aber gerieth an den Rand des Bankrotts; um sich der Rechnungsablegung zu entziehen, floh er nach dem Hafen von Portus und begab sich auf ein zur Abfahrt bereites Schiff. Carpophorus folgte ihm; als Jener seinen Herrn am Hafen erscheinen sah, sprang er ins Meer, wurde aber herausgezogen, nach Rom gebracht und von Carpophorus in die Stampfmühle (zu einer gewöhnlichen Strafarbeit der Sklaven) geschickt. Doch ließ sich Carpophorus bewegen, ihn wieder zu entlassen, da mehrere bei der Bank betheiligte Brüder ihm mit Thränen vorstellten, daß sie im Vertrauen auf ihn dem Callistus ihr Geld übergeben hätten, und daß dieser einge-

stehe, eine Summe in Sicherheit gebracht zu haben. Callistus aber, nicht im Stande seinen Verpflichtungen nachzukommen, wollte seinem Leben ein Ende machen, und zugleich die Glorie des Märtyrerthums erwerben. Er begab sich, unter dem Vorwande Geld einfordern zu wollen, am Sabbath in eine Synagoge und störte den Gottesdienst. Die Juden fielen über ihn her und schleppten ihn vor das Tribunal des Stadtpräfecten Fuscianus, der ihn geißeln ließ und zur Arbeit in den Bergwerken Sardiniens (den Bleigruben bei las Antas im SW. der Insel) verurtheilte, wo sich bereits andre wegen ihres Glaubens verurtheilte Christen befanden. Die Geliebte des Kaisers Commodus aber, Marcia, ließ in der Absicht ein gutes Werk zu thun, sich von dem Bischof Victor (198/99) ein Verzeichniß der dortigen Märtyrer geben und erwirkte deren Befreiung. Callistus, dessen Namen Victor absichtlich nicht auf die Liste gesetzt hatte, bewog den Ueberbringer der Botschaft, den Eunuchen Hyacinthus, der Marcias Pflegevater und damals Presbyter in der Gemeinde war, auch seine Befreiung bei dem Procurator von Sardinien durchzusetzen. Victor war damit unzufrieden, begnügte sich aber dem Zurückgekehrten Antium als Aufenthaltsort anzuweisen, wo er von einer monatlichen Unterstützung lebte. Die bisher erzählten Ereignisse fallen in die Zeit zwischen 186—190.

Nach Victors Tode wußte Callistus sich bei dessen Nachfolger Zephyrinus (199—217), der nach der Versicherung des Autors ein einfältiger, ungelehrter, in geistlichen Doctrinen unwissender, überdies bestechlicher und geldgieriger Mann war, in Gunst zu setzen, so daß ihn Zephyrinus nach Rom berief und über den von ihm neu begründeten Friedhof setzte. Callistus verstand es jeder der in der Gemeinde hadernden Parteien die Meinung beizubringen, daß er auf ihrer Seite sei, und erreichte so seine Wahl zum Bischof. Als solcher trat er mit einer verderblichen Irrlehre auf, indem er die Einheit des Vaters und des Sohnes behauptete, stiftete eine Schule, und behauptete, daß, wer dieser beitrete, Vergebung der Sünden erhalte. Viele, die ihr Gewissen schlug, darunter solche, die Hippolyt nach erfolgtem Urtheilsspruch aus der Gemeinde gestoßen hatte, traten der Schule bei. Callistus lehrte, daß ein Bischof auch wegen einer Todsünde nicht abgesetzt werden dürfe, setzte Bischöfe, Presbyter und Diakonen ein, die in zweiter und dritter Ehe lebten, und ließ Geistliche, die heiratheten, im Amte. Er machte von dem Spruche „Lasset das Unkraut mit dem Weizen wachsen" die Anwendung, daß die Sünder in der Gemeinde bleiben sollten, deren Gleichniß die Arche Noah sei, in der reine und unreine Thiere waren. Er übte eine sträfliche Nachsicht, namentlich gegen vornehme Frauen, denen er gestattete mit Sklaven oder Männern von niedrigem Stande zu leben, mit denen sie keine gültige Ehe eingehen konnten, ohne ihres Standes verlustig zu werden: und die Abneigung, Kinder von solchen Männern zu erziehn, führte diese Frauen zu neuen Verbrechen. So lehrte jener Gottlose zugleich Ehebruch und Mord. Unter ihm wurde auch von seinen Anhängern zuerst die Wiedertaufe versucht.

An der materiellen Wahrheit der hier berichteten Thatsachen kann

kein Zweifel sein, aber eben so klar ist, daß sie in feindseligster Weise zusammengestellt, gedeutet und beleuchtet sind. In wiefern die Lehre des Callistus, seine Handhabung der geistlichen Zucht und seine „Legitimierung der Durchschnittsmoral" eine günstigere Beurtheilung zuläßt, soll hier nicht erörtert werden. Nach der Darstellung Hippolyts bleibt es unbegreiflich, wie er von derselben Gemeinde, die ihn als gemeinen Verbrecher kannte, zum Oberhaupt gewählt werden konnte. Verschwiegen ist hier mindestens sein Eintritt in die Geistlichkeit, und wahrscheinlich noch manches Andre, was eine solche Erhebung nach einer solchen Vergangenheit verständlich machen könnte. Callistus scheint Diakonus des Papstes Zephyrinus gewesen zu sein; als solcher hatte er die Verwaltung der Gemeindecasse, die Austheilung des Gehalts an die Geistlichen, der Almosen an die Wittwen und Waisen; in dieser Stellung konnte er schwer vermeiden Unzufriedenheit zu erregen, aber kaum zum Bischof gewählt werden, wenn seine (achtzehnjährige) Verwaltung nicht eine im Wesentlichen untadelhafte gewesen war.

Mit den Namen des Callistus ist eine ehrwürdige, für die Geschichte des ältesten Christenthums bedeutungsvolle Anlage und zugleich eine der glänzendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie unzertrennlich verknüpft. Jener von Zephyrinus an der Appischen Straße auf Besitzungen der Cäcilier neubegründete Begräbnißplatz ist allem Anscheine nach der erste staatlich anerkannte Friedhof der römischen Christengemeinde gewesen, während bis dahin die Bestattungen auf den Grundstücken einzelner Mitglieder erfolgten, an deren Besitztitel der Bestand der Begräbnißplätze geknüpft war. Diesen fortan nach Callistus benannten Friedhof, der die Ruhestätte der Päpste bis auf Miltiades (gest. 314) war, hat in unsern Tagen die unermüdliche, geniale und glückliche Forschung de Rossis wiederentdeckt.

Die Erzählung Hippolyts erinnert daran, was zuweilen vergessen wird, daß die christlichen Gemeinden sich von der übrigen Welt unmöglich völlig abschließen konnten, vielmehr fort und fort in die Mitleidenschaft der Gebrechen und Schäden der damaligen Cultur gezogen wurden. Daß freilich die Apologeten des neuen Glaubens dort nur Liebe und Eintracht, hier nur Haß und gegenseitige Verfolgung sahen, ist begreiflich. Man möge, sagt Origenes, die christlichen Gemeinden zu Athen, Korinth und Alexandria mit den dortigen heidnischen zusammenhalten: jene seien sanftmüthig und ruhig, weil sie Gott gefallen wollen, diese voll Aufruhr und mit jenen durchaus nicht zu vergleichen; auch die Häupter und Aeltesten der Gemeinden Gottes, selbst die Lässigeren und minder Vollkommnen werde man auf dem Wege der Tugend weiter vorgeschritten finden, als die Vorsteher der Bürgerschaften. Doch kann man kaum glauben, daß z. B. die Gemeinde zu Korinth seit jener Zeit, wo Paulus von ihr so viel Uebles sagte, sich völlig umgestaltet hatte. Damals gab es in ihren Versammlungen „Uneinigkeit, Eifersucht, leidenschaftliche Ausbrüche, Parteiintriguen, geschäftige Verläumdung, zischelnde Ohrenbläsereien und gespreizte Aufgeblasenheit," kurz Unordnungen jeder Art; und auch der gegen das Ende des 1. Jahrhunderts geschriebene Brief

des sogenannten Clemens Romanus hat den Zweck, eine dort entstandene Parteiung beizulegen: es sei eine Schande für diese alte und zuverlässigste Gemeinde, daß sie sich wegen einer oder zweier Personen gegen ihre Aeltesten auflehne. Nach dem (gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts abgefaßten) „Hirten" des Hermas litt damals auch die römische Gemeinde an mannigfachen sittlichen Schäden und Gebrechen. Es fehlte nicht an Streitigkeiten und Feindseligkeiten, und auch gegen Ehrbegier, Hochmuth, Habsucht, Ehebruch, Trunksucht u. a. richtet der Verfasser seine Ermahnungen. Der Bischof Cyprianus von Carthago, der 257 den Märtyrertod erlitt, sagt, die Verfolgung (unter Decius, welcher er sich durch die Flucht entzogen hatte) sei vielmehr eine von Gott angestellte Erprobung gewesen; die Christen hatten durch ihre Sünden mehr zu leiden verdient, der lange Friede hatte die sittliche Zucht untergraben. Bei den Priestern war keine Frömmigkeit, in den Amtsverrichtungen keine lautere Rechtlichkeit, in den Werken keine Barmherzigkeit, in den Sitten keine Strenge. Die Männer verkünstelten den Bart, die Frauen schminkten sich, malten die Augen, färbten die Haare. Er klagt ferner über unersättliche Habsucht, über schlaue Betrügereien zur Täuschung Einfältiger, über Listen zur Hintergehung von Brüdern, über Schließungen von Ehen mit Ungläubigen, leichtsinnig geschworne Eide und Meineide, hochmüthige Verachtung der Vorgesetzten, giftige Schmähungen, hartnäckigen gegenseitigen Haß von Entzweiten. Viele Bischöfe waren mit Vernachlässigung ihres geistlichen Amts Agenten (Procuratoren) weltlicher Herrn geworden, hatten ihre Gemeinden im Stiche gelassen, um in andern Provinzen umherreisend gewinnreiche Geschäfte zu machen. Während Brüder in der Gemeinde darbten, jagten sie dem Gelde nach, rissen Grundstücke durch hinterlistigen Betrug an sich, erhöhten ihre Einnahmen durch Wucherzinsen. Johannes Chrysostomus sagt, da Wunder nicht mehr geschehn, seien die Heiden nur durch das Vorbild des Wandels der Christen zu bekehren: aber dieser sei durch und durch verderbt, und auch von Liebe bei ihnen nirgend eine Spur zu finden. Und bei Augustinus erwidert der Heide dem Christen, der ihn bekehren will: „Wie kannst du mir zureden Christ zu werden? Mich hat ein Christ betrogen und ich habe es niemals gethan; mir hat ein Christ falsch geschworen und ich habe es niemals gethan." Die äußersten Ausbrüche der Glaubenszwietracht wurden allerdings in den ersten Jahrhunderten noch durch den auf der ganzen christlichen Welt lastenden Druck der Verfolgung niedergehalten; später, als kirchliche Streitigkeiten zu Rom in blutigen Kämpfen ausgefochten wurden (367), äußerte ein wohlwollender und verständiger Heide, daß kein wildes Thier dem Menschen so feindselig und verderblich sei, wie die meisten Christen einander.

So viele Ursachen nun auch zur Verbreitung des Evangeliums zusammenwirkten, so hat es doch offenbar in den höhern Ständen vor der Mitte oder dem Ende des 2. Jahrhunderts nur vereinzelte Anhänger gefunden. Hier leistete nicht bloß die philosophische so wie die sonstige, mit dem Götterglauben innig zusammenhängende Bildung den stärksten Widerstand, sondern hier führte das christliche Bekenntniß auch zu den

gefährlichsten Conflicten mit der bestehenden Ordnung; endlich mußte die Lossagung von allen irdischen Interessen in den Kreisen, die im Besitz von Ehre, Macht und Reichthum waren, am schwersten fallen. Die Armen und Niedrigen, sagt Lactantius, glauben leichter als die Reichen; bei den Letzteren wird ohne Zweifel vielfach eine geradezu feindselige Stimmung gegen die socialistischen Tendenzen des Christenthums bestanden haben. Dagegen in den untern Schichten der Gesellschaft muß die (durch die Zerstreuung der Juden so ungemein begünstigte) Ausbreitung des Christenthums sehr schnell erfolgt sein, namentlich in Rom selbst; im Jahre 64 war die Zahl der Christen dort schon eine beträchtliche. Ein Theil der unterirdischen christlichen Friedhöfe Roms scheint nach ihrer architektonischen Anordnung so wie nach dem Stil ihrer künstlerischen Decoration noch dem 1. Jahrhundert anzugehören.

Weit größere Fortschritte machte das Christenthum im 2. Jahrhundert. Jener allgemeine Abfall von der Volksreligion in Bithynien, der dort die Tempel verödete und den jüngern Plinius erschreckte, wird wenigstens in den östlichen Provinzen damals keine vereinzelte Erscheinung mehr gewesen sein. Das Bestehen christlicher, von Kleinasien aus gegründeter Gemeinden in Vienne und Lyon unter Marc Aurel läßt annehmen, daß auch in den Culturcentren des Westens die Saat des Christenthums verhältnißmäßig früh aufgegangen ist. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts führten christliche Schriftsteller bereits eine sehr stolze Sprache. Es giebt kein Volk, sagt Justinus († 166), von Barbaren oder Hellenen oder wie es sonst genannt werden möge, mag es selbst ohne feste Wohnungen auf Wagen umherziehn, oder in Zelten ein Nomadenleben führen, in dem nicht im Namen des gekreuzigten Jesus Dank und Gebet an den Vater und Schöpfer des Alls gerichtet wird. Irenäus (Bischof von Lyon 177—202) spricht von christlichen Gemeinden in Germanien, Iberien, Gallien, im Orient, Aegypten, Libyen und im Mittelpunkte der Welt (Rom). Noch überschwänglicher und schon drohend äußert sich der Verfasser einer dem Tertullian zugeschriebenen Schrift. An wen, ruft er den Juden zu, glauben denn alle Völker als an den Gesalbten, der schon gekommen ist? Er zählt außer den Ländern, in denen nach der Apostelgeschichte Juden wohnten, auch Gätulien, Mauretanien, Spanien, „die von den Römern unbetretenen, Christus aber unterworfenen Gegenden Britanniens", so wie die der Sarmaten, die der Germanen und „viele andre ferne und unbekannte Länder, Provinzen und Inseln" auf. Er behauptet, daß die Christen bereits fast überall die größere Hälfte der Bevölkerungen ausmachten. „Würde es uns etwa, fragt Tertullian (ums Jahr 199), wenn wir nicht Rache im Verborgnen, sondern offne Feindseligkeit üben wollten, an Zahl und Menge fehlen? Sind etwa die Mauren, Marcomannen und selbst Parther, und die größten, doch auf eine Gegend und ihr eignes Gebiet beschränkten Völker zahlreicher als die Bevölkerung der ganzen Erde? Wir sind von gestern, und schon haben wir euer ganzes Gebiet erfüllt, die Städte, Inseln, Castelle, Municipien, Flecken, selbst die Lager, die Tribus, die Decurien, den Palast, den Senat, das Forum."

Diese Aeußerungen sind nun freilich große, vielleicht um das Zehnfache größere Uebertreibungen als sie es heutzutage in Bezug auf das Verhältniß der christlichen zu den Gesammtbevölkerungen in allen Welttheilen sein würden. Auch stehen sie im entschiedensten Widerspruche mit der um mehrere Decennien späteren Aeußerung des Origenes, der, in entgegengesetzter Richtung übertreibend, sagt, daß die Christen im Verhältniß zur gesammten Bevölkerung des römischen Reichs nur „sehr wenige" waren. Aus den vorhandenen Angaben, deren Erhaltung freilich eine ganz zufällige ist, ergiebt sich, daß bis 98 etwa 42, bis 180 etwa 74 Orte nachweisbar sind, in denen es christliche Gemeinden gab; bis 325 mehr als 550.

Im römischen Reich aber waren die Christen nicht bloß noch im 3. Jahrhundert eine kleine Minorität, sondern diese Minorität gehörte wenigstens bis zu dessen Anfang fast ausschließlich den untersten Schichten der Gesellschaft an. Die Heiden spotteten, daß sie nur die Einfältigsten, nur Sklaven, Weiber und Kinder zu bekehren vermöchten, daß sie ungebildete, rohe und bäurische Menschen seien, ihre Gemeinden vorwiegend aus geringen Leuten, Handwerkern und alten Frauen bestünden. Auch bestritten die Christen dies nicht. Nicht aus dem Lyceum und der Akademie, sagt Hieronymus, sondern aus dem niederen Volke (de vili plebecula) hat sich die Gemeinde Christi gesammelt. Ausdrückliche Zeugnisse christlicher Schriftsteller bestätigen, daß der neue Glaube selbst bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts in den höheren Ständen nur vereinzelte Anhänger zählte. Eusebius sagt, der Friede, den die Kirche unter Commodus genoß, habe sehr zu ihrer Ausbreitung beigetragen, „so daß auch von den zu Rom durch Reichthum und Geburt hervorragenden Männern mehrere mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte sich dem Heile zuwandten". Unter Alexander Severus sagt Origenes, daß gegenwärtig auch Reiche und manche der hohen Würdenträger, so wie üppige und edelgeborene Frauen die christlichen Boten des Worts aufnahmen: Erfolge also, deren das Christenthum sich früher nicht zu rühmen gehabt hatte. Nach Tertullian nahm Severus Männer und Frauen von senatorischem Stande, deren christliches Bekenntniß offenkundig war, in Schutz; und, wie bereits erwähnt, erregte in der römischen Gemeinde die von Callistus gegen vornehme Proselytinnen geübte Nachsicht Aergerniß. Der Kaiser Valerianus erließ 258 ein Reskript an den Senat, wonach die dem Senatoren- und Ritterstande angehörigen Christen ihrer Güter verlustig sein, und wenn sie bei ihrem Glauben beharrten, mit dem Tode bestraft werden, die christlichen Angehörigen des kaiserlichen Hauses und Hofstaats in Ketten zur Strafarbeit auf die kaiserlichen Besitzungen vertheilt werden sollten. Von der Zeit des Commodus ab ist also die Verbreitung des Christenthums in den höhern Ständen ebenso ausdrücklich und vielfach bezeugt, als es an solchen Zeugnissen für die frühere Zeit durchaus fehlt.

Damit stimmt vollkommen, daß Christen und Christenthum bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts in der classischen Litteratur nur sehr selten und beiläufig, gleichgültig und geringschätzig erwähnt werden.

Die Aeußerungen des jüngeren Plinius und Tacitus zeigen, daß die neue Secte in Trajans Zeit die Aufmerksamkeit der höheren Kreise Roms noch nicht soweit erregt hatte, daß man es der Mühe für werth hielt, sich genauer über sie zu unterrichten. Epictet und Marc Aurel gedenken zwar des Muths, mit dem die Christen in den Tod gingen, aber Beiden schien dieser Muth nicht auf vernünftiger Ueberzeugung, sondern auf Gewöhnung und hartnäckigem Trotze zu beruhn; Marc Aurel fand überdies, daß er der Würde ermangele und selbst etwas Theatralisches habe. Daß Lucian in dem Glauben der Christen nichts als Bethörung und Einfalt sah, ist bereits angeführt worden. Galen, der die Tugend der Christen anerkannte, hatte für den unbedingten Glauben, mit dem die Anhänger des Moses und Christus an unbewiesenen Sätzen hingen, nur verächtliches Staunen, da ihm wie allen Heiden der Begriff eines religiösen Dogmas etwas völlig Fremdes war. In der weitschichtigen und höchst ausführlichen Geschichte Roms, die Cassius Dio unter Alexander Severus bis auf seine eigene Zeit fortführte, war offenbar der Christen ausdrücklich nirgend gedacht: die unter Domitian verfolgten Christen waren nach seiner Angabe, „des Atheismus und der Befolgung jüdischer Gebräuche" angeklagt, auch er hielt also das Christenthum für eine jüdische Secte. Auch Herodian nennt sie nicht, und selbst die Verfasser der Kaiserbiographieen, die zum Theil schon unter Constantin schrieben, erwähnen sie nur äußerst selten und beiläufig. Die ersten heidnischen Schriften gegen das Christenthum erschienen nicht vor der Mitte des 2. Jahrhunderts. Die des Fronto wiederholten noch die absurdesten Erdichtungen des Pöbels; aber auch der Platoniker Celsus, der durch einen Juden über den Inhalt der christlichen Lehre genau unterrichtet war, sprach sich in seiner ausführlichen gegen sie gerichteten Schrift dahin aus, daß der Streit zwischen Juden und Christen (der seiner Meinung nach sich einzig darum drehte, ob der prophezeite Heiland bereits erschienen sei oder nicht) ein Streit „um des Esels Schatten" sei.

Die einzigen Personen der höheren Stände in der Zeit vor Commodus, deren Bekehrung zum Christenthume mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen worden ist, sind der im Jahre 95 hingerichtete Consul Flavius Clemens und dessen nach Pontia verbannte Gemahlin (oder Schwester) Flavia Domitilla. Dagegen für die gleichzeitig erfolgte Hinrichtung des Acilius Glabrio (Consul 91) das Bekenntniß des Christenthums als Grund vorauszusetzen, bietet wenigstens das unklare Excerpt aus Dios Geschichte keinen hinlänglichen Anhalt; nach Sueton erfolgte seine Verurtheilung auf Grund angeblicher Umsturzpläne.

Auch für die alte Sage von persönlichen Beziehungen des Philosophen Seneca zum Apostel Paulus hat sich trotz eifriger Bemühungen ein thatsächlicher Anhalt bisher nicht auffinden lassen, während andererseits ihre Entstehung sehr begreiflich ist. Senecas vielfache Uebereinstimmung mit christlichen Lehren und Anschauungen auf die Einwirkung des Apostels zurückzuführen, lag um so näher, da seine zweijährige Gefangenschaft in Rom ihn leicht in Berührung mit Seneca bringen

konnte, zumal da der Proconsul Junius Gallio, der den in Korinth von den Juden vor sein Tribunal geführten Apostel freisprach, dessen Bruder war. Tertullian kennt die Tradition noch nicht; ebensowenig kennen sie Lactantius und Augustinus. Der Erstere nennt Seneca „des wahren Glaubens unkundig"; Augustinus betrachtet seine Freiheit vom Wahnglauben der Heiden, die er aber als römischer Senator nicht öffentlich kundzugeben wagte, als eine Wirkung der Philosophie; über die Ausbreitung des ihm verhaßten Judenthums habe er gestaunt, weil er die Absicht Gottes nicht kannte; die Christen habe er niemals erwähnt, um sie nicht loben oder tadeln zu müssen; das erstere wäre gegen die alte römische Sitte, das letztere vielleicht gegen seine Neigung gewesen. Doch las bereits Hieronymus Briefe, die zwischen dem Philosophen und dem Apostel gewechselt sein sollten (von denen einige noch vorhanden sind): eine der zahlreichen litterarischen Fälschungen, die der christliche Glaubenseifer verursachte. Eine Inschrift etwa vom Ende des 3. oder Anfang des vierten Jahrhunderts zeigt, daß in einer christlichen Familie, die ihren Ursprung auf die Annäus Seneca zurückführte oder doch ihren Namen von ihnen ableitete, jene Tradition werth gehalten wurde: eine Grabschrift zu Ostia ist von einem M. Annäus Paulus seinem Sohne M. Annäus Paulus Petrus gesetzt worden. Die Namen der Apostel waren bei den Christen sehr beliebt, der letztere sowie die Verbindung beider bei Heiden unerhört; ohne Zweifel sind beide Annäus Christen gewesen.

So wenig aber die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zwischen dem Apostel und dem Philosophen geleugnet werden kann, so müssen doch alle bisherigen Versuche, diese Möglichkeit zur Gewißheit zu erheben, als völlig mißlungen betrachtet werden. Die oft fast wörtlich mit den Aeußerungen des Paulus über die allgemeine Sündhaftigkeit übereinstimmenden Aussprüche Senecas, die freilich „aus gleichartigen Zuständen, Erfahrungen und Stimmungen hervorgegangen" sein müssen, so wie alles, was bei Seneca an christlichen Anschauungen streift, erklären sich vollkommen aus einer Entwicklungsform der stoischen Philosophie, die in deren innerstem Wesen begründet war, und in milden Geistern sehr natürlich gerade so sich gestaltete, wie wir es nicht bloß bei Seneca, sondern auch bei Epictet und Marc Aurel finden, von denen keine Tradition behauptet, daß sie aus christlichen Quellen geschöpft haben.

Nach Allem also, was wir über die ersten Jahrhunderte wissen, ist es kaum denkbar, daß in der heidnischen Welt vor der Zeit der Severe die welthistorische Bedeutung der neuen, so wenig beachteten und so geringschätzig beurtheilten Religion auch nur geahnt worden ist. Was konnte dieser Haufe geringer, unwissender, weltscheuer Menschen gegen die Ordnung des für die Ewigkeit gegründeten Weltreichs vermögen? Herrschen die Römer, rief man ihnen zu, nicht ohne euren Gott über die ganze Welt und über euch selbst? „Euer Gott, sagt Celsus, hat Denen, die sich zu ihm bekennen, seinen Beistand versprochen und noch viel Größeres, wie ihr sagt, und seht nun selbst, wie er Jenen (den Römern) und wie er euch geholfen hat. Statt daß ihr Herren der

ganzen Erde sein solltet, ist euch nicht einmal eine Erdscholle oder ein Herd geblieben, und irrt ihr noch im Verborgenen umher, so wird nach euch gefahndet, um euch mit dem Tode büßen zu lassen." Vollends die Idee einer Weltreligion mußte in einem Reiche, wo so viele Religionen nebeneinander bestanden, unbegreiflich erscheinen. „Wäre es nur möglich, sagt derselbe Autor, daß alle Hellenen und Barbaren in Asien, Europa und Africa bis zu den Grenzen der Erde einmüthig an ein Gesetz glaubten! — Aber wer das für möglich hält, ist ohne allen Verstand!"

Als sich aber der Sieg des Christenthums mit der Gewährleistung der vollkommenen Religionsfreiheit seiner Bekenner durch Constantin entschieden hatte, und nun auch die siegreiche Religion sogleich ihre Macht zur Unterdrückung des Heidenthums zu üben begann, als der alte Glaube nicht nur keinen Vortheil mehr gewährte, sondern seinen Anhängern je länger je mehr Ungemach und Verfolgung brachte: da hätte sein völliger Untergang und der Fortschritt zur Alleinherrschaft des Christenthums sich in kürzester Zeit vollziehen müssen, wenn das Heidenthum wirklich schon seit Jahrhunderten in Verfall und Auflösung begriffen gewesen wäre. Daß sein Todeskampf noch zwei Jahrhunderte währte, obwol er mit den ungleichsten Waffen geführt wurde: daß der nun völlig macht- und wehrlose Götterglaube so lange nicht sterben konnte, obwol das Christenthum unermüdlich und je länger desto schonungsloser alle seine Lebensregungen mit Zwang, Plünderung, Zerstörung und Verfolgung jeder Art zu tödten fortfuhr: das beweist allein schon, wie gewaltig die Lebenskraft auch des gealterten Heidenthums noch war. Nachdem seit den Toleranzedicten Constantins das Christenthum sich (mit Ausnahme der kurzen Reaction Julians) während eines Zeitraums von siebzig Jahren der Gunst und Förderung durch die weltliche Macht erfreut hatte, hatte es doch, wie bemerkt, schwerlich auch nur die Hälfte der Bevölkerungen gewonnen. Fast der ganze römische Adel war zur Zeit des Julianus der alten Religion ergeben, zu der auch noch unter Theodosius etwa die Hälfte des Senats sich bekannte, obwol das Christenthum damals und später in den Städten weit mehr als auf dem Lande verbreitet war; im Laufe des 4. Jahrhunderts nahm das Wort paganus (Landmann) die Bedeutung Heide an, und noch Endelechius nennt in dem oben erwähnten Gedicht von der Rinderseuche Christus den Gott, der in den großen Städten als einziger verehrt wird. Auch das Judenthum in der Diaspora war vornehmlich Städtereligion, jedoch nicht ausschließlich.

Aber auch in der seit 380 von Theodosius begonnenen Verfolgung, die nach dem Falle des (von dem Vorkämpfer des Heidenthums Nicomachus Flavianus zu seiner Erhebung veranlaßten) Prätendenten Eugenius 394 mit erneuerter Stärke fortgesetzt wurde, erwies der alte Glaube eine ungemein zähe Widerstandskraft. Mit Feuer und Eisen wurden erst im Orient, dann im Occident Tempel, Capellen und Stätten der alten Culte in Schutt und Asche gelegt. Doch wenn die zerstreute und wehrlose ländliche Bevölkerung unter bittern Klagen die Zerstörung

der Heiligthümer geschehn lassen mußte, „auf die sie für Mann, Weib und Kind, für ihr Vieh, ihre Saaten und Pflanzungen ihre Hoffnung setzten, und mit denen ihnen alle Freuden des Lebens unterzugehen schienen" (Libanius): so kam es in den Städten oft genug zu blutigen Kämpfen zwischen den gegen die Tempel wüthenden Schaaren der Geistlichen und Mönche und dem Volke. Mit Ausnahme der directen Zwangsbekehrung wurde jede Art der Gewalt zur Unterdrückung des Heidenthums angewendet: Verbote aller Opfer und Culthandlungen so wie des Tempelbesuchs unter Androhung der schärfsten Strafen, Aufhebung der Privilegien der Priester, deren Verweisung aus den Städten, Einziehung der Tempelgüter; doch die wiederholte Einschärfung dieser Anordnungen und Strafen während des 5. und noch im 6. Jahrhundert zeigt, wie äußerst langsam die Ausrottung des alten Glaubens auch dann erfolgte, als ihm scheinbar schon alle Lebensbedingungen entzogen waren. Daß mit der drakonischen Härte der Gesetzgebung sich zur Verfolgung des wehrlosen Heidenthums nun auch Frevel und Raubgier verbanden, beweisen die wiederholten Ermahnungen des Augustinus, nicht unter dem Deckmantel der Religion die Heiden zu plündern, und ein kaiserliches Rescript vom Jahre 423. Auch das Heidenthum hatte nun seine Märtyrer, und die scheußliche Ermordung der schönen und tugendhaften Hypatia zu Alexandria im Jahre 415 zeigt, bis zu welchen Greueln der Fanatismus des christlichen Pöbels fortgerissen werden konnte.

Anderthalb Jahrhunderte hatte der systematische Vernichtungskampf gegen das Heidenthum gewährt, und noch immer war sein Leben nicht völlig erloschen. Im Jahre 528 sah Justinian sich veranlaßt, eine große Verfolgung der sogenannten Hellenen anzuordnen. In Constantinopel selbst wurden unter Patriciern, Gelehrten und Aerzten zahlreiche Anhänger des alten Glaubens entdeckt und ergriffen, von denen Einer sich den Tod gab, die Uebrigen das Christenthum annahmen. Der Bischof Johannes von Asien bereiste 532 in kaiserlichem Auftrage die Provinzen Karien, Lydien und Phrygien und bekehrte und taufte dort 70000 Menschen. Wer auf Götzenopfern betroffen wurde, sollte mit dem Tode bestraft werden. Im Occident hat die Fluth der Völkerwanderung, die mit den Fundamenten der antiken Cultur zugleich die des Heidenthums zerwühlte, dessen Untergang mächtig beschleunigt; doch wurde der letzte Apollotempel auf Monte Casino erst 529 (wo die Landbevölkerung der Umgegend noch größtentheils heidnisch war) von dem heiligen Benedict in ein Kloster umgewandelt, in demselben Jahr, in welchem die sieben letzten athenischen Philosophen, durch ein Edict Justinians vertrieben, auswanderten, um eine Zuflucht in Persien bei König Chosroes zu suchen. Gregor der Große (Papst 590—604) erfuhr zu seiner Betrübniß, daß alle Bauern in Sardinien Götzendiener seien, und sandte den Bischof Victor zu ihrer Bekehrung; den Bischof von Caralis wies er an, gegen Götzendiener, Haruspices und Wahrsager, die sich nicht durch Predigten bekehren lassen wollten, einzuschreiten; Sklaven sollten körperlich gezüchtigt, Freie durch strenge Haft „zur Reue gebracht werden". Mit den alten Götterbildern erhielt sich im Verborgnen auch

deren Verehrung namentlich in Griechenland nicht bloß während des Mittelalters, sondern hie und da selbst (wie bemerkt) bis in unsre Zeit. Unter Alexius Komnenus zerstörten Mönche das Bild der Artemis auf Patmos; Michael Apostolius, der Anhänger des Gemistius Pletho, fand um 1465 in Kreta Götterstatuen, an die er seine Gebete richten konnte.

Ueberhaupt aber konnte die Vernichtung des Heidenthums keine völlige sein. In ihm waren Elemente, die aller Zerstörung Trotz boten, weil sie auf unabweisbaren Bedürfnissen eines großen Theils der Menschheit beruhten: und diese haben in neuen Formen innerhalb des Christenthums Raum gefunden und so den Untergang des alten Glaubens überdauert. Es war nicht bloß die heidnische Festlust, die auch im neuen Glauben Befriedigung forderte und die Kirche veranlaßte, Gelage und Lustbarkeiten an den Gräbern der Märtyrer zu dulden und durch Verlegung christlicher Feste auf die Tage der abgeschafften heidnischen dem Volke für diese Ersatz zu leisten. Es war vor Allem die tiefe Sehnsucht den unendlichen Abstand zwischen Menschheit und Gottheit durch Mittelwesen zu füllen, die den entgötterten Himmel aufs neue mit einem bald ins Unermeßliche wachsenden Chor heiliger Gestalten bevölkerte. Wenn Augustinus die Vergleichung des Cultus der Heiligen und Märtyrer mit dem Polytheismus zurückweist, haben andre Kirchenschriftsteller, wie Basilius, ihnen genau denselben Platz in der Weltordnung angewiesen wie der spätere Platonismus den Dämonen und Heroen, oder, wie Theodoret, zwischen diesem und jenem Cultus geradezu Parallelen gezogen, um nachzuweisen, „daß an die Stelle des Falschen und Irrigen das wahrhaft Göttliche getreten sei". In Sicilien hat sich „der Polytheismus so vollkommen im Heiligencult erhalten, daß man es begreiflich findet, wenn dort gebildete Männer noch heutigen Tages alles Ernstes dem monotheistischen Islam den Vorzug vor dem Christenthum geben". Nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stelle der alten Götter und Heroen gesetzt worden, sondern diese haben sich hier und da behauptet, wie die in Eleusis verehrte Demeter, die in Süditalien und Sicilien angerufene Santa Venere; oder sie haben sich in jene verwandelt, so wie ihre Mythen in christliche Legenden. So sind, wie es scheint, hier und da in Gallien die „Mütter" des keltischen Volksglaubens zu den heiligen drei Marien geworden; der in der ostjordanischen Landschaft verehrte Lenker des Sonnenwagens Helios-Aumu gestaltete sich zu dem mit feurigen Rossen gen Himmel fahrenden Propheten Elias um; und den wahrscheinlich in den Bergwerken Sardiniens als Märtyrer umgekommenen Hippolytus läßt die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des attischen Königssohnes war, dessen Namen er trug.

„An allem demjenigen, sagt Theodoret, was an den Gräbern der Märtyrer geschieht, sollten die Griechen am wenigsten sich stoßen, denn von ihnen kommen ja die Libationen, die Sühnungen, die Heroen, die Halbgötter, die vergöttlichten Menschen. Herakles, Asklepios, Dionysos, die Dioskuren und so viele Andre sind zu Göttern erhoben worden: wie kann man es also den Christen vorwerfen, wenn sie die Märtyrer

nicht zu Göttern machen, sondern als Zeugen und Diener Gottes ehren; — wer verdient es besser als sie, die Vorfechter der Menschen, ihre Helfer und Beschützer, die Abwehrer der Uebel, die Vertreiber der von den Dämonen verhängten Plagen sind? Kinderlose und unfruchtbare Frauen bitten sie, daß sie Mütter werden, wer eine Gabe erlangt hat, fleht sie um ihre Bewahrung an; die eine Reise unternehmen, bitten sie um ihre Begleitung auf dem Wege, Zurückkommende bringen ihnen ihren Dank dar, Zeugnisse der erfüllten Wünsche sind die ihnen geweihten Geschenke, goldene und silberne Bilder von Augen, Füßen und Händen. Die Tempel der Götter sind zerstört, denn seine eignen Todten hat der Herr des Alls statt jener eingeführt, jene hinausgewiesen und ihre Ehren diesen verliehn. Statt der Pandien, Diasien, Dionysien und der andern Feste werden jetzt die festlichen Tage des Petrus, Paulus, Thomas, Sergius, Marcellus und andrer Märtyrer begangen." Wenn Theodoret hinzufügt, dies geschehe nicht mit heidnischem Gepränge und sinnlicher Lust, sondern mit christlicher Nüchternheit und Sittsamkeit, so ergiebt sich auch aus den Zeugnissen christlicher Autoren, daß diese Behauptung mindestens großer Einschränkung bedarf.

VI.

Die Philoſophie als Erzieherin zur Sittlichkeit.

Daß auch die ganze antike Sittlichkeit im innigsten Zusammenhange mit der Religion steht, daß die Götter als Lenker der sittlichen Weltordnung und Vollstrecker ihrer Gesetze von den Menschen die Erfüllung der sittlichen Pflichten fordern, das Gute belohnen, das Böse strafen: dies alles braucht für Niemanden, der die antike Litteratur auch noch so oberflächlich kennt, erst gesagt zu werden. Nachdem aber oben nachgewiesen worden ist, daß der Götterglaube auch im späten Alterthum in den Massen unverändert fortbestand, bedarf die Ansicht der Widerlegung, es habe der Anthropomorphismus der griechischen Religion, der sich dann auch dem römischen Volksglauben mitgetheilt hatte, entsittlichend wirken können: indem er den Göttern menschliche Schwächen und Leidenschaften beilegte und sie die sittlichen Gesetze übertreten ließ. Daß die Christen bei der Bekämpfung des Heidenthums sich dieses Arguments mit Vorliebe bedienten, versteht sich von selbst. Die Heiden, sagt Lactantius, können unmöglich tugendhaft sein, selbst wenn sie von Natur gut sind, da ihre Götter sie durch ihr Beispiel zum Laster anweisen, wie Jupiter zum Ehebruch, Mars zum Blutvergießen, Mercur zum Betruge u. s. w. Augustinus meinte sogar, daß die von den Heiden verehrten Dämonen sich Schandthaten zuschreiben ließen, die sie nie begangen hätten, um die Gemüther der Menschen zu umgarnen und sie mit sich ins Verderben zu reißen. Aber auch unter den Anhängern des Götterglaubens fanden manche jene „Geschichten, welche die Sünde lehrten" sehr bedenklich. Dionys von Halikarnaß gab der römischen Theologie den Vorzug vor der griechischen, da der Nutzen der Legenden in der letzteren gering sei und sich nur auf die Wenigen erstreckte, die ihren wahren Sinn erkannt hätten. Der große, der philosophischen Bildung baare Haufe dagegen werde durch sie zur Verachtung der Götter geführt oder dazu, die den Göttern beigelegten Schändlichkeiten und Verbrechen für erlaubt zu halten. Daß Dionys in seiner Polemik gegen die Unvernunft des Volksglaubens sich zu einer solchen Behauptung hinreißen ließ, ist um so begreiflicher, da man annehmen darf, daß die Sophistik, die ihre Virtuosität auch in der Vertheidigung, ja im Preise des Verwerflichen zu zeigen liebte, nicht verschmähte, der Legende Argumente zu entlehnen: wie ja auch bei Aristophanes in den Wolken die „ungerechte Rede" die Frage aufwirft, warum, wenn es eine Gerechtigkeit gebe, Zeus dafür nicht bestraft worden sei, daß er seinen Vater in Fesseln geworfen. In den Homilien des sogenannten Clemens Romanus soll eine tugendhafte Frau durch ein „Lob des Ehebruchs" verführt werden: vielleicht war auch dies ein Thema der

Rhetorenschule zur Uebung in der Kunst, das Schlechte als gut, das Unrecht als Recht erscheinen zu lassen. Der Vertheidigung des Ehebruchs, die hauptsächlich mit Berufung auf die Liebschaften Jupiters und der anderen Götter (auch der Lehren der Philosophen) geführt wird, folgt eine Widerlegung, vielleicht ebenfalls ein Thema für Uebungsreden. Dürfe man die Götter in ihren Liebschaften zum Muster nehmen, so auch in ihren Mahlzeiten: Kronos habe seine Kinder, Zeus die Metis verschlungen, Pelops sei sämmtlichen Göttern als Speise vorgesetzt worden.

In der That ist es völlig undenkbar, daß die Thaten, welche die Legende von den Göttern berichtet, jemals wirklich im Alterthume Menschen in ihrem sittlichen Bewußtsein hätten beirren können, die überhaupt geistig und sittlich zurechnungsfähig waren; daß Ehebrecher, Mörder, Diebe ihre Verbrechen mit den Beispielen Jupiters, Mercurs u. s. w. vor sich und Anderen im Ernst gerechtfertigt haben sollten. Ovid führt zum Beweise, daß es nichts gebe, was nicht, wenn gemißbraucht, Schaden stiften könne, unter anderm an, daß Frauen, die im Entdecken von Gründen zum Sündigen geistreich sind, auch durch die Vergehungen der Göttinnen darauf geführt werden können: „verdorbene Gemüther kann alles irre leiten". Seneca drückt sich über diesen Punkt so aus, als wenn er die Möglichkeit eines so unbedingten Glaubens an den Inhalt der Legenden, daß er den Menschen die Scheu vor der Sünde benehmen würde, gar nicht befürchtete: und ohne Zweifel mit Recht. Denn wenn die Ungläubigen den Volksglauben gerade wegen dieser Fabeln verwarfen, lösten die Vernunftgläubigen, wie zu allen Zeiten die Widersprüche zwischen der Ueberlieferung und den Forderungen der Vernunft durch künstliche (euhemeristische oder allegorische) Auslegungen, oder durch die Annahme, daß die von den Göttern erzählten unsittlichen Handlungen den nur halbgöttlichen Dämonen beizulegen seien; und die naiv und reflexionslos Gläubigen beschieden sich hier Mysterien zu erkennen, an die das menschliche Verständniß nicht reichte, aus denen also um so weniger Normen für menschliches Handeln hergeleitet werden konnten.

Gegenüber den so überaus zahlreichen Zeugnissen für den Glauben an eine auf dem Willen der Götter beruhende und durch ihn aufrecht erhaltene sittliche Weltordnung, die in der griechischen und römischen Litteratur überall verstreut sind, beruft man sich auf einige frivole Scherze in Lustspielen und Liebesgedichten, wo Verliebte für ihre Listen und Verirrungen, selbst für Schändlichkeiten das Beispiel Jupiters und anderer Götter zur Entschuldigung anführen, ja sogar auf den Monolog der Byblis in Ovids Metamorphosen, die ihre unnatürliche Leidenschaft für ihren Bruder durch die Geschwisterehe der Götter vor sich selbst zu rechtfertigen sucht! Mit demselben oder noch besserm Grunde könnte man die öfter aufgestellte Behauptung, die schon die christlichen Apologeten des Alterthums in Verlegenheit setzte, daß die Vergehungen der Erzväter und anderer gottgefälliger Männer des Alten Testaments als demoralisierende Beispiele gewirkt haben, durch ähnliche scherzhafte

oder freche Aeußerungen in der neueren Litteratur zu stützen suchen, in denen sich „der Teufel auf die Schrift beruft": hier sei nur an ein sehr gemeines Gedicht Bürgers (Frau Schnips) erinnert. Ist es noch nöthig zu erinnern, daß nicht bloß die bürgerliche Gesetzgebung jene Vergehungen überall streng bestrafte, sondern daß die Götter auch als Beschützer derselben Gesetze, die sie nach der Legende gebrochen hatten, verehrt und angerufen wurden, wie namentlich der griechische Zeus, der römische Jupiter ein Gott der Ehe war?

Mißverständniß der Natur der Gottheit und ihres Willens sind in keiner Religion ausgeschlossen. Benjamin Constant (dessen Bemerkungen über den Polytheismus überhaupt auch auf den damaligen Polytheismus Anwendung finden) erinnert sehr richtig, daß der allgemeine Geist der Culte oft mit ihren sittlichen Geboten in Widerspruch steht, und daß die Leidenschaften, die jener anregt, diesen hemmend entgegentreten; daß oft genug Morde in gutem Glauben vollbracht worden sind um einem Gotte zu gefallen, zu dessen Geboten das „du sollst nicht tödten!" gehört. „Die Fabeln, die eine Religion heiligt, sind der Gegenstand einer in gewisser Hinsicht mechanischen Gläubigkeit: sie scheinen sich zuweilen in einem besondern Fach der menschlichen Köpfe festzusetzen, ohne es je wieder zu verlassen. Rom führte seinen Ursprung auf eine Liebschaft des Mars und der Rhea Silvia zurück, nichtsdestoweniger erlitt jede verführte Vestalin eine furchtbare Strafe."

Constant erläutert den unzweifelhaft richtigen Satz, daß die Freiheiten, die sich die Götter in der Legende in Bezug auf das Sittengesetz erlauben, keineswegs ihre Gleichgiltigkeit gegen dasselbe beweisen, durch das Beispiel der Könige, deren Ausschweifungen nichts an den Gesetzen gegen die Ausschweifungen der Staatsangehörigen ändern. „In dem macedonischen Lager wurde der des Mordes überführte Soldat von Alexander verurtheilt, obwohl er selbst der Mörder des Clitus war. Gleich den Großen dieser Welt haben die Götter einen öffentlichen und einen Privatcharakter. In jenem sind sie die Stützen der Sittlichkeit, in diesem folgen sie nur ihren Neigungen, aber Beziehungen zu den Menschen haben sie nur in ihrem öffentlichen Charakter."

„Die Götter sind nicht Urheber, sondern Gewährleister des Sittengesetzes. Sie beschützen es, aber ändern es nicht; sie erlassen seine Gebote nicht, sondern erhalten sie in Kraft. Sie belohnen das Gute, bestrafen das Böse, aber ihr Wille entscheidet nicht, was gut und böse ist, und die menschlichen Handlungen leiten ihr Verdienst aus sich selbst ab."

Wenn nun auch der Glaube an das Walten göttlicher Mächte, die Ehrfurcht vor ihrem Willen, die Hoffnung auf ihre Gnade, die Furcht vor ihrem Zorn, im ganzen Alterthum zu den wesentlichsten Stützen der Sittlichkeit gehört und (wie bemerkt) auch als solche gegolten haben, so war doch die Sittlichkeit nicht eigentlich darauf gegründet. Die Pflichten der Menschen gegen Gottheit, Menschheit und ihr eignes Selbst waren nicht durch Offenbarungen eines höhern Willens, nicht durch die Lehre

eines göttlichen Propheten verkündet: die Heiden hatten das Gesetz nicht von außerhalb empfangen, sie waren, wie der Apostel sagt, sich selbst das Gesetz, und sie waren nicht bloß auf die eigne Erkenntniß ihrer Pflichten, sondern auch auf ihre eigne Kraft gewiesen. Der Begriff einer absoluten, auf übernatürlicher Offenbarung beruhenden Wahrheit fehlte ihnen ganz, und damit das Verständniß dafür, daß der Glaube und vollends die Unterordnung der Vernunft unter den Glauben ein Verdienst sein, eine erlösende und beseligende Kraft haben könne. Für sie war die höchste Aufgabe des denkenden Geistes das Suchen nach Wahrheit, dem nach der Ueberzeugung der Christen die Offenbarung für immer ein Ziel gesetzt hatte, sodaß es fortan nicht bloß überflüssig, sondern auch nicht mehr erlaubt war. Die Heiden, sagt Tertullian, suchen immer die Wahrheit und finden sie nie: wir haben nach Jesus Christus keine Wißbegier nöthig, noch nach dem Evangelium eine Forschung; wenn wir glauben, verlangen wir nach nichts, was über den Glauben hinaus ist. Du sollst glauben! Das war nach Julian dem Abtrünnigen der letzte Schluß der christlichen Weisheit, und der Arzt Galenus (der von der Sittlichkeit der Christen eine hohe Meinung hatte) konnte die Gläubigkeit nicht begreifen, mit der sie ebenso wie die Juden an unbewiesenen Sätzen hingen. Während die Sendboten des Christenthums die Erlösung durch den Glauben verhießen, verkündete die heidnische Philosophie die Befreiung durch das Wissen. Die Erkenntniß des Guten und des Bösen (nach der Genesis die Verheißung des Versuchers) war für sie das erreichbare Ziel menschlichen Strebens, der aus eigner Kraft zu gewinnende Grund, auf dem allein die Sittlichkeit beruhen konnte. Nach Sokrates ist das Wissen die Wurzel alles sittlichen Handelns, die Unwissenheit die aller Fehler: es gibt eben so wenig ein Wissen ohne Tugend wie eine Tugend ohne Wissen, und in demselben Sinne definierten die Stoiker die Tugend als Wissenschaft, die Untugend als Unwissenheit. Durch die Vernunft war also die Tugend und mit ihr die Glückseligkeit schon in diesem Leben erreichbar; durch sie vermochte der Mensch dem Göttlichen in seiner Natur deren niedere Triebe zu unterwerfen. Denn daß die menschliche Natur von Grund aus böse sei, davon wußte das Heidenthum nichts: selbst nach orphischer Lehre war ja in ihr das dionysische Gute eben so wohl wie das titanische Böse. Deshalb war auch das Bedürfniß der Erlösung durch übernatürliche Gnade dem eigentlichen Wesen des antiken Geistes fremd: und erst als er gealtert und seine Kraft gebrochen war, hat es je länger je mehr über ihn Macht gewonnen. Kein größerer Gegensatz als zwischen der Selbstherrlichkeit des von keiner Mystik berührten antiken Philosophen und seinem stolzen Bewußtsein, Leidenschaften und Begierden bezwingen zu können, und dem Abhängigkeitsgefühl, dem Erlösungsbedürfniß des Christen und seiner unbedingten Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Unter den heidnischen Grundtugenden war für die Demuth eben so wenig ein Platz als für jene Geduld, die dem, der eine Backe schlägt, die andere hinreicht.

Dem Wissenden (dem Weisen) wurden die Uebel, welche die Mensch-

heit quälen, wesenlos, oder sie vermochten doch nicht seine in sich selbst ruhende und abgeschlossene Seligkeit zu stören; war doch, wie Sokrates sagte, das ganze Leben der Philosophen eine Vorbereitung auf den Tod, der ihnen unter allen Menschen am wenigsten Schrecken einflößte. Durch die Erkenntniß ward der Mensch über das Niveau menschlicher Schwäche erhoben, den Einwirkungen der Außenwelt entzogen, für ihre Schläge unverwundbar. Jene Seligkeit aber bestand nicht im Besitze, sondern in der Entsagung, der Bedürfnißlosigkeit, wie sie mit vollster Consequenz der Cynismus anstrebte, im Verzichte nicht bloß auf äußere Güter, sondern auch auf die wichtigsten Interessen, auf die angebornen und beglückendsten Neigungen und Gefühle der menschlichen Natur. Der Wahlspruch Epictets: Ertrage und entsage! faßt in gewissem Sinne die Summe der Lebensweisheit, also auch der Glückseligkeitslehre aller philosophischen Systeme zusammen. Das Ziel aller Erkenntniß, sagt Seneca, ist das Leben zu verachten; glückselig, sagte Demonax, ist nur der Freie, und frei nur, wer nichts hofft und nichts fürchtet. In der Abschließung vom Staatsleben kommen Epikureismus und Stoicismus mit dem Christenthum überein; wie der Apostel Paulus stellte nicht bloß Epikur sondern auch Epictet die Eheloſigkeit über die Ehe; die Skepsis gründete die Glückseligkeit auf die Erkenntniß der Unmöglichkeit des Wissens, also eigentlich auf einen Verzicht selbst auf die Erkenntniß.

Die antike Philosophie überwand also die Schrecken des Todes nicht durch die Hoffnung auf eine überirdische Seligkeit, sondern durch die Erkenntniß des geringen Werths des irdischen Daseins. Und eben so wenig wie den Glauben und die Hoffnung der Christen, besaß das Heidenthum die Liebe, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt. Erst durch das Christenthum hat die Menschheit gelernt, „auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich zu erkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen“ (Goethe). Die antike Welt ist davon weit entfernt gewesen, wenn gleich es auch dort an einzelnen Regungen dieses Gefühls nicht gefehlt hat. Plato und Aristoteles haben für ihren Idealstaat die Tödtung gebrechlicher und verstümmelter Kinder in Aussicht genommen. Seneca mißbilligt das Ertränken verkrüppelter und mißgeborner Kinder eben so wenig als das Ertränken toller Hunde und kranken Viehs, das die ganze Heerde anstecken könnte. Daß der Weise nach stoischer Lehre weder Mitleid empfinden noch verzeihen soll, können, wie Seneca meint, nur Unverständige als zu große Härte ansehn. Der Weise darf sich die Heiterkeit der Seele eben so wenig durch Mitleid wie durch andre Affekte trüben lassen, es ist eine Schwäche kleiner Geister, besonders der Weiber, er wird die Thränen der Weinenden trocknen, aber nicht mit ihnen weinen; er wird nicht bemitleiden, sondern helfen. Ebenso wird er zwar Milde und Gnade walten lassen, aber nicht verzeihen; denn Verzeihung ist Erlaß einer verdienten Strafe.

Von der Gottheit fühlte der antike Mensch sich schon darum nicht durch einen unermeßlichen Abstand getrennt, weil er ihr nicht als Geschöpf

dem Schöpfer gegenüberstand: und das verschiedene Verhältniß zur Gottheit bedingte auch ein verschiedenes Verhältniß zur Menschheit. Die christliche Grundanschauung, daß alle Menschen Erschaffene eines Schöpfers, Kinder eines Vaters, folglich durch das Band der Brüderlichkeit verbunden, gleichberechtigt und gleichverpflichtet zu gleicher Liebe sind: diese Anschauung hat sich im außerchristlichen Alterthum erst in der Zeit des römischen Weltreichs entwickelt: allgemein ist sie nie geworden. Im Gegensatze zu jener unterschiedslosen Gleichheit aller Geschaffenen vor Gott, erkannte das griechische und römische Alterthum die zahlreichen Abstufungen der menschlichen Existenz, die politische, nationale und sociale Entwickelungen geschaffen hatten, als zu Recht bestehend an, und weder ein göttliches Gebot noch ein sittliches Gesetz hinderte den Bevorzugten sein besseres Recht gegenüber dem minder Berechtigten in seiner ganzen Tragweite geltend zu machen. Die Existenz des Menschen war für den Menschen nicht in dem Grade heilig und unverletzlich, wie sie es vor einer Gottheit sein muß, von der alles Leben ausgeht, und die das ihr allein zustehende Recht ihre Geschöpfe zu vernichten diesen gegeneinander nicht nur nicht eingeräumt, sondern ausdrücklich versagt hat. Aus der Stellung, die dem Menschen die antike Auffassung der Weltordnung anwies, ergab sich ihm mit seiner größern Freiheit und Selbständigkeit auch eine weiter gehende Befugniß über die eigne Existenz so wie über die der in seine Obhut oder Macht Gegebenen zu verfügen. Nicht bloß der Herr hatte das Recht über das Leben seiner Sklaven, auch der Vater hatte es über das seiner Kinder, deren Aussetzung erst sehr spät für strafbar erklärt worden ist. In der Frage über die sittliche Zulässigkeit des Selbstmordes waren die Meinungen getheilt. Plato, auch hierin dem Christenthum sich nähernd, verneinte sie (im Anschluß an die Pythagoräer): der Mensch, als Eigenthum der Gottheit, dürfe den ihm angewiesenen Ort nicht eigenmächtig verlassen; doch Plotinus fand den Selbstmord nicht unter allen Umständen verwerflich. Die Stoiker und Cyniker erklärten ihn nicht bloß für zulässig, sondern sahen darin die höchste Bethätigung der sittlichen Freiheit.

Was die Stellung der Christen in den ersten Jahrhunderten zu der heidnischen Ethik betrifft, so haben sie mindestens großentheils den fundamentalen Gegensatz „der Tugend aus Gerechtigkeit und der Tugend aus Gnade" nicht in seiner ganzen Schärfe empfunden. Für Clemens von Alexandria wie für alle Christen, die in jener Zeit der griechischen Philosophie einen wesentlichen Theil ihrer Bildung verdankten, war es unzweifelhaft, daß auch sie die Wahrheit enthielt: mochte diese Wahrheit von den Philosophen aus dem Alten Testament entlehnt oder ihnen von niedern Engeln zugetragen worden sein; das Falsche darin rührte aus Mißverständnissen her, oder war von Pseudopropheten eingeschwärzt, die der Teufel gesandt hatte. Die Philosophie verhielt sich zum Christenthum, wie das Abgeleitete zum Ursprünglichen, wie Bruchstücke und Theile zum Einen und Ganzen; sie war eine Vorläuferin Christi, die zu der in ihm kommenden Vollendung erzog; wie den Juden das Gesetz, so war sie den Heiden gegeben. So wurden von Juden und Heiden

Einige gerecht vor Gott; vor Allen Plato und sein Lehrer Socrates (die in Luthers Augen gottlose Heiden waren) redeten nach Gottes Geist. Auch für die Christen war sie werthvoll, ja unentbehrlich; die sie verschmähenden Glaubensschriften fürchteten sie, wie die Kinder die Larven, ohne über sie ein Urtheil zu haben.

Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hatte wie gesagt die Verbreitung griechischer Philosophie nach Rom und dem Westen begonnen und trotz aller Versuche sie aufzuhalten stetig zugenommen. Die Vervielfältigung der Beziehungen zu Griechenland, die immer im Steigen begriffene Einwanderung griechischer Gelehrten in Rom, die immer häufigeren, oft mit längeren Aufenthalten verbundenen Reisen der Römer nach Griechenland, alles dies leistete auch dem Eindringen griechischer Kunst und Wissenschaft und namentlich Philosophie mächtigen Vorschub. Als Cicero die unfreiwillige Muße seiner letzten Jahre (45—43) damit ausfüllte, die wichtigsten Resultate der nacharistotelischen Philosophie römischen Lesern in populärer Form zugänglich zu machen, kam er offenbar einem unter seinen gebildeten Landsleuten höchst verbreiteten und lebhaft empfundenen Bedürfnisse entgegen. Seine philosophischen Werke, die so wesentlich beigetragen haben, allen folgenden Jahrhunderten die Kenntniß griechischer Philosophie zu vermitteln, bildeten den Kern der neu entstehenden römischen philosophischen Litteratur; ihre gelesensten Schriftsteller zählt Quintilian auf: es waren (außer Lucrez) die Stoiker Brutus, Plautus und Seneca, der Anhänger der (der Stoa nahestehenden) Sextier Cornelius Celsus und der Epikureer Catius, zu denen dann im 2. Jahrhundert nur noch der Platoniker Apulejus hinzugetreten ist.

Obwol nun aber seit dem Untergange der Republik die der Verbreitung griechischer Philosophie in der römischen Welt günstigen Einflüsse sich vermehrten und an Stärke gewannen, so erhielt sich doch jene altrömische Abneigung gegen sie, die im Wesentlichen auf dem Gegensatze des auf praktische Zwecke gerichteten Sinnes gegen die Theorie, des Realismus gegen den Idealismus beruhte. Die Ansicht, die Ennius eine seiner Personen aussprechen ließ, daß es wol gut sei, von der Philosophie zu nippen, aber nicht sich in sie zu versenken, war auch die des Tacitus und aller gleichgesinnten römischen Staatsmänner und Patrioten, die nothwendig Gegner einer Speculation sein mußten, die zur Gleichgültigkeit gegen den Staat und seine wichtigsten Interessen führte. Erkannte man gleich die Forderung an, sich mit den Lehren der Philosophie, dieser „edeln Wissenschaft" bekannt zu machen, gestand man ihr auch einen heilsamen „die Leidenschaften mäßigenden" Einfluß zu: so erschien doch in diesen Kreisen ein allzueifriges Studium ihrer Doctrinen für einen Römer und Senator unerlaubt. Helvidius Priscus, der das Studium der stoischen Philosophie trieb, „um gegen Schicksalsschläge gerüstet die Staatsgeschäfte zu ergreifen", und in allen Lebensverhältnissen den höchsten sittlichen Anforderungen genügte, machte nach Tacitus' Ansicht eine Ausnahme;

da die Meisten die „höhern Studien" nur trieben um „unter prächtigem Namen eine träge Unthätigkeit zu verhüllen". Der so hochverehrte Musonius Rufus spielt bei Tacitus die Rolle eines lächerlichen Pedanten, der seine Weisheit im ungeeignetsten Moment auskramt: er versucht (im Jahr 70) durch Vorträge über die Güter des Friedens und die Uebel des Kriegs auf die vor den Thoren Roms stehenden Legionen des Antonius Eindruck zu machen und entgeht mit Mühe den Mißhandlungen der Soldaten. Auch Quintilian stellt den „bürgerlichen und wahrhaft weisen Mann, der sich nicht müßigen Erörterungen sondern der Staatsverwaltung widmet", den Philosophen gegenüber, die ihr wie überhaupt allen bürgerlichen Pflichten so fern als möglich stehn. „Welcher Philosoph, fragt er, ist jemals als Richter oder in Volksversammlungen hervorragend thätig gewesen? Welcher hat sich je mit der Staatsverwaltung, für welche die meisten Regeln geben, befaßt?" Der jüngere Plinius rühmt den Titius Aristo als einen Mann, der Keinem von Denen, welche die Philosophie in ihrer äußern Erscheinung zur Schau tragen, an Reinheit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Seelenstärke nachstehn dürfte. „Doch sucht er nicht Gymnasien und Säulengänge auf, und vertreibt sich und Andern mit langen Vorträgen die müßige Zeit, sondern ist stets in der Toga und in Geschäften." Vollends unerträglich mußte eine eingehende Beschäftigung mit der Philosophie Männern dieser praktischen Richtung für einen Regenten erscheinen. Welche Kritik die philosophischen Studien Marc Aurels bei diesen Gegnern der Philosophie erfuhren, davon geben einige Aeußerungen des Prätendenten Avidius Cassius eine Probe. Er nannte den Kaiser bald den „Disputierer", bald das „philosophische alte Weib": er „stellt Untersuchungen über die Elemente und über die Seelen und über Tugend und Gerechtigkeit an, und hat kein Herz für den Staat. — Du hast gehört, daß der Präfect des Prätorium unseres Philosophen, der drei Tage vor seiner Ernennung bettelarm war, plötzlich reich geworden ist." Als Alexander Severus auf den Rath seiner Mutter Mammäa das Studium der Musik und Philosophie aufgab, bestärkten ihn in seinem Entschlusse die ihm statt eines Orakels gebotenen Virgilischen Verse, die den Römer zur Beherrschung der Völker berufen nennen, während andere Völker in Kunst und Wissenschaft den Preis erringen mögen.

Wie die Mutter Alexanders, so hatte auch die Mutter Neros ihren Sohn vom Studium der Philosophie abgehalten, zu dem er durch den Stoiker Chäremon, dann durch Seneca angeleitet worden war: „weil sie für einen künftigen Regenten schädlich sei". In den Kreisen, die ein lebhaftes Interesse an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung hatten, vor allem in Regierungskreisen und an den Höfen, wurde die Philosophie nicht sowol gering geachtet, als gefürchtet: der Cäsarismus erkannte in der „Ideologie" für sich eine Gefahr und nicht ohne Grund. Die Rede, in welcher Cassius Dio den Mäcenas vor Auguſt die Grundsätze der kaiserlichen Politik entwickeln läßt, enthält auch eine Warnung vor den Philosophen, die revolutionäre Ansichten ver-

breiten. Der Kaiser möge nicht glauben, daß alle wirklichen oder angeblichen Philosophen gute und rechtschaffene Männer seien, weil er Areus und Athenodorus als solche erprobt habe: vielmehr bedienen sich Viele dieser Maske, um Staaten und Einzelnen unzählige Uebel zuzufügen. In der That bekannten sich wie die Mörder des ersten Cäsar, so überhaupt Frondierende und namentlich die hervorragendsten Führer der senatorischen Opposition im 1. Jahrhundert zu den Lehren der stoischen Schule, darunter Republikaner, wie Pätus Thrasea und Helvidius Priscus, die nach einem politischen Märtyrerthume strebten, und von den Theilnehmern an der Pisonischen Verschwörung gegen Nero (65) mindestens Lucan und Seneca. Die Verdächtigungen des Stoicismus und der Philosophie überhaupt fanden bei den Kaisern nur zu leicht ein offenes Ohr. Schon im Jahre 62 war Rubellius Plautus im Exil getödtet worden, der, wie Tigellinus Nero vorstellte, die „Nachahmung der alten Römer zur Schau trug und die Anmaßung der stoischen Schule angenommen hatte, welche unruhige und der Gefahr trotzende Geister bilde und erzeuge". Zur Verfolgung Thraseas (im Jahre 66) ward Nero von Capito Cossutianus gereizt, der dessen Enthaltung von den Senatsberathungen als Auflehnung, ihn selbst als ein Parteihaupt schilderte: er habe Anhänger oder vielmehr Trabanten, die noch nicht den Trotz seiner Aeußerungen, doch sein Benehmen und seine Manieren nachahmten, starr und finster, als wollten sie den Kaiser der Ausgelassenheit bezichtigen. Entweder möge man jene Grundsätze annehmen, wofern sie die bessern seien, oder den Neuerungssüchtigen ihre Führer und Anstifter entreißen. Diese Secte habe die Tuberonen, die Favonier, Namen, die sogar dem alten Freistaate verhaßt waren, erzeugt. Um die Monarchie zu stürzen, schützen sie die Freiheit vor, haben sie jene gestürzt, so werden sie die Freiheit selbst angreifen. Der Eidam des Thrasea, Helvidius Priscus, der mit jenem, wie man in Rom erzählte, die Geburtstage des Brutus und Cassius festlich beging, wurde unter Vespasian (zum zweiten Mal) verbannt und in der Verbannung getödtet. Er, der später zu den gefeierten Idealgestalten der stoischen Schule gehörte, den der jüngere Plinius und auch Tacitus trotz seiner Eingenommenheit gegen das politische Märtyrerthum mit Verehrung nennen, wird von conservativen Monarchisten wie Sueton und Cassius Dio verurtheilt und sein Untergang als ein selbstverschuldeter dargestellt. Nach der Darstellung des Ersteren bewies Vespasian seinem herausfordernden Trotze gegenüber die äußerste Langmuth, wollte seinen Tod, leider zu spät, verhindern, und hatte ihm nicht eher gezürnt, als bis er von ihm „durch höchst freche Schmähungen beinahe zurechtgewiesen" worden war. Dios Darstellung ist nur bruchstücks- und auszugsweise erhalten; allerdings sucht er die Gehässigkeit des Verfahrens gegen Helvidius und die Philosophen überhaupt Vespasians mächtigstem Freunde Mucianus aufzubürden, aber Helvidius sei aufrührerisch und ein Pöbelfreund gewesen, habe stets die Monarchie geschmäht, die Demokratie gelobt, demgemäß gehandelt und Andere aufgereizt; als ob es die Aufgabe der Philosophie sei die Regierung mit Koth zu bewerfen, die Massen aufzuregen, das Bestehende

umzustürzen und Umwälzungen herbeizuführen. Helvidius habe Thrasea nachgeahmt, ihm aber weit nachgestanden. Thraseas Opposition war gegen einen Nero gerichtet und blieb doch in Rede und Handlung maßvoll, sie beschränkte sich auf passiven Widerstand. Helvidius war mit einem Vespasian unzufrieden und trat ihm öffentlich und in Privatkreisen entgegen, er suchte den Tod und büßte für vielfache Verschuldungen. Auch andere Stoiker und der von Seneca bewunderte Cyniker Demetrius äußerten nach Dio öffentlich Ansichten, die mit dem Bestehenden unverträglich waren, und so erfolgte (zwischen 71 u. 75) eine Ausweisung aller Philosophen aus Rom, mit alleiniger Ausnahme des (von Nero verbannt gewesenen) Musonius Rufus; Demetrius und ein Hostilius wurden auf Inseln verwiesen. Eine zweite Verbannung der Philosophen erfolgte im Jahre 93 durch Domitian, im Zusammenhange mit dem Processe des Stoikers Junius Arulenus Rusticus, der Thrasea in einer Lobschrift einen heiligen Mann genannt hatte, und anderer gleichgesinnter Senatoren: „die ganze Verfolgung traf die politische Opposition, insofern sie in der Litteratur und auf dem Katheder ihren Ausdruck fand, und während die namhaftesten Schriftsteller und Lehrer criminell bestraft wurden, wies die Regierung die große Masse derselben aus der Hauptstadt aus".

Nach dem Tode Domitians änderte sich mit dem ganzen Regierungssystem auch die Stellung der Kaiser gegenüber der Philosophie, die nun nicht bloß aufhörte als regierungsfeindlich zu gelten, sondern bald auf jede Weise begünstigt wurde. In einem gleich nach Domitians Tode geschriebenen Briefe (96 oder 97) äußert Plinius seine Freude über das herrliche Wiederaufblühn des geistigen Lebens in Rom, wovon die Beispiele zahlreich und leuchtend seien, doch genüge es, eines anzuführen, die Vorträge des stoischen Philosophen Euphrates. An Trajan rühmt Plinius, daß er sich die Erziehung der Jugend ganz besonders angelegen sein lasse, den Lehrern der Beredsamkeit und Philosophie große Ehre erweise. „Die Studien, die mit dem Exil von einem Fürsten bestraft worden waren, der im Bewußtsein seiner Laster alle dem Laster feindlichen Bestrebungen mehr aus Scheu als aus Haß verbannte, hegt nun Trajan und zieht sie in seine Nähe. Sie haben Blut und Leben, haben ihr Vaterland wiedergewonnen." Dio von Prusa, der unter Domitian in (freiwilliger) Verbannung gelebt hatte, kehrte nach seinem Tode zurück; die Regierung des ihm von früher befreundeten Nerva war zu kurz, als daß er von seiner Gunst hätte Vortheil ziehen können; doch Trajan soll ihn geflissentlich ausgezeichnet haben, und Dio sagt in einer seiner für ihn bestimmten paränetischen Reden über die Herrschaft: der Kaiser erfreue sich an Wahrheit und Freimüthigkeit, nicht an Schmeichelei und Lüge. Hadrian, welcher den Umgang mit Philosophen wie mit Gelehrten aller Art suchte, hat vielleicht zuerst öffentliche Lehrer der Philosophie in Rom angestellt: Antoninus Pius stellte deren in allen Provinzen an, nach seinem Schreiben an den Landtag der Provinz Asia sollte die Abgabenfreiheit, die bei andern Lehrern auf eine nach der Größe der Städte sich bestimmende Zahl beschränkt war, für die Philosophen un-

beschränkt gelten, da es ihrer so wenige gebe. Die Besoldungen der ins Museum zu Alexandria berufenen Gelehrten, also auch der dortigen Philosophen dauerten fort: in Athen wurden durch Marc Aurel aus den vier bedeutendsten Schulen öffentliche Lehrer bestellt.

Unter diesem Philosophen auf dem Thron wurde die Philosophie Mode, selbst bei den Frauen; der einst so sehr verfolgte Stoicismus galt nun als Empfehlung und wurde von Strebern zum Schein angenommen oder zur Schau getragen. Von den Lehrern des Kaisers in der Philosophie sah man besonders den Stoiker Junius Rusticus und den Peripatetiker Cn. Claudius Severus hochgeehrt und einflußreich. Jener, ein Sohn oder Enkel des von Domitian Hingerichteten, war der Rathgeber Marc Aurels in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten, und sein Wort galt im Frieden wie im Kriege; der Kaiser umarmte ihn stets vor den Präfecten des Prätorium, ernannte ihn zweimal zum Consul und ließ ihm nach seinem Tode durch den Senat Statuen errichten. Cn. Claudius Severus, ein vornehmer Mann, war bereits 146 Consul gewesen, seinen gleichnamigen Sohn (Consul 163 und 173) erhob Marc Aurel zu seinem Schwiegersohne. Von den spätern Kaisern legte namentlich Septimius Severus in Befolgung des von Marc Aurel gegebenen Beispiels Interesse für Philosophie an den Tag, und nach Tertullian genossen unter ihm die Philosophen große Redefreiheit; trotz ihrer Angriffe gegen die Kaiser erhielten sie Gehalte und Statuen. Auch Severs Gemahlin, Julia Domna, wandte sich, als sie mit ihm durch die Intriguen des Günstlings Plautianus zerfallen war, der Weltweisheit zu und umgab sich mit Philosophen.

In der Zeit der Verdächtigungen und Verfolgungen der Philosophie fehlte es übrigens nicht an Philosophen, die sich eifrig bemühten, sich und ihre Wissenschaft den Regierungen als vollkommen ungefährlich darzustellen. Martials Freund und Landsmann, der Sachwalter Decianus aus Emerita, bekannte sich zwar zu den Lehren Thraseas und Catos, d. h. er war Stoiker, aber vernünftig genug, um nicht mit bloßer Brust auf entblößte Schwerter zu rennen, wofür Martial ihn lobt: er will keinen Mann, der den Ruhm mit übereilter Vergießung seines Bluts erkauft, sondern einen, der auch ohne Märtyrerthum Lob verdient. Seneca hat in seinen Episteln die Philosophie wiederholt gegen den Vorwurf der Regierungsfeindlichkeit in Schutz genommen. In einem Briefe, der zur Zeit der beginnenden Verdächtigungen geschrieben sein mag, spricht er so, als wenn es ganz undenkbar sei, daß sie je in diesem Sinne beargwohnt werden könnte, obwol gerade aus seiner Vertheidigung hervorgeht, daß bereits Angriffe erfolgt waren. Man müsse, sagt er, sich aus der Gefahr der Welt flüchten und bei der Philosophie eine sichere Zuflucht suchen, der Wissenschaft, die nicht bloß bei den Guten, sondern auch bei den nicht allzu Schlechten wie eine Priesterbinde schütze, die auch die Schlechtesten ehren. „Niemals wird die Nichtswürdigkeit so stark werden, nie eine solche Verschwörung gegen die Tugend zu Stande kommen, daß nicht der Name der Philosophie ehrwürdig und

heilig bliebe." Uebrigens muß man sie mit Bescheidenheit und Ruhe üben. Er läßt sich einwenden, ob dies etwa Cato gethan habe? und mißbilligt dann ausdrücklich dessen Betheiligung nicht bloß am Bürgerkriege, sondern auch an den vorausgehenden Parteikämpfen als fruchtlos. Er verweist auf das Beispiel der Stoiker, die vom Staatsleben sich ausschließend, in ihrer Zurückgezogenheit sich um die Veredlung des Lebens und die Begründung der allgemeinen Menschenrechte „ohne Beleidigung eines Mächtigern" bemüht haben. Der Weise werde nicht suchen durch sein Beispiel die allgemein angenommenen Sitten zu erschüttern, nicht die Aufmerksamkeit des Volks durch die Neuheit seiner Lebensweise auf sich zu ziehn. Unbedingte Sicherheit kann man freilich auch ihm nicht versprechen. In einem spätern Briefe werden dagegen die Anklagen der Philosophie als schon wirklich erhobene widerlegt. „Diejenigen scheinen mir zu irren, welche glauben, daß die treuen Anhänger der Philosophie hartnäckig und widerspenstig seien und Verächter der Behörden und Könige und Verwalter des Staats." Im Gegentheil ist Niemand Jenen dankbarer als gerade sie; denn sie bedürfen am meisten der Ordnung und Ruhe zur Verfolgung ihrer höhern Lebenszwecke und verehren Den, der sie gewährt, wie einen Vater, weit mehr als jene unruhigen Ehrgeizigen, die zwar den Fürsten viel verdanken, aber ihnen ihre Dienste auch hoch anrechnen und nie mit dem Lohne zufrieden sind. Aber jener reine und wahrhaftige Mann, der auf die Curie und das Forum und die ganze Staatsverwaltung verzichtet hat, um sich zu höhern Dingen zurückzuziehn, liebt Diejenigen, die es ihm möglich machen, dies in Sicherheit zu thun, er allein legt für sie ein unerkauftes Zeugniß ab und ist ihnen ohne ihr Wissen zu großem Danke verpflichtet. Wie er seine Lehrer verehrt und achtet, durch deren Wohlthaten er aus jenen Irrgängen entkommen ist, so auch sie, unter deren Schutz gestellt er edle Wissenschaft übt. Die Wohlthat des allgemeinen Friedens wird in höherem Grad Denen zu Theil, die ihn gut benutzen. Wieder in einem spätern Briefe heißt es: man müsse mit der Philosophie nicht prahlen, denn für Viele sei sie eine Ursache der Gefahr geworden dadurch, daß sie mit Anmaßung und Trotz geübt wurde; „sie soll deine Fehler tilgen, nicht Andern die ihren vorwerfen. Sie entferne sich nicht von der allgemeinen Sitte, und scheine nicht das zu verdammen, was sie vermeidet. Man kann ohne Prunk, ohne Gehässigkeit weise sein." Die Aufforderung an die Philosophen, alles Auffallende zu vermeiden, wiederholt sich öfter: schon der Name der Philosophie sei verhaßt, auch wenn sie mit Bescheidenheit geübt werde, um so mehr, wenn man durch zur Schau Tragen einer übertriebenen Asceſe und Weltverachtung sich von dem Herkommen ausschließe; leicht werde dann lächerlich und gehässig, was Bewunderung erregen solle. Man solle die Philosophie nicht gleichsam als ein Aushängeschild brauchen, auch seine Zurückgezogenheit solle man verbergen, vermeiden, daß sie zum Gegenstand des Gesprächs werde, die Aufmerksamkeit der Menschen errege.

Man sieht, daß Seneca keineswegs nur die Befürchtungen und Anklagen der Vertreter und unbedingten Anhänger des bestehenden

politischen Systems gegen die Philosophie als ungegründet darzustellen bemüht ist, welche letzteren übrigens in allen Lebenskreisen schon darum sehr zahlreich gewesen sein müssen, weil Alle zu ihnen gehörten, die Ruhe und Ordnung als Basis jedes materiellen Fortschritts um jeden Preis wollten. Der großen Masse mußte die Philosophie auch wegen ihrer hohen sittlichen Anforderungen, ihrer strengen Verurtheilung laxer Moral, ihrer die selbstzufriedene Trägheit unaufhörlich aufrüttelnden Strafreden und Ermahnungen im höchsten Grade unbequem, und überdies die Prätention der Philosophen besser zu sein und höher zu stehn als andere Menschen um so beleidigender sein, je auffallender sie sich auch in Erscheinung und Tracht, Lebensweise und andern Aeußerlichkeiten zu erkennen gab. In diesem Sinne ist die Anklage gegen den Stoicismus gehalten, die Mucian bei Cassius Dio an Vespasian richtet. Die Stoiker seien von eitler Anmaßung erfüllt. Ein langer Bart, hinaufgezogene Augenbrauen, ein grober Mantel und bloße Füße seien Einem genug, um sich für weise, mannhaft, gerecht auszugeben und in die Brust zu werfen, wenn er auch nicht die Anfangsgründe des Wissens besitze. Sie sehen geringschätzig auf alle Andern herab, sie werfen dem Schönen Zuchtlosigkeit, dem Reichen Habsucht, dem Armen Servilismus vor u. s. w. Aus demselben Grunde erklärt Dio von Prusa die allgemeine Unbeliebtheit der Philosophie in Griechenland. Die Philosophentracht (Mantel ohne Unterkleid, langes Haar und Bart) zieht, wie er sagt, Jedem, der sich darin zeigt, Neckereien, Hohn und Spott, selbst Mißhandlungen zu, denn die meisten Menschen haben die Philosophen in Verdacht, daß sie alle Nichtphilosophen verachten, verdammen und im Stillen verlachen wegen ihres Mangels an Erkenntniß dessen, was den Menschen frommt, besonders die von allen beneideten Reichen. Deshalb glauben die Meisten, den Philosophen mit Spott und Verachtung zuvorkommen, sie womöglich als Thoren und Verrückte darstellen zu müssen, womit sie denn zugleich bewiesen haben, daß die Vernunft auf ihrer Seite ist. Kurz, die Tracht, die Jeden, der sie trägt, als schonungslosen Ermahner, Strafredner und Sittenrichter bemerklich macht, wird von Allen so ungern gesehn, als die Tracht des Pädagogen von den Kindern.

Mit diesen Antipathieen wirkte bei der Menge der Halbgebildeten und Ungebildeten ein sehr schlagender Grund zusammen, die mühsamen Studien, auf die so großer Werth gelegt wurde, zu verachten und zu verlachen: sie waren völlig nutzlos, denn durch sie erreichte man weder Beförderung oder Ansehn, noch erwarb man in der Regel Geld. Persius, der die aufgeblasenen Kleinstädter überhaupt als Verächter aller höhern (griechischen) Bildung schildert, legt den Hohn gegen die Philosophie als eine brodlose Kunst den Centurionen in den Mund, die auch sonst in den Städten Italiens als Ton angebende Personen erscheinen und wol überall in mittlern und untern Lebenskreisen nicht weniger Autorität genossen als sie durch Wichtigthuerei und breitspuriges Wesen beanspruchten. Preist man vor diesen Männern mit geschwollenen Krampfadern die Freiheit des Weisen, so stößt sofort ein riesiger Ful-

fennius ein fettes Gelächter aus und taxiert 100 Griechen zu einem abgegriffenen Hundertasstück. „Ich, sagt ein Anderer von diesem nach dem Bock stinkenden Volke, bin für mich klug genug, und kümmere mich wenig darum so zu sein wie Arcesilas und die sich plagenden Solonen, wenn sie mit gesenktem Kopf, den Blick auf die Erde geheftet, für sich murmeln oder schweigend wie Verrückte die Lippen bewegen und mit vorgestreckter Unterlippe Worte auf die Wagschale legen, in tiefem Nachdenken über Delirien irgend eines alten Schwachkopfs: als, daß aus Nichts Nichts wird, Nichts in Nichts zurückkehren kann. Darum seht ihr so blaß aus? Darum soll man ein Frühstück versäumen?" „Darüber lacht die Menge, und die prallen jungen Burschen erheben ein wiehernbes Gelächter nach dem andern, daß ihnen die Nasen kraus werden." Ebenso gründlich verachtete natürlich die Masse der Geld- und Geschäftsleute die Philosophen. Trimalchio ordnet an, daß auf seinen Grabstein gesetzt werden soll: „Er hat klein angefangen und ist groß geworden, er hat 30 Millionen Sest. hinterlassen und nie einen Philosophen gehört."

Aber der Vorwurf der gänzlichen Nutzlosigkeit und Ueberflüssigkeit wurde gegen die Philosophie auch aus gebildeten Kreisen erhoben, und zwar im Namen und von Seiten des gesunden Menschenverstandes, der damals, wie zu allen Zeiten, sich zutraute dieselben Ziele und Resultate, welchen die Speculation auf weiten mühsamen Umwegen zustrebte, längst erreicht zu haben, und daher leugnete etwas von ihr lernen zu können. Wozu namentlich die vielen künstlichen Systeme der Moralphilosophie bei der Einfachheit und Unumstößlichkeit des allen Menschen angeborenen Sittengesetzes? Und welche Philosophie lehrte denn die Wahrheit, da jede Schule die Doctrin aller andern für falsch erklärte?

Von diesem Standpunkte aus wurde die Philosophie besonders von Denen angegriffen, welche die Beredsamkeit als Ziel aller Bildungsbestrebungen ansahn, und dies wird im spätern Alterthum vielleicht die Mehrzahl der Gebildeten gewesen sein. Die so natürliche, auf inneren Gegensätzen beruhende, fort und fort durch äußere Anlässe genährte Eifersucht zwischen Rhetoren und Philosophen, „den Künstlern der reinen Form der Rede und den Ergründern des innersten Wesens der Dinge", führte zu unaufhörlichen, oft erbitterten Streitigkeiten über den relativen Werth der beiden Wissenschaften. Schon die Schüler wurden zur Theilnahme an diesen Kämpfen vorbereitet. Zu den in der Rhetorenschule declamirten Controversthemen gehörte folgendes: Ein Vater hinterläßt drei Söhne, einen Redner, einen Philosophen und einen Arzt; er setzt im Testament den zum alleinigen oder bevorzugten Erben ein, der nachweisen werde, daß er dem Staat am meisten nütze; wo dann für jede der drei Wissenschaften und gegen die beiden andern gesprochen wurde. Hier wurde denn die völlige Nutzlosigkeit der Philosophie an ihren Früchten gezeigt. Die viel erörterte Frage, ob die Tugend gelehrt werden könne, wurde verneint. Die besten Männer, die Fabricier, Decier, seien ohne Philosophie geworden was sie waren, aus den Philosophen-

schulen dagegen die größten Verbrecher hervorgegangen, wie aus der des Sokrates Tyrannen und Vaterlandsfeinde. Selbst zugestanden aber, daß man durch Unterricht zur Weisheit gelangen könne, so bliebe der einzuschlagende Weg ungewiß, denn alle Schulen ständen mit einander in Widerspruch. Viele Philosophen bekennen überdies, daß es trotz aller Bemühungen einen wahrhaft Weisen noch nie gegeben habe. Welchen Nutzen brächte also die Philosophie? Wäre sie im Kriege oder für bürgerliche Aemter zu brauchen? Nichts finde man bei ihnen als Heuchelei, Faullenzerei und Anmaßung, durch die sie sich Ansehn zu verschaffen wissen. Ihre Behauptung, daß sie zur Verminderung der Laster beitragen, widerlegt der Augenschein.

Daß namentlich die Lehrer der Beredsamkeit mindestens zum großen Theil principielle Gegner der Philosophie waren, ist einleuchtend. Gegen solche war eine angeblich von Plutarch verfaßte Schrift gerichtet. Von dem älteren Seneca sagt sein Sohn, daß er die Philosophie haßte; seine Gattin verhinderte er sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Quintilian, der den vom alten Cato gegebenen Begriff des Redners als „eines sittlich guten, der Rede kundigen Mannes" streng festhielt, behauptet, daß die Ethik eigentlich ein Theil der Redekunst, nur durch die Schuld der sie vernachlässigenden Redner von ihr abgelöst, von „schwächern Geistern" in Besitz genommen und ein eignes Fach geworden sei: die Redner müßten dies Gebiet als ein ihnen gehörendes zurückfordern. Da der wahre Philosoph nichts anderes sein kann als ein sittlich guter Mann, also dasselbe was der wahre Redner ebenfalls ist, so ergibt sich die Ueberflüssigkeit einer besondern Philosophie. Quintilian benutzt jede Gelegenheit um seiner Gereiztheit gegen die Philosophen Luft zu machen, ihr sklavisch ängstliches Festhalten an den Schuldoctrinen und -ausdrücken, ihre endlosen und sophistischen Erörterungen, ihre weitläufigen Apparate zur Begründung der einfachsten Sätze, ihre Anmaßung, Heuchelei, ihre dem Staatswohl zuwiderlaufende Weltflucht und Thatenscheu zu geißeln, den einzelnen Schulen ihre Schwächen mit Behagen vorzuhalten. Auch Dio von Prusa hatte als Rhetor die Philosophie, der er sich später zuwandte, leidenschaftlich angegriffen.

Wahrhaft komisch äußert Fronto seinen Ingrimm gegen die Philosophie, die seinen kaiserlichen Schüler Marcus der Beredsamkeit abtrünnig gemacht hatte. Dies war um so mehr zu bedauern, da Marcus sich, wie Fronto an ihn schreibt, schon als Knabe durch Adel des Geistes und Würde der Gedanken auszeichnete, denen nur der Glanz des Ausdrucks gefehlt habe; die Vorbereitungen und Anstrengungen, die gemacht werden mußten, um auch diesen sich anzueignen, seien ihm wol zu mühsam geworden; so habe er das Studium der Beredsamkeit verlassen und sei zur Philosophie abgesprungen, „wo es keine Einleitung mit Sorgfalt auszuarbeiten, keine Erzählung kurz, deutlich und geschickt anzubringen, keine Beweisgründe aufzusuchen, nichts hervorzuheben" gab. Bei seinen Lehrern der Philosophie hatte er es natürlich leichter. Er brauchte nur ihren Erläuterungen zuzuhören und durch Kopfnicken anzudeuten, daß er verstanden habe; während Andere lasen, konnte er meistens schlafen; er

mußte viel und lange abzählen hören, „das erste wär' so, das zweite wär' so", und sich mühsam beweisen lassen, daß es hell sei, wenn es Tag sei, während die Sonne ins Fenster schien. Dann konnte er ruhig nach Hause gehn, und brauchte nichts in der Nacht auszudenken oder schriftlich aufzusetzen, nichts seinem Lehrer vorzulesen, nichts aus dem Kopfe aufzusagen, keine Ausdrücke aufzusuchen, keine Synonymen zum Schmuck anzubringen, nichts aus dem Griechischen ins Lateinische zu übersetzen. Was konnte bei einem solchen Studium erreicht werden!" Aber Marcus wollte nun einmal, wie Fronto sagt, lieber reden als beredt sein, und sich lieber mit Zwitschern und Murmeln als mit hellen Klängen vernehmen lassen.

Auch Lucian ist trotz all seiner Verstimmung gegen die damalige entartete Rhetorik, trotz seines im „Zweimal Angeklagten" an sie im Alter von fast 40 Jahren gerichteten Absagebriefs und seines angeblichen Uebergangs zur Philosophie im Grunde ein echter Rhetor geblieben und spricht, wie Quintilian, der Speculation vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes die Berechtigung ab. Auch für ihn bestand die Philosophie in der praktischen Lebensweisheit, die nicht bloß an kein bestimmtes System gebunden, sondern auch jedem denkenden Nichtphilosophen erreichbar war. Ihm waren die Philosophen im Allgemeinen verhaßt, wenn er auch einzelne (und zwar den verschiedensten Schulen angehörige) ausnahm; und nicht bloß wegen des Contrastes zwischen ihren Lehren und ihrem Lebenswandel. Die Eitelkeit, Thorheit, Wesenlosigkeit und Lächerlichkeit aller philosophischen Studien ist der Gegenstand des Dialogs Hermotimus. Hermotimus, der schon seit 20 Jahren in das eifrigste Studium der stoischen Philosophie vertieft, keine Vorlesung versäumt, Tag und Nacht über Büchern sitzt, sich keine Freude gönnt, blaß und abgemagert aussieht, hofft in weitern zwanzig Jahren an sein Ziel zu gelangen! Doch er muß schließlich zugestehn, daß um irgend eine Philosophie für die alleinseligmachende zu erklären, zuvor eine Prüfung aller Systeme angestellt werden müßte, die allein etwa zweihundert oder doch hundert Jahre erfordern würde. Und wo ist die Gewißheit, daß die Wahrheit überhaupt in irgend einem System enthalten ist? Und wäre auch die einzig wahre Philosophie zu ermitteln, wie wäre man sicher den rechten Lehrer für sie zu finden? Und bei alledem sind die Bemühungen Derer, die Philosophie studieren, gar nicht auf den eigentlichen Zweck gerichtet, nicht auf die Bethätigung ihres Wissens durch Handlungen, sondern auf unselige Wortklauberei, Syllogismen, Trugschlüsse und schwer zu beantwortende Fragen, und sie bewundern ihre Lehrer, wenn sie Andre durch Sophismen in Verlegenheit setzen. Anstatt nach der Frucht zu streben, arbeiten sie sich um die Rinde ab und beschütten einander mit Blättern.

Aristides endlich hat offenbar eine, ihm auch durch seine Stellung in der litterarischen Welt auferlegte, heilige Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem er in dem Kampfe zwischen Rhetorik und Philosophie für die erstere mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität eintrat. In zwei ausführlichen Reden „Für die Rhetorik" hat er sie gegen die Anschuldigungen

des Platonischen Sokrates (im Gorgias) in Schutz genommen. Sie ist nicht bloß, was dort geleugnet wird, eine Kunst, sondern steht auch mit allen Cardinaltugenden in unlösbarem Zusammenhange: sie ist von der Weisheit um der Gerechtigkeit willen erfunden, und wird von der Tapferkeit und Sittsamkeit beschützt; derjenige, welcher weiß, wie man reden, weiß auch, wie man handeln muß: kurz die Redekunst ist Fundament und Inbegriff der sittlichen sowol wie der geistigen Bildung. Zwar versichert Aristides, er sei weit entfernt, die Philosophie selbst anzugreifen, er sei mit den größten und besten Philosophen seiner Zeit umgegangen und betrachte sie als seine Erzieher. Doch in der That verbirgt sich hinter diesen conventionellen Anpreisungen eine starke Abneigung, ja ein gewisser Haß des Rhetors gegen die Philosophie. In einer überlangen Rede hat er die vier großen Athenischen Staatsmänner, Miltiades, Themistokles, Cimon und Perikles gegen die Anklagen des Platonischen Idealismus vertheidigt, und hier hat er die ganze Schale seines Zornes über die damaligen Philosophen ausgegossen. Wenn man auch dergleichen ungerechte Anklagen von dem großen Plato geduldig hinnehmen möchte, so sei es doch nicht zu ertragen, daß ganz nichtswürdige Menschen sich ein solches Verfahren förmlich zur Aufgabe machten und selbst einen Demosthenes zu lästern wagten. Wer würde die Schmähungen solcher Menschen selbst gegen Lebende dulden, „die mehr Sprachfehler machen, als sie Worte hervorbringen, die auf die Uebrigen mit der Verachtung herabsehn, die sie selbst verdienen, welche die Andern prüfen, sich selbst aber niemals, und die Tugenden preisen aber nicht üben." „Noch niemals haben sie (gleich den Rhetoren) eine fruchtbringende Rede gesprochen oder erfunden oder verfaßt, nicht Festen Schmuck verliehn, nicht die Götter geehrt, nicht Städten Rath ertheilt, nicht Trauernde getröstet, nicht Hadernde versöhnt, nicht die Jugend oder Jemand anders ermahnt, nicht auf Schmuck für ihre Reden gedacht. Sondern in ihre Löcher kriechend sinnen sie dort ihre herrliche Weisheit aus, indem sie gegen einen Schatten prahlen, Windhalme ernten, aus Sand Seile drehn, ich weiß nicht welches Gewebe auflösen: denn so viel sie an Weisheit gewinnen, so viel vermindern sie ihren Gewinn, indem sie glauben stolz sein zu dürfen, wenn sie von der Rhetorik übel reden: etwa wie die Sklaven zwischen den Zähnen auf ihre Herren fluchen, besonders die stets geprügelten, oder wie ein Satyr auf der Bühne dem Herakles flucht und sich versteckt, wenn er auf ihn losgeht. Es ist aber ganz natürlich, daß sie von Allen übel reden, denn daran haben sie Ueberfluß, und wenn sie auch keiner Person gedenken, sagen sie doch das, was sie sagen, übel: sie theilen also nur von dem Ihrigen mit. Nähme man ihnen die Lüge und die Bösartigkeit, so raubte man die Kraft aus ihrem Leben. Und dabei halten sie der Welt den herrlichen Namen der Philosophie wie ein Schaustück entgegen, als ob der Name es thäte; als ob ein Thersites durch den Namen des Hyacinth oder Narciß schön, ein Margites durch den des Nestor weise würde."

Aus den bisher angedeuteten Gründen stand also eine große Zahl höchst

verschiedener Kreise der Philosophie ablehnend oder feindlich gegenüber: römische Patrioten, Conservative aus Ueberzeugung, Instinkt oder Interesse, Alltagsmenschen, denen jede Erhebung über die Mittelmäßigkeit Unbehagen erregte, Hasser der Prätention, banausische Utilitarier, Gegner und Verächter aller Speculation, Vertreter der nichtphilosophischen Bildung, die für ihr eigenes Interesse und Gebiet kämpften. Sie Alle konnten ihre Ansicht von der Entbehrlichkeit, Werthlosigkeit oder Schädlichkeit der Philosophie nicht besser unterstützen, als durch Berufung auf die Erfahrung: diese lehrte, wie sie behaupteten, daß die Philosophen im Allgemeinen sittlich nicht höher, oder sogar tiefer ständen als die Mehrzahl der Durchschnittsmenschen. Der Name eines Philosophen machte daher Jeden, der ihn sich beilegte, zum Gegenstand einer scharfen, unnachsichtigen und mißgünstigen Beobachtung von den verschiedensten Seiten her, die seinen sittlichen Gebrechen, Schwächen und Lächerlichkeiten eifrig nachspürte, um sie triumphirend aufweisen zu können. Wenn die Leute, sagt Epictet, einen Mann mit einem groben Mantel und langem Haar sich unanständig betragen sehn, so heißt es sofort: Seht da, was der Philosoph thut; während man doch vielmehr nach seiner Handlungsweise sagen müßte, daß er kein Philosoph ist. Als Gellius von Cassiope nach Brundisium übersetzte, brachte ein furchtbares Unwetter das Schiff in die größte Gefahr. Während Alles jammerte und klagte, sah sich Gellius nach einem mitreisenden berühmten stoischen Philosophen um, um aus seinem Aussehn auf seine Gemüthsstimmung zu schließen: dieser äußerte zwar keine Klage, verrieth aber seine Furcht durch die Farblosigkeit und den Ausdruck seines Gesichts. Als der Sturm nachgelassen hatte, trat sogleich ein reicher asiatischer Grieche, der mit großem Gefolge und luxuriöser Ausstattung reiste, an den Stoiker heran und verhöhnte ihn, daß er sich in der Gefahr gefürchtet habe und blaß geworden sei. Der Philosoph wies diese Impertinenz vornehm ab, das bescheidene von Gellius über denselben Punkt geäußerte Bedenken beschwichtigte er durch Verweisung auf eine Stelle bei Epictet, nach welcher auch dem Weisen das Blaßwerden gestattet war.

Am häufigsten hatten sich vermuthlich die Philosophen dafür zu verantworten, daß sie das Geld nicht verachteten. Ulpian sagt bei Erörterungen der Processe wegen schuldiger Honorare für Unterricht oder sonstige Leistungen von Gelehrten: die Philosophen könnten seines Erachtens Ansprüche auf Honorar gerichtlich nicht verfolgen; sie hätten vor Allem zu erklären, daß sie jede „Lohnarbeit" verschmähten. Seneca hat dagegen in einer längeren Abhandlung zu beweisen versucht, daß Philosophen reich sein dürfen. Diejenigen freilich überzeugen zu wollen ist er weit entfernt, die nicht zugeben können, daß überhaupt Jemand sittlich gut sei, weil sie die Tugend eines Andern als Vorwurf empfinden, die den Namen der Tugend und jeden der sie übt hassen; für sie ist selbst der Cyniker Demetrius nicht arm genug. Freilich bleiben die Philosophen weit hinter ihren Idealen zurück, deren Erreichung die menschliche Kraft übersteige, aber schon sie im Geiste festzuhalten und ihnen nachzustreben sei löblich. Er selbst macht auf den Namen eines

Weisen keinen Anspruch, er ist nur ein der Wahrheit beflissener, nicht mit den Besten zu vergleichen, doch besser als die Schlechten, und zufrieden in der sittlichen Vervollkommnung stetig fortzuschreiten. Der Reichthum gehört zu den indifferenten Dingen, die nicht völlig werthlos sind, der Philosoph liebt ihn nicht, zieht ihn aber vor, da er ihm die Möglichkeit gewährt, eine Anzahl guter Eigenschaften zu entwickeln, als Mäßigkeit, Freigebigkeit, Sorgfalt, Ordnung, Hochherzigkeit. Auch Cato von Utica, der die gute alte Zeit mit ihrer Armuth pries, besaß 4 Mill. Sest. (Seneca selbst freilich 300). Daß solche Entschuldigungen der Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit auf die principiellen Gegner der Philosophie keinen großen Eindruck machen konnten, leuchtet ein, besonders da Philosophen sich nur zu oft noch schlimmere zu Schulden kommen ließen. Schon Seneca bekennt, daß es deren gab, denen man Schlemmerei, Maitressen, Annahme von Geschenken vorwerfen konnte, die man in der Kneipe, im Ehebruch, unter den Hofschranzen antraf. Und jede Unwürdigkeit oder Schändlichkeit, die einer von ihnen sich zu Schulden kommen ließ, warf einen Makel mindestens auf seine ganze Schule. Der Verrath, den der Stoiker P. Egnatius Celer gegen seinen Patron Barea Soranus im Jahre 66 geübt hatte, war noch ein Menschenalter später in frischem Andenken und wird als Probe der „Schandthaten der großen Mäntel" angeführt.

Wenn aber dem vermögenden Philosophen der Reichthum vorgeworfen wurde, so hieß es von den armen, daß für sie eine erhabene Gesinnung wohlfeil sei. Der Stoiker Chäremon verlangt, sagt Martial, man solle ihn wegen seiner Verachtung des Todes bewundern. Diese Seelenstärke giebt ihm seine Bettelarmuth; daß er nichts sein nennt, als einen zerbrochenen Krug, einen kalten Heerd, eine Matte, eine Wanze, einen nackten Schragen und eine kurze Toga, die ihm auch bei Nacht als Decke dient. Was für ein großer Mann, der sauren Wein, schwarzes Brod und eine Streu aufzugeben vermag! Wenn er nur in Reichthum und Ueppigkeit lebte, würde er drei Mal Nestors Jahre zu leben wünschen und nichts von diesem Licht verlieren wollen. In der Armuth ist es leicht das Leben zu verachten, stark ist wer unglücklich zu sein vermag. Appian sagt, wo die Philosophen zur Macht gelangt seien, hätten sie sie mit größerer Härte geübt als die bildungslosen Tyrannen, und dadurch auch gegen die übrigen Philosophen Verdacht und Zweifel erregt, ob sie die Philosophie um der Tugend willen oder nur als Trost für Armuth oder Thatenlosigkeit erwählt haben. Auch jetzt gebe es Viele, die arm und ohne Wirksamkeit, und mit der in Folge dessen nothwendigen Weisheit angethan, auf die Reichen oder Hochgestellten bitter schmähten, sich dadurch aber nicht sowol in den Ruf der Verachtung des Reichthums und der Macht, als vielmehr der neidischen Eifersucht auf beides brächten. Die Geschmähten thäten am klügsten, wenn sie sie nicht beachteten.

Die Verstimmungen und Angriffe gegen die Philosophie vermehrten sich, je größer die Zahl, folglich je gemischter die Gesellschaft der Philosophen wurde und es ist ein Symptom für die fortschreitende Aus-

breitung der Philosophie in Rom in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts, daß (mindestens bereits unter Domitian) Heuchler vielfach anfingen sie als Maske zu benutzen, hinter der sie am ungestraftesten sündigen zu können hofften. Quintilian spricht wiederholt erbittert von diesen Menschen, die, wenn sie einige Zeit in den Vorlesungen der Philosophen gesessen hätten, mit heuchlerischen Mienen und langen Bärten sich durch Verachtung Anderer Ansehn erschwindelten, öffentlich streng und finster thaten, zu Hause grobe Ausschweifungen begingen; sie hätten den Namen der Philosophie verhaßt gemacht, unter diesem hätten sich zu seiner Zeit die größten Laster, die ärgsten Schandthaten versteckt. So hatte sich auch der hochbegabte, aber sittlich haltlose Palfurius Sura (der unter Domitian das Delatorengewerbe trieb und deshalb gleich nach Nervas Regierungsantritt zum Tode verurtheilt wurde) nach seiner Ausstoßung aus dem Senat durch Vespasian der stoischen Schule angeschlossen. Dürftige Stoiker und Cyniker mit ungeheuren staubigen Bärten waren damals in Rom gewöhnliche Erscheinungen, und unter Domitian, wie auch unter Trajan wimmelte dort jeder Stadtbezirk von grämlich aussehenden Wüstlingen, die das Wesen der Curier zur Schau trugen und deren Leben in der That eine Reihe von Orgien war. Diese Menschen erregten den Unwillen ehrlicher Leute auch durch ihre Unwissenheit, trotz der zahlreichen Gypsbüsten von Chrysipp und anderen Philosophen, mit denen sie ihre Bücherbretter schmückten. Sie waren wortkarg bis zur Stummheit, und trugen das Haar noch kürzer geschoren als die Augenbrauen; doch mancher von diesen Stoikern, die gleich einem dritten Cato gegen den Sittenverfall der Mitwelt predigten, verrieth seine Ueppigkeit durch die ausgesuchten Wohlgerüche, mit denen er seinen struppigen Hals einrieb.

Wenn nun schon in der Weltstadt Rom die Zahl der Philosophen und Afterphilosophen so groß, ihr Treiben in jenem bunten Gewühl, jenem rastlosen Drängen in die Augen fallend genug war um in so hohem Grade Aufmerksamkeit und Kritik auf sich zu ziehn, um wie viel mehr in der provinziellen, der Beschaulichkeit soviel günstigeren Stille von Griechenland, das doch nach wie vor die wahre Heimat der Philosophie und der Philosophen war und bis zum Untergange der antiken Cultur blieb. Schon Dio von Prusa sagt an den oben angeführten Stellen, daß man die Philosophentracht überall erblicke, daß die Zahl Derer die sie tragen fast größer sei als die der Schuster oder Walker oder Spaßmacher oder der Anhänger irgend eines anderen Gewerbes; aber, setzt er hinzu, wenn wir auch die Tracht des Sokrates oder Diogenes tragen, stehn wir freilich an Weisheit weit hinter ihnen zurück. Wenn nun die Philosophie im Culturleben des damaligen Griechenland einen so breiten Raum einnahm, blieb doch die Zahl der wahren Philosophen klein, die überwiegende Zahl war es nur, wie Epictet sagt, mit Worten, nicht mit der That; aber freilich ließen die Gegner es sich nicht nehmen, gerade auf den Lebenswandel dieser bloßen Bart- und Mantelphilosophen hinzuweisen, um die Unfruchtbarkeit der Philosophie für sittliche Vervollkommnung darzuthun.

Die größte Ausbreitung gewann mit der Philosophie auch die Afterphilosophie unter Marc Aurel. In Rom klagten wahre Philosophen wie der Freund des Gellius, Macedo, daß Faulenzer mit Bärten und Mänteln den Gehalt der Philosophie in Wortkünsteleien verflüchtigten und beredte Predigten gegen das Laster hielten, von denen sie selbst im Innersten angefressen waren. In Africa äußerte Apulejus schon unter Antoninus Pius den Wunsch, es möchte nicht Jedermann gestattet sein, die Maske der Philosophie vorzunehmen, damit nicht rohe, schmutzige, ungebildete Menschen die königliche Wissenschaft, welche die Rede wie das Leben edel gestalten lehre, durch üble Reden und einen eben solchen Lebenswandel beflecken könnten. Wenn er dann Frechheit im Schimpfen und Gemeinheit der Sitten und der äußern Erscheinung als die Haupteigenschaften dieser Afterphilosophen hervorhebt, so ist offenbar, daß er vorzugsweise oder ausschließlich an Cyniker dachte, die nach seiner Ansicht tief unter den Platonikern standen. Vor Allem in Griechenland erblickte man nach Lucian auf allen Straßen und Plätzen lange Bärte, Bücherrollen, abgetragene Mäntel und große Stöcke in Masse; Schuster und Zimmerleute verließen ihre Werkstatt, um als Cyniker ein faules Bettlerleben zu führen. Die Entwürdigung der Philosophie durch den Troß ihrer falschen Jünger, der Mißbrauch, der mit ihrem Namen getrieben wurde und der die Nichtphilosophen am meisten erbitterte, verstärkte natürlich die Reihen ihrer Gegner und gab ihnen leichtes Spiel. Lucian hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht das Treiben dieser Menschen dem Hohne der Mitwelt Preis zu geben. Sie, die Verachtung des Geldes und des Ruhmes und Leidenschaftlosigkeit lehrten und Tugend als einziges Gut priesen, unterrichteten für Geld, krochen vor den Reichen, waren zorniger als bissige Hunde, feiger als Hasen, schmeichlerischer als Affen, gröber als Esel, räuberischer als Marder, streitsüchtiger als Hähne. Dabei schmähte jede Schule die andern. Die Stoiker erklärten die Epikureer für Wollüstlinge, die Peripatetiker für zänkisch und geldgierig, die Platoniker für hoffärtig und ehrsüchtig, und ihnen wiederum wurden von den Uebrigen Wuchergeschäfte, Streitsucht und andere Laster vorgeworfen. Geriethen die Anhänger der verschiedenen Schulen in Streit, so gab es keine Schandthat, deren sie einander nicht anklagten. Wenn Manche dann noch zur Beschönigung ihrer Laster sich auf die alten Philosophen beriefen, wie namentlich Platoniker den Ehebruch nach Platos Republik, die Trunksucht nach seinen „Gesetzen" entschuldigten; so war es kein Wunder, wenn Viele geradezu behaupteten, die ausschließliche Vertiefung in philosophische Bücher leite vom vernünftigen Denken ab.

Auch Aristides hat in der bereits angeführten Rede, von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, die Philosophen als eine jeder Tugend baare, mit allen Lastern behaftete Menschenklasse geschildert. Sie behaupten dem Zeus nicht nachzustehn, vermögen aber „dem Obol" durchaus nicht Stand zu halten. Sie schmähen auf die Uebrigen aus bloßem Neide; hielte man ihnen mitten in ihren Vorträgen über Enthaltsamkeit Kuchen und Gebackenes entgegen, so würden sie die Zunge sinken lassen

wie Menelaos das Schwert, als er die Helena erblickte. Wenn sie aber Helena sähen — oder vielmehr nur eine Magd wie die Phrygierin bei Menander, dann würde das Gebahren der Satyrn bei Sophokles gegen das ihre als bloßer Scherz erscheinen. Um ihre Untreue und Habsucht zu erkennen, braucht man ihnen nichts anzuvertrauen, denn sie nehmen schon selbst soviel sie können. Das Rauben nennen sie theilen, den Neid philosophische Gesinnung, die Dürftigkeit Verachtung des Geldes. Sie rühmen sich der Menschenliebe, haben aber noch nie einem Andern genützt, bringen vielmehr Denen Nachtheil, die sich an sie wenden. Während sie die Uebrigen, auch wenn sie ihnen begegnen, nicht sehn, reisen sie um der Reichen willen in die Fremde, wie die Phryger zur Olivenernte; sie wittern sofort ihre Nähe, bemächtigen sich ihrer und verheißen ihnen die Tugend mitzutheilen. Allen Uebrigen erwidern sie kaum auf eine Anrede freundlich, aber die Köche, Bäcker und sonstigen Diener der Reichen begrüßen sie schon von weitem, noch ehe sie genau zu erkennen sind, als wären sie eigens dazu aus dem Bett aufgestanden. Sie drängen sich vor den Thüren reicher Häuser und verkehren mehr mit den Pförtnern als mit den Hausherren, indem sie ihre Kriecherei durch Unverschämtheit unterstützen. Sieht man sie zum ersten Mal, so nehmen sie weniger Anstand zu fordern, was ihnen nicht zukommt, als Andre ihr Eigenthum zurückzuverlangen. Denn dies sind ja Die, welche die Unverschämtheit Freimüthigkeit nennen, die Gehässigkeit Aufrichtigkeit, das Nehmen Menschenliebe. Sie fordern zwar kein Geld, verstehn aber es zu nehmen. Schickt man ihnen zu wenig, so beharren sie bei ihren Grundsätzen, kommt ihnen aber ein straffes Beutelchen vor die Augen, dann hat Perseus die Gorgo überwältigt: der Vorwand ist äußerst schlau: „die Frau und die Kinderchen". Ihre Definition der Seelengröße ist in der That ganz neu, daß sie nämlich nicht darin besteht Großes hinzugeben, sondern nicht Kleines anzunehmen. Einige haben es aber bereits zum Grundsatze gemacht, die Gabe sich gefallen zu lassen und nach dem Empfange zu schmähen. Indem sie zugleich wie Parasiten heucheln und wie Höhere sich insolent betragen, verbinden sie, gleich den Gottlosen in Palästina, die entgegengesetzten Fehler, Niedrigkeit und Anmaßung; und wie Jene entfernen sie sich weit von dem Wesen der Hellenen, namentlich der besseren, indem sie im Uebrigen stummer sind als ihr eigner Schatten; wenn es aber auf Schmähen und Verleumden ankommt, möchte man sie nicht mit dem tönenden Erz zu Dodona, sondern mit den im Finstern summenden Mücken vergleichen. Zu dem Nothwendigen mitzuwirken sind sie untüchtiger als irgend Jemand, dagegen ein Haus zu durchspähen und in Verwirrung zu bringen und seine Bewohner aneinander zu hetzen und zu erklären, daß sie selbst alles verwalten würden, das verstehn sie wie Niemand anders.

Am meisten wurde der Name der Philosophie durch den Troß der Cyniker in Verachtung gebracht, deren Name und Schule nach langer Unterbrechung im Anfange der christlichen Zeitrechnung wieder auftaucht. Auch unter ihnen fehlte es nicht an edeln Gestalten; aber namentlich im 2. Jahrhundert wurde der Cynismus mehr und mehr zu einem

„Aushängeschild, unter dem sich eine Menge unreiner Elemente versteckte", und die Masse dieser „Bettelmönche" des Alterthums durch Gemeinheit, Widerlichkeit und Unverschämtheit wenigstens in Griechenland zu einer wahren Landplage. Eine karikierende Nachahmung des Diogenes und Antisthenes in äußerer Erscheinung, Tracht, Lebensweise und Betragen, das war Alles, worin sich die auf Bedürfnißlosigkeit, Weltentsagung und Erhebung über alle menschlichen Schwächen beruhende sittliche Freiheit bei nur zu Vielen bekundete, die man an dem zerlumpten Mantel oder gar einem Bärenfell, dem unverschnittenen Haar und Bart, dem Stab (gelegentlich auch einer Mörserkeule) und Ranzen als Cyniker erkennen sollte. Die weltbürgerliche Heimathlosigkeit wurde hier zur Landstreicherei, die Rückkehr zum Naturzustande zu ekelhafter Unfläthigkeit, von der Epictet in einem besondern Vortrage beweisen zu müssen glaubte, daß sie keineswegs ein Erforderniß für Philosophen sei. Die Besitzlosigkeit mußte als Vorwand für freche Bettelei und niedriges Schmarotzerthum dienen, die Selbsternennung zum Erzieher der zurückgebliebenen Menschheit und zum Arzt ihrer Gebrechen Zudringlichkeit und Marktschreierei rechtfertigen, pöbelhafte Grobheit statt derben Humors den Predigten dieser antiken Kapuziner zur Würze dienen.

Die Züge zu diesem abschreckenden Bilde, das Lucian breit ausgeführt hat, finden sich auch bei Andern. Schon Petron sagt, daß auch die, welche ihr Leben mit dem cynischen Ranzen hinbringen, zuweilen die Wahrheit für Geld zu verkaufen pflegen. Epictet stellt dem Ideal des Cynikers „die jetzigen" gegenüber, die „Hund' um die Tische des Hausherrn," die dem Diogenes in nichts nachahmten, als in der ungesittetsten Zwanglosigkeit, deren ganzer Cynismus in Stab und Ranzen, großen Kinnbacken, Schlingen und Einsacken, grobem Schimpfen und Zurschaustellen breiter Schultern bestand. Gellius befand sich eimal bei Herodes Atticus, als ein solcher Bettler mit langem Haar und bis über den Nabel herabhangendem Bart diesen antrat und mit ausgestreckter Hand Geld „zu Brod" verlangte. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er grob, ein Philosoph, das sehe man ihm ja doch an. Jemand aus der Umgebung des Herodes bemerkte, er sei ein Landstreicher und Taugenichts, der sich in schmutzigen Kneipen umhertreibe, uud Die, welche ihm nichts geben, mit schmählichen Schimpfreden anfalle; Herodes ließ ihm jedoch Geld zu Brod für 30 Tage reichen. So ist denn auch an der Angabe Lucians nicht zu zweifeln, daß entlaufene Sklaven und Taugenichtse, denen ein ehrlicher Erwerb durch ein Handwerk zu sauer war, dies bequeme und einträgliche Bettlerleben wählten, das ihnen zugleich die Möglichkeit gewährte, unter der Philosophenmaske ihren bestialen Neigungen zu fröhnen. Sie brandschatzten oder schoren nach ihrem eignen Ausdrucke die Schafe überall mit gutem Erfolg, denn die Meisten gaben aus Scheu vor der ehrwürdigen Tracht oder aus Furcht vor ihren Schmähungen; und Lucian behauptet nicht bloß, daß man in ihren Ranzen zuweilen Goldstücke, Spiegel, Salben und Würfel fand, sondern auch daß Manche soviel zusammenbettelten, um sich Ländereien und Häuser zu kaufen und in Ueppigkeit zu leben.

Obwol nun also in der griechischen wie in der römischen Welt in den verschiedensten Bildungs- und Lebenskreisen theils gegen die Philosophie, theils gegen die Philosophen berechtigte und unberechtigte Abneigungen der mannigfachsten Art bestanden, so war doch offenbar die große Mehrzahl der Gebildeten auch in Rom und den westlichen Ländern von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Philosophie die beste Führerin zur höchsten Sittlichkeit sei: und schon die bisher geschilderte, so vielseitige und lebhafte, ja gereizte Opposition ist ohne die allgemeine Verbreitung dieser Ansicht nicht denkbar, sie setzt sie vielmehr voraus. Als den Vertreter der Anschauung, die im spätern römischen Alterthum die meisten Anhänger zählte, dürfen wir wol auch hier Cicero ansehn. Nach ihm würde es allerdings keiner Philosophie bedürfen, wenn die von der Natur in uns gepflanzten Keime der Tugend sich ungestört entwickeln könnten. Da wir aber von Geburt an unaufhörlich unter dem Einflusse falscher und verkehrter Vorstellungen stehn, sie mit der Ammenmilch einsaugen, von Eltern, Lehrern, Dichtern, endlich dem Volk, in dem wir leben, immer mehr mit Irrthümern angesteckt werden: so bedürfen wir eine Heilung für unsere erkrankte und verbildete Seele: und diese, die Herstellung unserer natürlichen Gesundheit kann uns allein die Philosophie geben.

Dem Gewichte der so allgemein anerkannten Autorität Ciceros, der ja in einer Schrift „Hortensius" als Anwalt der Philosophie gegenüber der Beredsamkeit aufgetreten war, konnten sich am wenigsten alle Diejenigen entziehn, die in der Beredsamkeit das Ziel und den Inbegriff aller Bildung erkannten. Auch Quintilian, der, den Philosophen feindlich gesinnt, die Philosophie als Magd der Beredsamkeit zu betrachten geneigt ist, erkennt doch an, daß Niemand ohne die Lehre von der Tugend und Gerechtigkeit sittlich gut sein könne. Die Behauptung, daß die Tugend ohne Unterricht erworben werden könne, achtet er kaum einer Widerlegung werth. Sein idealer Redner soll nach seiner allseitigen technischen Ausbildung eine ebenso allseitige philosophische, in der Physik (Naturphilosophie), Dialektik und Ethik erhalten. Wenn er hinzufügt, er solle ein Philosoph sein, der sich nicht durch Schuldisputationen, sondern durch Handlungen, durch thatsächliche Beweise seiner Gesinnung als wahrhaft bürgerlicher Mann zu bewähren habe: so werden wir daran erinnert, daß allerdings nicht bloß über die Zwecke, sondern auch über das wünschenswerthe Maß der philosophischen Bildung, auch unter Denen, die ihre Nothwendigkeit oder Nützlichkeit anerkannten, in der römischen Welt die größten Meinungsverschiedenheiten herrschten. Tacitus äußert sich im Sinne jenes starren Römerthums, welches das Studium der griechischen Schulweisheit auf ein möglichst geringes Maß beschränkt wissen wollte. Dagegen genügt es Namen wie Seneca, Persius, Musonius Rufus, Marc Aurel zu nennen, zum Beweise, daß auch in der gebildeten römischen Welt die Forderung einer vollen Hingabe an die Philosophie ihre Vertreter gehabt hat. Die Philosophie, sagt Seneca, läßt sich nicht als Nebensache behandeln. Sie ist eine gebietende Herrin, sie spricht: ich nehme nicht die Zeit an, die ihr übrig be-

haltet, sondern ihr sollt die frei haben, die ich euch anweise. Gibt man sich ihr ganz hin, richtet auf sie den ganzen Geist, versagt sich allem Andern, dann kommt man allen übrigen Menschen weit voraus und bleibt hinter den Göttern nicht weit zurück. Sie ist nicht da, um den Tag mit einer angenehmen Unterhaltung hinzubringen, den Müssiggängern die Langeweile zu vertreiben: sie gestaltet und bildet den Geist, ordnet das Leben, gibt den Handlungen Richtung, zeigt was zu thun und zu lassen ist, sitzt am Steuer und lenkt durch die Gefahren der Wogen die Fahrt. Ohne sie kann Niemand furchtlos, Niemand ruhig leben, unzählige Ereignisse treten zu jeder Stunde ein, die einen Rath erfordern, den man von ihr holen muß. In zwei sehr langen Abhandlungen hat Seneca die (offenbar viel erörterte) Frage behandelt, ob für das Leben der paränetische Theil der Moralphilosophie, d. h. eine praktische, die Vorschriften für alle wichtigen Verhältnisse enthaltende Pflichtenlehre genüge, oder ob diese auf ein theoretisches System der Grundsätze oder Dogmen begründet werden müsse, aus denen die Normen des Handelns für alle einzelnen Fälle sich ergeben. Die Einen erklärten jenen (den paränetischen), die Andern diesen (den dogmatischen) Theil für entbehrlich: Seneca führt aus, daß die volle und wahre sittliche Bildung nur durch die Verbindung beider erreicht werden könne. Eine auf Principien begründete Ueberzeugung muß die Basis und die Quelle aller Handlungen und Gedanken, diese müssen auf ein festes Ziel, das zu erstrebende höchste Gut gerichtet sein, wie der Lauf der Schiffe sich nach einem Gestirn richtet: ohne eine solche grundsätzliche dogmatische Ueberzeugung ist eine unwandelbare Beständigkeit in Thun und Denken unmöglich; sie ist auch der Boden, in dem allein die Lebensregeln der Sittenlehre wurzeln, aus dem sie allein immer neue Lebenskraft ziehen können. Aber auch diese speciellen Regeln sind neben jenen allgemeinen Grundsätzen unentbehrlich. Umgeben von verkehrten Vorstellungen, von Irrthümern aller Art, von Lüge und Schein, bedürfen wir einer unablässigen Einschärfung auch der bekannten Wahrheiten, mitten in dem Getöse des Wahns einer warnenden und mahnenden Stimme, in dem Brausen der Städte eines uns zur Seite stehenden Erinnerers, der gegenüber den Lobrednern des Reichthums, der Macht und Gunst uns die dem Studium gewidmete Ruhe und den aus der Außenwelt zu sich selbst zurückgekehrten Geist schätzen lehrt. Die Philosophie kann uns allein die Gesundheit der Seele geben, sie ist die einzige Lehrerin der höchsten Kunst, der Kunst zu leben, und nicht bloß die beste Führerin zur Sittlichkeit, sondern auch die einzige: es gibt keine Tugend ohne Philosophie, ebensowenig als Philosophie ohne Tugend.

Wer eine so völlige Hingabe an die Philosophie verlangte, wie Seneca, der konnte begreiflicher Weise ebensowenig mit dem Eifer ihrer Jünger als mit ihrer Zahl leicht zufrieden sein. Niemand, so klagt er (etwa ums Jahr 64), kümmere sich um die Philosophie, außer etwa wenn Schauspiele einen Aufschub erleiden oder ein Regentag eintrete, an dem man die Zeit tödten wolle; in den Schulen der Philosophen wie der Rhetoren sei es leer. Doch diese Klagen des stets übertreiben-

den Schriftstellers würden höchstens beweisen, daß seine idealen Anforderungen unerfüllt blieben. Daß in der That die Philosophie auch damals in der Jugend der höhern Gesellschaft zahlreiche eifrige Jünger hatte, zeigt die Verbannung des Musonius Rufus im Jahre 65, den, wie Tacitus sagt, der Ruhm seines Namens vertrieb, da er auf die Bildung der Jugend durch Anleitung zur Philosophie wirkte. Natürlich konnte nur eine erhebliche Anzahl von Schülern aus den höhern Ständen die Aufmerksamkeit und den Verdacht der Neronischen Regierung erregen.

Die überwiegende Mehrzahl der Philosophen, die in Rom und andern Städten des Westens (namentlich in Massilia, einem Hauptsitze dieser Studien schon in Strabos Zeit) als Lehrer wirkten, waren allerdings Griechen, und die Anerkennung der Philosophie als einer griechischen Wissenschaft zeigt sich auch darin, daß ein großer Theil der nichtgriechischen Philosophen wie die beiden Sextier, Cornutus, Musonius Rufus, Favorinus, Marc Aurel, zum Theil auch Apulejus, griechisch schrieb. Wie sehr sie sich jedoch in Rom bereits im letzten Jahrhundert v. Chr. eingebürgert hatte, das zeigt nicht nur die große Anzahl von Anhängern, Verehrern und Gönnern, die sie in der gebildeten Gesellschaft Roms fand, und die Entstehung einer römischen philosophischen Litteratur: sondern noch weit mehr die Bildung der römischen Philosophenschule der Sextier. Sie war freilich nur eine Form des Stoicismus, wie er sich im römischen Bewußtsein gestaltete, namentlich insofern sie sich entschieden auf die Sittenlehre beschränkte, mit einer ascetischen aus dem Pythagoraismus entlehnten Beimischung (wie der Verwerfung der Fleischnahrung); da sie also mit dem Stoicismus und Cynismus des 1. Jahrhunderts im Wesentlichen zusammentraf, fehlte die Grundbedingung ihrer selbständigen Existenz: sie löste sich nach kurzer Zeit auf und ihre Schüler traten, wie Seneca, in die große stoische Gemeinschaft zurück, aus der die Sextier ausgeschieden waren. Während ihres Bestandes jedoch hat die Schule bedeutende Vertreter gehabt und bedeutende Wirkungen geübt. Zu ihr gehörten außer ihrem Begründer Q. Sextius, einem Mann von guter Familie (der den ihm von Julius Cäsar angebotenen Senatorenstand und die amtliche Laufbahn verschmähte, um ganz der Philosophie zu leben) und seinem Sohne, der fruchtbare Schriftsteller Cornelius Celsus, der gelehrte Grammatiker L. Crassitius aus Tarent (der seine bedeutende Lehrthätigkeit aufgab um dieser Secte ganz anzugehören) und Papirius Fabianus, den Seneca als junger Mann gehört hatte und hoch verehrte. Er nennt ihn einen wahren Philosophen nach Art der Alten, nicht der jetzigen Kathederphilosophen, doch rühmt er auch seine öffentlichen Vorträge. Man fühlte sich durch seine Ermahnungen erhoben und zur Nacheiferung aufgeregt, ohne daß man die Hoffnung verlor, ihn sogar zu übertreffen: und wenn auch im Allgemeinen seine Zuhörer ein bescheidenes Schweigen beobachteten, so riß sie doch mitunter die Größe seiner Gesinnung zu begeistertem Beifalle hin.

Von den Systemen der griechischen Moralphilosophie war unzweifelhaft der Stoicismus dem römischen Nationalcharakter am meisten homogen, und zählte daher auch unter den ernst nach sittlicher Vervoll-

kommnung strebenden Römern zu allen Zeiten die meisten Anhänger. In der langen Reihe hervorragender Persönlichkeiten der römischen Geschichte, die wir als Stoiker kennen, erblicken wir die edelsten Gestalten dieser Jahrhunderte und nicht Wenige, die durch ihr Leben und ihren Tod den Ernst und die Aufrichtigkeit der aus jener Philosophie gewonnenen Ueberzeugungen bethätigt haben; und auch die uns erhaltenen philosophischen Werke römischer Schriftsteller dieser Periode gehören fast ausschließlich dieser Schule an. Daß der Epikureismus zu allen Zeiten nächst dem Stoicismus wol die zahlreichsten Anhänger hatte, darf man auch ohne ausdrückliche Zeugnisse von seiner Verbreitung in der römischen Welt unter dem Kaiserthume voraussetzen. Daß die Epikureer namentlich im öffentlichen Leben nicht hervortraten, war ja in der Natur dieser Schule begründet, welche die Verborgenheit geflissentlich suchte, und ihr Bedürfniß, ihr System in der Litteratur geltend zu machen, war gering und hinlänglich durch ältere Schriften befriedigt.

Die übrigen philosophischen Schulen waren unter den Römern zwar ohne Zweifel weniger verbreitet, ohne Vertretung aber war wol keine, und die eklektische Richtung der Römer brachte es mit sich, daß jede auch außerhalb des Kreises ihrer eigentlichen Anhänger Interesse und Anziehung übte. Die Vorträge, die der Platoniker Plutarch noch unter Domitian in Rom hielt, wurden von den bedeutendsten Männern Roms besucht; und mehrere unter ihnen traten mit dem hochverehrten Philosophen in ein dauerndes Verhältniß, wie Mestrius Florus (69 bereits Consular), Sossius Senecio (Consul 98, 99, 102), dem Plutarch seine Biographieen berühmter Männer widmete, Fundanus (ein Schüler des Musonius, doch wol Minucius Fundanus Consul 107), Terentius Priscus (vielleicht derselbe, der auch Martials Gönner war) und Andre. Gellius, der in Athen den berühmten Platoniker Calvisius Taurus eifrig hörte, gehörte zu einem großen Kreise dort studierender junger Männer, die alle dieselben Vorlesungen besuchten. Von der Stellung, die der Cyniker Demetrius in der Zeit von Nero bis Vespasian in Rom einnahm, wird unten die Rede sein. Der Cyniker Crescens, dessen Verleumdungen der Christen Justinus in öffentlichen Vorträgen zu Rom widerlegte, soll die Verfolgung und Hinrichtung des Letztern wegen seines Bekenntnisses herbeigeführt haben. Auch der Cyniker Theagenes, ein eifriger Anhänger des Peregrinus Proteus, der nach Galenus' Erzählung an der falschen Behandlung des Arztes Attalus (Schüler des Soranus), eines „Esels von der Secte des Thessalus" starb, war zu Rom eine sehr bekannte Persönlichkeit, da er täglich in den Thermen des Trajan disputierte. Als Attalus mit zahlreichen Freunden des Patienten in dessen Haus trat, um ihnen denselben als Reconvalescenten zu zeigen, waren Cyniker und andre Philosophen gerade beschäftigt, die Leiche des Philosophen zu waschen, der nach den Grundsätzen seiner Schule weder Sklaven noch Familie hatte. Galen begründete seinen Ruf in Rom (im Jahre 162) durch die Herstellung des 63jährigen Peripatetikers Eudemus. Diesen besuchten während seiner Krankheit „fast alle durch Rang und Bildung hervorragenden Männer", namentlich Sergius

Paullus (Consul etwa 150 und 168), auch Stadtpräfect, „ein durch philosophische Bildung und Handlungsweise ausgezeichneter Mann", und der Consular Flavius Boethus, der eifrig dem Studium der Aristotelischen Philosophie ergeben war. Dieser, sowie Civica Barbarus Consul 157, Oheim des Lucius Verus, und der Consul (162) Severus (ebenfalls Aristoteliker) ließen sich von Galen anatomische Vorträge halten; denselben wohnten (außer andern Philosophen) der (mehr dem Aristoteles als dem Plato anhängende) Peripatetiker Alexander aus Damascus (im Jahre 162 Lehrer des Boethus, etwa 175 öffentlicher Lehrer zu Athen) und Demetrius aus Alexandria bei, der Letztere ein Freund des Favorinus, der täglich öffentlich in der Weise seines Lehrers über vorgelegte Themata sprach. Favorinus selbst, der Skeptiker war, stand bei Hadrian in Gunst und versammelte unter ihm und seinem Nachfolger eine große Anzahl von Schülern und Bewunderern, zum Theil von hohem Stande. Gellius, der sich an ihn hauptsächlich anschloß, erwähnt als seine Freunde einen Peripatetiker und einen Stoiker, „beides zu Rom angesehene Philosophen"; in einer gelehrten Gesellschaft, in welcher Gellius einmal die heißeste Sommerzeit in Tibur verbrachte, war auch ein Peripatetiker, der den Aristoteles eifrig studierte. Fronto empfiehlt dem Q. Aegrilius Plarianus (unter Antoninus Pius Legaten von Africa) als einem Freunde und Kenner der Philosophie den Platoniker Julius Aquilinus, dessen Vorträge in Rom den größten Zulauf gehabt, und bei sehr vielen Männern des Senatorenstandes Beifall gefunden und Bewunderung erregt hatten. Apulejus rühmt (etwa 158) den Proconsul von Africa, Claudius Maximus, als Kenner der Werke Platos im Original. Alexander von Aphrodisias spricht (zwischen 198 und 211) den Kaisern Severus und Caracalla in der Widmung einer Schrift seinen Dank für seine Ernennung oder Bestätigung als Lehrer der Aristotelischen Philosophie (in Athen) aus, und rühmt, daß sie die Philosophie wahrhaft ehren und fördern. Der erste Gordian verbrachte, wie sein Biograph sagt, sein ganzes Leben in der Gesellschaft der Alten, des Plato und des Aristoteles, des Cicero und Virgil.

Diese im Verhältniß zu der Dürftigkeit unsrer Kenntniß der damaligen geistigen Zustände zahlreichen Erwähnungen philosophischer Studien in Rom, sowie andre gelegentliche Nachrichten (wie z. B. daß in Trajans Zeit dort bei Mahlzeiten zur Unterhaltung der Gäste Platonische Dialoge aufgeführt wurden), lassen uns die Vorstellung gewinnen, daß in den höhern Ständen Roms seit dem Ende des 1. Jahrhunderts ein reges und vielseitiges Interesse für Philosophie verbreitet war, und die Berichte des Porphyrius über die Erfolge des Plotinus in Rom zeigen, daß es noch bis tief ins 3. Jahrhundert lebendig blieb.

Die philosophischen Lehrjahre begannen für die meisten jungen Männer nach Beendigung des grammatischen und rhetorischen Unterrichts. Gellius, der diese Studien ungewöhnlich lange fortsetzte, scheint erst im Alter von 25 Jahren sich der Philosophie zugewandt zu haben, während Marc Aurel seine philosophischen Studien im zwölften Jahr

ungewöhnlich früh begann. Die große Mehrzahl dürfte mit der Anlegung der Männertoga in die Schule eingetreten sein, die ihre Zöglinge zur sittlichen Mündigkeit entließ, unter die Männer im höhern Sinne des Wortes versetzte. Persius, der im Alter von sechzehn Jahren die Bulla und das Knabenkleid ablegte, empfand nun, da ihm die weiße Toga gestattete, seine Augen in dem verwirrenden Gewühl Roms überall frei umherschweifen zu lassen, lebhaft das Bedürfniß, einem bewährten Führer zu folgen, um in dem Labyrinth der vor ihm liegenden verschlungenen Pfade den Weg des Lebens richtig zu wählen; er schloß sich aufs engste an Cornutus an. Auch Seneca war im ersten Jünglingsalter, als er die Schule des zur Secte der Sextier gehörenden Alexandriners Sotion besuchte. Plutarch übersandte seine Schrift „Von der Kunst des Hörens" einem jungen Freunde mit der Erinnerung, daß er mit Anlegung der Männertoga aus der Obhut der frühern bezahlten Lehrer nun in die der Vernunft als einer göttlichen Führerin des Lebens eingetreten sei: den wahren Männerschmuck vermöge allein die Philosophie den Jünglingen anzulegen.

Die große Mehrzahl setzte vermuthlich den regelmäßigen Besuch philosophischer Vorlesungen höchstens bis zur Begründung eines eignen Hausstandes fort, obwol Plutarch in den Sorgen und Geschäften, die dieser mit sich brachte, keine genügende Entschuldigung erkennen wollte, etwas so viel Wichtigeres zu vernachlässigen. Und in der That war es offenbar nicht ungewöhnlich, verheirathete und ältere Männer in die Philosophenschule gehn zu sehn; Seneca war schon ein Sechziger, als er in Neapel den Philosophen Metronax hörte. Er schreibt an Lucilius, er gehe nun bereits den fünften Tag in die Schule, um Metronax am Nachmittag (von der achten Stunde ab) vortragen zu hören: diese Schule, sagt er, läßt jedes Alter zu; soll ich etwa erröthen zu einem Philosophen zu gehn? Freilich ist sie sehr wenig besucht, während das Theater, in dem gleichzeitig musikalische Wettkämpfe stattfinden, gedrängt voll ist, und die Schüler des Metronax werden als Thoren und Müssiggänger verspottet.

Der philosophische Unterricht bezog sich auf die drei Abtheilungen der Philosophie, die alle Schulen anerkannten, Logik, Physik und Ethik. Nur die Platoniker verbanden damit auch damals noch, wie es scheint in der Regel, das Studium der Mathematik; in ihren Studierzimmern sah man Figurentafeln, Kugeln u. dgl., in ihren Auditorien äußerten die Schüler ihre Wißbegier durch gelehrte mathematische Fragen. In der stoischen Schule, über welche wir aus jener Zeit die meisten Nachrichten haben, wurde in der Regel mit der Logik (und Dialektik) angefangen, wenn auch die stoischen Autoritäten über die Reihenfolge beim Unterricht nicht übereinstimmen. Seneca nennt die Logik die „Abcschule" der Philosophen. Obwol der Stoicismus und die Philosophie überhaupt damals die Ethik so sehr zum Hauptgegenstande und Zwecke des Unterrichts machte, daß die beiden andern Theile neben ihr als nicht bloß untergeordnet sondern selbst mehr oder weniger entbehrlich erscheinen konnten, hielten doch auch Männer wie Musonius Rufus und Epictet,

wie sehr sie als alleinigen Zweck der Philosophie die sittliche Bildung betrachten und wie wenig Interesse sie auch an logischen und dialektischen Erörterungen nehmen mochten, die Logik als Grundlage des philosophischen Studiums für unerläßlich; noch weniger konnte über ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit für eine allgemeine wissenschaftliche Bildung, namentlich bei Solchen, die sich der Beredsamkeit widmeten, ein Zweifel sein.

Dies trockene Studium war nun für Scharfsinnige, vollends wenn sie zur Spitzfindigkeit neigten, um so anziehender, als man mit der Virtuosität in der Handhabung logischer Formen in Disputationen und sonst leicht glänzen konnte. Hat man sich, sagt Gellius, in diese anfangs abschreckende Wissenschaft erst eingelassen, so leuchtet ihr Nutzen je länger je mehr ein und es entsteht eine unersättliche Lust am Lernen, der man Einhalt thun muß, weil man sonst in Gefahr geräth, in jenen labyrinthischen Irrgängen der Dialektik wie an den Inseln der Sirenen sein Leben zu verbringen. Das schlimmste an den Sophismen, sagt Seneca, ist, daß sie einen gewissen Reiz ausüben und den durch den Schein des Scharfsinns verlockten Geist aufhalten und fesseln, während eine solche Menge von wichtigeren Dingen uns weiter ruft und kaum das ganze Leben hinreicht, das Eine zu lernen (was der Zweck der Philosophie ist): das Leben zu verachten. Derartige Liebhabereien und Richtungen fanden in einer umfangreichen Litteratur reichliche Nahrung, zu der namentlich die älteren Stoiker, die dies Feld mit Vorliebe anbauten, beigetragen hatten; es gab eigene Bücher über einzelne Fangschlüsse, die keinen andern Zweck hatten als einen Andern in Verlegenheit zu bringen, wie der Haufenschluß (wie viel Körner machen einen Haufen?), der Hörnerschluß (hast du deine Hörner verloren: im Verneinungsfalle: also hast du noch Hörner; im Bejahungsfalle: also hast du sie gehabt) und dgl. Solche Spielereien eines talmudischen Witzes wurden auch damals vielfach ernsthaft behandelt, und namentlich von jungen Leuten viel Zeit damit verschwendet. Alle Anfänger in der Philosophie, sagt Plutarch, legen sich am liebsten auf das, was Ruhm bringt; die Einen schwingen sich aus Leichtsinn und Ehrgeiz wie Vögel zum Glanz und zur Höhe der naturphilosophischen Speculation auf, die Andern gehn auf Disputationen, schwierige Fragen und Sophismen aus, wie (nach Platos Ausdruck) Hündchen am Zerren und Schleppen ihre Freude haben; die meisten aber vertiefen sich in die Dialektik, um sich mit der nöthigen Ausrüstung für die Sophistik zu versorgen. Diesen falschen Richtungen der Schüler, die ihren Geist, nicht ihren Charakter bilden wollten, kamen leider, wie Seneca sagt, die Lehrer entgegen, „die uns die Kunst des Disputierens anstatt die des Lebens lehren", und so sei die Philosophie zu einer Wortwissenschaft (Philologie) geworden. Durch die Aufnahme dessen, was in der Philologie und Mathematik entbehrlich ist, habe es die Philosophie dahin gebracht, daß sie besser zu reden als zu leben verstehe. In der Klage, daß zuviel Zeit und Kraft an Logik und Dialektik verwendet werde, die doch nur Außenwerke der Weisheit seien, und daß die Ethik darunter leide, vereinigten sich Philosophen und

Nichtphilosophen. Gegenwärtig, sagt z. B. Epictet, ist der größte Fleiß auf die Auflösung von Syllogismen verwandt worden und hierin werden Fortschritte gemacht; einst verwandte man den größten Fleiß darauf, den besten Theil der Seele im naturgemäßen Zustande zu erhalten, und es wurden darin Fortschritte gemacht.

Besonders in der stoischen Schule war das Streben vieler Studierenden mehr oder minder ausschließlich auf Erwerbung der Virtuosität in dialektischer Technik und Gelehrsamkeit in der bezüglichen Litteratur gerichtet. Die noch in die Schule gehenden oder eben aus der Schule gekommenen Pedanten, die heute schon lehren wollten, was sie gestern gelernt hatten, und „unverdaute Brocken vomierten", alles besser wußten als Andre, und ihre Lehrer hauptsächlich in Tadelsucht und Rechthaberei copierten, erscheinen bei den Schriftstellern des 2. Jahrhunderts nicht selten als die unerwünschten Störer der geselligen Unterhaltungen in Griechenland. Gab es doch, wie Epictet sagt, Leute, die zu keinem andern Zweck philosophische Vorträge besuchten und Lehrbücher studierten, als um die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ihnen das Glück etwa zum Tischnachbar geben würde, oder um die Gäste durch Aufzählung sämmtlicher Schriftsteller in Erstaunen zu setzen, die über eine gewisse Schlußform geschrieben hatten. Gellius fand bei einem Besuche des Herodes Atticus auf seiner Villa am Kephissus einen sehr jugendlichen, sehr redseligen und vorlauten Stoiker, der gewöhnlich in den Gesprächen nach der Tafel das Wort ergriff, um überlange und geschmacklose Vorträge über Philosophie zu halten, von der er mehr zu verstehn versicherte als alle übrigen Griechen und Römer. Er warf mit unbekannten Ausdrücken, mit Syllogismen und Fangschlüssen um sich, rühmte sich, daß Niemand ihm im Auflösen dialektischer Probleme gleich komme; daß Niemand wie er in der ganzen Ethik zu Hause sei, und fühlte sich im Besitz der wahren, die höchste Seligkeit verbürgenden Weisheit so unerschütterlich sicher, daß er erklärte, kein Kummer oder Schmerz vermöge über einen Stoiker auch nur soviel, um die Heiterkeit seines Antlitzes zu umwölken. Herodes ließ darauf zu seiner Beschämung eine Stelle aus Epictet vorlesen, worin dieser ehrwürdige Greis den jungen Leuten eine gerechte Strafrede hält, die sich Stoiker nennen, und sich keineswegs durch sittlichen Werth und Gehalt auszeichnen, dagegen fortwährend läppische Lehrsätze und den Inhalt elementarer Schulbücher im Munde führen und bei dem Dunst von Worten und Spitzfindigkeiten, den sie vor den Augen der Hörer erregen, fälschlich den Namen jener erhabenen Lehre gebrauchen.

Die Naturphilosophie (Physik) stand in zu engem Zusammenhange mit der Ethik, um nicht wenigstens bis auf einen gewissen Grad in dieser mit berücksichtigt zu werden: schon die Frage nach der Vorsehung konnte eigentlich nur zugleich mit der Frage nach dem Ursprung der Dinge und der Ordnung des Weltganzen erledigt werden. Je einseitiger und ausschließlicher aber die Concentration auf die sittliche Aufgabe der Philosophie war, desto geringere Beachtung wurde auch dieser Disciplin geschenkt: und die Ansicht des Sokrates, daß die Untersuchung über die

letzten Bestandtheile und Gründe der Dinge unser Vermögen übersteige und keinesfalls einen praktischen Werth habe, war vermuthlich eine weit verbreitete, wie sie denn auch von einer so hohen Autorität wie Epictet vertreten wurde. Auch Seneca, der selbst für die naturwissenschaftliche Speculation Liebhaberei und Interesse hatte, will sie doch nur in so weit gelten lassen, als sie zur sittlichen Vervollkommnung beitragen kann. Der Geist bedarf der Naturbetrachtung zu seiner Erholung und sie theilt ihm die Erhabenheit der Gegenstände mit, mit denen sie sich beschäftigt. „In der Betrachtung der Welt und ihres Urhebers erhebe man sich über die Bürde des Leibes, man lerne seine höhere Abkunft und Bestimmung kennen, den Körper und das Körperliche gering schätzen und sich von ihm frei machen. Doch freilich ist dabei die Gefahr, daß der Geist sich gewöhnt lieber sich zu vergnügen als gesund zu werden und die Philosophie zu einer bloßen Ergötzung zu machen, während sie doch ein Heilmittel ist." Daß gerade die die Phantasie so sehr anregende Naturphilosophie Dilettanten anzog, denen es um philosophische Bildung Ernst war, deutet auch Plutarch in der angeführten Stelle an. Properz wollte sich ihr dann zuwenden, wenn das Alter ihn zwingen werde der Liebe zu entsagen. Dann wollte er die Gesetze der Natur kennen lernen, sich über die Ursache des Mondwechsels, der Luftveränderungen, des Regens, des Regenbogens, der Erdbeben, der Sonnenfinsternisse, der Erscheinungen des Sternhimmels und Meeres, der Jahreszeiten belehren, forschen welcher Gott dies Weltgebäude kunstvoll regiere, ob der Welt ein Tag des Untergangs bevorstehe, ob es eine Unterwelt und Höllenstrafen gebe oder mit dem Tode das Dasein ende.

Immer aber traten Physik und Logik neben der Ethik so sehr in den Hintergrund, daß die letztere als der wesentliche, wo nicht als der einzige Inhalt der Philosophie erschien: sie wird geradezu die Kunst, die Wissenschaft, die Richtschnur des Lebens genannt. Wenn dies nach allem gesagten kaum noch eines Nachweises bedarf, so ist es doch vielleicht nicht überflüssig zu zeigen, wie auch gerade die Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit ganz allein von der Philosophie erwartet wurde. Wie Gymnastik und Heilkunde für die Gesundheit und Kraft des Körpers sorgen, sagt Plutarch in seiner Schrift über die Erziehung, so heilt die Schwäche und Krankheit der Seele allein die Philosophie. Durch sie und mit ihr erkennt man was edel, was schändlich, was gerecht, was ungerecht, kurz was zu erstreben, was zu vermeiden ist; wie wir uns gegen die Götter, die Eltern, das Alter, die Gesetze, die Fremden, die Herrscher, die Freunde, die Frauen, die Kinder, die Sklaven zu verhalten haben: daß wir die Götter fürchten, die Eltern ehren, das Alter achten, den Gesetzen gehorchen, den Herrschern willfahren, die Freunde lieben, gegen die Frauen züchtig sein, die Kinder mit Zärtlichkeit, die Sklaven ohne Uebermuth behandeln sollen; hauptsächlich aber, daß wir weder im Glück zu sehr frohlocken noch im Unglück niedergeschlagen sein, daß wir uns weder von der Lust überwältigen lassen noch im Zorn leidenschaftlich und brutal werden sollen. Dies halte ich von allen Gütern, die wir durch die Philosophie gewinnen, für die vorzüglichsten. Thörichte Eltern,

heißt es an einer andern Stelle, die es versäumt haben ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, bereuen diese Versäumniß gewöhnlich erst dann, wenn die Söhne ins Jünglingsalter treten und nun anstatt ein geregeltes und vernünftiges Leben zu führen, sich in Ausschweifungen und niedrige Lüste stürzen, Schmarotzer und andre Jugendverderber an sich ziehn, Dirnen halten, mit Schlemmerei, Würfelspiel, Gelagen das Ihrige verprassen, Ehebrüche und andre Excesse begehn, bei denen sie um ihrer Lust willen das Leben aufs Spiel setzen: hätten sie den Unterricht eines Philosophen genossen, so würden sie sich solchem Treiben nicht hingegeben haben. Wie der Landmann oder Gärtner das Unkraut aus dem Felde, so tilgt der Philosoph die bösen Triebe des Neides, des Geizes, der Wollust, wenn es sein muß mit tiefen Schnitten, die Narben zurücklassen, aus der jugendlichen Seele; in andern Fällen verfährt er behutsam wie der Winzer beim Beschneiden der Reben, um nicht mit dem Unedeln zugleich das Edle auszurotten.

Ueberall wo der philosophische Unterricht so aufgefaßt, wo der Philosoph nicht bloß als Lehrer, sondern ganz vorzugsweise als Erzieher, ja geradezu als Seelsorger seiner Schüler betrachtet wurde, galt es nothwendigerweise als seine Pflicht, deren sittliches Wohl auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts auf jede Weise zu fördern, und folglich als sein Recht, eine Aufsicht über den ganzen Lebenswandel zu führen, sie mit Rath und Ermahnung, Warnungen und Vorwürfen, mit Milde und Strenge auf den rechten Weg zu leiten. Allem Anscheine nach haben auch in jener Zeit zahlreiche hervorragende, von dem Bewußtsein der hohen Bedeutung ihres Amts erfüllte Männer, mit solchem Ansehn ausgestattet, auf ganze Generationen die größten sittlichen Wirkungen geübt, um so mehr da zu den berühmten Lehrern namentlich in Athen und Rom, die, wie Musonius, die Jugend „von allen Seiten wie der Magnet das Eisen an sich zogen", die Schüler selbst aus weiter Ferne herbei strömten. Ein Theil derselben trat zu ihren Lehrern in ein näheres Verhältniß, das oft lange über die eigentlichen Lehrjahre hinaus, ja durch das ganze Leben fortdauerte. So blieb Persius seit seinem siebzehnten Jahre mit Cornutus in unzertrennlicher Freundschaft verbunden, und lernte auch dessen übrige Schüler kennen, darunter den Dichter Lucan und zwei Griechen, den spartanischen Arzt Claudius Agathemerus und Petronius Aristokrates aus Magnesia, beide sehr gebildete Männer, von größter Reinheit der Seele, die Persius sich zum Muster nahm. Cornutus war sein Rathgeber auch bei seinen poetischen Arbeiten und ward von ihm in seinem Testament mit einem bedeutenden Legat bedacht. Persius hat seine Dankbarkeit gegen den geliebten Lehrer, „dem ein so großer Theil seiner Seele ganz gehörte", in Worten voll inniger Empfindung ausgesprochen: mit ihm, der seine zarten Jahre mit Sokratischer Liebe gehegt, seine Seele in der Zeit ihrer Bildsamkeit wie ein Künstler den weichen Thon geformt hatte, glaubte er sich durch die Bestimmung der Gestirne für immer verbunden, und gerne gedachte er der in gemeinsamer Arbeit und Erholung verbrachten Tage und der bis zum Anbruch der Nacht verlängerten, doch bescheidenen Mahlzeiten,

welche die ernsten Studien unterbrachen. Der jüngere Plinius schloß sich in Syrien als Militärtribun an den Stoiker Artemidorus an, der später eine Tochter des Musonius Rufus heirathete, und bewahrte ihm eine anhängliche Ergebenheit, die er auch in der Zeit der Gefahr bewährte: bei der Ausweisung der Philosophen aus Rom im Jahre 93 lieh er ihm eine zur Bezahlung seiner aus den edelsten Gründen gemachten Schulden erforderliche größere Summe, ohne Zinsen zu verlangen. Noch als Consular schaute er zu dem verehrten Lehrer wie zu einem Vorbilde auf. Unter Allen, die sich jetzt Philosophen nennen, schreibt er im Jahre 101, werde man kaum einen so echten, so wahrhaften finden. Seine Standhaftigkeit im Ertragen von Hitze und Kälte, von Anstrengungen, seine Beschränkung in Sinnengenüssen auf das Nothwendige, seine strenge Selbstzucht — Alles dieses erscheine klein, wenn man es mit seinen übrigen Tugenden vergleiche, welche einen Musonius bewogen, ihn vor so vielen Schülern aus allen Ständen als Schwiegersohn zu wählen.

Ein anziehendes Bild von dem Verhältniß des Platonischen Philosophen Taurus zu seinen Schülern hat Gellius gegeben. Taurus gestattete ihnen nicht bloß oft nach dem täglichen Unterricht Fragen an ihn zu richten, sondern lud die sich enger an ihn schließenden häufig zu einer frugalen Abendmahlzeit, wobei ein Gericht von ägyptischen Linsen und gehacktem Kürbis mit Oel bereitet die Hauptschüssel zu bilden pflegte. Hier mußten die Schüler gleichsam als „Knupperwerk zum Nachtische" Fragen und Probleme vortragen, besonders Spielereien, wie sie den von Wein belebten Geistern zusagten, z. B. in welchem Augenblick ein Sterbender eigentlich sterbe, ein Aufstehender aufstehe, ein Lernender seine Kunst verstehe: dergleichen Fragen sollte man nicht verachten, sagte Taurus, da die größten Philosophen sie erörtert hatten. In Krankheiten besuchte Taurus seine Schüler. Seine Mißbilligung alles dessen, was ihm an ihrer Lebens- oder Studienweise mißfiel, sprach er je nach den Umständen mit Freundlichkeit oder Strenge aus. Einem reichen jungen Manne, der mit Flötenspielern und Tragöden umzugehen liebte, sandte er, um ihn von dieser Genossenschaft abzuziehn, eine Stelle aus Aristoteles über den sittlichen Unwerth der meisten solcher Künstler zu, mit der Anweisung sie täglich zu lesen. Einen Andern, der plötzlich vom Studium der Beredsamkeit zur Philosophie überging, fuhr er mit harten Worten an, und wurde vollends zornig, als dieser sich mit dem Beispiel anderer vertheidigte; was ihm auch Veranlassung gab, eine schöne hierauf bezügliche Stelle aus Demosthenes anzuführen. So, sagt Gellius, bediente sich Taurus jeder Art von Ermahnungen und Unterweisungen, um seine Schüler zum Guten und Rechten anzuleiten. Nicht weniger wirkte er ohne Zweifel durch die erziehende Kraft seines Beispiels. Wie er im Verkehr mit Vornehmen seine Würde zu wahren wußte, ohne die Schicklichkeit zu verletzen, zeigt Gellius in der Erzählung von einem Besuche, welchen der Statthalter von Kreta und dessen Vater dem berühmten Philosophen abstatteten. Der Stoiker Attalus, in dessen Schule zu Rom Seneca in seiner Jugend

stets als der Erste kam und als der Letzte blieb, ging auch auf Spaziergängen gern auf die Fragen seiner Schüler ein: wer zu einem Philosophen komme, sagte er, müsse täglich etwas Gutes nach Hause tragen, die Philosophie habe die Kraft, nicht bloß den sich ihrem Studium Widmenden, sondern auch den mit ihr Verkehrenden zu nützen. Plutarch hielt jungen Männern, welche von nah und fern behufs ihrer Ausbildung zu ihm nach Chäronea gesandt wurden, Vorträge über die verschiedensten frei gewählten Themata und ertheilte ihnen auf die Fragen, welche sie an ihn richteten, Bescheid. Einige der von Plutarch später herausgegebenen und uns erhaltenen Vorträge zeigen, daß die Gegenstände nicht bloß aus dem ganzen Gebiete der Moral, sondern auch aus dem der praktischen Lebensweisheit in ihrem weitesten Umfange entnommen waren: so z. B. „über die Beschäftigung mit der Poesie", „über die Kunst des Hörens", „Gesundheitsregeln" u. s. w.

Wenn die Philosophen das Leben ihrer Schüler bis ins Kleinste regeln und selbst über geringfügige und scheinbar gleichgiltige Dinge (insofern auch diese auf sittliche Grundsätze bezogen wurden) Vorschriften ertheilen zu müssen glaubten, so wurde ihre Berechtigung dazu offenbar ganz allgemein anerkannt, und nicht selten überließen sich auch Männer, namentlich jüngere, ihrer Leitung mit einer unbedingten Folgsamkeit, wie sie heute nur von Knaben ihren Erziehern gegenüber bewiesen wird. Ueberhaupt wurde den Lehrern damals von den erwachsenen Schülern eine größere Autorität eingeräumt als gegenwärtig. So erzählt Gellius, daß der Rhetor T. Castricius einigen Senatoren, die seine Schule besuchten, einen Verweis ertheilte, weil sie an einem Feiertage öffentlich in einer nicht standesgemäßen Tracht erschienen waren. Daß aber den Philosophen die am weitesten gehende Befugniß zugestanden wurde, Vorschriften über Alles und Jedes zu ertheilen, ist selbstverständlich. Attalus empfahl seinen Schülern, auf einem harten Pfühl zu schlafen, und Seneca bediente sich noch im Alter eines solchen, auf den der Körper keinen Eindruck machte. Epictet ermahnt seine Zuhörer den Bart wachsen zu lassen, nicht nur als einen schönen und würdigen Schmuck, sondern auch als ein von der Vorsehung zur Unterscheidung der Geschlechter bestimmtes Zeichen, das uns nicht wegzuwerfen erlaubt sei. Ein junger Mann, der mit zierlich geordnetem Haar und stutzerhafter Kleidung in die Schule kam, hatte hierüber einen längeren Vortrag anzuhören. Die Aussicht darauf, daß er sich vielleicht beleidigt fühlen, nicht wieder kommen und den guten Rath nicht befolgen werde, konnte den Philosophen nicht von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten, deren Vernachlässigung Jener ihm später mit Recht hätte zum Vorwurf machen können. Aber noch weniger als zu geschmückt, wollte Epictet seine Schüler schmutzig und vernachlässigt sehn, stets sollten sie sauber sein, damit ihre Mitschüler an ihnen Freude hätten, und er hat nicht verschmäht, auf die Einzelheiten der Körperpflege einzugehn, daß man sich schnäuzen, die Füße waschen, sich vom Schweiß reinigen, die Zähne putzen solle: „warum? damit du ein Mensch seiest und kein Thier, kein Ferkel"! Und diese das ganze leibliche wie geistige Wohl vom Größten bis zum Kleinsten um-

fassende, sich in die privatesten Dinge mengende Fürsorge erstreckten die Philosophen sogar auch auf die Angehörigen ihrer Schüler, ohne, wie es scheint, sich den Vorwurf der Zudringlichkeit zuzuziehen. Favorinus erhielt eines Tages die Nachricht, daß die Frau eines seiner Zuhörer, eines Mannes von senatorischem Stande aus vornehmer Familie, von einem Sohn entbunden sei: sogleich begab er sich, begleitet von seinen sämmtlichen gerade anwesenden Zuhörern, zu dem jungen Vater, beglückwünschte ihn und sprach dann die Erwartung aus, daß die Wöchnerin das Kind selbst nähren würde. Als deren Mutter sich dagegen erklärte, hielt Favorinus sofort eine große Rede über diesen Gegenstand, die Gellius sich aufzeichnete und später seinen Attischen Nächten einverleibte. Daß die Philosophen, die selbst in solchen Dingen Rath spendeten, bei allen Gewissensskrupeln und in allen schwierigen Lagen des Lebens von ihren Schülern um Rath gefragt wurden, ist selbstverständlich. Als Gellius, sehr jung (doch nicht unter 25 Jahre alt) zum Richter ernannt, sich einmal in einem Proceß für keine Partei zu entscheiden vermochte, hob er den Termin auf, begab sich stehenden Fußes zu Favorinus, an den er sich damals vorzugsweise angeschlossen hatte, und bat ihn um sein Urtheil in diesem Fall und um Belehrung über das Richteramt überhaupt. Allem Anscheine nach hatten die Philosophen eher darüber zu klagen, daß sie zuviel als daß sie zu wenig um Rath gefragt wurden. Man verlangte von ihnen, wie Epictet sagt, Verhaltungsmaßregeln in praktischen Angelegenheiten, wie von einem Schuhmacher oder Grobschmiede seine Waare, ohne durch eigene Arbeit die sittlichen Principien sich aneignen zu wollen, aus denen die Entscheidungen aller einzelnen Fälle abgeleitet werden mußten.

In der Regel übten die Philosophen (abgesehn von gelegentlichen Einwirkungen) eine praktische Thätigkeit und damit einen unmittelbaren Einfluß auf die sittliche Bildung ihrer Zeit in dreierlei Verhältnissen: als Erzieher und stete Berather Einzelner, als Lehrer der Moral in öffentlichen Schulen, endlich als Missionare und Volksprediger; dies letztere Feld blieb ausschließlich den Cynikern, die es sich erwählt hatten, überlassen. Die sämmtlichen Formen der philosophischen Berufsthätigkeit werden von Philosophen und Nichtphilosophen häufig genug erwähnt, so daß sich wenigstens bis auf einen gewissen Grad von denselben eine Vorstellung gewinnen läßt. Freilich sind es hauptsächlich die Schattenseiten und Uebelstände, die Mängel und Schwächen, Mißerfolge und Unzulänglichkeiten der philosophischen Bemühungen und Leistungen, die zur Sprache gebracht werden, und bei denen besonders die zahlreichen principiellen Gegner der Philosophie mit Vorliebe verweilen. Aber auch aus solchen Ausstellungen und Angriffen ergeben sich die hohen Anforderungen, die man an die Einwirkung der Philosophie auf die sittliche Hebung der Mitwelt stellte, und wenn diese freilich von den Meisten nur unvollkommen erfüllt wurden, so wird doch auch theils stillschweigend, theils ausdrücklich zugestanden, daß die besten und reinsten Lehrer sie in höchstem Maß erfüllten und die allergrößte Wirkung übten.

Während die große Mehrzahl sich begnügen mußte, die sittliche

Bildung durch einen philosophischen Unterricht von einer doch beschränkten Dauer zu erstreben, suchten Vermögendere sehr häufig einen Philosophen ganz und gar in ihr Haus zu ziehen, nicht bloß zur Erziehung der Kinder, sondern auch um sich für das ganze Leben eines zuverlässigen, steten Berathers, Führers und Seelsorgers zu versichern. Namentlich in großen römischen Häusern scheinen, wie in der letzten Zeit der Republik, so auch in der Monarchie griechische Philosophen diese Stellung oft eingenommen zu haben. In einem solchen Verhältniß hatte allem Anscheine nach auch der Stoiker P. Egnatius Celer zu Barea Soranus gestanden, dessen Lehrer Client und Freund er genannt wird und dessen Verurtheilung im J. 66 er durch sein, von den Anklägern erkauftes falsches Zeugniß herbeiführte. Ein in der Nähe von Bonn gefundenes Monument ist dem Philosophen Q. Aegrilius Euaretus, „Freunde des Salvius Julianus" (des Consuls im Jahre 175, der 179 Legat im untern Germanien war) von seiner Frau errichtet; der Consular wollte, wie man sieht, diesen Umgang auch in der Provinz nicht entbehren. Besonders aber erscheinen diese Hausphilosophen, wie die Philosophen überhaupt, als Begleiter und Tröster bei der Vorbereitung zum Tode; auch ließ man es ohne Zweifel oft von ihrer Entscheidung abhängen, ob man das Leben freiwillig enden solle. So ließ sich Tullius Marcellinus, ein Bekannter Senecas, ein junger Mann, der an einer langwierigen und beschwerlichen Krankheit litt, durch das Zureden eines Stoikers bestimmen, sich durch Enthaltung von Speise den Tod zu geben. Von T. Petronius berichtet Tacitus als etwas Ungewöhnliches, daß er bei der Hinzögerung seines Todes durch Wiederverbinden der durchschnittenen Pulsadern sich leichtfertige Gedichte vortragen ließ, dagegen „Nichts von der Unsterblichkeit der Seele und den Lehren der Philosophen". Als Julius Kanus, von Caligula zum Tode verurtheilt, den Gang zu jenem Hügel antrat, wo, wie Seneca sagt, „unserm Cäsar tägliche Opfer gebracht wurden", begleitete ihn „sein Philosoph" unter Gesprächen über seine gegenwärtigen Gedanken und den Zustand seiner Seele. Rubellius Plautus, der die Mörder Neros erwartete ohne einen Fluchtversuch zu machen, war, wie man erzählte, von den Philosophen Musonius Rufus und Cöranus in dem Entschlusse bestärkt worden, den Tod einem angstvollen und ungewissen Leben vorzuziehn. Der Bote, der dem Thrasea das erwartete Todesurtheil überbrachte, fand ihn in ein Gespräch mit dem Cyniker Demetrius vertieft: „wie man aus dem Ernst in ihren Gesichtern und aus den Worten, die etwa lauter gesprochen wurden, schließen konnte, erörterten sie die Natur der Seele und die Trennung von Geist und Körper". Auch der auf den Tod verwundete Kaiser Julianus erging sich mit den Philosophen Maximus und Priscus in schwierigen Erörterungen über die Erhabenheit der menschlichen Seele, so lange sein Athem dazu ausreichte.

Die Stellung, die griechische Philosophen durch die Eingehung dauernder Verhältnisse in großen römischen Häusern übernahmen, konnte nur bei der edelsten Auffassung von beiden Seiten auf der Höhe erhalten werden, die der Würde der Philosophie angemessen war. Oft

genug waren auch in diesen Verhältnissen die Philosophen selbst nicht einmal im Stande sich die Achtung Derer zu bewahren, denen sie vor Allem mit ihrem Beispiel vorangehn sollten. Auf der andern Seite konnten die vornehmen Römer wol selten ganz und gar vergessen, daß die „Lehrer der Weisheit" doch nur ihre Clienten oder besoldeten Hausbeamten waren. Die Schattenseiten dieser letzteren Stellung in Rom hat Lucian in seiner Weise breit und grell in einer eigenen, zur Warnung eines Philosophen Timokles verfaßten Schrift geschildert, der in ein vornehmes Haus einzutreten wünschte. Sie mögen in jener Zeit besonders oft und widrig in die Augen gefallen sein, wo das Beispiel Marc Aurels die Philosophie zur Mode gemacht hatte, und Viele, die für sie weder Verständniß noch Achtung hegten, vor Sehnsucht nach der Erhabenheit des Platonischen Idealismus vergehn zu müssen glaubten und in ihrem Gefolge wo möglich einen griechischen Philosophen haben wollten, den man an seinem ehrwürdigen Aeußern, langen Bart und dem guten Anstande, mit dem er den Mantel trug, auch sofort als solchen erkennen konnte. Die Aussicht, in einem großen reichen Hause eine geehrte und einflußreiche Stellung einzunehmen, war für Viele verlockend genug, sich den Unannehmlichkeiten der Bewerbung und selbst einer Prüfung zu unterziehn, bei der sie von ihrem Wissen und ihrer Leistungsfähigkeit Proben ablegen, sich ein Verhör über ihre Vergangenheit gefallen und sich zuweilen sehr unwürdigen Mitbewerbern gegenüber stellen lassen mußten, von denen Manche die Philosophenmaske zur Empfehlung von Beschwörung, Zauberei u. dgl. benutzten. War diese Prüfung glücklich überstanden, so kam es, etwa nach einer Einladung zu einer großen Tafel, bei der sich der Glanz des Hauses für den Neuling ebenso blendend als einschüchternd entfaltete, zur Feststellung der Bedingungen. Der Hausherr versicherte Alles mit seinem neuen Hausgenossen theilen zu wollen; „denn es wäre ja lächerlich, wenn man den Mann, dem man das Kostbarste, die eigene Seele oder die seiner Kinder anvertraue, nicht zugleich als Mitbesitzer alles Uebrigen betrachtete." Trotzdem wurde ein Jahresgehalt festgesetzt, das aber freilich mit Rücksicht auf die in Aussicht gestellte freundliche und ehrenvolle Behandlung, auf die häufigen Geschenke an Festtagen, namentlich aber auf die erhabene Denkart der Philosophen in Geldfragen, überraschend winzig ausfiel. Und so verkauften Weltweise in reifem Alter, uneingedenk aller Lobreden eines Plato, Chrysippos, Aristoteles auf die Freiheit, sich selbst in eine niedrige und schmachvolle Dienstbarkeit; gleich dem übrigen Troß der Hausbedienten, von denen sie durch ihren groben Mantel und ihr kauderwelsches Latein abstachen, rief sie in jeder Frühe die Hausglocke zu ihrem Figurantendienst, der bis zum späten Abend dauerte und Unannehmlichkeiten und Entwürdigungen aller Art mit sich brachte, deren man den geduldigen Griechen nur zu viele bieten zu können meinte. Und waren sie verbraucht oder war man ihrer müde geworden, so wurden sie auf irgend eine aus der Luft gegriffene Anschuldigung hin bei Nacht und Nebel in aller Stille hilflos und von Allem entblößt aus dem Hause gestoßen.

Noch viel mißlicher als in vornehmern Häusern und noch schwerer mit den Idealen der Philosophie vereinbar war die Stellung ihrer Vertreter am Hofe, ja nach der Ansicht Vieler war ein Philosoph am Hofe eben so wenig an seinem Platz als in der Schenke. Plutarch hat in einer eigenen Schrift zu beweisen gesucht, daß aller Schwierigkeiten und Gefahren ungeachtet der Weise auch eine solche Stellung unter Umständen nicht ablehnen könne, weil er in ihr unverhältnißmäßig mehr Gutes als in jeder andern zu wirken im Stande sei. Der Philosoph werde die Sorge für eine Seele, die für Viele thätig sein, für Viele Weisheit und Gerechtigkeit üben müsse, um so bereitwilliger übernehmen; denn so werde er Vielen durch den Einen nützen, wie Anaxagoras als Freund und Rathgeber des Perikles, Plato des Dio, Pythagoras der Staatsmänner Italiens. Die Philosophen, die sich der sittlichen Bildung von Privatpersonen widmen, befreien eben nur Einzelne von Schwächen und Leidenschaften; der aber, welcher den Charakter eines Regenten veredelt, fördert und bessert damit den ganzen Staat. Um solcher Vortheile willen müsse man es ertragen, Höfling und bedientenhaft gescholten zu werden. Wenn selbst der aller praktischen Wirksamkeit grundsätzlich sich enthaltende Philosoph gebildete und edle Fürsten nicht meiden werde, so werde ein am Staatsleben theilnehmender sich ihrer annehmen, zwar ohne Zudringlichkeit und ohne sie mit unzeitigen und sophistischen Belehrungen zu behelligen, doch bereit, ihrem Verlangen nach seinem Rath und Beistande zu entsprechen.

Nach den gelegentlichen Erwähnungen von Philosophen an den Höfen Augusts, Neros, Trajans, Hadrians, der Julia Domna, der „Scheinphilosophen" an dem Elagabals scheint es, daß wie andre Gelehrte so auch die Lehrer der Weltweisheit wo nicht in der Regel, doch sehr häufig zu den Umgebungen der Kaiser (als *συμβιωταί*) gehörten: und auch diese Stellungen waren zum Theil besoldet. Lucian sagt, daß von den damals angesehensten Philosophen einer sich vom Kaiser für seine Gesellschaft bezahlen lasse, dadurch aber auch genöthigt sei, trotz seines Alters die kaiserlichen Reisen mitzumachen wie ein indischer oder scythischer Soldknecht. Von der Persönlichkeit der Kaiser und von dem an ihrem Hofe herrschenden Ton hing es natürlich ab, ob die Stellung der Philosophen eine würdige oder unwürdige war. Seneca erinnert Marcia in seiner Trostschrift, wie Augusts Gemahlin Julia, der sie nahe befreundet war, nach dem Tode des Drusus Trost in dem Zuspruche „des Philosophen ihres Mannes" Areus gesucht und gefunden habe; er läßt diesen sich gegen Julia „den beständigen Begleiter deines Mannes" nennen, „dem nicht bloß das, was in die Oeffentlichkeit gelangt, sondern auch alle geheimern Regungen eurer Gemüther bekannt sind"; August hatte ihm die Ehre erwiesen, nach der Eroberung von Alexandria zu erklären, daß er die Stadt als Areus' Geburtsstadt verschonen wolle. Nero dagegen bediente sich seiner Philosophen zur Belustigung, indem er die Vertreter der verschiedenen Schulen bei Tafel zum Gezänke gegen einander hetzte.

Ohne Zweifel aber zogen die Philosophen, besonders die welche

ihren Werth fühlten, größtentheils eine öffentliche Wirksamkeit auch der glänzendsten Stellung am Hofe oder in einer vornehmen Familie vor. Der Stoiker Apollonius, von Antoninus Pius als Lehrer des jungen Marc Aurel berufen, siedelte gefolgt von einer Anzahl seiner Schüler von Chalcis nach Rom über; aber in den Tiberianischen Palast zu ziehn, wo Marc Aurel wohnte, lehnte er ab: der Schüler müsse zum Lehrer kommen; ein Verlangen, dem der Thronerbe wirklich entsprach. Die Eröffnung einer öffentlichen Schule stellte nicht nur eine würdigere Existenz, eine bedeutendere, unter Umständen großartige Wirksamkeit in Aussicht, die sich wie gesagt an Centralpunkten wie Athen und Rom auf die Blüthe der Jugend der verschiedensten Provinzen erstrecken konnte, und damit auch sehr glänzende Einnahmen. Denn allem Anscheine nach dachte nur die Minderzahl so streng, wie der Platoniker Nigrinus, der die Schulen der für Geld lehrenden Philosophen Buden und Läden nannte, in denen als Waare die Tugend feil geboten werde.

Aber auch abgesehn hiervon gab das Verhalten der öffentlich lehrenden Philosophen, namentlich ihre Vorträge und ihre Unterrichtsmethode zu mancherlei Tadel Veranlassung. Und solchen Tadel sprechen denn auch die philosophischen Schriftsteller dieser Zeit so reichlich, so eindringlich und wiederholt aus, daß man leicht eine zu ungünstige Vorstellung von den damaligen Philosophenschulen gewinnen kann, wenn man sich nicht fortwährend erinnert, daß Männer wie Musonius, Plutarch, Epictet, Taurus, Demonax, in der That die höchsten Forderungen, denen sie selbst entsprachen, auch den Leistungen Andrer gegenüber aufrecht erhalten durften, und daß sie unablässig Lehrer und Schüler mahnen mußten, wie weit sie noch von dem wahren Ziele der Philosophie entfernt seien, um sie ihm näher zu führen. So kommen denn in ihren Schriften immer wieder die Schwächen, Kleinlichkeiten und Mängel zur Sprache, mit denen der philosophische Unterricht behaftet war: Uebelstände, die in dieser Schärfe nur empfunden werden konnten, wenn sie mit den Beispielen edlen und großartigen Wirkens und Strebens verglichen wurden, deren jene Zeit in der That nicht wenige aufzuweisen hatte.

Die Wirkungen des philosophischen Unterrichts wurden allerdings ohne Zweifel oft genug sowol durch die Schuld der Lehrer als der Schüler beeinträchtigt. Eitelkeit und Ruhmsucht, wol auch Gewinnsucht verleitete die Lehrer oft, mehr den Beifall ihrer Zuhörer als ihr wahres Heil im Auge zu haben, und auch unter diesen waren nicht wenige die eine angenehme Unterhaltung, Uebung des Scharfsinns und Erwerbung einer zum Prunken geeigneten Gelehrsamkeit dem ernsten Studium und dem schweren und schmerzlichen Ringen nach sittlicher Veredlung vorzogen. Daher trugen Viele, die Jahre lang philosophische Vorlesungen mit unablässigem Fleiße besucht hatten, auch nicht einmal einen Anflug philosophischer Bildung davon. Manche, sagt Seneca, kamen nur um zu hören, nicht um zu lernen, der Ergötzung halber, wie man ins Theater geht: für einen großen Theil der Zuhörer ist die

Schule ein Ort des Zeitvertreibs. Sie bezwecken nicht das Laster abzulegen, eine neue Lebensnorm zu gewinnen, sondern sich einen Ohrenschmaus zu verschaffen. Andere kamen mit Schreibtafeln, nicht um den Inhalt, sondern um die Worte aufzufassen: die sie mit ebenso wenig Nutzen für Andre anwenden als sie sie ohne Frucht für sich selbst hören. Auf Manche machen die erhabenen Stellen der Vorträge Eindruck, der sich auch auf ihren Gesichtern spiegelt, aber nur wie nervenaufregende Musik, keinen bleibenden: nur Wenige sind im Stande, was sie aufgenommen haben, festzuhalten. Die meisten Schüler waren also nicht in der Gemüthsverfassung, die Musonius für den Erfolg des Unterrichts als unerläßlich betrachtete. Ein Zuhörer, der nicht ganz verloren ist, sagte er, muß während der Rede des Philosophen schaudern, innerlich Scham, Reue, Freude, Bewunderung empfinden, und der Ausdruck seines Gesichts muß wechseln, je nachdem die Behandlung des Philosophen, die bald die kranken, bald die gesunden Theile seiner Seele berührt, ihn und sein Gewissen ergreift. In der That bezeugt Epictet, der Musonius gehört hatte, daß er so eindringlich gesprochen, so anschaulich die sittlichen Schäden vor Augen gehalten habe, daß jeder seiner Zuhörer die Rede auf sich bezog und bei dem Lehrer persönlich angeklagt zu sein glaubte. Gerade dies aber war, wie auch Plutarch klagt, den Meisten zu viel, die den Vortrag eines Philosophen anhörten wie den eines Tragöden oder eines Rhetors. So lange er sich im Allgemeinen hielt, folgten sie gerne, sobald er aber freimüthig und eindringlich ermahnte, nahmen sie dies als Zudringlichkeit übel; und Manche waren weichlich genug nach einer so verletzenden Rede aus der Schule fortzubleiben, wie Kranke, die nach dem Schnitte des Arztes davon laufen ohne den Verband abzuwarten. Anfänger ließen sich auch durch die Schwierigkeiten des Studiums oder Vortrags abschrecken oder schämten sich um Erklärung zu bitten, oder thaten als ob ihnen Alles deutlich wäre, auch wenn sie nichts verstanden hatten. Manche hatten sogar die Dreistigkeit dem Lehrer über die Art des Unterrichts Vorschriften machen zu wollen. „Der Eine, sagte der Platoniker Taurus, spricht: lehre mich dies zuerst; ein Anderer: dies will ich lernen, jenes nicht; Einer will mit dem Gastmahl des Plato wegen der dort vorkommenden Nachtschwärmerei des Alcibiades beginnen, ein Anderer mit dem Phädrus wegen der Rede des Lysias. Es gibt wahrhaftig Solche, die den Plato nicht lesen wollen um ihr Leben zu veredeln, sondern um ihren Ausdruck zu verfeinern, nicht um sittsamer, sondern um unterhaltender zu werden." Und daß es Lehrer gab, die sich auch den unberechtigtsten Wünschen ihrer Schüler fügten, geht aus der Klage des Taurus hervor, daß manche der ersteren sich sogar unaufgefordert zu den Thüren reicher junger Leute drängten, und dort geduldig bis zum Mittag warteten, bis ihre Schüler den Rausch der Nacht völlig ausgeschlafen hatten. Epictet ermahnt seine Zuhörer, wenn sie Menschen in einer Weise reden hören, die eine völlige Unklarheit über die ersten Grundsätze der Sittlichkeit verrathe, sich ernstlich zu fragen: bin ich wie diese? „Habe ich das Bewußtsein, nichts zu wissen, wie es dem ziemt,

der in der That nichts weiß? Gehe ich zum Lehrer wie zu einem Orakel, zu unbedingtem Gehorsam bereit? Oder komme ich voll Stumpfsinn in die Schule, bloß um das äußerliche Beiwerk der Philosophie zu lernen, und Bücher zu verstehn, die ich vorher nicht verstand, und sie, wenn es sich so fügt, auch Andern zu erklären?" Die Zuhörer, fährt er fort, kommen zwar in Philosophentracht in die Schule, aber nicht mit einer von den Aufregungen und Sorgen der Außenwelt befreiten und gestillten Seele. Der eine hat vielleicht eben erst zu Hause mit einem Sklaven eine Schlägerei gehabt, die ganze Nachbarschaft in Aufruhr versetzt; oder ein auswärtiger Studierender ist voll Verdruß, daß er keine Geldsendungen von Hause erhält, oder denkt daran, was man dort wol von ihm spricht, daß er gewiß Fortschritte mache und als ein Mann zurückkehren werde, der Alles wisse. „Das wollte ich auch gern, sagt er bei sich selbst; aber man muß so viel arbeiten und von Hause schickt mir Keiner etwas, und hier in Nikopolis sind die Bäder elend, es ist zu Hause schlecht und hier auch." „Und dann sagen sie: Niemand hat einen Nutzen von der Schule. Aber wer besucht sie auch, um sich zu heilen und seine Ansichten läutern zu lassen, um sich bewußt zu werden, was ihm Noth thut? Was ihr in der Schule sucht, das tragt ihr auch davon. Ihr wollt über Lehrsätze schwatzen. Gewähren sie euch etwa nicht Stoff genug um mit eurem Wissen zu prahlen? Löst ihr nicht Syllogismen auf, versteht ihr nicht Sophismen und Trugschlüsse zu behandeln?"

Aber es lag nicht an den Schülern allein, daß der philosophische Unterricht nicht die erwünschte Frucht trug; sondern häufig genug natürlich auch an den Lehrern, die wie gesagt nach Beifall, Ruhm und Geld strebten, und da Aeußerlichkeiten, vor Allem ein glänzender Vortrag auf die Mehrzahl am meisten wirkte, über der Form den Inhalt vernachlässigten. Das graue Haar des Redners, sagt Plutarch, die Modulation der Stimme, der Ernst des Gesichts und die selbstbewußte Sicherheit, am meisten aber der Beifallslärm reißt die jungen und unerfahrenen Zuhörer mit fort; auch der Ausdruck hat etwas Trügendes, wenn er anmuthsvoll und reich, gewichtig und wohlvorbereitet zu den Gegenständen hinzutritt. Das Lob, das Plinius dem von ihm hochverehrten Stoiker Euphrates ertheilt, zeigt wie wesentlich selbst für das Urtheil gebildeter Zuhörer die persönliche Erscheinung und die Redekunst eines Philosophen war. „Er trägt mit Schärfe, Würde und Geschmack vor, häufig erreicht er auch die Platonische Erhabenheit und Fülle. Seine Sprache ist reich und mannigfaltig, besonders voll Lieblichkeit, so daß sie auch Widerstrebende mitzieht und hinreißt. Dazu eine hohe Gestalt, ein schönes Gesicht, herabwallendes Haar, ein sehr langer grauer Bart: welches Alles, mag man es auch für zufällig und bedeutungslos halten, doch viel beiträgt seine Ehrwürdigkeit zu erhöhen. Sein Anzug ist von strenger Einfachheit, aber ohne Vernachlässigung, ohne ascetische Rauheit: man naht ihm mit Ehrfurcht, aber ohne Furcht. Die Reinheit seines Lebens ist die fleckenloseste, ebenso groß seine Liebenswürdigkeit: er bekämpft Laster, nicht Menschen und straft nicht die Irrenden, son-

dern bessert sie. Man folgt seinen Ermahnungen mit gespannter Aufmerksamkeit und wünscht sich überzeugen zu lassen, auch wenn man schon überzeugt ist." Daß vollends Rhetoren meistens nur die Form der philosophischen Vorträge beachteten, ist natürlich. Wir wollen, läßt Epictet einen solchen sagen, im Vorbeigehn, bevor wir uns ein Schiff miethen, noch den Epictet besuchen und hören, was er sagt. Dann beim Herausgehn heißt es: es war nichts an Epictet: er macht Fehler gegen die Construction und die Etymologie. Denn nur um dies zu kritisieren kommt ihr doch in die Schule.

Epictet, der den Werth der Beredsamkeit für die Wirkung des philosophischen Vortrags keineswegs leugnete, würde die prunkende Schönrednerei und das Haschen nach Beifall bei Vorlesungen und Disputationen schwerlich zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht haben, wenn den damaligen „Kathederphilosophen" beides nicht häufig vorzuwerfen gewesen wäre. Die kleinen aus dem Leben gegriffenen Scenen, die er seinen Ermahnungen einflicht, sind ganz besonders geeignet, die selbstgefällige Eitelkeit dieser Klasse von Lehrern und die ganze Aeußerlichkeit ihres Treibens zu veranschaulichen. Sie wünschten überall, wo sie sich zeigten, den Ruf zu vernehmen: „O der große Philosoph!" und gingen einher als ob sie einen Spieß verschluckt hätten. Fanden die Zuhörer sich spärlich ein und applaudierten nicht, so ging der Lehrer niedergeschlagen fort; war der Beifall reichlich, so ging er umher und fragte Jeden: wie fandest du mich? — Bewundernswürdig, Herr, so wahr es mir wohl gehn möge! — Wie sprach ich jene Stelle? — Welche? — Wo ich den Pan und die Nymphen beschrieb. — Ausgezeichnet. Weshalb, so fährt Epictet in seiner Strafrede an diese philosophischen Rhetoren fort, lobtest du jenen Senator? — Er ist ein talentvoller und strebsamer junger Mann. — In wie fern? — Er bewundert mich. — Dann hast du allerdings den Beweis geführt! — Sieh, sagt er dann weiter, er ist seit so langer Zeit dein Schüler, er hat deine Disputationen, deine Vorlesungen gehört: ist er demüthig geworden? Ist er in sich gegangen? Ist er inne geworden wie er im Bösen steckt? Hat er den Dünkel von sich geworfen? Verlangt er nach Unterweisung? Ja, sagst du. Nach Unterweisung, wie man leben soll? Nein, Thor, wie man reden soll; denn darin bewundert er auch dich! Höre ihn, was er sagt: „der Mann schreibt wirklich äußerst kunstvoll, viel schöner als Dio!" — Du also, der du dich in einer so üblen Gemüthsverfassung befindest, so von Gier nach Beifall erfüllt bist und deine Zuhörer zählst, willst Andern nützen? — Heute hatte ich ein sehr viel zahlreicheres Auditorium. — Ja sehr zahlreich, es mochten fünfhundert sein. — Das ist viel zu wenig, vielleicht tausend. Dio hatte niemals so viel Zuhörer. — Wie sollte er auch? Es ist ein recht feines Verständniß für Vorträge vorhanden. Das Schöne, Herr, kann auch einen Stein bewegen. — Da habt ihr die Rede eines Philosophen, da habt ihr den Seelenzustand Eines, der den Menschen nützen will, da habt ihr auch einen Mann, der einen Vortrag gehört hat! — Hat etwa Sokrates, indem er seine Schüler begleitete, gesagt: höre den Vortrag, den ich

heute im Hause des Quadratus halten werde? — Wozu? Du willst mir zeigen, wie schön du die Worte setzen kannst? Meinetwegen, und was nützt es dir? — Du sollst mir Beifall zollen. — Wie das? — Sage Oh! und Vortrefflich! — Deshalb also sollen junge Leute auf Reisen gehn, ihre Eltern, Freunde, Verwandte, ihr Hab und Gut verlassen, um bei deinen schönen Redeschlüssen Oh! zu sagen! Thaten dergleichen Sokrates, Cleanthes, Zeno? — „Aber, läßt Epictet sich einwenden, gibt es nicht einen besonderen Stil für ermahnende Vorträge? — Gewiß, so gut wie für widerlegende und lehrende. Doch wer hat schon jemals einen vierten, den Prunkstil, neben diesen genannt? Worin besteht denn das Wesen eines ermahnenden Vortrags? Darin, daß man Einem sowol als Vielen klar machen kann, in welchem Kampfe sie umhergeworfen werden, und daß sie mehr an alles Andre denken, als an das, was sie wollen. Sie wollen das, was zur Glückseligkeit führt, suchen es aber anderwärts. Ist es nun zu diesem Zweck erforderlich, daß tausend Bänke aufgestellt, Zuhörer eingeladen werden, daß du in eleganter Kleidung oder in schäbigem Philosophenmäntelchen auf das Katheder trittst und den Tod des Achill beschreibst? Laßt doch endlich ab, ich beschwöre euch bei den Göttern, schöne Worte und Gegenstände zu mißbrauchen! Welcher Zuhörer deiner Vorträge und Disputationen ist von Seelenangst für sein eignes Heil erfüllt worden oder in sich gegangen? Oder hat beim Fortgehn gesagt: tief hat mich der Philosoph getroffen! So muß man ferner nicht handeln! Sagt er nicht vielmehr, falls du großen Beifall hast, zu einem Andern: sehr artig hat er das von Xerxes ausgeführt, und ein Dritter darauf: nein, aber die Schlacht bei Thermopylä! Und das ist der Vortrag eines Philosophen?"

Wenn sich nun die Philosophen in ihrer Vortragsweise den Sophisten näherten, so äußerten auch die Zuhörer ihren Beifall in der Art, als wenn sie die Bravourstücke jener Virtuosen, nicht die ernsten Ermahnungen von Sittenlehrern vernähmen. Wenn der Philosoph, sagt Musonius, ermahnt, warnt, räth, schilt oder sonst in irgend einer Weise lehrt, die Hörer aber unbefangen und leichthin triviale Lobeserhebungen herschwatzen; wenn sie lärmen, gesticulieren, wenn sie durch Zierlichkeiten des Ausdrucks, durch rhythmischen Tonfall der Worte bewegt und aufgeregt werden, so wisse, daß Redner und Hörer gleich nichtig sind, und daß da nicht ein Philosoph redet, sondern ein Flötenbläser spielt. Ebenso sagt Plutarch, daß der lärmende Beifall in den Philosophenschulen den Außenstehenden glauben lasse, es werde einem Tänzer oder musikalischen Virtuosen applaudiert. Er rügt auch die Ausdrücke des Beifalls, die damals aufgekommen waren. Als wenn die alten Zurufe: Schön! Weise! Wahr! nicht mehr genügten, rief man Göttlich! Inspiriert! Unerreichbar! und fügte dem Ausruf einen Eid hinzu; man äußerte seine Zustimmung einem Philosophen gegenüber mit Schlau! einem alten Manne gegenüber mit Geistreich! oder Glänzend! Aber freilich sollte nach Plutarchs Meinung der Zuhörer auch nicht etwa stumm und theilnahmlos dasitzen und glauben, daß er wie bei einem Gastmahl gleichsam nur sich an die Tafel zu setzen habe, während Andre sich abmühten. Allgemein

üblich war, auch in Vorlesungen, die sich gar keines Beifalls erfreuten, daß die Zuhörer in gerader, nicht in nachlässiger, übermüthiger Haltung dasaßen, den Redner ansahen, lebhafte Aufmerksamkeit zeigten und einen heitern, wohlwollenden Gesichtsausdruck bewahrten, der nicht nur von Verdrießlichkeit fern war, sondern auch eine gänzliche Freiheit von anderweitigen zerstreuenden Gedanken bewies. Nicht bloß eine finstre Stirn, einen umherschweifenden Blick, eine gebeugte Haltung, ein unschickliches Uebereinanderschlagen der Beine, sondern auch ein Winken, ein Flüstern mit einem Andern, ein Lächeln, schläfriges Gähnen, den Ausdruck der Abspannung und dgl. — Alles dies hatte man sorgfältig zu vermeiden.

Gerade diese bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit der Vorschriften, durch welche Männer von so hoher und anerkannter Bedeutung wie Plutarch, Epictet u. A. zur Aufrechthaltung der Würde des philosophischen Unterrichts beitragen zu müssen glaubten, zeigt nicht am wenigsten, wie tief und weit verbreitet das Interesse an den Vorlesungen und Schulen der Philosophen gewesen sein muß. Und ebenso beweisen die Ansprüche, die von den bedeutendsten Schriftstellern an die Wirksamkeit dieser Schulen fort und fort erhoben wurden, daß sie trotz aller Schwächen, Verirrungen und Mißerfolge vieler Lehrer doch als die eigentlichen Stätten sittlicher Bildung galten, und, wie uns die Werke der so zahlreichen bedeutenden philosophischen Schriftsteller dieser Zeit verbürgen, in der That wenigstens theilweise mit Recht.

Während nun die Leiter öffentlicher Schulen ihre Wirksamkeit auf einen wenn auch noch so großen Kreis von Schülern und Anhängern beschränkten, gab es auch eine Klasse von Philosophen, die sich als wahre Missionare der Sittlichkeit der ganzen Menschheit widmeten, die Cyniker. War auch die große Masse dieser „Bettelmönche des Alterthums", wie sie oben geschildert worden ist, mit Recht verrufen, so waren doch die wahrhaft edlen Persönlichkeiten unter ihnen, die um jener hohen Aufgabe willen allen Gütern des Lebens entsagten, ebenso allgemein bewundert und verehrt; und auch Dio und Epictet, die geachtetsten Lehrer des 2. Jahrhunderts, neigten zum Cynismus und stellten Diogenes neben Sokrates. Epictet namentlich hat von der Mission der wahren Cyniker den allerhöchsten Begriff: Niemand dürfe sie sich anmaßen ohne das Bewußtsein, durch göttlichen Willen dazu erkoren zu sein. Alle Leidenschaft, alle Begierde muß der Cyniker von sich thun. Die übrigen Menschen können sich hinter den Mauern ihrer Häuser verbergen, die Hülle des Cynikers, der kein Haus hat und unter dem freien Himmel wohnt, muß die Schamhaftigkeit sein: er muß Nichts zu verbergen haben, denn wo und wie sollte er es? Er, „der allgemeine Lehrer und Erzieher", darf Nichts zu scheuen haben, wie sollte er sonst „das Amt eines Aufsehers der übrigen Menschen behaupten können"!

Aber es genügt nicht, daß er für sich selbst Erkenntniß und Freiheit gewinnt; sondern er muß wissen, daß er von Zeus zu den Menschen als Bote gesandt ist, um sie über das Gute und Böse zu belehren, daß sie in der Irre gehn und anderwärts das Wesen des Guten und

Bösen suchen, wo es nicht ist; wo es aber ist, es nicht beachten. Und nun läßt er seinen Cyniker dem Volke predigen: „O, ihr Menschen, wohin laßt ihr euch fortreißen? Was thut ihr Unglücklichen? Ihr sucht die Seligkeit, wo sie nicht ist. Warum sucht ihr sie außer euch? Im Leibe, im Reichthum, in der Macht, in der Herrschaft ist sie nicht! Seht die Starken, die Reichen, die Mächtigen an, hört ihre Klagen und Seufzer, blickt auf Nero und Sardanapal, auf Agamemnon!" — Und nachdem er dies Alles, namentlich die stete Angst und Noth des Letzteren, mit dramatischer Anschaulichkeit seinen Zuhörern vorgeführt hat, läßt er diese, ebenfalls völlig wie in einer Kapuzinerpredigt fragen: „Worin ist denn das Gute, wenn es in all Diesem nicht ist? Sage es uns, Herr Bote und Wächter!" „Wo ihr es nicht glaubt noch suchen wollt! Denn wenn ihr wolltet, hättet ihr es schon in euch selbst gefunden, und nicht nach Fremdem wie nach eurem Eigenthum gestrebt. In euch, Unglückliche, sucht es! Da bildet es aus, da hegt und pflegt es! Wie es möglich sei, ohne Hab und Gut, nackt, ohne Haus und Hof, ohne Pflege, ohne Knecht, ohne Vaterland glücklich zu leben? Seht da, Gott hat euch Den gesandt, der es euch durch die That beweisen kann, daß es möglich ist! Alles Jenes habe ich nicht, ich liege auf der Erde, ich habe kein Weib, keine Kinder, kein Schlößchen, sondern nur Erde und Himmel und ein einziges grobes Mäntelchen. Und doch was fehlt mir? Bin ich nicht ohne Trübsal? ohne Furcht? bin ich nicht frei? — Wie begegne ich Jenen, die ihr bewundert und ehrt? Nicht wie Sklaven? Wer glaubt nicht, wenn er mich sieht, seinen König und Herrn zu sehn?" — Immer aufs neue wiederholt Epictet dann, daß der Cyniker ganz und unbehindert im Dienste der Gottheit stehn, den Menschen beistehn muß, daß er durch keine Privatpflichten gebunden, in keine Verhältnisse verflochten sein darf, bei deren Verletzung er die Gebote der Sittlichkeit übertreten, in deren Bewahrung dagegen er das Amt des „Boten, Wächters und Herolds der Götter" aufgeben müßte: wie namentlich die Ehe. Wo bliebe dabei jener König, der sich dem allgemeinen Besten widmet, „dem sich zur Hut die Völker vertraut und mancherlei obliegt", der über die Andern die Aufsicht führen muß, über die Gatten und die Väter, wer seine Frau gut behandelt, wer schlecht, wer straffällig ist, wessen Haus wol geordnet ist, wessen nicht: wie ein Arzt der umhergeht und die Pulse fühlt! Du hast Fieber, du leidest am Kopf, du an den Füßen; du faste, du nimm Speise, du bade nicht, du mußt geschnitten, du gebrannt werden. Wie hätte Der dazu die Muße, der durch Privatpflichten gebunden ist?" — Wenn wir die Größe des wahren Cynikers begreifen, werden wir uns nicht wundern, weshalb er kein Weib nimmt, keine Kinder zeugt. Er ist der Vater aller Menschen, er hat alle Männer zu Söhnen, alle Frauen zu Töchtern; er sorgt um sie, er schilt sie als Vater, als Bruder, als Diener des gemeinsamen Vaters Zeus.

In der That gab es in jener Zeit Männer, die dieses Ideal wenigstens annähernd verwirklichten, und zwei derselben sind uns bekannt, Demetrius, der im 1. Jahrhundert in Rom, und Demonax, der

im 2. in Athen lebte. Der Erste führte die Forderungen der völligen Bedürfnißlosigkeit und Rückkehr zum Naturzustande praktisch mitten in der Pracht, Ueppigkeit und Uebercultur der Weltstadt, des goldnen Rom, buchstäblich durch, und verschaffte dem Cynismus bei den Römern Achtung, den noch Cicero als „der Schamhaftigkeit zuwider laufend" unbedingt verworfen hatte. Der zerlumpte Bettler, der ein Geschenk Caligulas von 200000 Sest. mit Hohn zurückwies, der Neros Drohungen verachtete, Vespasians Unwillen durch einen zur Schau getragenen Trotz herausforderte, seine Verachtung Andersmeinender mit rücksichtsloser Derbheit äußerte, wurde von den bedeutendsten und hochgestelltesten Männern jener Zeit eifrig aufgesucht und mit Ehrfurcht behandelt. Thrasea widmete seine letzten Stunden einem Gespräche mit ihm über die Unsterblichkeit und das Jenseits, und Seneca verehrte seine unbeugsame Seelenstärke um so aufrichtiger, je mehr er ihm gegenüber seine eigene Schwäche fühlte: Demetrius war nach seinem Urtheil selbst mit den Größten verglichen noch ein großer Mann. Seneca verließ die Gesellschaft der in Purpur Gekleideten, um das Gespräch dieses herrlichen Mannes, den er so sehr bewunderte, stets genießen zu können. Wie sollte er ihn nicht bewundern? Ihm fehlte in der That nichts: er lebte nicht als ob er Alles verschmäht, sondern als ob er es Andern überlassen habe. Hörte man ihn in seiner Blöße auf seinem Strohlager reden, so machte seine Rede doppelten Eindruck, er erschien nicht bloß als Lehrer, sondern als Zeuge der Wahrheit. „Ihn, meinte Seneca, hat die Natur in unsrer Zeit erschaffen, um zu zeigen, daß weder er durch uns verdorben noch wir durch ihn gebessert werden können. Er ist der Mann von vollendeter Weisheit, wenn er es auch selbst in Abrede stellt, und unerschütterlicher Festigkeit in der Ausführung seiner Grundsätze, und von einer Beredsamkeit wie sie den größten Gegenständen ziemt; die nicht kunstvoll geordnet noch um Worte ängstlich bekümmert ist, sondern mit gewaltigem Schwunge ihren Gegenstand verfolgt, wie die Eingebung sie antreibt. Ich zweifle nicht, daß ihm die Vorsehung ein sittliches Leben und eine solche Macht der Rede verliehn hat, damit es unserm Zeitalter nicht an einem Beispiel und an einem lebendigen Vorwurfe fehle."

Als ein Beispiel und einen Vorwurf für seine Zeit, gleichsam ein in die Erscheinung getretenes, unablässig mahnendes Gewissen seiner Mitbürger schildert eine unter Lucians Namen überlieferte, jedenfalls von einem Zeitgenossen abgefaßte Schrift auch jenen Demonax, der den größten Theil seines Lebens in Athen verbrachte, und es fast hundertjährig durch freiwilligen Hungertod endete. Demonax war im Gegensatz zu Demetrius und seines gleichen, aber in Uebereinstimmung mit dem ihm befreundet gewesenen Epictet, bemüht, die Schroffheiten der cynischen Denkweise zu mildern und namentlich seinen Ermahnungen und Strafreden durch Witz und geistige Anmuth die abstoßende Härte zu nehmen; seine ganze Philosophie trug den Charakter der Milde, Freundlichkeit und Heiterkeit. Alle Menschen betrachtete er als Angehörige. Seinen Freunden stand er mit der That bei, so weit es zu-

lässig war, die Glücklichen mahnte er an die Vergänglichkeit der Glücksgüter, die durch Armuth, Verbannung, Alter oder Krankheit Unglücklichen tröstete er. Er bemühte sich, hadernde Brüder zu versöhnen, zwischen Gatten und Gattinnen Frieden zu stiften, auch bei Spaltungen in Gemeinden trat er öfter als Vermittler auf und meistens mit Erfolg. So lebte er fast hundert Jahre ohne Krankheit, ohne Kummer, ohne Jemandem zur Last zu fallen oder einen anzuklagen, seinen Freunden nützlich, ohne je einen Feind zu haben, in Athen und ganz Griechenland allgemein geliebt und verehrt; wo er erschien, stand man auf, auch die höchsten Beamten, und Alles wurde still. In seinem höchsten Alter ging er ungeladen zum Essen und Schlafen in das erste beste Haus, und die Einwohner betrachteten es wie eine Erscheinung eines Gottes oder eines guten Geistes. Die Brodverkäuferinnen hängten sich wetteifernd an ihn, Jede, von der er ein Brod annahm, glaubte, daß er ihr Glück bringe; die Kinder brachten ihm Früchte und nannten ihn Vater. Als einst in Athen ein Streit ausgebrochen war, reichte seine bloße Erscheinung in der Versammlung hin, um die Ruhe wieder herzustellen, und als er sich davon selbst überzeugt hatte, entfernte er sich ohne ein Wort zu sagen. Die Athener begruben ihn prachtvoll auf Kosten der Stadt und betrauerten ihn lange; den steinernen Sitz, auf dem er auszuruhn pflegte, hielt man heilig und bekränzte ihn ihm zu Ehren. Bei seinem Begräbniß fehlte Niemand, am wenigsten von den Philosophen, diese trugen die Bahre zu Grabe.

Ein weniger deutliches Bild haben wir von Peregrinus, welcher später Proteus genannt wurde, da wir ihn nur aus einer Schilderung Lucians kennen, in welcher er ebenso sehr als Narr wie als Schurke erscheint. Doch daß diese Darstellung unmöglich der Wahrheit entsprechen kann, ergibt sich nicht bloß aus dem unverdächtigen Zeugniß eines andern Zeitgenossen, sondern zum Theil aus Lucians eigenen Angaben. Wir werden schwerlich irren, wenn wir die durchweg unlautern oder schändlichen Beweggründe, die Lucian dem Peregrinus bei allen seinen Handlungen unterschiebt, auf gehässige Voraussetzungen und Erdichtungen leidenschaftlicher Gegner zurückführen, denen für die Natur eines solchen Schwärmers alles Verständniß fehlte.

Peregrinus war als Sohn eines wohlhabenden Mannes in Parium am Hellespont geboren und kam auf jahrelangen Reisen auch nach Palästina, wo er sich den Christen anschloß und eifrig (auch durch Schriftstellerei) für ihre Lehre thätig war, so daß ihm das Amt eines Vorstehers der Gemeinde übertragen wurde. Wegen seines christlichen Bekenntnisses ins Gefängniß geworfen, soll er sich zum Märtyrerthum gedrängt haben, doch von dem Statthalter von Syrien als für eine auszeichnende Bestrafung zu unbedeutend, freigelassen worden sein. Nach Parium zurückgekehrt, schenkte er den Rest seines in seiner Abwesenheit stark geplünderten Vermögens, das seine Verehrer sehr hoch angaben, während es nach Lucian nur noch die immerhin nicht geringe Summe von 15 Talenten (70729 Mk.) betrug, seiner Vaterstadt, und begann dann sein Wanderleben von Neuem. Mit den Christen zerfallen, trat

er in Aegypten zum Cynismus über und übte in Rom öffentlich eine so rücksichtslose Kritik der bestehenden Ordnung, daß der Stadtpräfect ihn von dort verwies. In Griechenland soll er dann den thörichten Versuch gemacht haben, einen Aufstand gegen die Römer zu erregen. Im Jahre 165 endete er sein Leben in Olympia nach dem Schluß der Festspiele durch eine lange zuvor angekündigte Selbstverbrennung; in einer mondhellen Mitternacht stürzte er sich in Gegenwart einer Schaar von Cynikern, die Geister seiner Eltern anrufend, auf einen in einer Grube errichteten Scheiterhaufen und verschwand in dieser Flammengruft.

Die Bekehrung des Peregrinus zum Christenthum sowie sein Abfall und Uebertritt zum Cynismus ist keineswegs unverständlich. „Gerade eine Natur, wie die seinige, konnte in dem unruhigen Suchen nach Wahrheit und innerer Befriedigung dem Christenthum ebenso leicht zugeführt, als in der Folge, wenn Unterordnung unter den kirchlichen Glauben und die kirchliche Sitte von ihm verlangt wurde, ihm wieder entfremdet werden." Zwischen dem Christenthum und dem Cynismus bestand aber nicht bloß in dem unbedingten Gegensatze gegen den Polytheismus die vollste Uebereinstimmung, sondern die Lösung von allen irdischen Banden und die Weltverachtung der Cyniker war auch jenem, dem Christenthum innewohnenden Elemente nahe verwandt, das später im Einsiedler- und Mönchsleben seinen vollen Ausdruck gefunden hat. Diese Verwandtschaft ist auch im Alterthum nicht unbemerkt geblieben. Celsus hatte die Verkünder der christlichen Lehre mit Marktschreiern verglichen, weil sie sich vorzugsweise an die ungebildeten Massen wendeten, und Origenes erwidert, die cynischen Volksprediger thäten genau dasselbe. Julian der Abtrünnige fand zwischen „den der Welt Absagenden, wie sie die gottlosen Galiläer nennen" und den Cynikern eine große Aehnlichkeit, nur daß die Letztern nicht so gute Geschäfte machten wie die Erstern, die „auf Weniges verzichtend Viel oder vielmehr Alles zusammenscharrten", da ihnen die Pflicht der Mildthätigkeit einen anständigen Vorwand zum Erheben von Tributen bot. Dieser fehlte den Cynikern und außerdem waren die Heiden auch vernünftiger als „jene Thoren". In allen übrigen Stücken waren beide Klassen einander gleich. Diese wie jene ließen sich für ihre angebliche Entsagung Ehre und Huldigungen erweisen; diese wie jene ließen ihr Vaterland im Stiche, wanderten überall umher, und machten sich in den Lagern lästig, die Cyniker noch frecher und zudringlicher als die Mönche. Diesen und ähnlichen Vergleichungen des Cynismus mit dem Christenthum gegenüber haben es Johannes Chrysostomus und Gregor von Nazianz für nöthig gehalten, aufs Nachdrücklichste zu betonen, wie sehr der erstere dem letzteren nachstehe.

Daß Peregrinus die finstere, schroffe und rauhe Seite des Cynismus besonders stark hervorkehrte, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß Demonax, den er wegen seiner Heiterkeit nicht für einen Cyniker gelten lassen wollte, ihm erwidert haben soll: „Und du bist kein Mensch." Doch spricht Gellius, der ihn nicht lange vor seinem Ende in seiner Hütte unweit Athen oft aufsuchte, von ihm mit großer

Achtung. Er hatte von diesem „würdigen und charakterfesten Manne" manches treffliche und heilsame Wort gehört, unter Anderm eine Erörterung darüber, daß der Weise nichts Unrechtes thun werde, wenn auch kein Gott und kein Mensch Etwas davon erfahren könnte. Denn nicht aus Furcht vor Strafe oder Schande, sondern aus Liebe zum Guten müsse man das Schlechte unterlassen. Für Diejenigen aber, denen es an dieser höheren sittlichen Kraft fehle, sei der Gedanke, daß kein Unrecht verborgen bleibe, sondern die Zeit Alles am Ende ans Licht bringe, ein sehr wirksamer Beweggrund zur Vermeidung des Unrechts.

Endlich sollte seine Selbstverbrennung ein Leben, in welchem er dem Herakles, dem großen Vorbilde der Cyniker, nachgeeifert hatte, mit dem Ende dieses Helden krönen, die Menschen Todesverachtung lehren und zugleich der Welt beweisen, daß auch ein Cyniker des viel bewunderten Entschlusses des indischen Weisen Kalanos fähig sei. Die Hinausschiebung des Selbstmordes bis nach dem Schlusse der olympischen Spiele, die Wahl der Nachtzeit zu seiner Vollziehung, die Zulassung einer nur kleinen Zahl gleichgesinnter Zuschauer — Alles dies spricht nicht dafür, daß Peregrinus seinen höchsten Triumph in einem theatralischen Effect suchte. Ohne Zweifel war er ein Schwärmer, doch an dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugungen zu zweifeln, haben wir keinen Grund, und außer der Schrift Lucians kein Zeugniß dafür, daß es damals oder später im Alterthum geschehen ist. Athenagoras sah in Parium etwa zwölf Jahre nach seinem Tode seine Statue, und Ammianus Marcellinus nennt ihn bei der Erwähnung seines Selbstmordes (den auch die Chronisten verzeichnet haben) einen berühmten Philosophen.

Die cynische Schule hat bis in die letzten Zeiten des Alterthums fortbestanden. Auch außer den Reden des Kaisers Julian fehlt es nicht an Zeugnissen, welche ihre Fortdauer verfolgen lassen, und ihre Anhänger sind offenbar noch im Anfange des fünften Jahrhunderts zahlreich gewesen.

Wenn es in der Natur der Sache liegt, daß wir aus der damaligen Litteratur weit mehr von den Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit durch die Philosophie als von deren Wirkungen erfahren, so wird sich doch aus allem Mitgetheilten ergeben haben, daß die Philosophie in der That der damaligen gebildeten Welt als die wahre und höchste Erzieherin der Menschheit zur Sittlichkeit galt, und selbst die Opposition gegen sie bestätigt nur die Allgemeinheit dieser Ueberzeugung. Daß die bisher geschilderten umfassenden und eifrigen Bemühungen thatsächlich bedeutende Wirkungen hervorbrachten, ergiebt sich schon allein daraus, daß eine so große Zahl der edelsten Männer dieser Jahrhunderte nach eigenem Geständniß oder dem Berichte Anderer ihre Charakterbildung der Philosophie verdankte; nicht minder aus der hohen Verehrung, die den hervorragenden Philosophen von Mitwelt und Nachwelt gezollt wurde. In einer Welt, die dem Sklaven die Menschenrechte absprach, gehörte der ehemalige Sklave Epictet zu den

am allgemeinsten verehrten Persönlichkeiten, und der Beherrscher dieser Welt, Hadrian, soll sich um seine Freundschaft beworben haben. Die bedeutendsten Lehrer und Schriftsteller dieser Jahrhunderte, der Freigelassene Epictet, der Ritter Musonius Rufus, der Consular Seneca, der Kaiser Marc Aurel gingen aus den verschiedensten Ständen und Lebensstellungen hervor. Die Wirkung der Philosophie erstreckte sich auf alle Schichten der Gesellschaft von den niedrigsten bis zu den höchsten. Die Philosophie, sagt Seneca, sieht nicht auf den Stammbaum; der Ritterstand, der Senat, der Kriegsdienst bleibt Vielen verschlossen; die Erkenntniß steht Allen offen, für diesen Zweck sind wir Alle edelgeboren. Eine große Seele kann ebensowohl in einem Sklaven oder Freigelassenen wie in einem römischen Ritter wohnen.

Aber nicht bloß die Scheidewände und Schranken der Stände und Klassen durchbrach die Philosophie, sie hat auch die Ausschließlichkeit des Nationalitätsbewußtseins wenigstens sehr zu schwächen vermocht, und in der partiellen Ueberwindung dieses in allen Völkern des Alterthums, vor andern den Römern, so stark entwickelten und mit so großer Härte geltend gemachten Gefühls sich als eine der realsten bildenden und umgestaltenden Mächte der hier geschilderten Culturperiode erwiesen. Namentlich der Cynismus und der Stoicismus haben die in ihnen von Anfang an liegende Richtung des Weltbürgerthums und der die ganze Menschheit umfassenden Bruderliebe auf dem so höchst günstigen Boden des römischen Universalreichs in einer Weise entwickelt, daß ihre Lehren über das Verhältniß des Einzelnen zur Menschheit ebenso sehr einen christlichen Geist athmen, als sie den entschiedensten Bruch mit den specifisch antiken Weltanschauungen bezeugen. Man hat diesen Entwicklungsgang der Philosophie von manchen Seiten nur durch directe christliche Einflüsse erklären zu können geglaubt, aber auch bei Seneca bedarf es ihrer zur Erklärung dieser Erscheinung keineswegs, und der Widerwille, den Epictet und Marc Aurel gegen „die Galiläer" äußern, schließt die Annahme christlicher Einwirkungen auf Beide geradezu aus. Auch haben die Christen jener Zeit ja (wie bemerkt) eine selbständige Sittlichkeit der Heiden anerkannt, welche sie theils aus deren Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Juden, theils aus einer Vermittlung der dem Christenthum entgegenwirkenden Dämonen herzuleiten versuchten. Zu so seltsamen Erklärungen würden sie gewiß nicht gegriffen haben, wenn sie geglaubt hätten, die Tugenden der Heiden auf christliche Einflüsse zurückführen zu können. In der That muß eine vorurtheilsfreie Betrachtung zu dem Ergebniß gelangen, daß der Stoicismus und Cynismus aus eigner Kraft sich in dieser Zeit zu einer Höhe und Reinheit der sittlichen Auffassung von Menschenrechten und Menschenpflichten erhoben haben, die im frühern Alterthum nicht erreicht worden ist. Den stoischen Grundsatz von der Zusammengehörigkeit aller Menschen, die wie Epictet es ausdrückt, Alle Gott zum Vater haben, also Brüder sind, haben erst die Stoiker dieser Zeit in seiner ganzen Tragweite und bis in seine letzten Consequenzen verfolgt. Ausdrücklich und wiederholt lehrten sie die Feindesliebe, die ertragende Ge-

duld und Nachsicht nicht bloß mit dem Irrenden, sondern auch Vergebung des uns gethanen Bösen und dessen Vergeltung mit Wohlthaten. Doch den untrüglichsten Maßstab für den Fortschritt in der Auffassung des Verhältnisses des Einzelnen gegen die Menschheit giebt die Vergleichung der damaligen Ansichten über die Sklaverei mit denen der ältern Philosophen. Während Plato an diesem „Krebsschaden der alten Welt" keinen Anstoß nahm, den Gedanken einer künftigen, völligen Aufhebung der Sklaverei niemals faßte; während Aristoteles sogar den Beweis antrat, daß sie in der Natur begründet sei, die Sklaven als „lebendiges Eigenthum" und die Barbaren als geborne Sklaven der Hellenen betrachtete: betont Seneca, daß wir die Sklaven vor Allem als Menschen, als niedriger stehende Freunde, und insofern sie mit uns unter derselben höhern Macht stehn, als Mitsklaven ansehn sollen. Und daß diese Lehren in der That zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven wesentlich beigetragen haben, ist unbezweifelt. Die von der damaligen Philosophie geübten Wirkungen haben sich weit über ihre eigene Zeit hinaus erstreckt: wir haben aus dem 3. Jahrhundert das ebenso merkwürdige als unverdächtige Zeugnis des Origenes, daß während Wenige noch Plato lasen, Epictet „von Allen" gelesen werde.

Eine Zeit, die aus eigner Kraft sich zu höhern und reinern sittlichen Anschauungen erhob als das ganze frühere Alterthum; die nicht bloß einen Musonius, Epictet und Marc Aurel hervorbrachte, sondern in der diese Verkünder einer milden, echt menschlichen Sittenlehre auch die allgemeinste Bewunderung, ihre Lehren allgemeine Verbreitung fanden, kann nicht eine Zeit des tiefsten Sittenverfalles gewesen sein, wie sie so oft genannt worden ist. Wenn es überhaupt keinen Gradmesser für die Sittlichkeit einer auch noch so genau bekannten Periode giebt, so am allerwenigsten für diese Jahrhunderte, aus denen uns nur vereinzelte theils auf bestimmte Gebiete beschränkte, theils gefärbte oder einseitige Berichte vorliegen. Zu den letztern gehören die rhetorischen Declamationen des ältern Plinius und Seneca, zu den erstern die Darstellung der Greuel im Kaiserhause, der furchtbaren Folgen eines schrankenlosen Despotismus, der furchtbaren Unterdrückung der Aristokratie durch das Cäsarenthum bei Tacitus und den übrigen Geschichtschreibern, der Corruption, des Schmutzes und der Sittenlosigkeit, deren Rom, wie jede Weltstadt, ein überreiches Maß in sich barg, bei den Satirikern und Martial. Aus diesen Quellen allgemeine Schlüsse auf die Sittlichkeit des ganzen Zeitalters zu ziehn, würde selbst dann unstatthaft sein, wenn nicht selbst sie unter so viel widrigen, häßlichen und abschreckenden auch gar manche wohlthuende und erhebende Eindrücke böten, Eindrücke, die in andern Quellen, wie in den Briefen des jüngern Plinius, den Werken des Quintilian, Plutarch, Gellius sogar entschieden überwiegen. Und wenn man von jenen rhetorischen Declamationen über den Untergang der guten alten Zeit absieht, wird man in der Litteratur schwerlich Zeugnisse dafür finden, daß die Menschen jener Zeit selbst in einer Periode des allgemeinen Sittenverfalls zu leben glaubten, wol aber für das Gegentheil. Selbst Seneca schließt

eine grelle Schilderung der herrschenden Unsittlichkeit mit der Erklärung, daß er die Schuld nicht an seiner Zeit haften lassen wolle. „Darüber haben unsre Vorfahren geklagt, klagen wir und werden unsre Nachkommen klagen, daß die Sitten in Verfall seien, die Schlechtigkeit herrsche, die Menschen immer tiefer in Sündhaftigkeit versinken, die menschlichen Zustände sich verschlimmern. In Wirklichkeit aber bleiben sie unverrückt und werden es bleiben, nur mit geringen Verschiebungen nach der einen oder der andern Seite: gleich Wassern, welche die steigende Fluth weiter vorwärts trägt, die sinkende auf einem zurückliegenden Raum des Ufers festhält." „Die Laster sind nicht den Zeiten eigenthümlich, sondern den Menschen. Kein Zeitalter ist von Schuld frei gewesen." Tacitus war überzeugt, daß nicht Alles bei den Frühern besser gewesen sei, sondern daß auch seine Zeit Vieles für die Spätern Nachahmungswürdige hervorgebracht habe: vielleicht finde in den Sitten wie in den Dingen überhaupt ein Kreislauf statt. Und Marc Aurel, dessen Weltanschauung ganz vorzugsweise durch die stoische Lehre vom ewigen Kreislauf der Dinge bestimmt wurde, der in der Geschichte nur ein ewiges Einerlei sah, mußte auch die menschliche Schlechtigkeit für etwas sich zu allen Zeiten gleich Bleibendes halten. „Was ist Schlechtigkeit? fragt er. Was du oft gesehn hast! Wovon die Häuser und die Städte jetzt voll sind, davon wird man auch die alte, mittlere und neue Geschichte erfüllt finden, und nichts ist neu." Aber nichts als Schlechtigkeit in der Gegenwart zu sehn, davon war er weit entfernt. Nichts stimmte ihn so froh, als die Vorzüge der Zeitgenossen sich vor Augen zu halten, und es gab für ihn keine größere Freude, als die Abbilder der Tugenden, die sich in den Charakteren der Mitlebenden offenbarten, in ihrer Gesammtheit zu überblicken.

VII.

Der Unſterblichkeitsglaube.

Ueberall und zu allen Zeiten hat da, wo der Unsterblichkeitsglaube nicht durch Offenbarungsglauben bestimmt worden ist, neben seinen verschiedenen Formen Zweifel, Unglaube und Leugnung der Unsterblichkeit bestanden; und vermuthlich hat es immer nicht bloß Menschen gegeben, denen die ewige Existenz eines Einzelwesens unfaßlich erschien, sondern auch Solche, für die das Leben nur als ein endliches erträglich war, die der Gedanke einer ewigen Fortdauer sogar mit Schauder erfüllte. Es ist merkwürdig, daß gerade eine der thatkräftigsten Naturen, die wir aus der spätern römischen Welt kennen, der ältere Plinius, den Unsterblichkeitsglauben in fast leidenschaftlicher Weise von sich weist: er, dessen Existenz doch eine bevorzugte war, der mit unermüdlicher Ausdauer jede Minute seines Lebens für den Staat, für die Menschheit, für die Erkenntniß der Wahrheit nutzbar zu machen strebte, und in diesem Streben einen edeln, seines Lebens würdigen Tod fand.

„Für Alle, sagt er, tritt mit der letzten Stunde dasselbe ein, was vor der ersten war, und Gefühl und Bewußtsein gibt es für Seele und Körper nach dem Tode so wenig als vor der Geburt. Menschliche Eitelkeit setzt die Existenz in die Zukunft fort, und erlügt ein Leben in die Zeit des Todes hinein, indem sie der Seele bald Unsterblichkeit, bald Umgestaltung, bald den Unterirdischen Bewußtsein beilegt und Manen verehrt und Die zu Göttern macht, die sogar Menschen zu sein aufgehört haben: als ob unser Athem sich auf irgend eine Weise von dem aller übrigen Geschöpfe unterschiede, oder als ob man nicht in der Natur so viele länger währende Dinge fände, denen doch Niemand Unsterblichkeit prophezeit. Welchen Körper hätte denn aber die Seele an sich? Welchen Stoff? Welches Denkvermögen? Wie Gesicht, Gehör und Tastsinn? Welchen Gebrauch dieser Gaben oder welches Gut ohne sie? Wo ist der Aufenthalt, und wie groß in soviel Jahrhunderten die Menge der schattengleichen Seelen? Beschwichtigungsmittel für Kinder und Hirngespinnste einer Sterblichkeit, die nie aufzuhören trachtet! — Welcher verwünschte Wahnsinn, daß das Leben durch den Tod erneuert werden soll! Und wo gäbe es jemals Ruhe für die Erschaffenen, wenn in höhern Regionen das Bewußtsein der Seele fortdauerte, und Schatten in der Unterwelt? Wahrlich dieser angeblich süße Trost und diese Glaubensseligkeit nimmt dem eigentlichsten Gute der Natur, dem Tode, seine Kraft und verdoppelt den Schmerz des Sterbenden durch die Aussicht auf eine fernere Zukunft. Denn wenn es süß ist zu leben, für wen kann es süß sein gelebt zu haben? Aber wie viel leichter und sichrer wäre es, daß Jeder sich selbst glaubte, und die Erfahrung über die der Ge-

burt vorausgehende Zeit als Beweis der Sicherheit für die Zukunft gelten ließe!"

Diese Aeußerung einer an buddhistische Lebensanschauung streifenden Sehnsucht nach dem Nichtsein steht vereinzelt. Aber die materialistische Auffassung der Seele und die darauf beruhende Leugnung der Unsterblichkeit war mindestens ebenso verbreitet als der Epikureismus, durch den auch die Anschauung des Plinius ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar bestimmt wurde und mit dem sein Materialismus auch in der Vorstellung einer himmlischen Herkunft der Seele und ihrer „Verwandtschaft mit den Gestirnen" übereinstimmt. Die Aussicht auf ein Ende des Daseins war für die überzeugten Bekenner dieser Lehre keine traurige. Es war ihnen ein tröstlicher Gedanke, in einen Hafen zu gelangen, wo sie den Täuschungen der Hoffnung, den Launen des Schicksals für immer entrückt sein würden. Ihnen ziemte, als satte Gäste sich gelassen von der Tafel des Lebens zu erheben, um sich dem traumlosen Schlafe zu überlassen. „Dem ewigen Schlaf" ist das Denkmal eines epikureischen Philosophen C. Matrinius Valentius von seiner überlebenden Gattin geweiht. Auch andre ebenso bezeichnete, wol auch manche „der ewigen Ruhe" (Securitati) geweihte Grabmäler deuten die Leugnung der Unsterblichkeit an, wenn auch nicht überall der Ausdruck so unzweideutig ist, wie in der selbstverfaßten Grabschrift eines Nicomedes auf Kos (der, wie es scheint, ein herumziehender Sänger der Homerischen Gedichte war): „Nach Verhöhnung des Wahns liege ich hier in unerwecklichem Schlaf." Eine lateinische Grabschrift lautet: „Ich habe gelebt und an Nichts jenseits des Todes geglaubt"; eine griechische: „Nicht ist ein Kahn in Hades noch ein Charon dort, Kein Aeakus als Pförtner noch ein Kerberus. Wir Alle aber die der Tod hinabgeführt, Sind morsche Knochen und Asche, Andres aber nichts"; in einer andern heißt es von dem Todten, er sei nun nach Durchmessung der Lebensbahn ein Grab, ein Stein, ein Bildniß geworden. „Die Elemente, aus denen er gebildet war, nehmen das Ihrige wieder an sich; das Leben war dem Menschen nur geliehen, im Tode erstattet er es zurück, er kann es nicht dauernd besitzen. Mit dem Tode zahlt er den Zoll an die Natur." Ein viel gebrauchtes Distichon lautet: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr, so viel ist wahr. Wer anders sagt der lügt: denn nicht werde ich sein." Oefter wird noch hinzugesetzt, daß der Tod kein Uebel sei, da mit dem Leben auch das Bewußtsein aufhöre. Ein L. Mäcius Marcus, der bei Lebzeiten für sich und die Seinen ein „ewiges Haus" erbaute, sagte in der Inschrift (als noch lebender): „Ich war einst nicht und bin jetzt; ich werde einst nicht sein: es grämt mich nicht." Einer Verstorbenen sind auf einem Grabstein die Worte in den Mund gelegt: „Ich war einst nicht und bin nicht mehr. Ich weiß nichts davon: es trifft mich nicht." „Der Tod, heißt es auf einem andern Stein, ist das Letzte und auch das Heilsamste." Dies wurde auch in scherzhafter Weise ausgeführt. Ein Freigelassener Ancarenus Nothus sagt in seiner Grabschrift, er befürchte nicht mehr hungern zu müssen, habe kein Podagra und brauche keine Wohnungs-

miethe zu bezahlen, da er ein ewiges Quartier unentgeltlich bewohne. Mit der Leugnung der Fortdauer wird auch die Aufforderung zum Genusse des vergänglichen Lebens verbunden, z. B.: „Ich war nichts, ich bin nichts. Und du, der du lebst, iß, trink, scherze, komm!" „Du, der du dies lieſest, Kamerad, freue dich deines Lebens; denn nach dem Tode gibt es weder Scherz noch Lachen, noch irgend eine Freude." Ein Grabmonument, das im Jahr 1626 unter der Confession der Peterskirche gefunden wurde, eine liegende Statue eines Mannes mit einer Trinkschale in der Hand, erregte durch den verruchten Inhalt seiner Inschrift so großen Abscheu, daß die Statue versteckt oder (nach Andern) in den Tiber geworfen, die Inschrift mit Kalk bestrichen wurde; doch ist eine Abschrift aufbewahrt. Der Verstorbene scheint trotz seines krassen Materialismus ein bürgerlich geregeltes, anständiges Leben geführt zu haben. Er war aus Tibur, hieß Flavius Agricola und hatte sich in der Stellung abbilden lassen, in der er einst im Leben dem Wein zuzusprechen liebte. Mit seiner Frau Flavia Primitiva hatte er dreißig Jahre aufs angenehmste gelebt; sie, eine keusche, fleißige, schöne Frau, war eine Verehrerin der Isis gewesen. Nach ihrem Tode hatte ihn sein Sohn Aurelius Primitivus durch seine Liebe getröstet und in sein Haus aufgenommen. Zum Schluß ermahnt er die Leser in Versen, die offenbar in allerlei Variationen oft angewandt wurden, sich des Weins und der Liebe zu freuen, denn alles Uebrige verzehre nach dem Tode die Erde und das Feuer.

Es ist sehr glaublich, daß in der Bildungssphäre, welcher die Verfasser dieser und mancher der früher erwähnten Grabschriften angehörten, für Ungläubige der platteste Materialismus auch der einleuchtendste war, und sehr natürlich, daß sie gern ihre starkgeistige Aufklärung und Erhabenheit über die Menge der minder Fortgeschrittenen durch möglichst kräftig abgefaßte Bekenntnisse an den Tag legten, deren Anbringung auf Grabsteinen damals weder die Sitte noch ein Dogma ausschloß. Vielmehr schien dies gerade eine besonders passende Gelegenheit, die Summe der Lebenserfahrungen zu ziehn: und so ist es kein Wunder, daß gerade hier auch jene niedrigste Abart des Epikureismus sich breit macht, die das einzige wahre Gut im gröbsten Sinnengenusse suchte. Oefter wird auf eine in diesem Sinn abgefaßte Grabschrift des Königs Sardanapal hingedeutet, oder ihr Inhalt variiert z. B. „was ich gegessen und getrunken, habe ich mit mir genommen, was ich zurückgelassen, habe ich verloren". Nicht anders sind die Grabschriften zu verstehn, in denen Bäder, Wein und Liebe, mäßig genossen, als die Quelle des wahren Lebensgenusses gepriesen und von dem Todten gesagt wird, er habe Alles mit sich ins Grab genommen, d. h. Alles was das Leben an wirklichen Gütern bieten könne, sei in seinen Besitz übergegangen und damit gleichsam ein Theil seiner selbst geworden.

Die Anzahl der materialistischen Grabschriften ist nun gegenüber den vielen Tausenden, die keinen Zweifel an der Fortdauer verrathen, verschwindend klein, obwol wie gesagt keins von den Hindernissen existierte, welche die Aeußerung solchen Unglaubens an dieser Stelle gegen-

wärtig auch dem rücksichtslosesten Materialisten beinahe unmöglich machen, da überhaupt die Empfindung der antiken Welt von der der modernen in Bezug auf Grab und Tod eben in mehr als einer Beziehung wesentlich verschieden war: jene fand selbst scherzhafte Aeußerungen mit dem Ernste des Grabes nicht unvereinbar. Aber daß der Materialismus verbreitet war, würde man trotzdem annehmen dürfen, selbst wenn nicht bestimmte Zeugnisse über die große Verbreitung des Epikureismus (besonders unter den Ungebildeten, und wir dürfen wol nach heutiger Analogie vermuthen, noch mehr unter den Halbgebildeten) vorhanden wären. Freilich fehlt jede Möglichkeit, das Verhältniß der Materialisten zu den Unsterblichkeitsgläubigen für irgend eine Zeit zu bestimmen; daß sie aber auch im spätern Alterthum trotz ihrer relativ großen Zahl immer nur eine kleine Minorität gebildet haben, dafür sprechen Gründe genug.

Wenn übrigens auch die Leugnung der Unsterblichkeit nur in der materialistischen Philosophie Epikurs ein Haupt- und Fundamentalsatz des Systems war, so wurde doch die Endlichkeit der Seele auch in andern philosophischen Systemen angenommen. Zwar der Glaube der Stoiker an eine begrenzte, doch unbestimmt lange Fortdauer nach dem Tode hatte in der praktischen Anwendung im Wesentlichen denselben Werth und dieselbe Wirkung wie der Unsterblichkeitsglaube. Doch Panätius, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. im Kreise der Scipionen zu Rom, später zu Athen lebte, großes Ansehn genoß und namentlich auf die Römer, die sich dem Stoicismus zuwandten, zu allen Zeiten großen Einfluß übte, wich wie in andern Punkten so auch hier von der Ueberlieferung der Schule ab. Er leugnete die Fortdauer gänzlich, und ebenso bestimmt sprach unter den spätern Stoikern Cornutus (der Lehrer des Persius) aus, daß die Einzelseele mit ihrem Leibe sterbe und vergehe, während Marc Aurel zwischen den Vorstellungen eines Erlöschens der Seele im Tode und eines Uebergangs in ein andres Dasein schwankte. Unter den peripatetischen Philosophen, denen sich Panätius vorzugsweise anschloß, hatte auch Dikäarch, ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, die Fortdauer der Seele geleugnet, die ihm das Ergebniß aus der Mischung der körperlichen Stoffe, in ihrem Dasein an den Körper gebunden und durch alle seine Theile verbreitet war. Aristoteles selbst hat zwar eine Fortdauer des denkenden Geistes gelehrt, aber keine persönliche und individuelle, und hat die Vorstellung, als ob die Gestorbenen (die das Volk in Griechenland „die Seligen" nannte) glücklich sein könnten, ausdrücklich zurückgewiesen. Von den spätern Peripatetikern hat Strato aus Lampsakus, der Schüler des Theophrast, allem Anschein nach den Unsterblichkeitsglauben ganz aufgegeben; und der mit dem Namen eines zweiten Aristoteles geehrte Alexander von Aphrodisias (in der Zeit der Severe) hat die Leugnung der Unsterblichkeit auch bei Aristoteles nachzuweisen gesucht.

Aber eine Philosophie gab es doch auch, welche die Unsterblichkeit mit ebenso großem Nachdruck behauptete, als der Epicureismus sie leugnete: die Platonische, die einzige, die sie auch wissenschaftlich zu beweisen

unternahm, da für den Pythagoreismus die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung vielmehr ein Dogma als ein philosophischer Satz war. Wie überhaupt der Platonismus die dem Ueberirdischen zugewandten Geister unwiderstehlich anzog, so war namentlich seine Seelenlehre ein Trost und eine Beruhigung für Alle, die mit dem Bedürfnisse des Unsterblichkeitsglaubens das einer philosophischen Begründung ihrer Ueberzeugungen verbanden: auch Cato von Utica, dieser „vollendete Stoiker" wie ihn Cicero nennt, und der durch seinen Tod zu einer Idealgestalt des spätern Stoicismus wurde, las, bevor er zum Selbstmorde schritt, den Phädon Platos. Freilich konnte Platos Beweis der Unsterblichkeit Niemanden überzeugen, der nicht schon überzeugt war, auch war seine Unbündigkeit durch die Kritik Stratos nachgewiesen worden: aber wie für Cicero so genügte gewiß für die Meisten das Ansehn und der Name Platos als Bürgschaft für die Wahrheit seiner Lehre, und sie wollten lieber mit ihm irren, als mit seinen Gegnern die Wahrheit erkennen. „Es ist unberechenbar, wie viel seine Dialoge zur Kräftigung, Verbreitung und bestimmenden Ausgestaltung des Unsterblichkeitsglaubens, wechselnd im Laufe der Jahrhunderte, aber ununterbrochen bis in unsere Zeit gewirkt haben." „Mit richtigem Verständniß hat die Nachwelt sein Bild festgehalten, als das des priesterlichen Weisen, der mit mahnender Hand dem unsterblichen Menschengeiste aufwärts den Weg weisen will, von dieser armen Erde hinauf zum ewigen Lichte."

Wenn Plato glaubte, die Unvergänglichkeit der Seele wissenschaftlich begründen zu können, so hat er sich dagegen in seinen Vorstellungen von ihren Schicksalen vor und nach jedem Leben im Leibe je länger je mehr durch die mystischen Lehren der orphisch-pythagoreischen Sekten bestimmen lassen. Die orphischen Gemeinden verehrten vor andern Göttern den thrakischen Gott Bacchos (Dionysos), und in diesem Kult und seinen Extasen wurzelte die Ueberzeugung, „daß im Menschen ein Gott lebe, der erst nach der Sprengung der Fesseln des Leibes frei werde". Im Zusammenhange mit dieser Ueberzeugung entwickelte sich das Streben nach Ablösung von dem Irdisch-Vergänglichen durch Askese (das sogenannte orphische Leben), das dem Glauben und der Seelenstimmung dieser mystischen Separatisten die Richtung gab; und auch der Glaube einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Jenseits verdankt ihnen seine Ausführung und Begründung. Diese Lehren, die ihren Weg aus Thracien über Griechenland nach Unteritalien und Sicilien fanden, wurden hier mit denen der pythagoreischen Gemeinden verschmolzen und gewannen in ihrer nunmehrigen Gestalt, die sich durch Jahrhunderte unverändert erhielt, die größte Verbreitung in der ganzen griechischen Welt. Das wichtigste unter den orphisch-pythagoreischen Dogmen war die Lehre von der Seelenwanderung, dem Kreislauf immer neuer Geburten, den die Seele durchmessen muß, um die Buße für ihren Sündenfall in das Körperliche zu vollenden und wieder göttlich zu werden wie einst. Hier galt also nicht der Tod als der Sünde Sold, sondern das Leben. Nach dem irdischen Leben erwartet die Seele im Hades ein Gericht, und nach dessen Ausspruch die Frommen ein seliges Dasein in Gemeinschaft

mit den Göttern der Tiefe, die Frevler Strafen im Tartarus, die „in der Absicht, zu schrecken, zu bekehren, zu erwecken", in den eschatologischen Dichtungen der Orphiker ins Fürchterliche ausgemalt waren. Plato hat sich sowohl die Lehre von der Seelenwanderung wie von den Strafen der Seelen angeeignet, die theils als läuternde (namentlich durch Feuer, eine Lehre die auch Origenes sich aneignete, und die Gregor der Erste zum Dogma erhob) gedacht waren, theils als ewige, und er hat großen Werth darauf gelegt, sie mit allem Nachdruck zu verkünden.

Auch Virgil hat die Hauptzüge seines Gemäldes der Unterwelt, namentlich in der Schilderung des Elysiums, des Tartarus und des Lethethals (wo die Seelen, die in neue Leiber eintreten sollen, vorher Vergessenheit des Frühern trinken) einer orphischen Dichtung entnommen. Ebenso hat Plutarch in seiner Schilderung des Jenseits aus der orphischen Litteratur geschöpft; nach Platos Vorgange giebt er sie als Vision eines wieder zum Leben erwachten Todten, dessen Seele die Erinnerung an die während der Trennung vom Körper empfangenen Eindrücke bewahrt hat. Der Ort der Seligen gleicht einer bacchischen, reich mit Grün und Blumen aller Art geschmückten Grotte, die einen sanften, die Seelen wie Wein berauschenden Duft aushaucht und ganz von bacchischer Lust, Lachen, Scherz und Gesang erfüllt ist. Am Ort der Qual sind die Strafen für die Verschuldungen dreifach abgestuft. Am gelindesten sind sie für Jene, die schon auf Erden gebüßt haben. Wer aber aus diesem Leben ungestraft und ungeläutert kommt, wird so lange gepeinigt, bis jede Leidenschaft aus ihm durch Schmerzen und Qualen getilgt ist, die an Heftigkeit und Stärke die fleischlichen so weit übertreffen, wie die Wirklichkeit den Traum an Deutlichkeit. Narben und Striemen bleiben von den Leidenschaften bei den Einen längere, bei den Andern kürzere Zeit zurück, daher die Farben der Seelen bunt und mannigfach sind: die blutrothe Farbe verräth Grausamkeit, die bläuliche, daß hier die Wollust ausgerottet ist u. s. w. Die Farbe zeigt das Ende der Läuterung und Bestrafung an, nach ihrem Verschwinden erscheinen die geläuterten Seelen durchaus gleichfarbig und glänzend. An dem Orte der schwersten Strafen ertönt Jammergeheul der Seelen, die dort die gräßlichsten Martern leiden. Der Erzähler sieht die Seele seines Vaters voll von Malen und Narben aus einem Schlunde hervorkommen und die Hände nach ihm ausstrecken, während sie von ihren Peinigern zu neuen Büßungen (für einen im Leben unentdeckt gebliebenen Giftmord) geschleppt wird. Er sieht Seelen, die gleich einem Knäuel von Schlangen um einander geschlungen, sich gegenseitig fressen. Dort sind ferner drei Seen, von siedendem Golde, von kaltem Blei und von rauhem Eisen; Dämonen, die Schmieden gleichen, tauchen mit Werkzeugen die Seelen der Habsüchtigen darin unter und ziehen sie wieder heraus. Nachdem sie in dem Goldsee glühend und durchsichtig geworden, erstarren sie in dem Bleisee zu der Härte von Hagelkörnern, dann werden sie in dem Eisensee schwarz und spröde, so daß sie durch Zerbrechung und Zerreibung neue Gestalten annehmen, hierauf kommen sie aufs neue in den Goldsee und leiden bei diesen Veränderungen unsägliche Qualen. Manche,

die schon von Strafe befreit zu sein glaubten, werden auf die Klagen und Vorwürfe der Seelen ihrer Nachkommen, die im Leben für ihre Verbrechen hatten büßen müssen, zu neuen Martern geschleppt. Zuletzt sieht er die Seelen Derer, die behufs einer zweiten Geburt in Thierleibern, von ihren Peinigern mit Werkzeugen aufs gewaltsamste umgestaltet werden. Unter ihnen ist auch die Seele des Nero, die außer andern Qualen mit glühenden Nägeln durchschlagen ist. Sie sollte in einem Vipernleibe leben, aber auf das Gebot einer Stimme, die plötzlich aus einem gewaltigen Lichte erscholl, ward ihr der Leib eines zahmen Thieres zum Aufenthalt angewiesen, das singend an Sümpfen und Seen lebt (etwa eine Unke); „denn die Götter seien dem Nero auch eine Belohnung schuldig, da er die Hellenen, das beste und gottgeliebteste Volk unter seinen Unterthanen, in Freiheit gesetzt habe".

Auch in den Grabschriften fehlt es nicht an Spuren einer weiten Verbreitung der orphischen Doctrin. Dazu gehört die an den Unterweltsgott Aidoneus oder Osiris, den ägyptischen Herrn der Seele, gerichtete Bitte, dem Todten das kalte Wasser zu gewähren, womit ein Wasser des Lebens gemeint ist. Wie die in Gräbern von Thurii und Petelia (etwa aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.) und zu Eleutherä auf Kreta (etwa aus dem 2. Jahrhundert nach Chr.) gefundenen Goldblättchen zeigen (die die Todten in der Hand gehalten zu haben scheinen), wurden die Formeln, die der Geweihte bei seinem Eintritt in den Hades kennen mußte, um des Wassers des Lebens theilhaft zu werden, ihm immer mit ins Grab gegeben, viele Jahrhunderte lang in gleicher Weise. Auch die Christen behielten jene Vorstellung bei, obwol bald nicht mehr in der ursprünglichen Bedeutung. „Kühlung" (refrigerium) ist bei ihnen eine für den Zustand der Seligen nach dem Tode typische Bezeichnung, und die Bitte um diese Kühlung wird nicht bloß an Christus, sondern auch an Märtyrer gerichtet.

Auch die Vorstellung von einer Erhebung der Seele in den Aether, zu den Gestirnen, in die Nähe der Götter, die „sowol in religiösen Ahnungen, als in philosophischen Speculationen" wurzelte, war mit den orphisch-pythagoreischen Lehren vereinbar. Sie scheint die Vorstellung von einem unterirdischen Ort der Frommen je länger je mehr zurückgedrängt, und unter dem Einfluß stoischer Anschauungen in der spätern Zeit die größte Verbreitung gefunden zu haben. Statius läßt es unentschieden, ob die Seele seines Vaters sich zur Höhe emporgeschwungen habe und in den lichten Regionen weilend die Bahnen der Gestirne verfolge, oder auf den lethäischen Gefilden bei den Heroen der Vorzeit und den seligen Manen wohne. Doch in einigen Grabschriften wird die letztere Vorstellung ausdrücklich zurückgewiesen: nicht in der Unterwelt und bei den Manen sei die Seele des Verstorbenen, sondern sie habe sich zu den Gestirnen erhoben. In diesem Sinne sagt auch der jüngere Plinius von dem verstorbenen Vater Trajans: seine Wohnung sei entweder auf den Sternen oder doch in ihrer Nähe, von dort schaue er auf seinen Sohn herab und freue sich seines Ruhmes und seiner Herrlichkeit.

Doch unter den Gebildeten der römischen Welt in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten war wahrscheinlich die Zahl Derer am größten, die von den mystischen Lehren religiöser Secten eben so wenig berührt waren als von denen der verschiedenen Philosophenschulen, oder doch keinem philosophischen Systeme ganz und gar anhingen, sondern nach individuellem Bedürfniß ihre Weltansicht durch Wahl aus verschiedenen Systemen bildeten, theils von der Philosophie überhaupt nur mittelbar und in geringem Maße beeinflußt waren. Ein großer Theil von diesen wird theils das Bedürfniß nicht empfunden, theils darauf Verzicht geleistet haben, über die Unsterblichkeit zu einer festen Ueberzeugung zu kommen. Die so ganz entgegengesetzten Resultate, zu denen die verschiedenen philosophischen Richtungen gelangt waren, die Bestreitung der von den angesehensten Lehrern aufgestellten Sätze durch andre nicht minder angesehene, mußte namentlich skeptische Geister zu der Ansicht führen, daß die wissenschaftliche Erforschung dieses Gegenstandes zu den Aufgaben gehöre, welche die menschliche Kraft übersteigen: eine Ansicht, bei der auch ein Sokrates stehn geblieben war, wenn gleich seine Natur ihn zum Glauben an die Fortdauer hinzog. Es ist sehr natürlich, daß namentlich den Forschern, die den Körper zum Gegenstand ihrer Untersuchung machten, die schwersten Zweifel an der Unkörperlichkeit der Seele aufstiegen. Der Arzt Galenus, obgleich nichts weniger als ein Materialist und ein entschiedener Gegner Epikurs, fand doch die Platonische Vorstellung von der Immaterialität der Seele sehr bedenklich; denn wodurch sollten sich, fragt er, unkörperliche Substanzen von einander unterscheiden, wie kann ein unkörperliches Wesen über den Körper verbreitet sein, wie kann ein solches vom Körper so afficirt werden, wie dies bei der Seele im Wahnsinn, in der Trunkenheit und in ähnlichen Zuständen der Fall ist? „Er getraut sich nicht diesen Punkt zu entscheiden, und ebenso wenig beabsichtigt er die Unsterblichkeit zu behaupten oder zu, leugnen."

Doch auch Quintilian rechnet die Frage, ob die vom Leibe gelöste Seele unsterblich sei oder wenigstens eine gewisse Zeit fortdaure, unter die unentschiedenen, und ebenso wenig war Tacitus hierüber zu einer festen Ueberzeugung gekommen, als er im reifen Mannesalter das Leben des Agricola schrieb. Er schließt es mit dem Wunsche, daß der Verstorbene sanft ruhen möge, „wenn es eine Stätte für die Geister der Frommen giebt, wenn, wie die Weisen annehmen, große Seelen nicht mit dem Körper erlöschen" — dies letztere im Hinblick auf die Lehre des Chrysippus, daß nur die Seelen der Weisen bis zum Weltbrande fortdauern. Und selbst Cicero, für den der Unsterblichkeitsglaube so hohen Werth hatte, fand es doch nicht überflüssig, die Todesfurcht auch für den Fall zu beschwichtigen, daß die Seele im Tode untergehe.

Aber wenn auch Cicero den Zweifel als berechtigt anerkannte, so hielt er doch am Unsterblichkeitsglauben fest, und seine Gründe dürfen wir gerade darum als die Gründe der Mehrzahl der Gläubigen unter den Gebildeten voraussetzen, weil sie nicht sowol auf Dogmen oder wissenschaftlichen Beweisen, als vielmehr auf den Instinkten, Bedürf-

nissen und Empfindungen beruhen, die theils der menschlichen Natur überhaupt eigen sind, theils sich durch die besonderen Einflüsse der römischen Cultur entwickelt hatten. Denn obwol Cicero den Platonischen Beweis der Unsterblichkeit ausführlich mittheilt, sagt er doch wie bemerkt ausdrücklich, daß für ihn die Ueberzeugung eines Plato auch ohne Gründe bestimmend sei, und er führt diesen Beweis allem Anschein nach mehr zur Befriedigung der Ansprüche Anderer als seiner eigenen an. Sein Glaube, wie der aller verwandten Naturen beruhte vor Allem auf einem hohen Begriff von der Größe und Würde des Menschengeistes, auf der Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Kräften und Leistungen. Der Geist, der Sprache und Schrift erfunden, den Menschen zum Menschen gesellt, die Bahnen der Gestirne gemessen, die ganze Cultur, die Künste, Poesie und Philosophie geschaffen hatte, konnte nach seiner Ueberzeugung unmöglich irdischer und vergänglicher Natur sein. Seine Kraft, seine Weisheit, seine Erfindung, seine Erinnerung erschien ihm göttlich; sein Ursprung konnte nicht auf Erden sein, er mußte vom Himmel stammen und darum ewig sein. Diese Ueberzeugung bestätigte ihm die Uebereinstimmung aller Völker, die hier ebenso vollständig war als im Glauben an Gottheiten, ferner der Glaube der größten Geister seiner eignen Nation und die Anerkennung der Unsterblichkeit in dem seit so vielen Jahrhunderten unverändert festgehaltenen religiösen Cultus der Todten. Auch in der Sorge der Menschen für die Zeit nach ihrem Tode, der Aufopferung der Besten für die Nachwelt, in dem so allgemeinen und natürlichen Streben nach Anerkennung bei spätern Geschlechtern und Nachruhm glaubte er einen Beweis für die Fortdauer zu finden: überall und zu allen Zeiten hätten gerade die an Geist und Charakter hervorragendsten Menschen so gehandelt, wie man eigentlich nur in der Aussicht auf eine Fortdauer handeln könne; in dem Glauben aber der Edelsten und Besten dürfe man eine Erkenntniß des Wahren erblicken. Und einen fast poetischen Ausdruck hat Cicero seinem Glauben an persönliche Fortdauer in dem „Traum des Scipio" gegeben, in dem die Seligkeit der großen Todten der Vorzeit in höhern Sphären geschildert wird, die aus dem Kerker des Leibes zum wahren ewigen Leben emporgehoben sind.

Aber freilich blieben alle Jenseitshoffnungen, die nicht auf religiöse Ueberzeugungen gegründet waren, sehr schwankende, wie dies namentlich Senecas Beispiel zeigt, der sich doch zu dem eine Fortdauer lehrenden Stoicismus bekannte und überdies in hohem Grade zu platonischen Anschauungen neigte. Es gab eine Zeit in seinem Leben, wo ihm eine Fortdauer ebenso wenig denkbar und ebenso wenig wünschenswerth erschien, wie dem von ihm stets hochgeschätzten Epicur. In einer seiner Tragödien heißt es:

Weß Fuß
Berührt die Fluthen des Todtenstroms, der ist
Nirgend mehr fortan. Gleich wie vom Feuer der Rauch
Kaum aufgestiegen, trüb in die Luft verschwimmt,
Wie Wetterwolken, kaum erst erschaut von uns,
Auch schon zertheilt des stürmischen Nords Gewalt,

So wird der Hauch, der jetzt uns belebt, entfliehn.
Nach dem Tod kommt nichts mehr, selber der Tod ist nichts,
Dem flüchtigen Laufe winkt er als letztes Ziel.
Nicht hofft, ihr Gierigen, Furchtsame bebt nicht mehr!
Du fragst, wo nach dem Tode du weilen wirst?
Dort wo das Nichtgeborne ist.
Die Zeit verschlingt, die gier'ge, das Chaos uns,
Auf jeglichen Leib hat einmal der Tod ein Recht
Und schont auch der Seelen nicht. Tänaron und das Reich
Des finstern Königs, und der die Schwelle wahrt
Als Hüter, Cerberus, dem man fürchtend naht,
Sind leeres Gerede, nichtige Worte nur,
Ein Spuk, der uns ängstigt wie ein Fiebertraum.

Wenn auch Seneca an dieser unbedingten Leugnung der Fortdauer vielleicht nicht lange festgehalten hat, so ist er doch zu einem festen, alle Zweifel ausschließenden Unsterblichkeitsglauben niemals gelangt. An seinen Freund, den Epicureer Lucilius schreibt er einmal, dessen letzter Brief habe ihn aus einem angenehmen Traum erweckt. Er sei im Begriff gewesen, sich dem tröstlichen Glauben an die Ewigkeit der Seelen hinzugeben, und sich die Meinungen großer Männer anzueignen, die ja freilich mehr verheißen als beweisen: beim Empfange von Lucilius' Brief sei er erwacht, und der hübsche Traum war dahin, doch er wolle ihn zurückgewinnen. In der That schließt er seinen Brief mit einem Ausblick auf das längere und bessere Leben, zu dem das irdische nur ein Vorspiel sei. Dann werden sich uns die Geheimnisse der Natur enthüllen, der Himmel, den die an den Leib gefesselte Seele nur von fern ertragen kann, von allen Seiten mit gleichem Glanze leuchten, es wird keinen Wechsel von Tag und Nacht mehr geben, und wir werden erkennen, daß wir in der Finsterniß gelebt haben, so lange das göttliche Licht nur durch die so äußerst engen Wege der Augen zu uns drang. Vergleicht man diesen Schluß mit dem Anfang des Briefes, so kann man kaum zweifeln, daß die Zuversicht, die er hier zur Schau trägt, eine künstlich eingeredete war. In der That erklärt er es in seinen spätesten Schriften oft genug als zweifelhaft, ob es ein anderes Leben gebe, ob die Seele fortdauere, ob der Tod nur ein Uebergang sei oder das Ende. Ueber sein Wesen und seine Wirkung würden wir Gewißheit nur dann erhalten, wenn ein Gestorbener wieder auferstände. Aber Seneca wußte von keinem Auferstandenen.

Eine Gewißheit der Fortdauer konnte die philosophische Speculation nur in Verbindung mit religiösem Glauben, wie im Platonismus und Pythagoreismus geben. Gewiß war auch unter den Gebildeten die Zahl Derer nicht gering, die auf eine philosophische Begründung ihrer Jenseitshoffnungen ganz verzichteten, und Trost und Beruhigung über das andere Leben in der Religion allein suchten und fanden. Am vollkommensten wurde dies Verlangen durch die sehr zahlreichen Geheimculte befriedigt. Aus den orphisch-dionysischen Mysterien, die in der ganzen griechischen Welt ungemein verbreitet waren und namentlich im 2. Jahrhundert n. Chr. blühten, schöpften Unzählige, wie Plutarchs Gattin Timoxena, ihren festen Unsterblichkeitsglauben. Doch behaupteten unter

den griechischen Mysterien die eleusinischen das Ansehn des heiligsten Gnadenfestes, und der Zudrang zu der dortigen Feier der heiligen Nacht ist vielleicht in den letzten Zeiten des Alterthums am größten gewesen. Im ganzen römischen Reich gewannen ausländische (thracische, phrygische, ägyptische, syrische, persische) Geheimculte durch den Reiz des fremdartig Geheimnisvollen eine immer größere Anziehungskraft: wol alle verhießen ihren Gläubigen selige Unsterblichkeit. „Wiedergeborene", „auf ewig Wiedergeborene" heißen die Eingeweihten des Isis- und des Mithrasdienstes: der Kern des letzteren war vielleicht der altpersische Glaube an eine Auferstehung der Todten.

Zu den Zeugnissen des Unsterblichkeitsglaubens und der Hoffnung auf ein höheres Dasein gehören auch zahlreiche bildliche Darstellungen auf Graburnen und -altären, Sarkophagen und sonstigen Grabdenkmälern, von denen die mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten vorzugsweise doch nur von Wohlhabenden, also in der Regel höher Gebildeten benutzt werden konnten. Nicht immer freilich ist die Sprache dieser Bildwerke verständlich; die damalige künstlerische Production, die ja überhaupt die neuen Kunstbedürfnisse aus dem unermeßlichen Vorrath der vorhandenen Schöpfungen zu befriedigen suchte, hat auch hier vielfach ältere Darstellungen in einem neuen Sinne verwendet. Zu diesen gehört auch die große Masse der figurenreichen mythologischen Scenen, mit denen die Vorderseiten der Sarkophage geschmückt sind: ihrer Arbeit nach rühren sie in überwiegender Mehrzahl aus der Zeit vom 2. bis 4. Jahrhundert her, und sind vielfach, vielleicht in der Regel, nicht auf Bestellung geliefert, sondern zur Auswahl für Käufer gearbeitet, also so wie sie der großen Mehrzahl zusagten und gewöhnlich verlangt wurden. Wenn nun hier die Beziehung der dargestellten Mythen auf Tod, Unsterblichkeit und Jenseits oft nicht mit Sicherheit nachweisbar, und vielleicht in der That zuweilen nichts Anderes bezweckt worden ist als eine gefällige und bedeutende Ausfüllung des Raumes durch allgemein beliebte Darstellungen, so ist doch bei einem großen Theile der Gegenstände der Sinn, in welchem sie zur Verzierung dieser Steinsärge gewählt sind, nicht zweifelhaft. Die Gestalten des Mythus sind hier gleichsam poetische Typen zum symbolischen Ausdruck abstracter Ideen: und auch hier herrscht noch jene Tendenz der griechischen Kunst und Poesie, das Menschendasein durch Erhebung in ideale Gebiete zu verklären. Nur selten kommt (wie in der Prometheusfabel) die Vereinigung und Trennung von Seele und Körper geradezu zur Darstellung; gewöhnlich wird der Uebergang in ein anderes Leben und dessen Seligkeit oder Unseligkeit durch die Schicksale der Götter und Heroen versinnbildlicht. Besonders gern wurde die Entführung der Proserpina ins Schattenreich und ihre Wiederkehr zur Welt des Lichts zum Schmuck von Sarkophagen gewählt, desgleichen der Tod des Adonis, dem ja ebenfalls eine Auferstehung folgt; vielleicht ist auch die Entführung der Töchter des Leucippus durch die Dioscuren zu einem höhern Dasein in ähnlichem Sinne zu verstehn. Die Geschichten von Admet und Alceste, von Protesilaus und Laodamia deuten die Hoffnung auf ein Wiedersehn nach dem Tode, die Fortdauer

der Gattenliebe im Jenseits an. Hercules, der durch unabläſſiges Ringen ſich von den Gebrechen der Sterblichkeit befreiende und auch über die Mächte der Unterwelt ſiegreiche Held, erſcheint in ſeinen Kämpfen und Arbeiten als der eigentliche Ueberwinder des Todes. Achill auf Skyros, der ein kurzes glückliches Leben einem langen thatenloſen vorzog, und für dieſe Wahl mit der Verſetzung ins Elyſium belohnt wurde, ſoll wie es ſcheint den Lohn verbürgen, der die Tugend erwartet, die Geſchichte des Aktäon, des Marſyas, der Klytämneſtra, der Gigantenkampf vielleicht die Strafen, die den Frevler treffen werden. Auf die Freuden der Seligen deuten die mit beſonderer Vorliebe dargeſtellten frohen Vereinigungen, Tänze und Feſte des Schwarms, der das Gefolge des Bacchus bildet, jenes bunte Gewühl der Bacchanten, Mänaden, Satyrn, Pane und Centauren, deſſen Fülle nach Goethe auf Sarkophagen und Urnen den Tod überwältigt: „die Aſche da drinnen ſcheint im ſtillen Bezirk noch ſich des Lebens zu freun“. Der Gott ſelbſt verbürgte ja durch ſeine Wiedergeburt aus dem Tode nach orphiſcher Lehre den Eingeweihten ſeiner Myſterien die Unſterblichkeit; die von ihm zum Himmel erhobene Ariadne erſchien als ein Vorbild der aus der Endlichkeit befreiten und in eine höhere Welt entrückten Seele. Den Zuſtand der Seligen ſcheinen auch die Züge und Chöre der auf den Wellen des Oceans ſich wiegenden Nereiden und Meergötter, die Spiele von Liebesgöttern zu bedeuten. Zu beiden Seiten der Via Latina ſind bei Rom 1857 und 1858 zwei einander gegenüberliegende, ſtattliche, zweiſtöckige Grabgebäude entdeckt worden, die der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. angehören. Die Gewölbedecke des Hauptgemachs im Unterſtocke des einen, das drei Sarkophage enthielt, iſt reich mit Stuckreliefs verziert: ein Medaillon in der Mitte ſtellt die Seele des Verſtorbenen als verhüllte Geſtalt von einem Greifen getragen vor, umgeben von 24 Medaillons mit Bacchanten, Nereiden und Liebesgöttern in kleinen viereckigen Feldern. In einem bei Philippi gefundenen lateiniſchen Gedicht auf den Tod eines Knaben, heißt es, daß ihn nun die dem Bacchus geweihten Frauen aufnehmen würden zum Genoſſen als Satyrn auf blumiger Wieſe, oder die Nymphen in ihren von Fackeln geführten Reigen.

Wenn es nun dahin geſtellt bleiben muß, ob ſelbſt in der kleinen Minorität der Gebildeten der Unſterblichkeitsglaube mehr Gegner als Bekenner zählte, ſo kann es keine Frage ſein, daß in den Maſſen zu allen Zeiten eine ungeheure Mehrzahl die ſeit der Urzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzten Vorſtellungen von der Fortdauer der Seelen im Jenſeits, ungeachtet aller im Laufe der Zeit eingetretenen Modificationen, im Weſentlichen feſthielt. Der Glaube an die eigne Fortdauer gehört zu den ſtärkſten und verbreitetſten Inſtincten und Bedürfniſſen der menſchlichen Seele, was ja auch das Studium der Naturvölker ſo wie der älteſten Culturvölker im Allgemeinen beſtätigt, wenn gleich es an Ausnahmen nicht fehlt; er reicht namentlich bei den indogermaniſchen Nationen weit über die Anfänge aller Ueberlieferung hinaus. Der Unſterblichkeitsglaube iſt der menſchlichen Natur ebenſo

gemäß als der Glaube an das Walten höherer Wesen; er entspringt aus dem Schauder vor der Vernichtung, der Selbsterhaltungstrieb greift hier instinctmäßig über den Tod hinaus. Der zum Bewußtsein erwachte Mensch sucht im Jenseits die Lösung für die Räthsel des Lebens, den Trost für seine Leiden und Täuschungen, „am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf". Der Reflexion, die zum Zweifel und zur Leugnung führt, kann immer nur eine Minderheit fähig sein. Die Sehnsucht nach dem Nichtsein, die in Asien seit so vielen Jahrhunderten Millionen erfüllt, entspringt aus der Angst, nicht vor der Fortdauer an sich, sondern vor der Qual endloser Wiedergeburten.

Allerdings sind nun materialistische Strömungen wie zu allen Zeiten so auch im spätern griechisch-römischen Alterthum hier und da in die Massen gedrungen: daß sie aber dort jemals sich verbreitet, dem positiven Glauben erheblichen Abbruch gethan haben, läßt weder die Analogie ähnlicher Erfahrungen in neuern Zeiten annehmen, noch spricht dafür die wie gesagt verhältnißmäßig geringe Zahl materialistischer oder Zweifel ausdrückender Grabschriften von Personen der untern Klassen. Auch äußern diesen gegenüber andre ein festes Vertrauen auf eine Fortdauer und ein Wiedersehn nach dem Tode, wie z. B. jene Inschrift auf dem gemeinsamen Grabmal eines Ehepaars, von welchem die Frau zuerst gestorben war: „Ich erwarte meinen Mann." Namentlich aber bestätigen zahlreiche unzweifelhafte Zeugnisse, daß der Volksglaube im Großen und Ganzen, soweit die römisch-griechische Cultur reichte, noch immer durch die uralten römischen und griechischen Vorstellungen vom Jenseits bestimmt wurde, die sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verschmolzen hatten.

Zwar haben römische Autoren zu verschiedenen Zeiten versichert, daß an die alten volksthümlichen Fabeln von der Unterwelt Niemand glaube. Kein altes Weib sei so schwachsinnig, sagt Cicero, daß es die „acherontischen tiefen Regionen des Orcus, das bleiche von Finsterniß umhüllte Reich des Todes" fürchte. Niemand, sagt Seneca, ist so kindisch, daß er sich vor dem Cerberus und der Finsterniß und den Gespenstergestalten der Todtengerippe fürchtet. Daß es Manen gibt, sagt Juvenal, und unterirdische Reiche, einen Cocytus und schwarze Frösche im stygischen Schlunde, und daß so viele Tausende in einem Nachen über das Wasser setzen, das glauben selbst von den Kindern nur die kleinsten, die noch kein Eintrittsgeld in den Bädern zahlen. Allerdings ist nun wahr, daß die griechischen Vorstellungen, von denen hier hauptsächlich die Rede ist, in Italien und den westlichen Ländern überhaupt weniger verbreitet waren, obwol doch auch dort ihre durch die in der Schule allgemein gelesenen Dichter, durch die Theater, durch die bildende Kunst unaufhörlich und tausendfach geförderte Verbreitung keine geringe gewesen sein kann, und von den angeführten Autoren unzweifelhaft unterschätzt ward. Konnte doch Lucrez sagen, daß die Furcht vor dem Acheron das menschliche Leben von seinen innersten Tiefen aus aufregt, auf Alles den schwarzen Schatten des Todes wirft und keine Freude ungetrübt läßt; allerdings mögen ihm bei seiner Ausmalung der allgemein ge-

fürchteten Qualen und „ewigen Strafen" im Tartarus auch orphische Unterweltsbeschreibungen vorgeschwebt haben. Die Fortdauer des römischen Volksglaubens an die Manen zu leugnen, konnte Juvenal im Ernste kaum einfallen, und er hat wol nur die grobsinnlichen Vorstellungen von ihnen als gänzlich aufgegeben bezeichnen wollen, auch dies freilich sehr mit Unrecht: wie denn Aufgeklärte stets nur zu leicht geneigt sind, die in ihren Kreisen herrschenden Ansichten als die vernünftiger Weise einzig möglichen und folglich allgemeinen vorauszusetzen. Am wenigsten konnte Juvenal aber den Unsterblichkeitsglauben überhaupt leugnen wollen. Daß er von den Ansichten seiner gebildeten Zeitgenossen mindestens soviel wissen mußte, als wir, wird wol Niemand in Abrede stellen.

Aber wenigstens von einer der von Juvenal verspotteten griechischen Fabeln wissen wir, daß der Glaube an sie ein sehr verbreiteter war, und zwar auch in den westlichen Ländern: es ist die Fabel von dem „grausen Fergen des Kahns auf dem kothigen Schlunde" wie Juvenal selbst ihn ein anderes Mal nennt, dem der Todte seinen Heller als Fährgeld mit dem Munde reichen muß. Daß das Volk in den griechischen Ländern allgemein an die Wirklichkeit des Todtenfährmanns glaube, bezeugt ausdrücklich Lucian: „In dieser Vorstellung ist die große Menge so sehr befangen, daß wenn einer ihrer Angehörigen stirbt, sie ihm zuerst einen Obol in den Mund stecken, der für den Fährmann als Bezahlung für die Ueberfahrt bestimmt ist, ohne zu prüfen welche Münze in der Unterwelt gangbar ist u. s. w." Noch heute findet sich diese Sitte in Griechenland, und auch Charon lebt, wenn gleich in veränderter Gestalt im Glauben und in den Liedern des Volkes fort als Charontas oder Charos, ein Gott des Todes und der Unterwelt überhaupt, der in den verschiedensten Gestalten erscheint als Schütze, als Schnitter, als ungeheurer gespenstiger Reiter die Schaaren der Verstorbenen entführend, als Adler auf seine Opfer niederstoßend u. s. w., doch hier und da auch noch immer als Todtenfährmann. Wie allgemein verbreitet, wie tief gewurzelt mußte ein Glaube sein, dessen Lebenskraft sich als eine so unzerstörbare erweist, obwol seit anderthalb Jahrtausenden ihm scheinbar alle Bedingungen der Fortdauer entzogen sind. Ursprünglich ist übrigens allem Anschein nach das dem Todten mitgegebene Geldstück ein Symbol des Abkaufens der ihm unverkürzt mitzugebenden Gesammthabe gewesen. Diese offenbar alte Sitte, die sich mit der merkwürdigsten Zähigkeit in vielen Gegenden des römischen Reichs bis in späte Zeit, ja durch das Mittelalter und bis in unsre Zeiten erhalten hat, brachte man mit der Vorstellung des Todtenfährmanns in Verbindung, und diese Erklärung ist dann ebenfalls zum Volksglauben geworden.

Wenn hiernach also wol kein Zweifel sein kann, daß etwas, was nach Juvenal nur kleine Kinder glaubten, in der That von Tausenden und aber Tausenden im ganzen römischen Reiche geglaubt wurde, so werden wir ebenso wenig an der Fortdauer und Verbreitung der übrigen volksthümlichen Vorstellungen von der Unterwelt zweifeln dürfen. Den

Versicherungen des Gegentheils bei Cicero, Seneca und Juvenal steht die ebenso bestimmte Versicherung Lucians gegenüber. Er sagt, daß die große Menge der gemeinen Leute sich das Jenseits ganz so vorstelle wie es die Dichter schilderten: ein ungeheures, finstres von Pluto und Proserpina beherrschtes Todtenreich mit dem Cocytus und Pyriphlegethon, dem Acherusischen See, dem diamantnen Thor, das Aeakos mit dem Cerberus bewacht, der Asphodeloswiese mit dem Letheström, den Todtenrichtern, welche die Guten ins Elysium senden, die Schlechten den Furien zu Martern aller Art überliefern, während die große Zahl Derer, die weder gut noch böse waren, als Schatten auf der Asphodeloswiese umherirren und sich von den Grabspenden und Todtenopfern nähren. Plutarch sagt, daß Diejenigen, die sich vor den Bissen des Cerberus und dem Faß der Danaiden fürchteten, sich durch Weihen und Reinigungen davor zu schützen suchten, durch welche sie die Gewähr zu erhalten glaubten, im Hades an einem hellen Ort in reiner Luft unter Scherz und Tanz fortzuleben. Er meinte allerdings, daß es „nicht sehr Viele" waren, die diese „Ammenmärchen" glaubten; natürlich war seine Schätzung ebenso subjectiv und ebenso durch zufällige Eindrücke bestimmt, wie die Lucians, dem die Menge der Glaubenden sehr groß erschien, und hierin sind die Angaben Beider gleich unzuverlässig. Schwerlich kann man aber bei der großen Menge geläutertere Ansichten vom Leben nach dem Tode voraussetzen als bei einem Manne wie Aristides: der doch auch geglaubt zu haben scheint, daß die in die Eleusinischen Mysterien nicht Eingeweihten in der Unterwelt in Schlamm und Finsterniß liegen würden. In seiner Schrift „Vom Aberglauben" zählt Plutarch die Vorstellungen von tiefen Pforten des Hades, von Feuerströmen und jähen Abstürzen der Styx, von einer Finsterniß voll von Gespenstern, wo Schreckgestalten erscheinen und klägliche Laute sich hören lassen, von Richtern und Henkern, von Schlünden und Abgründen, die von tausend Qualen erfüllt sind — alle solche Vorstellungen zählt er zu den Ausgeburten des Aberglaubens: daß er diesen aber selbst für ein weitverbreitetes Uebel hielt, geht wie gesagt aus dem Eifer hervor, mit dem er ihn bekämpft.

Daß nun von den griechischen Vorstellungen gar Manches, wo nicht das Meiste, auch in den Volksglauben des Westens übergegangen ist, darf man, wie gesagt, namentlich mit Rücksicht auf die Wirkung, welche die römischen Dichter durch die Schule übten, voraussetzen; seit Ennius waren ausführliche Beschreibungen der Unterwelt ein Lieblingsgegenstand der Epiker (vielleicht auch der Tragiker) gewesen, und vor Allem wird die so ausführliche Schilderung Virgils mittelbar und unmittelbar die Vorstellungen von Unzähligen beeinflußt haben.

Es bedarf nicht erst der Zeugnisse, daß die Vorstellungen einer mehr oder minder materiellen Existenz der Abgeschiedenen, welche die alten, seit undenklichen Zeiten fort und fort überlieferten Fabeln voraussetzen, in den Massen ebenso verbreitet waren als jene Fabeln selbst. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen konnte damals noch weniger als jetzt der Abstraction fähig sein, welche die Vorstellung einer rein geistigen

Existenz erfordert. Bei jedem Versuch zu einem Bilde des unbekannten Lebens mußte und muß die sich selbst überlassene Phantasie, unwillkürlich und unbewußt, mit den Farben und Formen arbeiten, die sie dem bekannten Leben entlehnt, und ihre zartesten und duftigsten Bilder sind ebenso wenig unkörperlich als ihre rohesten und gröbsten. Daß diese letzteren die einzigen waren, welche die große Menge fassen und festhalten konnte, liegt in der Natur der Sache. Um so weniger dürfen wir an der Versicherung Lucians zweifeln, der Glaube Vieler sei, daß die Todten sich von den Spenden, Opfern und Mahlen wirklich nährten, welche die Ueberlebenden ihnen darbrachten; daß Viele Geräthe, Kleider, Schmuck in der Meinung mit sich verbrennen oder vergraben ließen, daß sie im andern Leben dieser Dinge bedürfen oder davon Nutzen haben würden. In der That stammt ein großer Theil von Gegenständen des häuslichen Lebens, die unsre Museen bewahren, aus Gräbern, in welche man dem Krieger seine Waffen, dem Handwerker und Künstler sein Handwerkszeug, der Frau ihre Toilettengegenstände, dem Kinde sein Spielzeug mitgab. Der Redner Regulus ließ am Scheiterhaufen seines 14jährigen Sohns dessen zahlreiche Ponnygespanne und Reitponnys, große und kleine Hunde, Nachtigallen, Papageien und Amseln schlachten. Bei Lucian erzählt ein Mann, er habe seine Liebe zu seiner seligen Frau nicht bloß während ihres Lebens, sondern auch bei ihrem Tode bewiesen, indem er ihren ganzen Schmuck und ihre Kleider mit ihr verbrannt habe; doch erschien sie ihm am siebenten Tage, als er gerade Platos Phädon las, beschwerte sich, daß eine ihrer vergoldeten Sandalen nicht mitverbrannt war, und bezeichnete die Stelle, wo sie unter einem Kasten liege; hier wurde sie gefunden und ihrem Wunsche gemäß nachträglich verbrannt. Die den Todten mitzugebenden Gegenstände waren offenbar nicht selten testamentarisch genau bestimmt. Das Testament eines begüterten Römers in der Gegend des heutigen Langres (aus dem 1. Jahrhundert) verordnet (hier vielleicht nach altkeltischem Gebrauch), daß all sein Geräth zur Jagd und Vogelstellerei mit ihm verbrannt werden solle, als Lanzen, Schwerter, Messer, Netze, Schlingen, Leimruthen, Vogelleim, Jagdzelte u. s. w., Sänften und Tragsessel, ein aus Binsen geflochtener Nachen, seine sämmtlichen buntgewebten und gestickten Kleider und alle Sessel (?) aus Elenthiergeweihen. Dasselbe Testament verordnet die Anpflanzungen von Obstgärten bei dem Grabmal, die fort und fort durch drei Gärtner und deren Lehrlinge in Stand gehalten werden sollen: Gärten, Rebenpflanzungen und Parke wurden besonders gern bei Gräbern angelegt, „damit die abgeschiedenen Seelen sich an der schönen Natur erfreuen möchten". In einer Grabschrift von Cirta heißt es: auf meinem Hügel werden Bienen von den Blüthen des Thymians nippen, die Vögel werden in grünenden Grotten mir lieblich singen, der Lorbeer sproßt an meinem Hügel und goldne Trauben hängen an den Reben. Man darf glauben, daß von den noch erhaltenen, auf Ausschmückung und Cultus der Gräber bezüglichen, testamentarischen Verfügungen gar manche in dem Glauben an eine Theilnahme der Abgeschiedenen an den Freuden und Genüssen

dieser Welt erlassen worden sind, sehr häufig gewiß in dem Glauben an ein materielles Fortleben der Abgeschiedenen und zwar bei ihren Gräbern.

Die große Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens auch im spätern Alterthume bedarf nach allem bisher Gesagten keines Beweises mehr; sie ergibt sich aber auch schon allein aus einer bisher noch nicht berücksichtigten Thatsache: aus der großen Verbreitung des Glaubens an Geistererscheinungen, also an die Möglichkeit der Wiederkehr der Gestorbenen, überhaupt an einen innigen Zusammenhang der Geisterwelt mit der Welt der Lebenden, an ein stetes Eingreifen der ersteren in die letztere. Dieser Glaube war bei den Römern wie bei den Griechen uralt; über seine Entwicklung und die Formen, die er bei beiden Völkern annahm, sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Die Vorstellung, daß die guten Geister der Abgeschiedenen als Schutzgeister der Lebenden walten, taucht schon in der ältesten griechischen Poesie auf (Hesiod sagt: die Seelen der Menschen des goldnen Zeitalters seien nach dessen Ablauf gute Dämonen geworden, die als Wächter der sterblichen Menschen in Nebel gehüllt über die Erde wandeln, über Recht und Unrecht wachen und Reichthum geben); aber dann verschwindet sie wieder bis zu der Zeit, wo der spätere Platonismus sie mit seiner Dämonenlehre verschmolz. Der diesem Glauben entsprechende an die Geister der Bösen als spukende, „selber gequälte und Andre quälende" Larven und Lemuren läßt sich dagegen als allgemein und fest gewordener Volksglaube nur bei den Römern nachweisen. In andern Beziehungen stimmt der Geisterglaube beider Völker völlig überein. Namentlich heftete er sich hier wie dort an die Geister gewaltsam Umgekommener (deren unversöhnlicher Zorn auch Unschuldige verfolgt und verdirbt) und Unbegrabener. Wenn übrigens auch in den spätern Jahrhunderten der römische und griechische Geisterglaube durch hin und her übertragene Vorstellungen sich immer mehr ausgeglichen haben wird, so fehlt doch dem letztern der feste Anhalt, die bestimmte Form und Richtung, welches Alles dem ersteren der öffentliche Cultus gab. Die Vorstellung eines ununterbrochenen Wechselverkehrs zwischen Unter- und Oberwelt unterhielt und bestärkte im römischen Volksglauben namentlich die Eröffnung des mundus d. h. der tiefen Grube, die in jeder Stadt den Göttern und Geistern der Tiefe zugleich als Göttern der Saat geweiht war, an drei Tagen im Jahr (24. August, 5. October, 8. November), wo dann die Schaaren „der Schweigenden" ungehindert ein- und ausfahren konnten; sodann das Allerseelenfest am 21. Februar (Feralia) und in der vorausgehenden Woche (13.—20., Parentalia), dessen Vernachlässigung einst nach der Legende ein großes Sterben zur Folge gehabt hatte; endlich die Gebräuche, mit denen man in den drei Nächten der Lemurien (9., 11. und 13. Mai) die spukenden Geister beschwichtigte und versöhnte.

Daß nun Unsterblichkeits- und Geisterglaube nicht bloß in innigster Wechselbeziehung stand, sondern daß auch der erstere sich gern durch den

letztern stärkte und befestigte, ist ebenso selbstverständlich, wie daß Zweifler durch Erscheinungen überzeugt wurden, oder bereit waren, sich durch sie überzeugen zu lassen. Der Verfasser der Homilien des sogenannten Clemens Romanus erzählt, von Zweifeln über die Unsterblichkeit gequält, habe er sich eine unumstößliche Gewißheit durch das Erblicken einer abgeschiedenen Seele mit eigenen Augen verschaffen wollen: er gedachte nach Aegypten zu reisen und dort einen Zauberer zu einer Todtenbeschwörung zu bewegen; doch von einem Philosophen erinnert, daß dies ein nicht bloß gesetzlich verbotenes, sondern auch gottverhaßtes Thun sei, gab er seine Absicht auf. Ein Monument, das ein Ti. Claudius Panoptes und seine Frau Charmosyne ihren beiden gestorbenen Töchtern „nach einem Gesicht" errichteten, trägt die Inschrift: „Du der du dies liesest, und zweifelst, daß es Manen gibt, gehe mit uns eine Wette ein, und du wirst zur Einsicht gelangen". Aber auch in gebildeten Kreisen fiel Geisterglaube und Unsterblichkeitsglaube vielfach zusammen. Freilich spotteten dort nicht bloß Alle, die epicureische und materialistische Anschauungen hegten oder zu ihnen neigten, über den Nachtspuk der Lemuren (so gut wie über Träume, Wunder, Hexen und Zauberei) und behaupteten, daß nur Weiber, Kinder und delirierende Kranke Gespenster sähen, sondern auch ein großer Theil der Unsterblichkeitsgläubigen verhielt sich in Bezug auf Geistererscheinungen zweifelnd oder ablehnend, wie z. B. Seneca.

Ob dies aber auch selbst in den Kreisen der philosophisch Gebildeten (namentlich seit dem 2. Jahrhundert) die Mehrzahl war, steht dahin. Die von Lucian im „Lügenfreunde" geschilderte Gesellschaft des Eukrates, in der Niemand zweifelt, daß es „Dämonen und Gespenster giebt und daß die Seelen der Todten auf der Erde umherwandeln und erscheinen so Vielen sie wollen," besteht außer einem Arzte, aus einem Peripatetiker, einem Stoiker, einem Platoniker und einem heiligen Pythagoreer, und Eukrates selbst ist ein Mann, der sich gründlich mit Philosophie beschäftigt hat. Am festesten hielten am Geisterglauben die Neupythagoreer und pythagoraisirenden Platoniker, die in den Erscheinungen eine Bürgschaft für die Wahrheit nicht bloß ihres Unsterblichkeitsglaubens, sondern auch ihrer Dämonenlehre fanden. Der philosophierende Rhetor Maximus aus Tyrus, der ganz auf dem Boden eines bereits zum Neuplatonismus hinneigenden Platonismus steht, betrachtet wie alle Gleichgesinnten die Dämonen, zu denen auch die abgeschiedenen Seelen gehören, als das eigentliche Band zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Die zu Dämonen gewordenen Seelen, sagt er, sind betrübt über ihr vergangenes Leben, beseligt über ihr jetziges; betrübt aber auch über die verschwisterten Seelen, die noch auf der Erde weilen, und in Menschenliebe zu dem Wunsche gestimmt, sich ihnen zuzugesellen und sie aufzurichten, wenn sie gleiten. Und es ist ihr Auftrag von der Gottheit, die Erde zu besuchen und sich zu betheiligen an aller Menschengeburt, an allem Menschengeschick, Menschendenken und Menschenhandeln und den Guten zu helfen, den Unrecht Leidenden beizustehn, den Unrecht Thuenden aber die Strafe aufzuerlegen. Er erzählt ohne

den leisesten Zweifel, daß die Bewohner von Ilium den Hektor oft in Sprüngen mit blitzenden Waffen über das Gefilde eilen sähen, und daß Achilles auf der kleinen Insel im Schwarzen Meer vor der Donaumündung, wo er als verklärter Heros ein Heiligthum hatte, oft den Schiffern erschienen sei: einige sahen ihn in der Gestalt eines jugendlichen Mannes mit blondem Haar in goldener Rüstung einherspringen, andere hörten ihn einen Schlachtgesang singen, noch andere hörten und sahen ihn; einen, der auf der Insel eingeschlafen war, hatte Achill selbst aufgeweckt, in ein Zelt geführt und bewirthet; Patroklus schenkte ein, Achill spielte die Cither, auch Thetis und ein Chor von andern Dämonen war zugegen. Mit besonderer Vorliebe hat Apulejus die Dämonenlehre behandelt. Zu den Dämonen als Vermittlern zwischen der irdischen und der höhern Welt gehört auch die menschliche Seele, die Seelen der Guten und Gerechten walten nach dem Tode auf der Erde als Schutzgeister, die der Bösen sind zu stetem Umherspuken als Larven verdammt, „für gute Menschen eitle, für böse verderbliche Schreckbilder". In seiner Vertheidigungsrede wegen der ihm Schuld gegebenen Zauberei richtet er gegen seinen Ankläger (nach dessen falscher Angabe er sich der Figur eines Skeletts zu magischen Zwecken bedient haben sollte) folgende Verwünschung: „Dir wende für diese Lüge der Gott, der zwischen der Ober- und Unterwelt hin und her wandelt (Mercur), die Ungunst beider Götterkreise zu, und lasse deinen Blicken unaufhörlich Gestalten der Todten begegnen, und soviel Schatten, Lemuren, Manen und Larven es irgend gibt, alle Nachterscheinungen, alle Grabgespenster, alle Schreckniſse der Leichenbrandstätten." Eine Grabschrift zu Puteoli schließt: „Möge den, der diesen Stein von der Stelle rückt, der Zorn der Schatten Derer treffen, die hier begraben sind". Plutarch beruft sich (in der Widmung der Biographieen des Dio und Brutus an Sossius Senecio) den Leugnern von Geistererscheinungen gegenüber auf diejenigen, die diesen beiden so seelenstarken und philosophischen Männern ihr Ende nach ihrer eigenen Aussage vorherverkündeten. Daß es in einem Bade zu Chäronea, wo zu Lucullus' Zeit ein Mord vorgefallen war, gespukt hatte und noch spukte, berichtet er nach den Angaben Anderer, ohne, wie es scheint, daran zu zweifeln. Der Geister- und Dämonenglaube war aber auch mit andern philosophischen Anschauungen als der Platonischen sehr wohl vereinbar. Der Cyniker Peregrinus Proteus, der sich nach Lucians Bericht mit dem Rufe: „Mütterliche und väterliche Dämonen, nehmt mich gnädig auf!" — in die Flammen stürzte, hatte verbreitet, ihm sei bestimmt, nach seinem Tode ein nachthütender Dämon zu werden, und man konnte nicht zweifeln, daß genug Einfältige behaupten würden, ihm Nachts begegnet, durch ihn vom Fieber befreit worden zu sein. Der jüngere Plinius, dessen Ansichten hauptsächlich durch stoische Lehren bestimmt waren (er hatte den Stoikern Euphrates und Artemidor nahe gestanden), erbittet sich die Ansicht seines Freundes Licinius Sura (Consul 102) darüber, ob es Gespenster gebe und ob sie eine eigene Form und ein übermenschliches Wesen (numen) haben, oder ob es eitle Einbildungen sind, die nur aus unserer Furcht ihre Gestalt empfangen.

Er glaubte das erste und erzählte zum Beweise unter Anderm eine Gespenstergeschichte, die der des Pythagoreers Arignotus (in Lucians „Lügenfreund") sehr ähnlich ist. Ein großes Haus zu Athen wurde durch einen allnächtlichen Spuk unbewohnbar; der Geist erschien in der Gestalt eines abgezehrten alten Mannes mit langem Bart und Ketten an Händen und Füßen, mit denen er furchtbar rasselte. Endlich hatte ein Philosoph Athenodorus den Muth, der Erscheinung Stand zu halten, die ihm so lange winkte, bis er ihr mit einem Lichte folgte; im Hofe verschwand sie plötzlich. Am folgenden Tage grub man an dieser Stelle nach und fand ein Gerippe in Ketten, nach dessen regelmäßiger Bestattung der Spuk aufhörte. Diese Geschichte glaubte Plinius, wie er sagt, auf die Versicherung Anderer, einen noch kindischeren Spuk berichtet er ohne den leisesten Zweifel als selbst erlebt. Plinius' Freund Sueton sagt, es sei hinlänglich bekannt, daß vor dem Begräbnisse Caligulas die Wächter der Lamianischen Gärten, wohin man seine Leiche gebracht hatte, von Gespenstern erschreckt worden, und in dem Hause, in dem er gestorben, keine Nacht ohne Spuk vorübergegangen sei, bis das Haus abbrannte. Noch mehr Beispiele eines krassen Geisterglaubens der Gebildeten im 2. Jahrhundert liefern die Schriften des Pausanias, und doch wird auch seine Glaubensseligkeit, wenn möglich, von der Gespensterfucht des Philostrat und Cassius Dio übertroffen. Was der erstere von den Erscheinungen und Machtbeweisen der Heroen des trojanischen Krieges berichtet, wird man im Wesentlichen aus volksthümlicher Ueberlieferung entlehnt betrachten dürfen. Nach ihm erschienen den Hirten den troischen Ebene die Gestalten der homerischen Helden riesengroß, in kriegerischer Rüstung, besonders Hektor, der auch Wunder that, und von den griechischen namentlich Protesilaos, der noch voll lebendig war. Er war bald im Hades, bald in seiner Heimath Phylake in Phthia (wo er auch Orakel ertheilte), bald in Troas, erschien zur Mittagszeit, heilte Krankheiten und half auch in Liebespein; einen Widersacher machte seine Erscheinung blind. Cassius Dio berichtet wiederholt ganz ernsthaft, wie bei großen Ereignissen die Todten in Masse aus den Gräbern aufstanden, z. B. bei der Schlacht von Actium und dem Versuche Neros den Korinthischen Isthmus zu durchgraben. Er erzählt, daß im Jahre 220 ein Geist, der nach seiner eigenen Aussage der Geist Alexanders d. Gr. war, auch dessen wohlbekannte Gestalt, Züge und Kleidung trug, mit einem Gefolge von 400 als Bacchanten gekleideter Menschen von der Donau bis zum Bosporus zog, wo er verschwand: keine Behörde wagte ihn aufzuhalten, vielmehr wurde ihm überall auf öffentliche Kosten Nachtlager und Nahrung gegeben.

Auch die häufige Erwähnung der Zaubereien, bei denen Geister beschworen wurden, läßt auf eine große Verbreitung eines unbedingten Geisterglaubens in den höhern und gebildeten Kreisen schließen. Die Geisterbeschwörung wurde allem Anscheine nach sehr häufig Veranlassung zu grauenhaften Verbrechen, da der Zauber angeblich über Seelen von gewaltsam (besonders vor der Zeit) Umgekommenen am meisten Macht haben sollte; daher Morde, namentlich Kindermorde zu diesem Zweck

offenbar nur zu oft verübt wurden. Unter den römischen Kaisern haben Nero, Caracalla, Didius Julianus und Elagabal diese Art der Magie getrieben. Von den beiden Letztern berichtet Dio ausdrücklich, daß sie dabei Kinder schlachten ließen. Caracalla, der keine Art der Zauberei und Wahrsagerei unversucht ließ, beschwor, um sich von den Erscheinungen seines Vaters und seines gemordeten Bruders zu befreien, die ihn verfolgten, unter andern den Geist des Erstern und des Commodus, doch vergebens; wie man in Rom flüsterte, war zugleich mit dem Schatten des Severus auch der des Geta heraufgestiegen. Aus demselben Grunde beschwor Nero den Geist seiner Mutter Agrippina. Er war am leidenschaftlichsten der Geisterbeschwörung ergeben und da ihm „Menschen zu schlachten ja höchst erwünscht war", mag er ihr auch die meisten Opfer gebracht haben. Der Partherkönig Tiridates, der im Jahre 66 mit einem Gefolge von Magiern nach Rom kam, weihte ihn in die „magischen Mahlzeiten" und alle Geheimnisse der Magie ein; doch muß Nero dieser Zauberei schon früher gefröhnt haben. Denn Lucan († 65) hat eine mit allem Luxus des Gräßlichen ausgemalte Episode der Todtenbeschwörung seinem Epos offenbar in keiner andern Absicht eingefügt, als um seiner Verdammung dieser Leidenschaft des Kaisers, dem er (seit 64) feindlich gegenüberstand, einen starken Ausdruck zu geben. Es ist Sextus „der unwürdige Sohn des großen Pompejus", der in der Pharsalia die Zukunft durch Todtenbeschwörung erfahren will; die heiligen und erlaubten Prophezeiungen verschmähend, hat er sich zu „den abscheulichen Geheimnissen der götterfeindlichen Magier" und zu den Schrecken der Unterwelt gewendet; „dem Elenden waren die Himmelsgötter nicht allwissend genug!" Die Hexe Erichtho, die seinem Wunsch willfahrt, ist ein entmenschtes Wesen, ihren Anspruch von den Unterweltsgöttern erhört zu werden, begründet sie durch die greuelvollsten und unnatürlichsten Verbrechen, die sie in Masse begangen hat, und unter denen Kindermord ausdrücklich angeführt wird. Die Beschreibung der Todtenbeschwörung selbst macht auch an und für sich betrachtet nicht den Eindruck eines bloßen Phantasiegemäldes. Ihre Einzelheiten lassen sich fast Punkt für Punkt aus andern ähnlichen Schilderungen belegen: daß der Geist nur auf Befragen Antwort gibt, aber von selbst nicht redet, ist eine für Geisterbeschwörung fast nothwendige Voraussetzung; und daß die Hexe eine Leiche wählt, deren Lunge unversehrt ist, weil der Todte sonst nicht sprechen kann, ist auch schwerlich eine dichterische Erfindung, sondern sieht ganz wie eine (den Gläubigen gewiß sehr einleuchtende) Doctrin der Beschwörer aus. Sehr begreiflich ist auch, daß diese am leichtesten die Leichen kürzlich Verstorbener beleben zu können angaben. Beschwörungen von längst abgeschiedenen Geistern mögen wol am besten ohne Zeugen gelungen sein. So hatte der Alexandrinische Gelehrte Apio den Schatten Homers citirt, um von ihm zu erfahren, in welcher der sieben Städte, die ihn den Ihrigen nannten, er wirklich geboren sei: leider durfte er die ihm gewordene Antwort nicht mittheilen; vielleicht gab der Geist denselben Grund an, wie der des Proteſilaus bei Philostrat: weil dann nämlich die übrigen Städte in ihrem Eifer in der Verehrung Homers nachlassen würden.

Uebrigens bedienten sich die Zauberer der beschwornen Geister, sowie anderer Dämonen auch, um ihre Feinde mit Erscheinungen zu quälen, ihnen Krankheiten und Schmerzen zu senden, ihre Zunge zu fesseln u. dgl. Solcher Zauber wurde auch durch Beschwörungen geübt, die, auf Bleitafeln geschrieben, in Gräber niedergelegt wurden und von denen eine Anzahl sich erhalten hat. Dieser Zauber ist eine Art der sogenannten Devotion, durch die man Lebende den Mächten der Unterwelt weihte, sie beruht auf dem eben so alten als verbreiteten Glauben, daß diese Mächte über das Leben Gewalt haben und es hinabzuziehn streben; die zu ihnen gehörenden Geister der Todten, die man gleichsam beschwichtigend die Guten oder die Holden (Dei Manes) nannte und mit Opfern versöhnen zu müssen glaubte, werden auch in der alten Devotionsformel, durch die der römische Feldherr das feindliche Heer dem Tode weihte, angerufen. In einer Grabschrift, die ein Mann seiner verstorbenen Frau errichtet hat, versichert er, daß er ihre Ueberreste angstvoll wie eine Gottheit ehre. „Schone Liebste den Mann, ich flehe, schone, Daß er ferner noch viele viele Jahre stets dir Opfer und Kränze bringen möge, Und mit duftendem Oel die Lampe füllen." Eine Anrede an eine verstorbene „Herrin oder Patronin" lautet: „So lange ich lebe, ehre ich dich, was nach meinem Tode sein wird, weiß ich nicht. Schone deine Mutter und deinen Vater und deine Schwester Marina, damit sie dir nach mir Ehre erweisen können!" In demselben Sinne werden Verstorbene angerufen, die Ihrigen zu erhalten oder (bei den Unterweltsgöttern) für sie zu bitten.

Kennen wir nun auch von dem damaligen Geisterglauben vorzüglich nur die finstern und unheimlichen Seiten, so zeigt sich doch auch hier, wie weit verbreitet und unwiderstehlich der Hang war, sich in die Geheimnisse des Jenseits und der Geisterwelt zu vertiefen; und wenn auf die Phantasie das Grauen immerhin die unwiderstehlichste Anziehungskraft geübt haben mag, so wird sie sicherlich auch geschäftig gewesen sein, gegenüber den Qualen und der Ruhelosigkeit der Unseligen den Frieden und die Wonnen der Seligen auszumalen.

Doch freilich war der Trost, den der Unsterblichkeitsglaube den Menschen jener Zeit und dem Alterthum überhaupt gab, sehr verschieden von dem, den die christliche Hoffnung auf eine ewige Seligkeit den Gläubigen bietet. Nicht bloß daß dem antiken Unsterblichkeitsglauben die unumstößliche Sicherheit und Gewißheit eines Offenbarungsglaubens und damit auch der feste Anhalt abging, den dieser für die Gestaltung der Bilder des andern Lebens gewährt: er war auch keineswegs so ausschließlich wie der christliche Glaube auf die Ewigkeit gerichtet, sondern wol ebenso sehr, wenn nicht in noch höherm Grade, der Zeitlichkeit zugewandt. Nach dem römischen Volksglauben wie nach der Platonischen Dämonenlehre war ja der Lohn der Guten nicht oder nicht vorzugsweise, zu eigner Seligkeit in ein überirdisches Dasein entrückt zu werden, sondern an den Leiden und Freuden der spätern Menschen schützend, helfend und leitend Theil zu nehmen. Die Aufopferung der Besten

aller Zeiten und Völker konnte Cicero sich kaum anders erklären, als daß sie auch nach ihrem Tode vermögen würden, Zeugen der von ihnen ausgegangenen Wirkungen wie ihres Ruhmes zu sein.

Der ganze Todtencultus der Griechen und Römer hatte die Tendenz den Zusammenhang zwischen den Lebenden und den Todten ununterbrochen zu erhalten. Die Wohnungen der Todten waren nicht abgeschiedene, stille, selten besuchte Ruhestätten, wie unsere Kirchhöfe, sondern vor den Thoren der Städte, zu beiden Seiten der Landstraße wurden sie angelegt, wo der Strom des lebendigen Verkehrs gerade am stärksten vorbeifluthete: sowol, wie Varro sagt, zur steten Mahnung für die Vorüberziehenden, daß auch sie einst zu dieser Ruhe gelangen würden, als zur unaufhörlichen Erhaltung und Erneuerung des Gedächtnisses der Abgeschiedenen, nicht bloß bei Angehörigen und Nachkommen, sondern bei allen später Lebenden. Jene Mahnung las man auf Grabsteinen öfter in dieser Form: „Du müder Wanderer, der an mir vorübergeht, Nach langem Wandern kommst du endlich doch hierher." Um ein freundliches Andenken wird für die Todten häufig in den Inschriften gebeten. „Titus Lollius Masculus, so lautet eine derselben, ist hier neben den Weg gelegt, damit die Vorbeigehenden sagen: Titus Lollius sei gegrüßt." Ebenso werden auch sonst die Wanderer aufgefordert, dem Todten einen solchen ehrenden und freundlichen Nachruf zu gönnen, und ihnen Segen gewünscht, wenn sie es thun würden, z. B.: „Mögest du, der du dies durchlesen wirst, leben und gesund bleiben, lieben und geliebt werden, bis deine Stunde kommt." Ja es wird selbst dem Todten eine Erwiderung auf ihre Anrede in den Mund gelegt, so daß eine Art Dialog zwischen ihm und dem Vorübergehenden durch den Letztern vom Grabstein abgelesen werden konnte.

Und wie der Glaube verbreitet war, daß die Todten sich an solchen Zeichen des Antheils von Seiten aller Lebenden ohne Unterschied immerfort erfreuen würden, so natürlich nicht minder, daß die Opfer, Spenden und Festmahlzeiten an ihren Gräbern, der Blumenschmuck, in dem an den „Rosen- und Violentagen" die Denkmale prangten, das Licht der frisch gefüllten Grabeslampe und der Duft ihres wohlriechenden Oels ihnen mindestens als Beweise eines fortdauernden Andenkens bei den Nachkommen wohlthuend sein würden: und so erfolgten alle solche Darbringungen in der Voraussetzung, daß es der Wunsch der Abgeschiedenen sei, mit den spätern Geschlechtern gleichsam fortzuleben. In demselben Sinne sind auch auf den griechischen Grabdenkmälern vorzugsweise Scenen aus dem vergangenen Leben der Gestorbenen dargestellt, „ihre Existenz gleichsam fortgesetzt und bleibend gemacht". Die unmittelbare Gegenwart dieser einfach rührenden, die menschliche Theilnahme in hohem Grade anregenden Darstellungen berührten Goethes auch hier dem antiken verwandten Geist aufs wohlthuendste. Ihm sagte es besonders zu, daß die Menschen auf diesen Grabsteinen nicht die Hände falten, nicht in den Himmel schauen, sondern bei einander stehen wie sie auf Erden bei einander gestanden, einander geliebt haben: „der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über

einen Rosenhügel." Und auf diese Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt haben im ganzen Alterthum auch Solche Werth gelegt, die den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit verwarfen oder nicht bedurften. Selbst Epikur, in dessen Glückseligkeitslehre der Satz, daß Sein und Bewußtsein mit dem Tode aufhöre, den eigentlichen Schlußstein bildet, verordnete in seinem Testament, daß sein Geburtstag und der 20. jeden Monats zu seinem und seines Freundes Metrodor Andenken festlich begangen werden sollte: und in der That ist dies noch Jahrhunderte nach seinem Tode von seinen Anhängern geschehn.

Wenn der antike Unsterblichkeitsglaube aber auch an einer persönlichen Fortdauer in einem höhern, reinern, folglich seligern Dasein festhielt, so setzte er doch keineswegs das jenseitige Leben in einen so schroffen Gegensatz zum irdischen als der christliche, und stand deshalb auch dem Unglauben und dem Zweifel nicht so schroff gegenüber als dieser. Wenn die griechische Volkssprache die Todten „Selige" nannte, konnten sie ihr schon darum so heißen, weil sie den Mühsalen, Leiden und Täuschungen entrückt waren. Der Tod, der diese Erlösung brachte, erschien darum auch dann nicht als ein Uebel, wenn er das Ende des Seins war. Den Gegensatz der christlichen und antiken Auffassung drücken vielleicht am besten die Worte aus, die Sokrates in der Apologie des Plato nach seiner Verurtheilung zum Tode zu seinen Richtern spricht: der Tod sei entweder ein ewiger Schlaf oder der Uebergang zu einem neuen Leben, in keinem von beiden Fällen aber sei er ein Uebel. Beide Aussichten erscheinen hier also als tröstliche, nur die eine in höherem, die andere in geringerem Grade: während der christliche Glaube den Tod, dem keine Auferstehung zur Seligkeit folgt, als das unseligste Loos betrachtet. Ihm ist das andre Leben das wahre, von dort empfängt das irdische Dasein sein Licht, ohne dessen Strahlen es völlig düster sein würde. Nicht in der Weise, sagt Lactantius, wie die Philosophen geglaubt haben, wird die Seligkeit dem Menschen zu Theil. Selig kann er nicht sein, so lange er im Leibe lebt, der nothwendig durch Verfall der Auflösung zugeführt werden muß, sondern erst dann, wenn er nach Befreiung der Seele von der Gemeinschaft des Körpers im Geiste allein lebt. In diesem Einen allein können wir in diesem Leben selig sein, wenn wir es auch noch so wenig zu sein scheinen: daß wir die Verlockungen der Lüste fliehend und allein der Tugend dienend in allen Mühsalen und Kümmernissen leben, welche Uebungen und Stärkungen in der Tugend sind: daß wir jenen rauhen und schweren Weg einhalten, der uns zur Seligkeit frei gegeben ist. Also kann das höchste Gut, dessen Besitz selig macht, nur in der Religion und Lehre enthalten sein, welche die Hoffnung der Unsterblichkeit in sich schließt. Augustinus nennt geradezu das ewige Leben das höchste Gut, so wie den ewigen Tod das höchste Uebel. Wol kann auch hinieden Der selig genannt werden, dessen ganzes Sein auf jenes Ziel gerichtet ist, der es in glühender Liebe und treuer Hoffnung festhält: doch mehr durch die Hoffnung als durch die Wirklichkeit. Ohne diese Hoffnung gibt es nur ein falsches Glück, nur Leid und Elend.

Es ist eine verbreitete Ansicht, daß für die Menschen des Alter-

thums dieses Leben deshalb einen höheren Werth gehabt habe, weil ihre Hoffnungen auf das Jenseits weder so fest begründete, noch so hell leuchtende sein konnten als die der Christen. Aber der Gesammteindruck der griechischen und römischen Litteratur bestätigt diese Ansicht keineswegs. Die angeborene, an der ewig neuen Herrlichkeit der Welt, wie an der Größe und Schönheit des Menschenlebens genährte Lust am Dasein ist allerdings ein wesentliches Element der antiken Lebensanschauung. Aber sie ist doch nur der eine ihrer beiden Pole, dem als der andere eine aus tiefster Empfindung menschlichen Elends und menschlicher Hilflosigkeit entspringende Resignation gegenübersteht, deren bald schmerzliche, bald ergebungsvolle Aeußerungen sich wie ein rother Faden durch die ganze antike Litteratur ziehn. Schon Homer, dem doch der Gedanke an das Jenseits so völlig trostlos erschien, läßt den höchsten Gott sagen: Von Allem, was auf der Erde athmet und kriecht, ist nichts jammervoller als der Mensch! Aber wenn er noch glaubte, daß im Saale des Zeus zwei Fässer stehn, eines mit den guten, das andre mit den bösen Gaben, so sind es bei den Spätern zwei Fässer des Bösen, nur eins des Guten, und dem Simonides erschien das Menschenleben so von Uebeln erfüllt, daß zwischen Leiden und Leiden nicht einmal die Luft einzudringen vermag. Als die Mutter des Kleobis und Biton die Göttin bat, ihren Söhnen das zu gewähren, was den Menschen zu gewinnen das beste wäre, gab ihnen die Göttin den Tod, und offenbarte so, wie Herodot sagt, daß der Tod für den Menschen besser sei als das Leben. Mehrmals war dies durch Offenbarungen andrer Gottheiten bestätigt worden. Es ist gerade die Zeit der Jugend- und Manneskraft des griechischen Geistes, in welcher der schon von Theognis, dann unter andern auch von Sophokles ausgesprochene, von Bacchylides dem Herakles in den Mund gelegte Gedanke sich in mannigfachen Formen wiederholt: das beste Loos sei, gar nicht geboren zu werden, das nächst beste, so bald als möglich nach der Geburt zu gehn, woher man kam. Man sollte daher, heißt es in oft angeführten Versen des Euripides, die Geborenen beklagen, die Gestorbenen froh und beglückwünschend bestatten. Auch wenn der Tod ein traumloser Schlaf ist, sagt Socrates in der Apologie des Plato, ist er dem Leben vorzuziehn; denn Jeder, selbst der Perserkönig, wird, wenn er sein Leben überdenkt, finden, daß die Tage und Nächte, die er besser und glücklicher verbracht hat, als eine ohne Traum durchschlafene Nacht, sehr leicht zu zählen sind. „Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt", heißt es bei Menander, dem geistvollsten Dichter der Alexandrinischen Epoche, aus dessen Fragmenten uns ganz vorzugsweise der gedämpfte Ton einer resignirenden Lebensauffassung entgegenklingt; ihm erschien als „des Menschenlebens Zwillingsschwester Traurigkeit", und Der als der Glücklichste, „der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut, und eilig dann zurückgekehrt von wo er kam".

Auch in der römischen Litteratur fehlt es an Aeußerungen verwandter Natur keineswegs. So hatte Cicero seinen „Hortensius" mit einer Betrachtung über die Eitelkeit und Unseligkeit der Menschen ge-

schlossen. Die Irrthümer und Mühsale des Lebens, hieß es dort, scheinen jenen alten Weisen Recht zu geben, nach deren Ausspruch wir geboren sind, um die in einem frühern Leben begangenen Sünden zu büßen; so wie dem Aristoteles, der in der Verbindung der Seele mit dem Körper eine Marter erkannte, wie sie die etruskischen Seeräuber an ihren Gefangenen verübt haben sollen, die sie Gesicht auf Gesicht mit Leichen zusammenbanden und so umkommen ließen. Wie sich bei Plinius, nach dessen Ansicht kein Sterblicher glücklich, und die Kürze des Lebens das Beste ist, was die Natur den Menschen gewährt hat, wie sich bei ihm das Gefühl der Unseligkeit bis zur Sehnsucht nach dem Nichtsein steigerte, und daß ihm der Tod als das beste Geschenk der Natur erschien, ist bereits erwähnt. Als größte Wohlthat preist den Tod auch Seneca, der sich darin gefällt, die Unseligkeit des Lebens in immer neuen Wendungen zu schildern. Es ist durchaus beweinenswerth; es bietet das Schauspiel einer mit Sturm genommenen Stadt; es ist ein stürmisches Meer, das uns immer umher und oft an Felsen schleudert, und sein einziger Hafen der Tod; es ist eine Sklaverei, wenn die Kraft zum Sterben fehlt; der „grausame Lebensdrang" ist die Kette, die uns gefesselt hält; der Tod allein bewirkt, daß es nicht die schwerste Strafe ist, geboren zu werden. Und wenn einem Marc Aurel die Uebel des Lebens wesenlos waren, so waren ihm auch dessen Güter „eitel, morsch und gering", das Leben selbst „ein Krieg und der Aufenthalt eines Gastes", seine Zeitdauer ein Punkt, vor und hinter uns der endlose, Alles verschlingende Abgrund. Und doch sollte und konnte in dem ewig fortrauschenden Strom der Vergänglichkeit der Mensch feststehn wie ein Fels im Meer: wenn er, um die Außenwelt völlig unbekümmert, mit verehrungsvoller Ergebung gegen das Schicksal sich in die Stille seines Innern wie in eine feste Burg zurückzog; wenn er dem dort wohnenden Gotte treu blieb, wenn er als Theilchen des großen Ganzen die Forderungen der Natur erfüllte. Wenn er so mit heiterer Gelassenheit in jedem Augenblick das Ende erwartete, mochte es Vernichtung oder Wandlung sein, dann schied er sanft aus dem Leben, gleich der reifen Frucht, die in ihrem Falle die Natur als ihre Schöpferin preist und dem Baume dankbar ist, der sie trug.

Anmerkungen zu den in dieser Auflage gemachten Zusätzen.

Band I.

S. 5 Z. 16 v. u. Ovid A. a. III 113.
S. 6 Z. 29. Pöhlmann, Wohnungsnoth der antiken Großstädte. Aus Alterthum und Gegenwart. 1895. S. 292 ff.
S. 9 letzte Z. Richter, Topogr. Roms (Hdb. d. kl. Alterthumsw. III) S. 889.
S. 13 Z. 9. Lanciani Acque p. 362 (Gabut 744, 150). Hülsen, Röm. Mitth. 1893. S. 277. — Z. 22. Richter, a. a. O. S. 903. — Z. 31—35. Hülsen, D. Septizonium d. Septim. Severus. 1886.
S. 16 Z. 2. Nach Hülsens Vermuthung m(ulieres) XLVII fl. CCXLVII. Chron. min. ed. Mommsen I 145.
S. 17 Z. 7—4 v. u. Beloch, Zur Bevölkerungsgeschichte des Alterthums. Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik. Bd. 68 (3. F. 13) 1897. S. 329 f. Vgl. Hülsen, Röm. Mitth. 1892, 279 ff (insula) 1894, 95—97 (Neronischer Brand) 1897, 148—160 (Umfang Roms).
S. 18 Z. 17—19. Pöhlmann, a. a. O. S. 299.
S. 19 Z. 4 v. u. Juvenal. 5, 153.
S. 23 Z. 3 f. Chron. min. ed. Mommsen I 148.
S. 33 Z. 24—27. Motley, Abfall der Niederlande (deutsch 1861) III 112.
S. 38 Z. 3 f. P. v. Götze, Fürst N. A. Galitzin und seine Zeit (1882) S. 113.
S. 67 Z. 14 f. Wilcken, Alexandrin. Gesandtschaften vor Kaiser Claudius. Hermes XXX 1895 S. 493.
S. 68 Z. 4 v. u. Bull. d. Inst. arch. 1890 p. 300.
S. 72 Z. 2 ff. Plin. Paneg c. 85 s.
S. 76 Z. 9—12. Sueton. Tit. c. 7.
S. 82 Z. 15 f. Wilcken a. a. O.
S. 100 Z. 11 v. u. Hieronym. ed. Vallarsi IV 823 f. — Z. 10 v. u. Joseph. B. J. II 14,9.
S. 102 Z. 4 v. u. ff. Mommsen, Strafrecht S. 1032—1037.
S. 105 Z. 19 f. Cass. Dio LXXVIII 14.
S. 118 Z. 7 v. u. ff. Seneca Beneff. I 9,4.
S. 129 Z. 5 f. Id. Qu. nat. I prol. 6.
S. 172 Z. 16 v. u. ff. Keßler, Der alte Heim II³ 79.
S. 175 Z. 12 v. u. ff. Joh. Schopenhauer, Jugendleben und Wanderbilder. 1839. Keßler. a. a. O. II³ 53. Billroths Briefe. 1895.
S. 194 Z. 24. Petron. Sat. c. 39.
S. 197 Z. 17—20. H. A. Pescenn. Nig. 3,6.
S. 206 Z. 5—10. Valerian. De parasitis (Migne Patrol. lat. LII).
S. 216 Z. 8—12. Seneca Beneff. II 23,1.
S. 217 Z. 18—20. Tertullian. De paenit. c. 11. — Z. 20 f. Firmicus Mathes. VIII 216.
S. 227 Z. 11—14. De Rossi, Not. de' Scavi 1888. p. 712.
S. 232 Z. 13—9 v. u. Hirschfeld, Die Sicherheitspolizei im röm. Kaiserreich. Sitzungsber. d. Berliner Akad. XXXIX (1891).

S. 268 Z. 5—8. Diels, Zwei Funde. Archiv f. Gesch. d. Philosophie IV 1891. S. 486 ff.

S. 296 Z. 16 v. u. bis S. 297 Z. 16. Partsch, Alpes in Pauly-Wissowa, R.-E. v. Duhn, Die Benutzung der Alpenpässe im Alterthum. N. Heidelberger, Jahrb. II 1892. Schulte, Geschichte des mittelalterl. Handels-Verkehrs zw. West-Deutschland und Italien. 1900. S. 42 ff. u. 169 ff. Heierli u. Oechsli, Urgesch. des Kantons Wallis. Mitth. d. antiquar. Gesellschaft. Zürich XXIV 1896 S 167 u. briefl. Mittheilungen des letzteren.

S. 300 Z. 3 v. u. J. G. Rist, Lebenserinnerungen (1880—88) I 346.

S. 305 Z. 12—16. Stat. S. IV 3, 111 ff. — Z. 24. Drumann, R. G. I 297—302. Bardt, Ausgew. Briefe aus Ciceros Zeit. Kommentar I 1898. Einl. S. XIV.

S. 310 Z. 6—8. Drumann. R.-G. III 635 u. 643.

S. 311 Z. 10—13. Ptolem. Geograph. I 17.

S. 316 Z. 7—5 v. u. Mau, Pompeji (1900) S. 393.

S. 319 Z. 12 v. u. ff. Mommsen, Strafrecht S. 307—313. Hirschfeld, a. a. O. (zu S. 232) S. 859 ff.

S. 324 Z. 11 ff. Bismarcks Briefe an s. Braut u. Frau. S. 347.

S. 332 Z. 17 f. v. u. Juvenal. 14,267 ff. u. 293.

S. 333 Z. 22 v. u. W. Schwarz, Eine Welthandelstraße. Neue Jahrb. CXLIV 1892 S. 635—653.

S. 335 Z. 18 f. Nissen, Der Verkehr zw. China u. d. röm. Reich. Bonner Jahrb. XCV 1894. Hirth, Z. Gesch. d. antiken Orienthandels. Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Erdkunde XVI 1889 S. 46 ff.

S. 339 Z. 3 v. u. ff. Kornemann, Conventus in Pauly-Wissowa, R.-E.

S. 341 Z. 10 ff. Scheffer-Boichorst, Die Syrer im Abendlande. Mitth. d. Instituts f. österreich. Geschichtsforschung VI 1885.

S. 343 Z. 21 ff. Blümner, Der Maximaltarif d. Diocletian. 1893.

S. 345 Z. 28 ff. Friedländer, Griechenland unter den Römern. Deutsche Rundschau. September 1899. S. 411—413.

S. 355 Z. 8 ff. Seneca De otio 4, 2 u. 3.

S. 372 Z. 7—9. Symmach. Epp. VIII 23.

S. 388 Z. 3—6. Benjamin of Tudela, Itinerary ed. Asher I 155 f.

S. 390—392. Noack, Neue Untersuchungen in Alexandrien. Mitth. d. archäol. Instituts in Athen XXV 1900 S. 215 ff. Puchstein, Alexandreia in Pauly-Wissowa, R.-E.

S. 404 Z. 5. Stark, Vorträge u. Aufsätze. S. 456 ff.

S. 430 l. Z. bis S. 431 Z. 5. Friedländer, Der Philosoph Seneca. Histor. Ztschr. Bd. 85 N. F. Bd. XLIX S. 202 f.

S. 435 Z. 11. Dante Inferno XXVIII 75. Purgatorio III 50. — Z. 26 ff. F. X. Kraus, Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel. D. Rundschau 1896. Bd. LXXXVI S. 69 ff.

S. 441 Z. 4. Marc Monnier, Un aventurier Italien du siècle dernier (1885) p. 110.

S. 442 Z. 2. G. Peyer, Geschichte des Reisens in der Schweiz (1885) S. 137. — Z. 15. Muret. Var. Lect. 29. — Z. 2 v. u. Peyer, a. a. O. S. 155 f.

S. 444 Z. 12. Alois Brandl, B. H. Brockes (1878).

S. 447 Z. 20. J. Frey, Die Alpen. S. 23. — Z. 23. Lady Blennerhasset. Frau v. Stael I 173.

S. 456 Z. 10. Schopenhauer, Welt u. Wille als Vorstellung 1^3 404.

S. 457 Z. 5. Moltke, Briefe über Zustände in der Türkei. S. 231. — Z. 6. Ruskin, Modern painters IV 345 ff., 359, 386. — Z. 13. Lubbock. The beauties of nature and the wonders of the world. — Z. 31. Herzfelder, Goethe in der Schweiz (1891).

S. 461 Z. 26. Niebuhr, Lebensnachrichten III 51. — Z. 33. Gregorovius, Römische Tagebücher S. 124, 211, 237.

S. 462 Z. 28. Kaufmann, Gartenbau im Mittelalter u. während der Periode der Renaissance 1892.

S. 463 Z. 2. M. Polos Reisen. Deutsch v. Bürck. S. 481 ff. — Z. 24. Derf. das. S. 478.

S. 464 Z. 19 v. u. Alex. Schmidt, Gesammelte Abhandl. (1889) S. 361. — Z. 9 v. u. J. Fröbel, Ein Lebenslauf (1890) I 329 f.
S. 465 Z. 11. Roquette, Fr. Preller (1883) S. 244. — Z. 17. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland (1891) II 331.
S. 469 Z. 7. Hieronym. Adv. Jovin. ed. Vallarsi II 309.
S. 473 Z. 25 ff. Kaufmann a. a. O. S. 55.

Band II.

S. 9 Z. 12. Seneca De ira II 11,3.
S. 12 Z. 18 v. u. ff. SC de sumptibus munerum gladiatoriorum minuendis. Ephem. epigr. VII 1892.
S. 19 Z. 25—23 v. u. Otto, Sprichwörter. S. 396. — Z. 22 f. Hülsen, Circus in Pauly-Wissowa, R.-E.
S. 39 Z. 2 ff. Delattre Inscriptions imprécatoires trouvées à Carthage (Bull., de corresp. Hellen. 1888 p. 204 ff.). Bücheler, Rhein. Mus. XLV (1890) S. 330. R. Wunsch, Die Sethianischen Verfluchungstafeln aus Rom. 1898.
S. 48 Z. 10 ff. Mommsen, Strafrecht. S. 925—28; 953—955.
S. 54 Z. 9 v. u Mau, Pompeji. S. 209.
S. 56 Z. 21. Graf Schack, Ein halbes Jahrhundert II² 331.
S. 63 Z. 16 ff. Mau, Pompeji. S. 204 f.
S. 68 Z. 17 u. 21 ff. Kaufmann, a. a. O. (zu I 462) S. 67 f. u. 73
S. 74 l. Z. Plin. N. h. IX 41.
S. 79 Z. 5 ff. u. 80, 17 ff. Richter, Topogr. Roms. S. 879 u. 881.
S. 82 Z. 15. Seneca, Epp. 95, 33.
S. 83 Z. 19 ff. Tischbein, Aus meinem Leben (herausg. v. Schiller 1861) Bd. II 102 f. — Z. 16 v. u. Hülsen, Il posto degli Arvali nel Colosseo e la capacità de' teatri di Roma antico. Bull. com. d. R. 1894 p. 312 ff.
S. 85 Z 6 v. u. Mommsen, a. a. O. (Zu S. 48.)
S 94 Z. 3. Babucke, Gesch. d. Colosseums. 1899.
S. 100 Z. 22. Seneca Nat. qu. I 16,1.
S. 144 Z. 10—15. Ehrenberg, Die Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Deutsche Rundschau April 1901. — Z. 19—23. Brückner, Russische Geldfürsten. Histor. Taschenbuch V 7 (1877). — Z. 11—8 v. u. Bismarcks Briefe an seine Braut u. Frau 19. April 1859.
S. 145 Z. 13 v. u. Macaulay, Lord Clive.
S. 154 Z. 10—13. Seneca Epp. 18,9.
S. 158 Z. 22—19 v. u. Kotzebue, Erinnerungen aus Paris (1804).
S. 161 Z. 9—6 v. u. Seneca Epp. 68,7.
S. 162 Z. 28—31. Motley, Abfall der Niederlande (zu I S. 33) I 128.
S. 165 Z. 23 ff. Cugnoni, Agostino Chigi il magnifico. Archivio storico della società romana di storia patria. Vol. II p. 37 ff.
S. 166 letzte Z. ff. Lair, N. Foucquet (1890) II 47.
S. 171 Z. 4 ff. Trevelyan, Life and letters of Macaulay (Tauchnitz) IV 189 f. — Kotzebue, a. a. O. I³ 152.
S. 172 Z. 14 ff. Zola, Pot-Bouille (1882) p. 240.
S. 182 Z. 3—7. Marco Polos Reisen. Deutsch von Bürck S. 319.
S. 183 Z. 15—12 v. u. Juvenal. 3,283.
S. 186 Z. 5—3 v. u. Niffen, Bonner Jahrbb. XCV 1894 S. 19.
S. 197 Z. 6—9. Bismarck, a. a. O. 8. September 1851; 16 u. 19. April 1859.
S. 200 Z. 1. Schreiber, Brunnenreliefs aus Palazzo Grimani (1888) S. 34. — Z. 18—13 v. u. Michaelis, Kunstgeschichte des Alterthums (1901) S. 344.
S. 204 Z. 22—20. Winnefeld, Die Villa des Hadrian bei Tivoli (1895) S. 24 f.
S. 207 Z. 1 ff. Denkwürdigkeiten a. d. Leben des Grafen von Roon. II 479 f. Drumont, La France juive. II 110 ff. — Z. 10 ff. Bodenstedt, Erinnerungen aus meinem Leben I 200 f.
S. 209 Z. 7—10. Schulten, Das römische Africa (1899) S. 58.
S. 214 Z. 6—9. Bettelheim, Beaumarchais (1886) S. 543.

S. 220 Z. 5—7. Michaelis, Silberschatz von Boscoreale. Preuß. Jahrb. Bd. 55 (1896) S. 1 ff.
S. 227 Z. 16 ff. Schulten, a. a. O. S. 80.
S. 228 Z. 22 ff. Hülsen, Mitth. d. röm. Instituts 1891 S. 137 ff.
S. 231 Anm. Tägl. Rundschau. 10. September 1892 (Unterhaltungsbeilage).
S. 234 Z. 14—11 v. u. Mau, Pompeji (1900) S. 214 ff.
S. 235 Z. 19 ff. Lanckoronski—Niemann—Petersen, Städte Pamphyliens u. Pisidiens (I 1890 II 1892) nebst der Anzeige von G. Hirschfeld, Berliner philol. Wochenschrift 1890 Nr. 48—50.
S. 236 Z. 6 ff. Schulten, a. a. O. Anm. 119. — Z. 15 ff. J. G. Rist, Lebenserinnerungen I 306.
S. 238 Z. 8 v. u. ff. Friedländer, Griechenland unter den Römern. D. Rundschau August 1899 S. 268 ff.
S. 240 Z. 23 ff. Lanckoronski a. a. O. I S. 175 Nr. 58—61. Hirschfeld a. a. O.
S. 245 Z. 17—14 v. u. Rist a. a. O I 347.
S. 248 Z. 2 v. u. bis 249 Z. 13. Kiepert, Lehrbuch d. alten Geographie S. 336 u. 317. R. v. Schneider, Kulturgeschichtl. Charakterbilder aus Oesterreich-Ungarn. 1. Lieferung. Drei römische Städte (Aquileja, Pola, Salona).
S. 250 Z. 21 v. u. ff. Lehner, die römische Stadtbefestigung v. Trier. Westdeutsche Ztschr. S. 217 f. 264 ff. — Nissen, Rheinland in römischer Zeit. Bonner Jahrbb. 1895 S. 11. — Veith, das römische Cöln (1885) S. 43—63.
S. 251 Z. 16 v. u. ff. Schulten a. a. O. S. 35 f., S. 252. — Z. 20 v. u. f. Derselbe S. 61 f.
S. 256 Z. 20 ff. Liermann, Analecta epigraphica et agonistica (1889).
S. 258 Z. 6—14. G. Hirschfeld a. a. O. — Z. 14—27. Bericht von Heberdey u. Wilhelm. Anzeiger d. philos. histor. Klasse der Wiener Akademie XCI, 21. Oktober. XCII, 19. Oktober.
S. 259 Z. 19—32. Schneider, a. a. O. S. 40 ff.
S. 262 Z. 12 v. u. De Rossi, Not. de' scavi 1888 p. 712.
S. 266 Z. 4—6. Lanckoronski a. a. O. I 13.
S. 270 Z. 19 u. 27. Michaelis, Kunstgeschichte d. Alterthums (1901) S. 346 u. 350. — Z. 6 v. u. Schulteß, Bauten des Kaisers Hadrian (1898) S. 23 ff.
S. 271 Z. 8 v. u. ff. R. v. Schneider a. a. O. S. 40 f.
S. 272 Z. 18 v. u. ff. Friedländer, a. a. O. S. 419. — Z. 9 v. u. ff. Schulten, a. a. O. S. 47 ff u. 63.
S. 273 Z. 13 f. Kohl, Mosaik aus Kreuznach. Bonner Jahrbb. XCV (1894). Hettner, Römisches Bassin mit Hermengeländer. Westdeutsche Ztschr. XII (1893) S. 18.
S. 277 Z. 9 v. u. ff. Mau, Pompeji S. 310 ff.
S. 278 Z. 16 v. u. ff. Winnefeld, a. a. O. S. 4—11.
S. 281 Z. 5 f. Michaelis, a. a. O. S. 316.
S. 283 Z. 3 v. u. Seneca Benefi. I 12,2.
S. 286 Z. 13 v. u. Motley, a. a. O. III 141.
S. 291 Z. 7 f. Seneca, Tranquill. animi 9,7. — Z. 15 ff. Knust, Bibliothek d. litterar. Vereins Bd. CLXI S. 524. Steinschneider, Hebräische Bibliographie XXI 36.
S. 292 Z. 12 ff. Michaelis, a. a. O. S. 175.
S. 302 Z. 26 ff. Mau, Pompeji S. 437. — Z. 35 ff. Lanckoronski, a. a. O. II 55.
S. 307 Z. 23 v. u. Tac. A. XIII 10.
S. 308 Z. 14—16. Tac. A. III 72.
S. 315 letzte Z. u. 316 Z. 31 f. Ihm, Flucht des Äneas. Bonner Jahrbb. LXXXXIII 1892 S. 67 ff.
S. 316 Z. 5 v. u. ff. Michaelis, a. a. O. S. 334. 364 f.
S. 317 Z. 9 ff. Steindorff in Bädeker, Aegypten[4] (1877), besonders S. CLXXI.
S. 318 Z. 4—8. Lyons, Borchardt u. O. Hirschfeld, Eine trilingue Inschrift von Philä. Sitzungsber. d. Berliner Akademie 1896 S. 469. — Z. 21 f. Lumbroso, Acad. de' Lincei. Rendiconto Agosto 1892 (a grege Thebaeorum statt a rege).
S. 319 Z. 11—9 v. u. Mittheilung von Michaelis.
S. 320 Z. 15—18. Roß, Inselreisen I 39.
S. 321 Z. 16 v. u. ff. Tertullian. De idololatria I c. 5.

S. 322 Z. 4–6. Mittheilung von Michaelis.
S. 323 Z. 4. Bull. d. Inst. archeol. 1860 p 54 (Brunn nach Pervanoglu).
S. 325 Z. 6 v. u. ff. Mittheiluug von Michaelis.
S. 326 Z. 19—26. Schulten, a. a. O. S. 75. Kekulé, Ueber Copien einer Frauenstatue aus der Zeit des Phidias (1897). — Z. 14 v. u. ff. Schreiber, Die alexandrinische Toreutik. Abhandlungen d. philos. histor. Kl. d. sächs. Gesellschaft XIV (1893) S. 406. — Furtwängler, Ueber Statuencopien I Abhdl. d. bayrischen Akademie 1896 S. 544.
S. 327 Z. 10–12. Schreiber, a. a. O. S. 424 u. 468. — Z. 25–27. Derselbe das. S. 424 u. 440.
S. 328 Z. 15 ff. Derselbe das. und Brunnenreliefs aus Palast Grimani (1888) besonders Anm. 95.
S. 339 Z. 15—18. Plin. N. h. XXXVI 13.
S. 347 Z. 12–16. Crusius, Liederfragment auf einer antiken Statuenbasis. Philologus L 1891 S. 163 ff.
S. 348. Derselbe, Die delphischen Hymnen. Philol. LIII 1894 Ergänzungsheft. — Derselbe, Zu neuentdeckten Musikresten LII 1893 S. 160, 208, 247. (Nachträgliches zum Wiener Euripidespapyrus).
S. 349 Z. 16 v. u. Crusius, De proverbiis Alexandrinis II p 12.
S. 356 Z. 21—23. Brückner, Russische Geldfürsten (zu S. 144).
S. 359 Z. 15 v. u. Bergk, Kl.-Schr. II 732. Crusius, Philol. L S. 172 A. 15.
S. 364 Z. 14—16 v. u. Mommsen, Commentaria ludor. saecular. Ephem. epigr. VIII p 256 f.
S. 367 Z. 17—23. Seneca Lud. de morte Claudi c. 4 v. 22 s. Anthol. lat. ed. Riese (=PLM III 60) 725. — Bücheler, Zur höfischen Poesie unter Nero. Rhein. Mus. XXXI S. 235 u. 406.
S. 370 Z. 1. Helmholtz, Tonempfindungen[3] S. 375 bei Crusius, Delphische Hymnen S. 146.
S. 389 Z. 6—8. Cass. Dio LXXVIII 14.
S. 415 Z. 24 ff. Vergil. Georg. III 46 ff. Propert. II 1, 25 ff. Norden, Vergils Äneis im Lichte ihrer Zeit. N. Jahrbb. VII (1901) S. 315 f.
S. 425 Z. 22—24. Seneca Cons. ad Marciam 2,5.
S. 444 Z. 26—28. Ovid. A. a. I 637.
S. 460 Z. 22 ff. Drexler, Mythol. Beiträge. Heft I (Kult der ägypt. Gottheiten in den Donauländern 1890) und „Isis" in Roscher, Mythol. Lexikon. Wiedemann, Bonner Jahrbb. LXXXVIII 1889 S. 238 ff; LXXXIX 1889 S. 227 f; LXXXX 1891 S. 165—167.
S. 462 Z. 3–6. Cumont, Mithras in Roscher Mythol. Lex.
S. 469 Z. 5 f. B. Schultze, Untergang des griech.-röm. Heidenthums II 364 ff. — Z. 6—12. Petron. Sat. c. 58 u. 60.
S. 470 Z. 18—15 v. u. Koruemann, Zur Geschichte der antiken Herrscherkulte in C. F. Lehmann, Beiträge zur alten Geschichte. Band I, Heft 1 1901.
S. 474 Z. 12 v. u. bis 475 Z. 13. Zeller, Gesch. d. Philosophie d. Griechen III[2] 2,131–141. — Derselbe, Griech. u. röm. Urtheile über die Christen. Deutsche Rundschau XI (1877) S. 69. — Buresch, Klaros 1889 S. 89 ff. u. 108. — Meyer-Krämer, Der Antichrist. Sonntagsbeilage d. Vossischen Zeitung 13. Mai 1901 S. 147 ff (bis 10. Juni).
S. 475 Z. 29–43. Harnack, D. Regenwunder im Feldzuge Marc Aurels. Sitzungsberichte d. Berliner Akademie 1894 II 835 ff (gegen Petersen, Das Wunder von d. Columna M. Aurelii. Römische Mittheil. IX 1894 S. 78–89).
S. 479 Z. 26—29. Mommsen, Strafrecht S. 862 f.
S. 489 Z. 3—8 Deubner, De incubatione 1900. — Z. 6—4 v. u. ib. p 44.
S. 492 Z. 34 ff. Seneca Beneff. IV 4. Nat. qu. II 37,2. Pers. 2. Juvenal 10.
S. 497 letzte Z. Duhn, a. a. O. S. 78. Schulte, a. a. O. I 42 (zu I 296).
S. 503 Z. 16 f. Bergk, Kl. Schr. II 738. Numiternus in Pauly-Wissowa, R-E.
S. 504 Z. 9—7 v. u. Rohde, Psyche 334,2.
S. 506 Z. 11—9 v. u. Pers. 2,44 ff. — Z. 3 v. u. bis S. 507 Z. 2. Juvenal. 12,1 ff.
S. 511 Z. 5–7. Lenormant, La grande Grèce II 218 f., bei Trede, Heidenthum in d. röm. Kirche I 9. — Z. 8—6 v. u. Trede, IV 223—225.

S. 513 Z. 1 f. Treitschke, Deutsche Gesch. IV 505. — Z. 4—10. K. A. Mayer, Neapel u. d. Neapolitaner (1842) I 152 u. II 121 f. Gregorovius, Tagebücher S. 277. — Z. 7 v. u. ff. Lehrs, Popul. Aufs.[2] S. 150 f. Menschenhaß der Juden z. B. Diodor. XXXI 1, 2; der Christen Tac. A. XV 44.

S. 515 Z. 20 ff. Wölfflin, Zur Psychologie d. Völker d. Alterthums. Archiv f. latein. Lexikogr. u. Gramm. VII 139.

S. 516 Z. 13 v. u. ff. Schürer, Gesch. d. jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi III[3] S. 10—18.

S. 517 Z. 13. Marco Polo, Reisen. Deutsch von Bürck S. 263.

S. 518 14 ff. The Flinders Petrie Papyri ed. Mahaffy P. I (1891) p 43. Grenfell and Hunt The Oxyrhynchus Papyri P. I 1898 nr. 100. P. II 1899 nr. 335. Wilcken, Griechische Ostraka 1899 I 523 f. (Schürer).

S. 520 Z. 20 f. Mau, Pompeji S. 15 f.

S. 521 Z. 6—8. Schürer, a. a. O. S. 483—487.

S. 525 Z. 4 v. u. bis S. 526 Z. 4. Schürer, Sitzungsb. d. Berliner Akademie 1897 S. 200—225 und a. a. O. III[3] 124.

S. 526 bis 532. Friedländer, Die Christenverfolgungen d. römischen Kaiser. Deutsche Rundschau. September 1893 S. 392—398.

S. 534 Z. 5—7. K. J. Neumann, Der römische Staat u. d. allgemeine Kirche (1890) I 55 f. — Z. 30—35. Augustinus C. D. XXII 8.

S. 536 Z. 19—25. Harnack, Apostellehre[2] 1898 S. 54 f.

S. 542 Z. 8—11. Derselbe, Vorstudie zu einer Geschichte d. Verbreitung d. Christenthums in d. ersten 3 Jahrh. Sitzungsb. d. Berliner Akademie 18. Juli 1901 S. 816.

S. 545 Z. 11—9 v. u. Derselbe das. S. 816,1.

S. 546 Z. 7 v. u. ff. Gregor. M. Epp. (Migne LXXVI) IV 25, V 41, XI 22, IX 65.

S. 547 Z. 25 ff. Hartwig, Aus Sicilien II 103.

S. 554 Z. 12—17. Norden, Die antike Kunstpoesie vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zur Zeit d. Renaissance 1898 II 453 ff.

S. 555 Z. 13 v. u. ff. Friedländer, Der Philosoph Seneca. Histor. Ztschr. Band 85 (N. F. 49) 1900 S. 193 ff.

S. 565 Z. 16 v. u. Arnim, Leben u. Werke des Dio von Prusa 1898. S. 150—152.

S. 599 Z. 11—7 v. u. Norden, Beiträge z. Gesch. d. griech. Philosophie. Supplementbd. XIX (1893) d. Jahrbb. f. klass. Philologie S. 393—404 u. 459.

S. 601 Z. 11 f. Seneca Epp. 31,11.

S. 610 Z. 27—29 u. S. 611 Z. 16 ff. Rohde, Psyche (1894) S. 619,1. 621,1. 557 u. 582.

S. 611—S. 613. Dieterich, Nekyia (1893) S. 113 ff u. 228. Rohde S. 395—425. Dieterich S. 157. Rohde S. 420. Dieterich S. 161, 125 ff, 186, 150 ff.

S. 611 Z. 9—12. Norden, Vergilstudien. Hermes XXVIII (1893) S. 360 ff. Rohde, S. 677 f. Dieterich S. 95 f, 107 f, 96 ff. Rohde S. 672 f. Dieterich S. 104. Rohde, 610,1.

S. 615 Z. 14 v. u. bis S. 616 Z. 12 v. u. Friedländer, Der Philosoph Seneca (zu S. 555) S. 247—49.

S. 616 Z. 2 v. u. Plutarch. Cons. ad. ux. 14.

S. 617 Z. 1—10. Rohde S. 686 f. Dieterich S. 228 ff.

S. 618 Z. 18—14 v. u. CIL III 686 bei Dieterich S. 78.

S. 619 Z. 4 v. u. ff. Lucret. III 976 ss. I 111. Dieterich S. 140 f.

S. 620 Z. 14—11 v. u. Rohde S. 282 f. 702 f.

S. 626 Z. 21—31. Rohde S. 638 f.

S. 631 Z. 25 ff. G. Benseler, Der Optimismus des Sokrates u. s. w. Chemnitz, Osterprogramm 1882. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. II 373 ff. Stengel, Griech. Kultusalterth.[2] (1898) S. 155. Bacchylides 5, 160. Eurip. Fr. 452.

S. 632 Z. 12—20. Friedländer, Seneca S. 246 f.

Register.

(Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seite.)

ab admissione I 83.
Abascantus I 51 f.
Aberglaube der Frauen I 275. 279 ff. der Kinderstuben I 243 medicinischer I 188.
Abgaben von Fechterspielen II 57.
Abrichtung von Vögeln I 154 von wilden Thieren II 74 f.
accensi I 195.
Acclimatisation v. Fischen u. Vögeln II 172 ff. v. Culturpflanzen II 174 ff. 179.
Acilius Glabrio II 543.
acta diurna I 230.
Acte I 59.
Actische Spiele II 124.
Adel I 106 ff. vgl. Juvenal.
Addison I 444 II 150.
Adepsus I 377 f.
adlectio I 125.
Äduer zum Senat zugelassen I 99.
Advocaten I 164 ff.
advocatus fisci I 139.
Africa, Städte II 251 ff. Straßen I 299.
Africaner im Senat I 99.
Africanische Pferde II 29 wilde Thiere II 67. 70 f.
Agisymba I 358.
Agon, capitolinischer II 125 ff. 358 f. A. Neros (Musik) II 358 albanischer Domitian II 410 f. Agone, heilige II 134 poetische II 409 ff.
Agricola, Laufbahn I 115 f.
Agrippina I 82.
Agrumi II 176 f.
Ägypten, Städte II 253 Reisen nach Ägypten I 361. 384 ff. Inschriften von Reisenden II 495 Stabilität der Kunst II 317.
Ägypter, Nationalcharakter I 37 Bürgerrecht I 101.
Ägyptische Ärzte I 170 Porträts II 292 Kulte II 460 f. Schiffe I 386.
Ahnenbilder I 106 bei Bestattungen II 220 f.
Alabaster, orientalischer II 198.
Albanischer Agon II 410 f.
Albanische Familien I 107 f.
Albano I 368 f.
Alcantara, Brücke II 263 f.
aleatores I 229.
Alexamenos I 58.
Alexander d. Gr. Erinnerungen an A. I 412 f. Kult II 470. 491 Gruft I 413 Zauberkraft seines Bildes II 39.
Alexander v. Abonuteichos I 280 II 482 ff.
Alexander Severus, Hauskapelle II 471.
Alexandria I 390 ff. Fahrt von A. nach Indien I 334 Musik II 353 Unterrichtsanstalten I 396 f. Juden in A. II 518.
Alexandrinische Einflüsse auf die bildende Kunst II 328 auf die Musik II 353.
Älian, Orthodoxie II 453 ff.
Almanac des gourmands II 171. 177.
Alpen I 431.
Alpenstraßen I 296 f.
Alsium I 363.
Altadlige Familien I 104. 106 ff.
Altenglische Dichter, Naturgefühl I 434 f.
Alterthümler in der bildenden Kunst II 339 in der Litteratur II 376 ff.
Altinum I 368.
Alupka II 207.
Alypius II 84.
ambubajae II 352.
Ambrosius II 369.
Amenophis III. I 400.
Ämilia Lepida I 106 f.
Ammen I 244.
amoenitas I 430.
Amphitheater, Flavisches II 4 II 47 f. 77. 83 f. Ruinen v. A. II 90 ff.
Ämter, senatorische I 123 ff. richterliche I 138 f.
Anaitis II 462.
An- und Vorbauten der Häuser in Rom I 7 f.
Andrämon II 30.
Androlus II 6 f. 51.
Andromedasage in Joppe I 410.
Anio, Ufer des A. I 427.
Anna Perenna, Fest d. A. P. I 151.

Annia Pollitta I 281 f.
Annius Florus, Reisen I 360 f. im capitolin. Agon II 409.
Annona II 468.
Anspielungen im Theater II 99 f.
Antinous II 471 f.
Antiochia (Wasser) II 235. 253.
Antium I 364 f. II 202.
Antonius Musa I 65.
Antrittsgelder bei Ehrenämtern II 264.
Anxur s. Terracina.
Anzeigen v. Fechterspielen II 63.
Apamea am Orontes II 253.
Apellas, M. Julius II 489.
Apelles, Sänger I 57 II 361.
Aphrodisias II 256.
Aphroditebilder II 313.
Apicius II 147.
Apio I 400.
Apis I 402.
Apollo v. Klaros II 481.
Apollonius v. Tyana I 280 f. II 474 f.
Apparitoren I 194 f.
Appische Straße I 294. 369.
Aprikosen II 176.
Apulejus Rhetor II 439 f. Dämonenlehre II 449 f.
Aquäducte s. Wasserleitungen.
Aquileja II 248 f.
Aquilius Regulus I 110 s. Regulus.
Araber, Tafelluxus II 162.
Arabische Gärten I 462.
Arbeitstheilung in Handwerk und Fabrikation I 146 f. in der bildenden Kunst II 329.
Archangelsk II 207.
archiatri I 171 f.
Architekten, römische I 156 II 385.
Ardelionen I 220 f.
Arelate I 342.
Areus, Didymus A. I 77 II 589.
Arezzo, Statuen II 276.
Argeer II 501.
Aristides, Lobrede auf Rom I 6. 8. 14 auf das römische Reich I 292 Reise I 308 f. 315 Rede auf Smyrna II 437 über Attika I 375 f. über Korinth I 376 f. religiöse Schwärmerei II 456 f. Gegner der Philosophie II 566 f. 571 f.
Armenzimmer II 200.
Armuth in Rom I 143 f.
Arria, die ältere u. die jüngere I 282 ff.
Artemis Orthia II 504 f.
Artemidor, Stoiker II 584.
Artemidor, Traumdeuter II 486 ff.
Artischocken II 178.
Arvalen, Ritual u. Gebet II 501 f.
Arverner, Mercur II 312.
Arzneimittel s. Medicamente.
Aerzte, kaiserliche I 64 f. freigelassene I 170 Reisen I 345 f.
Ärztinnen I 173 f.
Asclepiades I 187.
Aesculap (Asklepios) II 456 f., 488 f. Tempel in Epidaurus I 377. 489 f. zu Pergamus II 426. 488.
Asia, Städte II 255 f.
Asiatische Thiere II 71.
Asiaticus I 40.
Asinius Pollio II 404 f. II 396.
Aspendus II 257.
Assessor s. Beisitzer.
Assimilationen fremder Götter II 458 ff.
Astrologen I 65 f. 189 ff. 279.
Astrologie II 479 in der Medizin I 188 f.
Astura I 364.
Atellane II 95 f.
Atheisten II 499 f.
Athen I 374 ff. Bauten Hadrians II 271 Ephebeninstitut I 345 Studienort I 345.
Aether, Seelen im II 613.
Athleten II 123 ff. Statuen II 308 ff. Vereine I 347.
Atlas, Berichte über den A. I 357.
Atna, Besteigungen I 432 f.
Attalus Stoiker II 584 f.
Atticus über Athen I 417.
Auctionen der Kaiser I 90 f.
Auctionatoren I 155.
auctorati II 57.
Augensalben I 185 f.
August, Verschönerung Roms I 4 sonstige Bauten II 269 Schauspiele II 70 Naumachie II 79 Beschützer der Poesie II 396 f. 415 f. Statuen II 298 Glaube an Vorbedeutungen II 477 an Träume II 485 Tempel in Alexandria I 405.
Augusta Vindelicorum II 260.
Augusteische Dichter II 389 ff.
Ausrufer I 155.
Aussichten aus Stadtwohnungen u. Villen I 424 f. auf das Meer I 428.
Ausstand von Bauarbeitern I 149.
Ausstoßung aus dem Senat I 131.
Austernzucht II 173.
Auszeichnungen der Senatoren I 130 f.
Averni I 422.
Aventicum II 251.
Avidius Cassius I 119.

Badeorte I 350 f.
Bäder, in Rom I 15 städtische II 237.
Bajä I 363. 370 ff.
Barbillus I 66.
Basiliken Roms I 3.
Bath I 350 f. II 260.
Bathyllus II 105 ff.

Bauten, gemeinnützige der Communen II 262 ff. Einzelner II 240. 265 ff.
Bäume verehrt I 419.
Baumwolle II 181.
Begleiter des Kaisers I 76.
Begrüßungen in Schauspielen II 5.
Begräbnißplätze II 225 der Juden in Rom II 519 f. des Callistus II 539.
Beifall, bezahlter II 362 f. 407.
Beisitzer der richterlichen Beamten I 169 f.
Belenus II 494.
Beleuchtungen II 16.
Berenike, Straße nach B. I 133.
Bergbesteigungen I 431 f.
Bernsteinhandel I 336 f.
Besatzung Roms I 196.
Beschneidung verboten II 525.
Beschwörungen von Dämonen II 39. 628 von Geistern II 626 f.
Betäubungsmittel I 174.
Betrug im Kunsthandel II 340.
Bettler I 144.
Bewirthungen bei Begräbnissen II 224 der Gemeinden II 239 f. bei Schauspielen II 17.
Bevölkerung Roms I 17.
Bibliotheken, öffentliche Roms I 15 II 403 f.
Bilder von Angeklagten u. Schiffbrüchigen II 287 wichtiger Ereignisse II 285 f. 289 bei Triumphen II 286.
Bilderdienst II 510 ff.
Bildhauer I 156 christliche B. verfertigen Götterbilder II 321.
Bildhauerwerkstätten I 323 in Rom I 147 II 320.
Bitten an Kaiser bei Schauspielen II 7.
Bittschriften u. Beschwerden, Amt der B. u. B. I 50.
Bithynien, Städte II 263.
Blaue im Circus II 31 ff.
Bleitafeln in Gräber niedergelegt II 39. 628.
Bordeaux II 250 Wasserversorgung II 236.
Boscoreale II 270.
Bostra II 254.
Brahmanen I 359.
Brände in Rom I 21 ff. anderwärts II 268 f.
Brechmittel II 161 f.
Briefverkehr I 329 f.
Britannicus II 364.
Britannien II 260 Villen II 273 Inseln bei Br. I 360.
Bronzestatuen in Rom I 11 f.
Bronzewaaren, römische in Nordeuropa I 343.
Brockes I 444.
Brot u. Spiele II 4.
Bücherpreise II 403.
Buchhandel II 402 f.
Bühnenkünstler I 347 f. II 116 ff.
Bürgerrecht, Provinzialen ertheilt I 97.
Byzanz II 259.

Caligula, Luxus II 3. 180 Palast in Rom II 200.
Callistus, kaiserlicher Freigelassener I 39. 44. 254. 277 f.
Callistus Papst II 537 ff. Friedhof des C. II 539.
Calpurnius' Eclogen II 416.
C. Calpurnius Piso I 111 f. II 366 Lobgedicht auf P. II 419 f.
Cambaceres II 160 f. 170.
Camulodunum II 260.
Canarische Inseln I 356.
Cänis I 59 f.
cannabae II 247.
Capitole in Colonieen II 262.
Capitolinischer Agon II 129 f. 409 f.
Capitolinische Götter, Ritual II 512.
Capri I 367.
Caracalla, Bauten in Rom I 9 f. Anhänger der Blauen II 35 Consecration II 295 Todtenbeschwörungen II 627.
Carême II 161. 171.
Carrara, Benutzung der Brüche von C. I 4.
Carthago, Paradiese bei C. I 427 Wasserleitung II 236.
Cäsars Hochmuth gegenüber dem Senat I 87 Apotheose II 471 f. Naumachie II 78.
Cassiodor I 368 (Scyllacium, Istrien) I 426 (Comer See) II 36 (Circus) II 315 (Statuen Roms).
Catulls Schilderung des Meers I 428 über Sirmio I 430 C. nachgeahmt II 431.
Celsus über Christenthum II 543. 544 f.
centenarius II 29.
Centumcellä I 363.
Centurionen I 199 II 563 f. ehemalige C. im Senat I 105.
Chaldäer I 65 f.
Charicles, Arzt Tibers I 79.
Charlatanerie, ärztliche I 178.
Charon II 620.
Charybdis I 420 f.
Chateaubriand I 458 f.
Chigi, Agostino II 165 f.
China, Handel mit Ch. I 335 f. II 188.
Chinesische Gärten I 463 f.
Chirurgen I 174.
Chorgesang II 348.
Christen, Glaube an Heidengötter II 472 f.
Christenhaß II 528 f.
Christenthum, Ausbreitung II 540 ff. Proselytinnen I 276 ff. II 533. 543 Chr. u. Cynismus II 599.
Christenverfolgung Neros II 529 Domi-

tians II 527 Trajans II 529 Marc-Aurels II 529 ff.
Christlicher Gottesdienst, Musik II 368 f.
Ciceros Haus II 195 Ankauf von Kunstwerken II 276 f. C. über Fechterspiele II 81 über Unsterblichkeit II 614 f.
Cilicien II 258.
circuli I 227.
Circus I 22.
cisiarii I 303.
Citharöden I 156 II 358 von Frauen geliebt I 264.
Cither II 349 f.
Citronen II 176.
Citrustische II 211 f.
Civildienst der Ritter I 138 f.
clarissimus, a I 131.
Claudier I 108.
Claudius, Vorsicht beim Empfange I 83 Naumachie II 79 Brechmittel II 162.
Claudius Etruscus, Bad I 42. 44. 47. 49 f. II 198 Vater des Cl. Etr. I 49 f.
Cleander I 42. 44. 56 II 9. 267.
Clemens v. Alexandria II 556 f.
Clemens, Flavius I 277 II 543.
Clienten I 200 ff. Tagelohn I 202 Bewirthung I 285 f.
Clesippus, Geganius I 144.
coactor argentarius I 155.
cohors amicorum I 70.
coloni I 193.
Colonieen, Capitole II 262 römische Straßennamen II 263.
Colosseum II 48. 77. 83 f. 93—95.
Columbarien II 284.
Comersee I 426 f.
Cömeterien s. Begräbnißplätze.
comites I 70 ff.
Commodus, Harem, Marcia II 61 Gladiator II 54 Thierkämpfer II 68 Consecration II 294 f. Brand unter C. I 22.
Communalärzte I 171.
Concubinen, kaiserliche I 58 ff.
Consecrierte Kaiserbilder II 294 f.
consiliarii Augusti I 67.
consilium principis I 138.
Constantins Erlaß über Fechterspiele II 85.
Constantinopel, Straße nach C. I 299 f. Circusparteien II 33.
Consulare Freunde des Kaisers I 69.
Consularinnen I 255.
Consulat I 123. 124 f. 128 mehrmaliges 126.
Conterniaten II 39.
Controversen II 364. 383 ff.
conventus matronarum I 256.
convictores I 77.
Cöranus I 101.
Cornelius Balbus I 98.
Cornelius Gallus I 74 f. II 318
Cornelius Rhetor I 53.
Cornutus II 579. 583 f. Leugner der Unsterblichkeit II 610.
Corsica, Seneca über C. 430 f.
Cotta Messalinus I 111.
Crassus' Vermögen II 142.
L. Crassus Haus u. Garten II 194.
Cremutius Cordus II 395.
d. Crescentiis über Gartenbau I 472.
Crispinus I 101.
crypta Neapolitana I 366.
curia athletarum II 132.
Curulische Aemter s. senatorische Aemter.
Cyniker II 595 ff.
Cynismus u. Christenthum II 599.
Cyprianus von Carthago II 540.
Cyprus I 384.

Dacien II 261 f. colonisiert I 329.
Damianus von Ephesus II 202. 266.
Dämonen, Heidengötter von Christen als D. betrachtet II 472 f. Seelen Verstorbener II 625.
Dämonenlehre II 448 ff.
Dantes Naturgefühl I 435.
Declamationen II 382 ff.
Delos I 378 f.
Delphische Hymnen II 348.
Demetrius, Cyniker II 596 f.
Demetrius, Freigelassener des Pompejus I 210 II 194.
Demetrius, Schauspieler II 102.
Demonax, Cyniker II 597 f.
Denar I 331.
Devotion II 628.
Dia, dea D. II 502.
Diadochen, göttlich verehrt II 470.
Dialektik II 579 ff.
Diamant II 188.
Dianentempel bei Nemi I 369.
Dichter, Armut II 411 ff. D., Gegenstand des Schulunterrichts II 374 ff.
Dichterinnen I 271.
Dichterkrönungen II 409 ff.
Dichtersprache, unter August geschaffen II 390 f.
dictata beim Fechten II 61.
Diderot I 465 f.
Didymus, Arens s. Arens.
Dilettantismus in den bildenden Künsten II 337 f. mit Gladiatorenwaffen II 53 f. in der Musik II 363 ff. in der Poesie II 393 f. im Wagenlenken II 27 f. im Tanzen II 115 f.
Dio Cassius, Träume II 486 über Philosophie II 558 Gespensterglaube II 626.
Dio von Prusa (Vorfahren, Bauten) II 265. 303 Religion II 452

Diocles (C. Appulejus) II 25 ff. 41
Diocletians Bauten II 271 Palast II 259.
Dionysische Künstler I 347 D. Synoden I 347.
Dionysos, Gott der Orphiker II 611.
Dispensatoren, kaiserliche I 63.
Domitian, ägyptische Kulte II 461 D. Dichter II 399 f. Freunde I 67 Gastmähler I 89 f. Palast II 201 Naumachie II 80 D.'s Statuen zerstört II 294 Triumphbogen II 274 Vertreibung der Philosophen aus Rom II 560.
domina I 257.
domini factionum II 30.
Domitilla, Flavia I 277 II 543.
Donaubrücke Trajans II 270.
Doryphorus I 40.
Dunst verkaufen I 17. 43 f.

Earinus I 57 f.
Ebbe und Flut I 421.
Eber, ganze aufgetragen II 161.
Eclectus I 42. 56.
Edelsteine II 188 f. imitierte II 189.
egregius vir I 139.
Ehen mit Freigelassenen I 254 f.
Ehelosigkeit I 222 ff.
Ehescheidungen I 259.
Ehrenstatuen in der Republik II 285 in den Municipien II 302 ff. auf Vorrat gearbeitet II 322.
Einkommen der Ärzte I 174 ff. der Gerichtsredner I 165 f. der Grammatiker I 161 f der Musiker II 360 der Rhetoren I 162 f.
Einquartierungen I 314 f.
Einschnüren der Brust der Mädchen I 243 f.
Einstürze von Häusern I 20.
Elementarlehrer I 157.
Elephanten, kaiserlich II 71 f. Zähmung II 75.
Elysium II 612.
eminentissimus vir I 139.
Englische Schlösser II 206. 214.
Ennius II 377 f.
Entellus, Garten I 44.
Epaphroditus I 40. 43. 44.
Epheben s. Athen.
Epictet, Lebensweisheit II 555 Religion II 452. 492 über philosophische Vorträge II 590 ff. über Cyniker II 595 f.
Epidaurus I 377 Wunderkuren II 489.
Epidemien in Rom I 27 f.
Epikurs Enthaltsamkeit II 154.
Epikureer II 445 Leugner der Unsterblichkeit II 608 ff.
Epona II 497.
Epos in der Poesie vorwiegend II 428 f.
Eprius Marcellus I 73. 105.
Erbschleicherei I 222 ff.
Erdbeben in Rom I 23 sonstige II 269.
Eschatologien, orphische II 612.
ethicae (ἠθοποιαί) II 387.
Ethnarch, jüdischer II 523.
Etruscus s. Claudius Etruscus.
Eunuchen, Kämmerer I 36.
Euphrates, Stoiker II 592 f.

Fabius Maximus I 74 f. 80.
Fabricius Vejento I 76.
fabulae salticae II 106.
Factionen im Circus II 30 ff.
facundus, Prädikat der Dichter II 388.
Fahrgeschwindigkeit zur See I 301 f. zu Lande I 304 f.
Falerner I 393.
Fanatismus, ägyptischer I 396.
Fangschlüsse II 580.
Farben im Circus II 31.
Farbige Kleider II 183 F. Marmor II 197 f. 208 f.
Fasan II 156. 173 f.
Faustkampf II 127.
Favorinus II 586.
Fechterspiele in Italien II 87 f. in den Provinzen II 57. 88 bei Begräbnissen II 224 Kosten II 11.
Fechtmeister II 256 ff.
Federkissen II 150 f.
Fegfeuer II 612.
Felicio I 62.
Felix Bulla I 322 f.
Ferentinum, Skulpturen II 275
Ferrières II 200 f.
Feuersbrünste in Rom I 20 f. sonstige II 268 f.
Feuerwehren II 268 in Rom I 20.
Finanzbeamte, Ritter I 135 f.
Firmicus Maternus I 191 f.
Flamingo II 156.
Flavius Clemens I 277 II 543.
Florus, P. Annius, Reisen I 360 f.
Flöten, italische II 346 griechische II 349.
Flüsse, berühmte I 421.
Formiä I 365.
Forum Trajans I 10 f. Foren mit Statuen geschmückt, in Rom II 307 f. in den Municipien II 276.
Foscolo I 459 f.
Foucquet II 167. 205.
Fournierung II 234.
Frankreich, Tafelluxus II 163. 166 ff. Luxus unter Ludwig XIV und XV II 213 f.
frater, officielle Anrede I 69.
Frauen der Provinzialstatthalter I 263 f.
Frauencorporation, Frauensenat I 255 f.

Freie Gladiatoren II 53. 57.
Freigelassene, Namen I 95 Söhne der Fr. I 96 Reichthum u. Hochmuth I 206 ff. in den Ritterstand erhoben I 133 f. im Senat I 165 Kaiserliche Fr. I 36 ff. bekleiden Hausämter I 35 ff. ihre Bauten II 367 f.
Freiwillige Leistungen in Municipien II 238 ff. 264 ff.
Frejus, Amphitheater II 92.
Fremdenführer I 410 f.
Freunde des Kaisers I 66 ff.
Fronto I 64. 99 Alterthümler II 377 Bad II 197 Nachahmer der griechischen Sophisten II 438 f. Götterglaube II 451 Glaube an Träume II 488 über Christenthum II 543 Gegner der Philosophie II 565 f.
frumentarii, Gensdarmen I 232 f.
Fuciner See, Schiffskampf II 49. 79.
fumi I 43 f.

Gabba I 79.
Gades I 361.
Galba, Freigelassene I 40 Stammbaum I 108 Fortuna II 509.
Galenus I 172 ff. Träume II 185 Reisen I 308 über Athleten II 132 f. über Christen II 535. 554 über Unsterblichkeit II 614.
Gallien, goldreich II 142 Vieland II 180 römische Kaufleute in G. I 338 f. syrische I 341 Städte II 249 ff. Juden II 521 f.
Gallier im Senat I 97 ff.
Gallus s. Cornelius Gallus.
Garamanten II 273.
Garde I 190 ff.
Garnisonen I 327 f.
Gärten, öffentliche in Rom I 12 bei Palästen und Villen I 423 f. altrömische I 470 f. römische des 16. Jahrhunderts I 472 f.
garum I 343 g. castimoniale II 520.
Gasthäuser I 313 ff.
Gastmähler, Kosten der Ausstattung II 156 f. kaiserliche I 70. Frauen bei G. I 265 Unterhaltungen bei G. I 228 f.
Gastwirte I 318 f.
Geberdensprache der Pantomimen II 101 f.
Gebetserhörungen II 492.
Gebirgslandschaft I 229 f.
Geburtshäuser berühmter Männer I 413 f.
Gedichte gesungen II 346 ff.
Gedränge in Rom I 16.
Gehaltsklassen der Procuratoren I 196 f.
Geisterbeschwörung II 626 f.
Geisterglaube II 628 ff.
Gelegenheitspoesie II 424 ff.
Gellius Alterthümler II 377 f. Nachahmer der Sophisten II 438 Schüler des Taurus II 584 f. des Favorinus II 586.
Genfer See I 450 ff.
Genien II 468 f.
Genienarbeiter I 147.
Genossenschaften von Künstlern und Athleten I 347 f. II 131 f.
Gerasa II 255.
Gerichtsredner I 164 ff.
Gesandte in Rom I 17.
Gesandtschaften an Kaiser u. Statthalter I 325 f.
Gesanglehrer I 156 II 359.
Geschworene I 97. 134 f.
Gesner, Konrad I 440 f.
Gesner, J. M über antike Musik II 351.
Gesta Romanorum II 396.
Gibbon I 447.
Giftmischerei der Aerzte I 184.
Giraffe II 68 f.
Gladiatoren, Lieblinge der Frauen I 264 in Kriegen II 61 f.
Gladiatorenbanden II 50 f.
Gladiatorenschulen II 46. 57 ff.
Gladiatorenspiele II 45 ff. aufgehoben II 85 f.
Gladiatorenwaffen II 53.
Glasverkleidung II 199.
Glykon II 489 ff.
Goldgeschirr II 214 f. G. der Kaiser I 91.
Goldringe der Ritter I 132 f.
Goldstoffe II 181 f.
Gordiane, Villa II 204.
Gorilla I 406.
Götterbilder II 508 f. G. gemißhandelt II 511 f.
Goethes Naturgefühl I 457.
Grabdenkmäler II 224 ff. Geschäfte für Gr. I 147 Gr. der Maas- u. Moselgegend II 288.
Gräber der Könige bei Theben I 401 Gr. bei Troja I 382. 412 Gr. berühmter Männer I 412.
Grabschriften II 629 für Frauen I 284 ff.
Grammatiker I 158 f.
Gray I 144 f.
Gregorovius I 461.
Griechen, Nationalcharakter I 36 Gr. im Senat I 99 f.
Griechenland, Verödung I 374 Städte II 259 Straßen I 300 alte Culte II 503 ff. Fechterspiele II 89 f. Philosophen II 570.
Großschildner II 65 f.
Grotten I 419.
Grüne im Circus II 31 f.
Gymnasien II 128 ff.
Gypsbüsten II 280.

Hadrians Bauten II 270 ff. in Athen I 375 Gründung des Beamtenstaats II 401 Besteigung des Ätna I 433 H. Dichter II 400 Verhältniß zu Freunden I 32. 74 Gesellschafter I 79 Statuen in Athen I 297 Villa I 369 II 204 Grabmal II 228.
Haine, Verehrung der H. I 419.
Haller I 446 f. 450.
Hamburg, Tafelluxus II 169 f.
Handel in Alexandria I 392 f. nach Indien I 333 f.
Handwerker und Krämer conservativ I 150 H. richten Vögel ab I 154.
Handwerkerfeste I 151.
Haruspicin II 478 f.
Hauran II 254 f.
Hausämter, kaiserliche I 34 ff.
Häuserhöhe in Rom I 6.
Hausphilosophen II 587 f.
Hecate II 490 f.
Hegel I 158.
Hehn I 460.
Heidnische Philosophie und Weltanschauung II 553 ff.
Heiligencult II 547 f.
Heilgymnastik II 128 f.
Heilkräuter I 181 f.
Heilquellen II 495 f.
Heirathsalter der Mädchen I 248 der Männer I 249.
Helikon I 54 f.
Helius I 39 f.
Helvidius Priscus II 559 f.
Herculanenm, Villa II 277.
Herodes Atticus, Bauten II 266 f. Monumente II 310 Villen I 427 II 272.
Herodes der Große, Bauten II 268.
Heroenculte II 469.
Heterophonie II 348 f.
Hexen I 279 f.
Hierapolis, Schlund bei H. I 422.
Hinrichtungen durch Thiere II 76 f.
Hippolyt, Gegenpapst des Callistus II 537 ff.
Hippopotamus II 69. 71.
Historische Bilder II 281.
histrio II 114.
Hochzeit I 251 f.
Hoflager, Dirigenten des H. I 48.
Höflichkeitspflichten I 217 ff.
Homer in der Schule II 374.
Horaz, Verhältniß zu August I 78 II 416 zu Mäcenas II 417 f. Oden gesungen II 346 H. in der Schule II 375.
hordearii II 58.
Humboldt über antikes Naturgefühl I 434 Tropen I 469.
Hungersnöthe in Rom I 24 ff.
Jäger in der Arena II 74 f.
Jahreseinkommen (24000 S.) I 145.
Janiculum, Aussicht I 11.
Japan, Naturgefühl I 464.
Ibis I 402.
Icelus I 40.
Ilium I 380 ff.
Illuminationen II 16.
Improvisation II 381.
Incitatus II 26. 30.
Incrustation II 195.
Incubation s. Tempelschlaf.
Indien I 359 Reisen nach J. I 468 f.
Indische Waren II 186 f.
Industrie in Alexandria I 393 f.
Innungen von Handwerkern I 151.
Inseln des Archipel I 378 J. der Seligen (Madeiragruppe) I 356.
Insignien s. Auszeichnungen.
Instrumentalmusik II 349 ff.
Johnson I 448.
Jonopolis (Ineboli) II 484.
Isäus II 437 f.
Isiskult I 275 f. 397 II 460 f.
Isismysterien II 460. 617.
Isthmus v. Korinth I 307 f.
Istrien I 368 II 249.
Italien, Räuber I 321 f. Tafelluxus im 15. u. 16. Jahrhundert II 164 ff. Acclimatisation von Thieren u. Gewächsen II 172 ff. Städte II 248.
Italiker im Senat I 101 in den Provinzen I 339 f.
Juden, Verbreitung II 514 ff. J. in Alexandria I 392. 396 Ägyptische I 402 in Pompeji II 520 in Rom II 519 f.
Judenhaß II 523 f.
Judenthum, Proselytinnen I 276 II 524. 589.
Julia Domna I 82. 273 II 474.
Julius Alexander I 100.
Julius Apellas II 489.
jumentarii I 303.
Jupiter Dolichenus II 460 J. Pöninus II 497.
Jurisprudenz s. Rechtskundige.
Juristen I 167 ff.
Justinian, Bauten II 271 Heidenverfolgung II 546.
Juvenal über den Adel I 212.

Kaiser unterstützen Senatoren I 120 ff. Beschützer der Poesie II 415 ff. Schauspiele II 3 ff. Statuen u. Bildnisse II 292 ff. Apotheose II 470 ff.
Kaiserinnen, Empfang bei den K. I 82.
Kaisercult II 471 ff.
Kaiserlicher Rath I 66 f.
Kämmerer, kaiserliche I 35 f. 54 ff.

Kanobos I 397 f. 411.
Kant I 455 f.
Karthago s. Carthago.
Katarrhakten des Nil I 403.
Kaufleute, Reisen I 332 f. 337 f. Ägyptische I 337 f. syrische I 340 f.
Keltische Götter II 466 f.
Keyßler I 445 f.
Kinder, Statuen von K. II 304.
Kinderlosigkeit I 222 ff.
Kindermärchen I 244 f.
Kindermorde bei Zaubereien II 626 f.
Klassen der Ritter I 139 der Procuratoren s. Gehaltsklassen.
Kleiderluxus in neuerer Zeit II 184 ff.
Kleiderwechsel II 182 f.
Kleinasien, Städte II 255 f. Juden in Kl. II 516 ff.
Kleinasiaten im Senat I 99 f.
Kleinpächter I 193.
Kleinschildner II 65 f.
Kleinwirthschaft in Italien I 193.
Klöster, Tafelluxus II 163.
Knaben, Dichter II 380 f.
Knaben- und Mädchenchöre II 364 f.
Knabenschule I 159 ff.
Knidos, Aphroditetempel I 405 Statue des Praxiteles I 416 II 345.
Kolosseum s. Colosseum.
Komöden, Komödie II 101 f.
Kopfsteuer der Juden II 522.
Kopien v. Statuen II 326 f.
Korinth I 376 f.
Korykische Grotte I 419 f.
Kosten der Schauspiele II 11 f. der Fechterspiele II 57 der Begräbnisse II 223 der Grabdenkmäler II 227 f.
Kragos-Sibyma II 258.
Kranke, Reisen I 349 f.
Kriegsdienst I 327 f.
Kriegsgefangene, Gladiatoren II 49 f.
Krokodile I 402.
Kronanwälte I 139.
Künstler, bildende, Wanderungen II 322 Reisen der K. überhaupt I 346.
Künstlerhonorare II 33 f.
Kunststreiterstücke II 23.
Kunstsinn der Griechen II 343 ff.
Kunstwerke in Tempeln I 405 f.
Kuppler, Reisen I 348.
Kuß des Kaisers bei Begrüßung der Freunde I 85 f. der Senatoren I 86.
Kutaissow I 37 f.
Kyzikenische Säle I 424.

Labienus, T. II 395.
Läden in Rom I 148 f.
Ladenschilder I 148 f.
Lambäsis II 246 f.
Landbesitz der Senatoren I 109 f.
Landleben I 422 ff.
Landschaftsmalerei seit dem 15. u. 16. Jahrhundert I 436 ff. antike I 467 f.
Landseen I 426.
Landstraßen I 293 ff. Unsicherheit d. L. I 319 ff. Gräber an den Landstraßen II 629.
Langres, Testament v. L. II 311. 622.
Latinus Mime I 57.
Läufer II 23 f.
Lavinium I 364.
Legionen I 197.
Legionstribunen I 135 Gehalt I 117.
Lehrer an Schulen I 157 ff. der Prinzen I 63 f.
Lehrlinge I 153.
Leibärzte s. Aerzte.
Leinwand II 181.
Leonardo Bruni I 438.
Leonardo da Vinci I 437.
Lesbos I 379.
Leuchtthurm v. Capri I 366 v. Pharos I 387 f.
Licinius Sura II 302.
Licinus I 38.
Lictoren I 195.
Lionardo s. Leonardo.
Litteratur, Bedeutung für die Monarchie II 395. 402 Interesse der Frauen für L. I 269 f.
Livia I 82 Colonade d. L. I 9. 12.
Livius, Berühmtheit II 391 über Prodigien II 476.
Logik II 579 ff.
Londinium II 260.
Lotterieen bei Gastmählern II 159.
Lotterieloose bei Schauspielen II 17 f.
Löwen, kaiserlich II 71 f.
Lucan in der Schule gelesen II 376 Zerwürfniß mit Nero II 399 über Troja I 382 Beschreibung der Todtenbeschwörungen II 627.
Lucian, Kunstsinn II 345 Satiren gegen den Glauben II 452. 463 über Philosophie II 566 über Hausphilosophen II 588.
Lucrez II 445. 619.
Lucull II 153.
Lugdunum s. Lyon.
Lupercalien II 501.
Lutetia II 250.
Luxus auf Reisen I 312.
Luxusmöbel II 211.
Luxussklaven II 231.
Lyon II 249 f. Wasserleitung II 236 L. abgebrannt II 268 f.
Lyra II 349 f.
Lystra, Apostel zu L. II 473.

Maas- u. Moselgegend, Grabdenkmäler II 316.
Mäcenas, Dichter II 396 f. Verhältniß zu Dichtern II 417 ff.
Mädchenunterricht I 246 in der Musik II 364 f.
Madeiragruppe I 356.
Mahlzeiten der Sterbekassenvereine I 152 freie M. der Gladiatoren II 63 f.
Mailand II 248.
Maler Sklaven II 330.
Malerei bei den Römern II 333 f. christliche II 283.
Malerinnen II 334.
Mamurra II 195.
Mandragora I 174.
Manen II 619. 628.
Manilius Vopiscus, Villa bei Tibur II 203 f.
Mansionen, Rechnung nach M. I 302.
Marathon, Schlachtfeld von M. I 412.
Marc Aurel über Höfe I 31 Theriak I 33 Haartracht I 33. 73 Freigelassene I 41 f. Götterglaube II 453 f. Glaube an Träume II 485 f. Gegner des Christenthums II 530 über seine Zeit I 603 Resignation II 632 Philosophen unter M. A. I 32 II 561. 571.
Marcia I 61 II 538.
Marius Priscus I 118.
Marmorluxus II 193 ff.
Marnas II 465.
Marsfeld I 227 Bauten u. Anlagen I 9.
Martial I 141 II 420 ff. Mißverhältniß mit Statius II 426.
Märtyrer von Vienna II 530 von Scili II 531.
Märtyrercult II 547 f.
Märtyrersucht II 530 f. des Origenes II 532.
Massenkämpfe in der Arena II 66.
Materialismus der Epikureer II 608 ff.
matres, matronae II 466.
Mausoleen II 224 f.
Maximus von Tyrus II 450 f. Geisterglaube II 624 f.
Medicamente I 179 ff.
Meeresufer I 428 ff.
Mefitis II 497.
Melone II 176.
Memnonskoloß I 400 ff.
Memphis I 398.
Menander in der Schule II 375 Weltanschauung II 631.
Menschenhaß der Juden und Christen II 513. 529.
Meriba II 251.
Merkwürdigkeiten in Tempeln I 403 ff.
Mesomedes II 359. 361.
Messalla, Lobgedicht auf M. II 419.
Mexiko, Gärten I 464.
Miethhäuser in Rom I 20 Miethpreise I 18.
Militärärzte I 171.
Militärcolonien I 328 f.
militia equestris I 135. 200.
militiae petitores I 135.
Mimus II 96 ff.
Minerva memor II 490.
Minnedichter, Naturgefühl I 434.
Minturnä I 365.
Minucius Fundanus, Tochter I 247 f.
missio II 65.
Mithras, Cult II 461 f. Mysterien II 462.
Moloch-Saturnus II 465. 617.
Monstreconcerte II 358.
Montague, Lady M. I 444.
Montanismus II 531 f.
Mont Genèvre I 296 ff.
Mopsos, Orakel II 481.
Morgenbesuche I 202 f. 215 ff. bei den Kaisern I 80 ff.
Mosel, Villen a. d. M. II 273.
Mösien II 261.
mullus II 160.
Municipalen im Senat I 101 f. II 267.
Municipalpatriotismus II 264 f.
Municipien, Stiftungen, Schenkungen, Feste II 238 ff. Bauten II 262 ff. Statuen 303 ff.
Münster, Sebastian I 439. 450.
Münzfunde in Indien und China I 335 in Nordeuropa I 337.
Murrha II 211 f.
Musik in der Tragödie II 103 ff. im Pantomimus II 107 im Cultus II 357 christliche II 368 f. Verfall d. M. II 353 f. M. von Frauen geübt I 246 f.
Musiker I 156 II 359 ff. M. Sklaven II 356.
Musikunterricht II 363 ff.
Musonius Rufus I 272 II 558. 560. 576.
Mütter II 466.
Myron II 339.
Mythologische Scenen im Amphitheater II 78.
Mysterien von Eleusis und Samothrake I 349. 617 orphisch-dionysische II 616 des Mithras und andere II 617.

Nahrungsmittel, ausländische II 154 ff.
Narbonensis, Senatoren aus I 110.
Narcissus I 39. 43. 45. Vermögen II 143.
Nativität I 279.
Naturgefühl, religiöses I 417 f.
Naturphilosophie II 581 f.
Naturseltenheiten in Tempeln I 406 f.
Naumachieen II 78 ff.

Neapel I 366 Augustalien II 123 f. 409 Golf von N. I 365 ff.
Nemi, See von N. I 369 Diana von N. II 503.
Nero, Dichter II 398 f. Künstler II 367 f. Tragöde II 104 f. Expedition zur Entdeckung der Nilquellen I 359 goldenes Haus II 200 f. Anhänger d. Grünen II 34 Luxus II 140 Schauspiele II 3 von Dichtern gepriesen II 367. 416 f. Todtenbeschwörungen II 627.
Neroneen II 124 f.
Neronischer Brand I 5. 22.
Nerva, Dichter II 400.
Neryllinus, Heros II 491.
Neujahrsempfang der Kaiser I 81.
Neuigkeitskrämer I 231.
Neupythagoreer s. Pythagoreer.
Niebuhr I 461.
Nicäa II 256. 263.
Nicomedia II 256. 263.
Nikolaus v. Damascus I 78.
Nilquellen I 358 f. 388.
Nimes, Amphitheater II 91 f.
Nordeuropa, röm. Handel in N. I 336 ff. Fabeln über N. I 359 f.
Numidisches Huhn II 156. 173. N. Marmor II 196. 209.
Nymphäen I 13 II 235 f.
Nymphen II 235 f.

Oberkämmerer I 35 f.
Obscöne Gedichte u. Bilder I 261 f.
Obstcultur I 193 II 177 f.
Octavius Adventus I 105 II 389.
Odenath v. Palmyra I 100.
Officierdienst, ritterlicher I 135.
Officierlaufbahn I 199 f. II 179.
Oelcultur II 179 f.
Olympia I 373 f. Jupiter des Phidias in O. I 416.
Olympiasieger II 134.
Opellius Macrinus I 103.
Opfer, Opferthiere II 506 f.
Orakel II 480 ff.
Orchester der Pantomimen II 353.
Orchomenos, Agrionien II 505.
Orientalische Religionen u. Culte I 274 f. II 459.
Orienthandel II 186 ff.
Origenes gegen Celsus II 487 über Antinous II 471 f. über die geringe Zahl der Christen II 542 der Märtyrer II 532.
Ornamente, senatorische I 126 f.
Ort der Frommen (Seligen) II 611. 613.
Osiris II 464. 613.
Ostasiaten, Naturgefühl I 463 f.
Ostia I 364.
Ostindien s. Indien.
Ovid, Reise nach Tomis I 309 dichtet früh II 380 über das Loos d. Dichter II 411 f. Berühmtheit II 391.
Ovidische Dichter II 430.

Paganus II 545.
Pagenschule I 58.
Palais Gallienne II 91.
Palästina, Erinnerungen an die biblische Geschichte I 414 f. Sculpturen II 318 f.
Pallas I 39. 43—47 f.
Palmen I 469 f.
Palmyra II 253 f. Statuen von Karavanenführern II 308.
Pamphylien II 257 f.
Pan II 490.
Panätius, Leugner d. Unsterblichkeit II 610.
panem et Circenses II 4.
Pannonien II 261.
Panthea I 60 f. II 365.
Pantomimen II 105 ff. kaiserliche I 56 f. von Frauen geliebt I 264 f.
Papier I 342.
Paraderitt der Ritter I 133 f.
parens officielle Anrede I 69.
Paris I 57. 219 f. II 108.
Parke in Rom I 12 bei Tempeln I 405.
Parteien im Circus II 25 ff. im Amphitheater II 65 f. im Theater II 121 ff.
Parthenius I 45 f. 55.
Patrobius I 45.
Paulina, Senecas Gemahlin I 282.
Pausilypon I 366.
Pelzluxus II 182.
Peregrinus Proteus II 598 ff.
perfectissimus vir I 139.
Pergamus II 256. 335.
Perge II 257.
Periegeten I 410 f.
Perlen II 186 ff. geschlürft II 148.
Perlhuhn II 156. 173.
Perser, Naturgefühl I 462 f.
Persius, Philosophie II 583 f.
Pessimismus II 630 ff.
Petelia, Goldtäfelchen II 613.
Petra II 255.
Petrarca, Krönung II 410 Naturgefühl I 435 f. Dämonenglaube II 481.
Pfau II 163. 173.
Pfirsich II 176.
Philosophen in Privathäusern I 273 II 587 f. am Hof I 17 f. II 589 f.
Philosophenschulen II 590 ff.
Philosophentracht II 563. 570 f.
philosophi Theoretiker II 320.
Philosophie, Beschäftigung der Frauen mit Ph. I 272 ff. römische Ansicht über Ph. II 574 ff.

Philostrat, Roman des Apollonius von Tyana II 474 Geisterglaube II 626.
Physik s. Naturphilosophie
Piraten in der Rhetorenschule II 384 f.
Pisidien II 257 f.
Piso, C. Calpurnius I 207 f. II 366 Lobgedicht auf P. II 419 f.
Platanen I 419 f.
Platos Lehren von Unsterblichkeit u. Jenseits II 611.
Platonische Dialoge aufgeführt II 578.
Plautianus I 83 II 10 Statuen II 300.
Plinius d. ältere, amtliche Laufbahn I 137 über Luxus II 150 f über Träume II 484 Unglaube II 446 f. Leugnung der Unsterblichkeit II 607 f.
Plinius d. jüngere I 112 ff. 128. 130 II 34 f. 267 (Como) Villen I 429 II 202 f. über Fechterspiele II 81 Dichter II 429 ff. über Recitationen II 406 ff. über Christen II 529 Gespensterglaube II 626 Philosophie II 584. 592 f.
Plotina I 268. 274.
Plotinus I 274.
Plutarch, Dämonenlehre II 449 Gläubigkeit II 452 über Superstition II 462 ägyptische Götter II 464 f. Gespensterglaube II 625 Unsterblichkeit und Jenseits II 612 f. Tischgespräche I 237 ff.
Poesie, rhetorisch II 388.
Polemo, Sophist II 437.
Politische Demonstrationen b. Schauspielern II 9 f. P. Gespräche, gefährlich I 231.
Polizei, geheime I 232 f.
Pollius Felix, Villa bei Sorrent II 203.
Polybius I 47. 50 f.
Polyclet, Freigelassener I 39.
Polyclet, Bildgießer II 339.
Pompeji, Wasserversorgung II 234 Erdbeben II 269 Ehrenstatuen II 301 Juden u. Christen II 520.
Pomponia Grăcina I 277.
Pomponius Bassulus II 379.
Porphyrbrüche in Aegypten I 403 II 318.
Porphyrius I 274. 278.
Portraitbilder II 289 f. von Autoren in Büchern II 291.
Posides I 44. 46.
Potemkin II 144. 160. 170.
Potocki, Felix II 206.
praecones I 155. 195 f.
Präfect des Prätorium I 136. 138 f.
Präfecten, Ritter I 136 hohe Pr. Freunde des Kaisers I 69.
Pragmatiker I 164. 168 f.
praetoria an Landstraßen I 302.
Prätorianer I 196 ff.
Prätur, Kosten der Pr. I 115 Schauspiele II 13.
Preise der Bücher II 403. der Statuen II 330 f. der Grabmäler II 223. in Gasthäusern I 317 f.
Priestermahlzeiten II 157.
Priesterthümer der Ritter I 140 Pr. versteigert II 507.
primipili, Primipilaren I 199.
Princeps, Flötenspieler II 361.
principes juventutis I 134.
Procession im Circus II 40 f.
Procuratoren, kaiserliche, Ritter I 135 ff. Pr. der Frauen I 253 f.
Prosa poetisch II 388.
Proselyten, jüdische II 525 f.
Prostitution in Wirthshäusern I 318.
Provinzen geplündert I 118 f.
Provinzialpriester, Fechterspiele II 12. 57. Statuen II 303.
Provinzielle Künstler II 315 f.
Purpurluxus II 183 f.
Puteoli I 384 f.
Pygmäen I 389.
Pylades I 57 II 3. 105 ff. 353.
Pyramiden I 398 f.
Pyrrhiche II 113 f.
Pythagoreer II 611. 624.
Pythische Weise II 351.

Quellen, Verehrung I 418 f.
Quintilian I 63 f. Anstellung II 374. Reform d. Stils II 376 f. Religion II 446. Gegner der Philosophie II 565.

Radziwill, Karl II 170.
Ramond I 453.
Räuber I 319 ff.
Ravenna I 368.
Rechnungsamt I 49 ff.
Rechtskundige I 167 f. R. Senatoren I 120 Ritter I 138 f.
Recitationen II 404 ff.
Redefreiheit bei Schauspielern II 8.
refrigerare, — erium II 613.
Regenwunder II 475.
Regulus, M. Aquilius, Villen II 202 Denkmäler für seinen Sohn II 310 Tödtung von dessen Lieblingsthieren II 622.
Reisen nach Rom I 325. 361 schnellste R. I 304 f. 309 f. 310 f. R. nach Indien I 468 f.
Reiseroute von Bordeaux nach Jerusalem I 301 f.
Reisewagen I 313.
Reliquien aus der Heroenzeit I 408 ff.
Renaissancezeit II 440.
Remmius Palämon I 161.
Rennpferde II 28 f.
Reproduction älterer Kunstwerke II 324 ff.

Rhetoren I 157 f. von Kaisern befördert I 163 Reisen I 345 f. Gegner der Philosophie II 565 ff.
Rhetorenschule I 162 f. II 381 f.
Rhetorik, griechische II 434 ff.
Rhinoceros II 69.
Rhodus I 379 f. Reichthum an Statuen II 275 Ehrenstatuen II 301.
Ring des Polycrates I 408.
Ritter I 132 ff. R. bekleiden Hausämter I 35 Civile Aemterlaufbahnen I 138 f. R. Geschäftsleute u. Gutsbesitzer I 142 im Strafrecht privilegiert I 102 R. in den Provinzen I 132 Auftreten in Schauspielen II 20 f.
Rittercensus I 132 f.
Ritterlicher Adel I 136.
Ritterpferde I 133.
Ritterplätze I 143.
Ritterstand an den Census gebunden I 132 f. Erhebung in den R. I 133 R. angemaßt I 142 f. vgl. Paraderitt und Turmen.
Ritualmorde den Christen angedichtet II 528 f.
Rom, Reiseziel I 325. 361 Beschränkung des größten Luxus auf Rom II 232 Verzeichnisse der Kunstwerke II 314 f. Arbeit von Kunstwerken für die Provinzen in Rom II 319 f. Juden in R. II 519 f. Christen in Rom II 541.
Rosen II 209.
Rousseau I 450 ff.
Rubellius Plautus II 559.
Ruskin I 457.
Rutilianus Sisenna II 483.

Saar, Villen an der S. II 273.
Säcularspiele II 364.
Sagalassus II 257 f.
Salier II 501.
Salonä II 259.
salutationes I 203.
Sänften I 266 Frauen reisen in S. I 313.
Sänger I 359.
Sängerinnen II 358.
Sarkophage II 321.
Sarmentus I 79. 142.
Sarmizegetusa II 261.
Saturnaliengeschenke I 208 II 283.
Saussure I 454 f.
Scaurus, Luxus II 141 Theater u. Palast II 194 f.
Scenerie des Amphitheaters II 77.
Schauspiele, ungewöhnliche II 15 f. 47.
Schauspieler, ehrlos II 116 Sklaven II 117 f. Ehren u. Einnahmen II 118 f.
Schauspieltage II 13 f.
Scheidungen s. Ehescheidungen
Scheinehen I 254.
Scheiterhaufen II 222 der Kaiser II 287.
Scherschell II 252.
Scheuchzer I 441 f.
Schiffbrüche I 306 f. Bilder v. Sch. II 287.
Schiffskämpfe II 78 ff.
Schindeldächer in Rom I 3.
Schnee, Kühlung durch Schnee II 150.
Schnelläufer II 23 f.
schola poetarum II 427.
Schottische Hochlande I 448 ff.
Schulbildung, Abnahme der Sch. II 388 f.
Schulen I 157. 159.
Schulen der Philosophen II 590 ff.
Schulgeld I 161.
Schulknaben I 159 f.
Schullehrer, Dichter II 379 f.
Schulwitz I 160.
Scirtus II 95 f.
Sclaven s. Sklaven.
Scorpus II 25 f.
Scott, Walter I 464.
scribae I 195.
Scribonius Largus I 170. 182 f.
Scyllacium I 368.
Seebarbe (mullus) II 160.
Seehandel I 194.
Seelenwanderung II 612.
Seereisen I 306 f. Fahrgeschwindigkeit I 310 f.
Segovia, Wasserleitung II 236.
Sejan, Statuen II 300.
Seide II 181.
Sekretariat, kaiserliches I 51.
Seleucus, Grammatiker I 79.
Selge II 257.
Selige, die Todten II 610. 630.
Senat beschließt Errichtung von Statuen II 306 f.
Senatoren, von Freigelassenen abstammend I 105 f. im Strafrecht privilegiert I 102 Freunde d. Kaisers I 81 f. 86 Höflichkeit d. Kaiser gegen d. S. I 87 an der kaiserlichen Tafel I 88 Auftreten in Schauspielen II 20 f.
Senatorenstand I 103 f. von Rittern gemieden I 140.
Senatorische Ritter I 134 ff.
Senatorisches Vermögen I 109 ff.
Seneca I 63 f. 109 Enthaltsamkeit II 149 f. Reise I 311 f. über Fechterspiele II 82 angebliches Verhältniß zu Paulus II 543 f. Philosophie II 561 f. 574 f. über Unsterblichkeit II 615 f. Pessimismus II 632.
Septizonium I 13.
Serapeum in Alexandria I 391 f.

Serapis, Cult I 397 Wunder II 474 Krankenheilungen II 487.
Servilius Vatia I 365.
Seuchen in Rom I 27 f.
Severus (Septimius) reorganisiert die Garde I 198 restauriert den Memnonskoloß I 401 Träume II 288 f.
Sevigné, Frau von S. I 443 f.
seviri equitum I 134.
Sertier, Schule der S. II 557. 576. 579.
Sicilien I 372 f. Straßen in S. I 300.
Sigerus I 55.
sigilla II 283.
Silberfunde II 220.
Silbergeschirr als Reservefond II 218 ff.
Silberluxus II 214 ff.
Singen u. sagen II 347.
Singvögel gegessen II 148.
Sittenlosigkeit der Frauen I 257 ff.
Skeptiker II 445.
Sklaven, Maler II 330 Musiker II 356 Schauspieler II 116 ff. Schreiber II 402 schwatzen Geheimnisse aus I 234 zum Gladiatoren- u. Thierkampf verurtheilt II 51 f.
Sklaverei, Einfluß auf die Sittlichkeit der Frauen I 260 f. Auffassung d. Stoiker II 602.
Smaragd II 188 ff.
Smyrna I 383 f.
Soldaten I 327 ff. Clienten I 207 Geheimpolizisten I 232 f. Culte II 466.
Sommeraufenthalte in Italien I 362 f.
Sophisten, griechische, kaiserliche Secretäre I 53 f. im Senat I 100 Reisen I 345 f. Bauten II 266.
Sophistik, griechische II 434 ff.
Sorrent I 367.
Spanien, Straßen in Sp. I 300 f. einheimische Culte II 467 Juden II 521.
Spanische Pferde II 37 f.
Spargelzucht II 178.
Specialärzte I 173.
Spiele, Kosten der Sp. I 115.
Spinnen u. Weben d. Frauen I 245.
Staatspost I 302.
Stabiä, Curort I 350. 367.
Stadtbeschreibung Roms I 11.
Stadtcohorten I 196 ff.
Städte aus Lagern entstanden II 246 f.
Stadtgespräche in Rom I 230 f. 235.
Stadtrömische Sculpturen für die Provinzen II 319 f.
Stationen (d. Juristen u. s. w.) I 167 f. 227.
Stationenverzeichnisse I 301 f.
Statius der Vater II 375. 380.
Statius der Sohn II 378. 422 ff. Mißverhältnisse zu Martial II 426.
Statuen in Rom I 11 f. St. u. Büsten d. Dichter in Bibliotheken II 404.
Statuensteuer in Aegypten II 297.
Steinbrüche Pannoniens II 281 f. 320 f.
Sterbekassenvereine I 151 f.
Stertinius Xenophon I 64 f.
Stiergefechte, spanische II 55 f. 84 f. antike II 76.
Stoicismus regierungsfeindlich II 558 ff. weltbürgerlich II 601 f. Theologie II 447 f. Glaube an Vorzeichen II 476.
stolata femina I 256.
Strafen im Jenseits II 612 f.
Straße, heilige in Rom I 148 Str. der Silberschmiede I 147.
Straßenbreite in Rom I 6 f.
Straßenlärm in Rom I 19 f.
Straßennetz, Hauptlinien des römischen Str. I 294 ff.
Stratocles Komödе II 102.
strenae I 81.
Stuck II 280.
Studienamt I 51.
Studienorte I 345.
Studiensklaven II 230.
Studierende, Reisen I 344 f.
stupidi II 97.
Suasorien II 382 f.
Subalternämter, von Rittern bekleidet I 140.
Subalternbeamte I 194 ff.
Sueton, kaiserlicher Secretär I 53 verzeichnet Vorbedeutungen II 477 Träume II 485.
Sulla II 444. 455.
Sulpicius Maximus II 381. 409 f.
Superstition II 461 f.
Syene, Brunnen in S. I 403.
Symmachi I 110.
Symmachus, Schauspiele II 37 ff.
symphoniaci II 353.
Synoden, dionysische I 347.
Syracus I 372 f.
Syrer, Nationalcharakter I 36 Kaufleute im Westen I 340 f.
Syrerinnen I 317 Musikantinnen II 352.

Tabernen in Rom I 7 f. an den Landstraßen I 316 f.
Tacitus, Standesgefühl I 101 f. Religion II 445 f. 451. Glaube an Vorzeichen II 477 über Christen II 528 f. über Unsterblichkeit II 614.
Tafelmusik II 356 f.
Takttreten II 353.
Tanz der Frauen I 246 f. der Pantomimen II 109 f.
Tanzmusik II 355.
Tartarus II 612.

Taurus, Calvisius, Platoniker II 584 f.
Tempel, reichste u. größte II 508. 510.
Tempelbauten II 507 f.
Tempelschlaf II 488 f.
Tempethal I 420 f. 425 f.
Termessus II 257.
Terracina I 365.
Testamente von Juristen abgefaßt I 169 T. von Langres II 311.
Textbücher der Pantomimen II 106 f.
Theben, Ruinen von Th. I 399 f.
Themas der Rhetorenschule II 382 ff. der griechischen Sophisten II 435.
Theotraste II 458 ff.
Theriak I 33. 183.
Thermen in Rom I 15 (Heilquellen) in den Provinzen I 227.
Thespiä, Amor des Praxiteles I 416.
Thessalus, Arzt I 186 f.
Theuerungen in Rom I 24 ff.
Theveste II 252.
Thierbändigung II 74 f.
Thiere, ägyptische I 389 africanische II 67 Th. gefärbt II 74.
Thierhetzen im 6. Jahrhundert II 86.
Thomson I 448.
Thon II 280.
Thongeschirr in Nordeuropa I 343.
Thonwaren II 327 f.
Thrasea, Pätus, sein Tod II 559. 567. Auftreten als Tragöde II 364 f.
Thrasyllus I 66.
Tiber, Ueberschwemmungen des T. I 23 f.
Tiberius, Freigelassene I 38 Flechtenleiden I 84 f. Gesellschafter I 78 f. Dichtungen II 397 f. Glaube an Astrologie I 66. 480.
Tigellinus II 28. 559.
Tigellius II 361 f.
Tigris, Absturz des Tigris I 421.
Tischgespräche I 229 ff. 236 ff.
Titinius Capito I 53 II 433.
Titus, Schauspiele II 14. 70 Naumachie II 79 f. Dichtungen II 399.
Tizian I 437 f.
Todte, Mitgaben an T. II 622.
Todtenbeschwörungen II 626 f.
Todtenurnen II 222. 284.
Toga II 233 der Kaiser u. ihrer Besucher 84. 91 bei Schauspielen vorgeschrieben II 10 f.
togata II 101.
togati (Clienten) I 203.
Töpffer I 454.
Tracht der Hofdiener I 91.
Tragödie, Tragöden II 102 ff.
Trajan, Freigelassene I 40 Schauspiele II 4 f. 70 Donaubrücke II 270 Forum I 10 f. II 308.
Transporte von Thieren I 73 f. 330.
Transportschiffe für Obelisken I 386 f.
Träume, vorbedeutende II 484 ff. bildlich dargestellt II 288 f. Verordnungen für Kranke im Tr. II 488 ff.
Tribunat I 123.
Trimalchio I 210 Bilder aus seinem Leben II 268. 311 Musik in seinem Hause II 357 Laren II 469.
Troja I 380 ff.
Trojaspiel II 24.
Trojsche Familien I 107.
Trottoirs II 233 f.
Trüffel II 178.
tunica molesta II 77.
Turnen der Ritter I 139.
Tyrannen in der Rhetorenschule II 384.

Ueberschwemmungen in Rom I 23 f.
Umarbeitung u. Umbenennung von Statuen II 288 ff.
Umbonius Silo I 131.
Ungesundheit Roms I 26 f.
univirae I 285.
Unsicherheit in Rom I 20 u. der Landstraßen I 319 ff.
Unterwelt, orphische Vorstellungen II 611 ff. Volksglaube II 620 f.

Vacuna II 503.
Valerius Asiaticus I 98.
Valerius Pudens II 410.
Varros Bilderwerk II 337. 403.
Vatel II 167.
Vatinius I 80.
Vedius Pollio I 142.
Venedig, Luxus II 213.
Verfall der lateinischen Sprache II 388.
Vergeltung im Jenseits II 611 ff.
Vergoldung von Thieren II 74.
Verlosungen bei Gastmählern II 159.
Verlobung I 249 f.
Vermächtnisse I 222 an die Kaiser I 73.
Vermögen, größte im Alterthum II 143 in neuern Zeiten II 143 ff.
Verona, Amphitheater II 92 f.
Verres, Statuen II 301.
Verrius Flaccus I 76 II 304.
L. Verus, Haartracht I 73 Anhänger der Grünen II 35.
Vespasian, Begleiter Neros I 75 geringe Herkunft I 107 f. Erbauung des Amphitheaters II 4 Anstellung Quintilians II 374.
Vestalinnen, Statuen II 308.
Vesuv I 366 f.
Veteranen angesiedelt I 328 f.
Vettier, Haus d. V. in Pompeji, Bilder

u. Sculpturen II 277 Wasserreichthum II 234.
Vettius Valens I 65.
Vetturine I 303 f.
Verwaltungsbeamte Ritter I 135.
Via nova I 10.
Vibius Crispus I 109. 119.
Vicarello, Gefäße v. V. I 301.
Victor, Papst II 538.
Vielnamigkeit I 108 f.
Vienna II 249 f. Senatoren aus V. I 98.
Viergespanne II 42.
Villen am Meer I 429 in Italien I 362 ff. an der Garonne II 273 in Africa II 272 f. in Syrien II 253 in Britannien II 273.
Virgil im Theater geehrt II 5 in der Schule gelesen II 375 Popularität II 392 Einfluß auf die spätere Poesie II 429 f. Beschreibung der Unterwelt II 612.
Virgilische Dichter II 430.
Virtuosen, musikalische II 350 f.
Vitruv II 195 f.
Vomitive II 161 f.
Vorlesungen neuer Werke II 404 ff.
Votivbilder II 287 f.

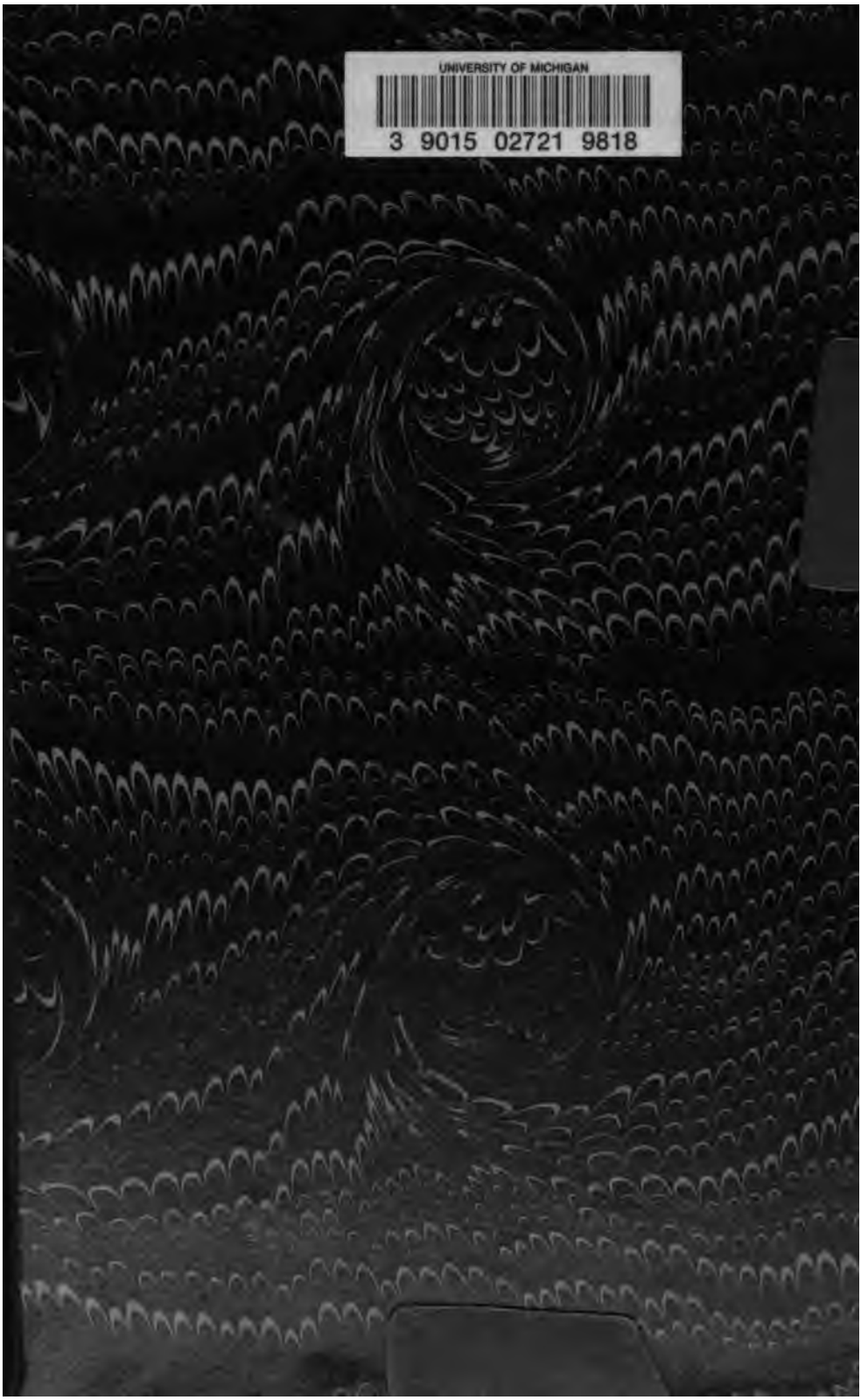
Waaren, orientalische II 186 f.
Waarensendungen I 329 f.
Wache im Kaiserpalast I 83.
Waffen in Tempeln I 408.
Wagenlenker II 25 ff. Kostum II 42 f.
Wandmalerei II 280 ff.
Wallfahrtsorte I 349.
Wasser, in der Landschaft I 425 ff. W. kühles, des Lebens II 613.
Wasserleitungen Roms I 12 f. anderer Städte II 234 ff.
Wasserorgel II 349.
Weben der Frauen I 245.
Weiblicher Einfluß I 268.
Weihgeschenke II 509 f.
Weinbau I 194 II 179 f.
Weltfriede I 291 f.
Weltschmerz II 631 f.
Weltwunder, sieben I 403 f.
Wettkämpfe, poetische II 409 ff. vgl. Agon.
Winckelmann I 460 f.
Wirthshäuser s. Gasthäuser.
Wirthshausschilder I 316.
Wohlgerüche II 192 f. bei Bestattungen II 221 f.
Wohnungsmiethen II 193 ff.
Wohnungsnoth in Rom I 18.
Wollarbeit der Frauen I 245.
Wucher der Senatoren I 116.
Wucherer I 145.
Wunderglaube der Christen II 534 f.
Würfelspiel I 229.

Zähmung von Thieren II 74 f.
Zauberei (im Circus) II 39.
Zauberer I 280 in der Rhetorenschule II 386.
Zehntland, Villen II 273.
Zephyrinus, Papst II 538.
Zeus Panamaros II 490 f.
Ziegeleien I 117.
Zielsäulen II 41.
Zinn I 342.
Zobel II 182.
Zöllner I 319.
Zusammenarbeiten v. Künstlern II 329.
Zusammenspiel von Instrumenten II 352 ff.
Zusammenwohnen v. Arbeitern desselben Gewerks I 147 f.
Zweigespanne II 42.
Zwerggestalt künstlich erzeugt II 231.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

DEPARTMENT OF CLASSICAL STUDIES
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ANN ARBOR, MICHIGAN

DEPARTMENT OF CLASSICAL STUDIES
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ANN ARBOR, MICHIGAN


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02721 9818